STIMMEN AUS MARIA-LAACH






Dei
Sub Numine
Viget



Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Monatschrift.

Fünfter Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1873.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des fünften Bandes.

Recensionen.

Miscellen.

Der Kampf gegen den Liberalismus der Wissenschaft.

In dem Angriffskrieg, welchen man gegenwärtig in umfassendster Weise gegen das positive Christenthum organisirt hat, ist von christlicher Seite in verschiedenen Variationen der passive Widerstand den Angreifern in Aussicht gestellt. Es ist das ein modernes Wort für eine uralte, echt christliche Idee; das Wort will sagen, daß wir eher bereit seien, Gut und Leben zu lassen, als unser christliches Gewissen im mindesten zu verletzen; und so haben wir die alte, von Oben gekommene Widerstandskraft, welche die Welt erlöst und das Christenthum nicht nur am Dasein erhalten, sondern von Sieg zu Sieg geführt hat. Schon das bloße Wort deutet an, daß der „passive Widerstand“ zwei Elemente, ein Element des Duldens und ein Element des Widerstehens, in sich begreift; das erstere bezieht sich auf das Gebiet der physischen Gewalt; das letztere auf das Gebiet der Überzeugung und des äußern Auftretens für dieselbe.

Diese Unterscheidung ist wohl zu beachten; denn wie es verderblich wäre, der christlichen Kirche, dieser Repräsentantin der Wahrheit und Gerechtigkeit auf der Welt, zuzumuthen, sie solle gegen die feindliche Gewalt revolutioniren; so wäre es in gegenwärtigem Augenblick noch viel verderblicher, wenn man das System des geduldigen Hinnehmens über die gebührenden Grenzen hinüber ausdehnen wollte. Unsere Religion empfiehlt uns freilich Lammesgeduld im Ertragen des Unrechts, aber auch Löwenmuth im Zurückweisen des Irrthums. Der Irrthum, der den jetzt entbrannten Weltkampf gegen die sichtbare Kirche Christi beseelt, ist bekanntlich absolute Freiheit des Denkens und Wissens, d. h. Unabhängigkeit des menschlichen Geistes von Gott. Gedankenfreiheit, „Befreiung von kirchlicher Geistestyrannei“ heißt ja das Gut, welches die Liberalen auf der Spitze der Bajonnette der zu entchristlichenden europäischen Gesellschaft anbieten. In den aufgeregten Verhältnissen der Gegenwart ist

es gerathen, daß wir uns oft klar und deutlich vor die Seele führen, in welcher Weise der Kampf gegen diesen Irrthum aufzunehmen ist. Dazu sollen die folgenden Zeilen behülflich sein; sie enthalten nur ein Corollar zu dem, was früher [1] über den eigentlichen Charakter des Liberalismus gesagt wurde. Um die „freie Wissenschaft“ im modernen Sinne des Wortes richtig zu beurtheilen, muß man vor Augen behalten, daß sie ein Postulat des Pantheismus, d. h. jener Weltanschauung ist, welche den Menschen nicht als Geschöpf Gottes, sondern als etwas „Absolutes“ betrachtet, und ihm eine Unabhängigkeit zuschreibt, die ihm nicht gebührt.

I.

Nichts liegt natürlich näher und ist nothwendiger, als das System der Abwehr, welches lediglich darauf Bedacht nimmt, die Angriffe zurückzuweisen. Richten wir unsern Blick auf die Vergangenheit, so sehen wir, wie die kirchliche Wissenschaft mit regem Eifer sich auf die Widerlegung der Anklagen verlegte. Man hatte die kirchliche Lehrautorität angeklagt, sie halte Lehren aufrecht, welche mit der Naturforschung und Geschichte im Widerspruch ständen, durch ihre Machtsprüche hindere sie die freie Forschung, sie verbiete auf dem Felde der Wissenschaft jede freie Meinungsäußerung; sogar unser in wissenschaftlichem Fluß begriffenes Jahrhundert und — was das Schreckliche ist — deutsche Denker hätten ein donnerndes Halt vom Tiberstrande vernommen u. s. w. Diesen und ähnlichen Anschuldigungen ist man nun katholischerseits mit der größten Gewissenhaftigkeit auf dem Fuße nachgegangen. Mit wahrhaft erschöpfender Gründlichkeit hat man die Richtigkeit aller jener Vorwürfe dargethan. In Bezug auf Bibel und Natur hat man den Nachweis geliefert, daß die Wissenschaft nichts von der Offenbarung, und die Offenbarung nichts von der Wissenschaft zu fürchten habe. In Bezug auf Geschichte hat man mit einer Ausdauer, „wie sie nur bei Deutschen zu finden ist“, die sogenannten feststehenden Geschichtsresultate als tendenziöse Geschichtsbaumeisterei entlarvt. So war man denn nach allen Seiten hin thätig, die Nebel der Vorurtheile zu zerstreuen und der Gegenwart zum Bewußtsein zu bringen, daß die christliche Kirche nicht das lichtscheue Wesen, die Nachteule ist, welche bei jedem Lichtstrahl in Schrecken geräth, daß sie im Gegentheil eine Freundin und Beförderin des Lichtes

[1] Vgl. diese Monatschrift. 4. Bd. S. 313 ff.

ist, daß sie ruhig wie die Sonne am Firmamente in das geschäftige Treiben der Wissenschaft hineinscheint, daß sie niemals mit wahrer Wissenschaft und ehrlicher Forschung in Konflikt gerathen kann.

Es gelang, der sich selbstbewußten angreifenden Wissenschaft eine sich selbstbewußte vertheidigende Wissenschaft siegreich entgegenzustellen. Bei den fortwährenden Angriffen, denen sich das Christenthum ausgesetzt sah, konnte es nicht ausbleiben, daß die ganze wissenschaftliche Richtung ein vorwiegend apologetisches Gepräge erhielt; von den theologischen Disciplinen wurden insbesondere jene cultivirt, welche den nächstliegenden apologetischen Bedarf befriedigten. Dazu war man mit emsiger Sorgfalt bemüht, die Resultate des wissenschaftlichen Nachdenkens durch populäre Schriften und durch das lebendige Wort zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen.

Sicherlich muß das katholische Deutschland ewig den Männern dankbar bleiben, die in dieser Weise allen Wohlmeinenden Gelegenheit boten, sich von der Haltlosigkeit aller gegen die kirchliche Lehrautorität erhobenen Anschuldigungen zu überzeugen. Leider aber war die Zahl der Wohlmeinenden im gegnerischen Lager nicht die überwiegende, wenigstens nicht die maßgebende. Wurden auch durch die auf katholischer Seite entfaltete wissenschaftliche Thätigkeit sehr viele von ihren Vorurtheilen gegen das positive Christenthum befreit, so ist es ihr doch nicht gelungen, den Zeitstrom im Großen in andere Bahnen zu lenken. Die Rechtfertigung der Kirche fand keine Anerkennung; man wollte eben die Wahrheit nicht. Es zeigte sich wieder, daß „immerfort wiederholte Phrasen sich zuletzt zur Überzeugung verknöchern und die Organe des Anschauens völlig versumpfen." Die „Überzeugung" der modernen Culturpächter ließ sich nicht erschüttern; es ist und bleibt ein Fundamentalglaubensartikel moderner Bildung, daß die katholische Kirche gegen die Freiheit des Wissens wahre Todsünden begangen hat.

So berechtigt nun auch das so eben angedeutete, bloß abwehrende Auftreten gegen den jetzt frontmachenden Liberalismus ist, so liegt es doch auf der Hand, daß es die eigentliche Streitfrage zwischen Christenthum und Liberalismus unberührt läßt. Diese Frage steht nun aber einmal da mitten im Leben und greift wie ein tausendarmiger Polyp in alle Verhältnisse hinein; ignoriren läßt sie sich nicht; überall heißt es: liberal oder katholisch? Was für eine Stellung soll der Katholik dem Liberalismus gegenüber einnehmen? Soll er, die so wünschenswerthe Versöhnung mit dem Gegner fest im Auge behaltend, stets nur

die freiheitlichen Elemente des positiven Christenthums vorkehren, oder soll er auf die Gefahr hin, abzustoßen, besonders die vom Christenthum gewollte rechtmäßige Unterordnung und Unterwürfigkeit betonen? soll er die christliche Freiheit oder die christliche Autorität auf seine Fahne schreiben? soll er dem System der Nachgiebigkeit und Herablassung, welche den Gegner zu gewinnen sucht, huldigen oder das System des offenen Widerspruches befolgen, welches dem Gegner die Wahrheit, die er nicht will, vorhält? Das ist die Frage, welche uns jetzt beschäftigt.

Sehen wir auf die Vergangenheit, so gewahren wir bald, daß das erstere der beiden Systeme, also das des herablassenden Entgegenkommens, in nicht geringem Maße auf katholischer Seite zur Anwendung kam. Nicht selten gewahrt man gerade bei den wohlmeinendsten Katholiken eine gewisse Scheu, der lauten Tagesmeinung gegenüber einen offenen Widerspruch zu erheben; auch in Bezug auf die Prinzipienfrage konnte man sich von der Meinung nicht losmachen, es käme lediglich darauf an, sich mit den Andersdenkenden zu „verständigen", denselben „entgegenzukommen".

So hat man sich denn selber bisweilen gewissermaßen zum Liberalen gemacht, indem man sich mit dem Liberalismus in der Hochschätzung der wissenschaftlichen Freiheit für einverstanden erklärte, dann aber zeigte, wie die katholische Kirche diese Freiheit nicht nur nicht geschädigt, sondern im Gegentheil Alles gethan habe und noch thue, um die möglichst freie Bewegung auf diesem Gebiete zu fördern.

Auch hier glaubte man, dem modernen Zeitbewußtsein nicht gar zu schroff entgegentreten zu dürfen. Die ganze wissenschaftliche Richtung und Thätigkeit hängt wesentlich von der Art und Weise ab, wie die heranwachsende Generation in die Wissenschaft eingeführt wird; und diese prägt sich am schärfsten in den philosophischen Disciplinen aus. Und so ließ der der Kirche feindselige Geist im wohlverstandenen Interesse es sich seit Jahrhunderten besonders angelegen sein, die Lehr- und Lernmethode der katholischen Schulen, die sog. scholastische Methode zu verhöhnen und zu verlästern. Der Erfolg blieb nicht aus. Was im sechszehnten Jahrhundert die Häupter des Protestantismus über die „Scholastik" urtheilten und predigten, das ist sogar in manchen katholischen Kreisen unantastbare öffentliche Meinung. Der Satz des Syllabus, in welchem unser heiliger Vater den Scholasticismus in Schutz nahm, gehört bekanntlich zu jenen, welche in vielen Kreisen den größten Anstoß erregten. So betonte man nun wohl, was die Kirche im Äußeren für die Wissenschaft gethan; schwieg aber über die Lehrmethode der alten katholischen Schulen. Und doch hätte man hier gerade am schönsten die Kirche als eine Freundin des freien Denkens zeigen können. Darin besteht das Wesen der scholastischen Lehr- und Lernmethode, daß sie zum selbstständigen Denken heranbildet; sie wollte den Schüler nicht als bloßen Zuhörer betrachtet wissen, indem man durch den Trichter des Vortrages die Wahrheit

eingießt, sondern als Studirenden, der durch die Beihülfe des Lehrers in den Stand gesetzt werden soll, sich durch persönliche Thätigkeit eine Überzeugung zu erwerben. In der alten katholischen Schule finden wir eine Achtung vor der persönlichen Vernunft des Einzelnen, von der wir Kinder des Modernismus kaum eine Ahnung haben.

Vorab ist zu constatiren, daß diese Kampfesweise ihre volle Berechtigung hat. Denn in der That ist es ja die katholische Kirche, welche, wie keine zweite Macht auf der Welt, für die Interessen der Wissenschaft eingetreten ist.

Unter den Fittichen des Katholicismus ist die Wissenschaft zu einer Weltmacht herangewachsen. Zu jener Zeit, wo alles Interesse für höhere Bildung erstorben zu sein schien, war es die Kirche, welche dieselbe durch alle Mittel weckte und förderte, und heute, wo man im Namen der Wissenschaft der Kirche die bittersten Kränkungen anthut, hört diese nicht auf, den Fortschritten der Wissenschaft ihre ungetheilten Sympathien entgegenzubringen. Außerdem ist die Kirche bis in die neueste Zeit für die Rechte der menschlichen Vernunft in der nachdrücklichsten Weise eingetreten; stets hat sie die Lehre festgehalten, daß der Mensch mit den Kräften seiner bloßen Vernunft die Fundamentalwahrheiten des ethisch-religiösen Lebens erkennen könne. Zudem ist der Katholicismus die einzige Religion, welche die Unantastbarkeit der persönlichen Überzeugung anerkennt, ohne letztere zu vergöttern. Will derselbe auch Unterwerfung des Individuums unter die von Gott verbürgte Wahrheit, so will er doch kein Credo quia absurdum est; erst dann fordert die katholische Kirche einen Glaubensakt, nachdem sich der Mensch eine persönliche Überzeugung von ihrer göttlichen Sendung verschafft hat. Ausdrücklich hat sie jene Meinung verworfen, als könne der Glaube auch ohne diese persönliche Überzeugung bestehen, und nichts verabscheut sie so sehr, als den Mißbrauch, welchen man mit diesem heiligsten der Menschenrechte treibt. Wenn darum einer der Ihrigen seine persönliche Überzeugung böswillig mißbraucht, um sich zur Wahrheit in Opposition zu setzen, so schließt sie ihn von ihrer Gemeinschaft aus; dieses um so mehr, als sie von ihrem göttlichen Stifter einen unversöhnlichen Haß gegen jede Art von Heuchelei ererbt hat. Man möchte fast sagen, daß sie lieber alle Art von Sündern in ihrem Schooße duldet, als Heuchler.

Die Kirche übergibt ferner den Gläubigen den Offenbarungsinhalt keineswegs als ein noli me tangere, sie fordert im Gegentheil den menschlichen Fleiß und Scharfsinn heraus, sie ladet die Gebildeten ein, diese Wahr-

heit nach allen Seiten zu durchforschen, den innern Nexus aufzuspüren, Folgerungen daraus zu ziehen, und in Wirklichkeit war der christliche Glaube während fünfzehn Jahrhunderten der vorwiegende Gegenstand für den Forscherfleiß der europäischen Gelehrsamkeit. Wenn auch gegenwärtig die Durchforschung der Natur, welche in den letzten Jahrhunderten begann, bereits die größten Dimensionen angenommen hat, so hat dieselbe noch lange nicht den Umfang und die Tiefe der Forschung erreicht, welche auf dem Gebiete der übernatürlichen Wahrheit thätig war. Ist somit der Katholicismus wirklich eine Schutzmacht der Freiheit, so scheint es auch nicht an Gründen zu fehlen, diesen seinen freiheitliebenden Charakter vor dem Liberalismus hervorzukehren. Diese Versöhnlichkeit, diese provisorische Nachgiebigkeit liegt einem menschenfreundlichen, friedliebenden Herzen so nahe; ist es ja doch in gewissem Sinne sogar eminent christlich, sich zu der Schwäche des Mitmenschen herabzulassen, um demselben zu helfen. Daher mag es wohl gekommen sein, daß in den Kämpfen der Gegenwart das System wohlwollender Verständigung bei Manchen mit einer gewissen Ausschließlichkeit zur Geltung kam. Man gibt zu und wehrt ab, man begibt sich auf das Terrain des Gegners, um ihn herüber zu ziehen; man sagt gleichsam zu den Gegnern: ihr habt ja Recht, daß ihr die Freiheit so sehr vertheidigt, auch wir thun das, auch wir sind in dieser Beziehung liberal, nur darin habt ihr Unrecht, daß ihr der christlichen Kirche vorwerfet, sie habe die Freiheit der Wissenschaft beschränkt. Diese Taktik der Concession und Vermittlung wird in jeder Hinsicht befolgt. Sagen uns die Männer des modern-heidnischen Nationalismus: ihr Christen, ihr seid nicht national, so sind wir sogleich bei der Hand, um zu beweisen, daß wir gewiß nationale Gesinnung haben. Rückt man uns gegnerischerseits vor, das Christenthum sei ein Feind der politischen Freiheit, so unternehmen wir sofort den Nachweis, daß die Freiheit ein Kind des Evangeliums ist und geben unserm Christenthum einen möglichst liberalen Anstrich. Verdächtigt man unsern Patriotismus, so meinen wir immer noch, es handele sich in dieser Sache um Beseitigung von Mißverständnissen und ohne Schwierigkeit erläutern wir mit historischen Excursen die Vaterlandsliebe der Katholiken. Und kommt man, um unter Hochpreisung der freien Wissenschaft über das ultramontane Dunkelthum loszuziehen, so geben wir uns gutmüthig daran, dem Gegner zu beweisen, wie die Kirche stets ein Hort der freien Wissenschaft gewesen ist.

II.

Nun aber müssen wir uns die Frage beantworten, ob in der gewaltigen Geisterschlacht zwischen Christenthum und Liberalismus das die richtige Kampfesweise sei. Diese Frage hat eine über unsern Stoff weit hinausreichende Bedeutung: sie ist im Kampf mit dem Liberalismus eine wahrhaft brennende Frage. Der Leser erlaube uns, daß wir bei derselben etwas länger verweilen, als für die Behandlung unseres Thema's allenfalls nothwendig erscheint.

Wenn wir in Folgendem ein Wort der Mißbilligung über den „liberalisirenden“ Katholicismus aussprechen, so wollen wir damit durchaus nicht jedes freundliche Entgegenkommen gegen unsere irrenden Mitmenschen verurtheilen; auch der irrende Mensch bleibt dem Christen ein Gegenstand liebenden Wohlwollens; ebensoweit sind wir entfernt, die aufrichtige katholische Gesinnung so Mancher verdächtigen zu wollen, die sich den liberalen Gegnern vielleicht etwas zu sehr ähnlich gemacht haben, um sie zu gewinnen; denn wir wissen wohl, daß gerade edle Charactere geneigt sind, den Andersdenkenden mit Achtung und Willfährigkeit entgegenzukommen; unsere Bemerkungen gelten der Sache. Und da wäre zuerst darauf aufmerksam zu machen, daß die liberalthuenden Katholiken den feindseligen Character ihrer Gegner nicht genugsam erkannt haben. Man hatte wohl diese unversöhnliche Feindseligkeit seitens des Liberalismus bis vor Kurzem in Abrede gestellt, aber guckte sie nicht aus tausend Thatsachen wie aus tausend Löchern hervor? Wie hätte man bei aufrichtigem Willen schon hundertmal widerlegte Anklagen gegen die christliche Kirche stets wiederholen können? wie wäre es möglich gewesen, diese Kirche, die Mutter der europäischen Civilisation, als eine Feindin derselben an den Pranger zu stellen? Es gehörte in der That ein bedeutender Grad katholischer Gutmüthigkeit dazu, um die vom Liberalismus ausgehende Anfeindung des Christenthums stets nur als eine vorurtheilsvolle, und nicht zugleich als eine übelwollende beurtheilen zu wollen. Die Gegenwart hat es denn auch offenkundig gemacht, daß das freundliche Liberalthum so mancher Katholiken solchen Feinden gegenüber völlig wirkungslos geblieben ist. Wir wollen durchaus nicht behaupten, daß die übelwollende Stimmung und der Haß gegen das ganze Christenthum bei allen einzelnen Liberalen ein Ausfluß der persönlichen Gesinnung sei: es ist vielmehr eine Nothwendigkeit, welche im System liegt. Der Liberalismus ist ja eine

Ausgeburt jenes radikalen Abfalles von Gott, wie diese sich im Pantheismus vollzogen hat, deßhalb muß er consequenter Weise das ganze Christenthum umzustürzen suchen.

Das Connivenzsystem ist also zunächst nur da möglich, wo man den eigentlichen Character des Liberalismus übersieht; was aber noch viel schwerer zu seinen Ungunsten in die Wagschale fällt, ist der Umstand, daß es die Wahrheit schädigt, daß es sehr leicht zu einer gefährlichen Halbheit und Einseitigkeit führt und dabei dennoch seinen Zweck gänzlich verfehlt. Zuerst ist es die Wahrheit selber, welche dabei übel wegkommt; besteht ja dieses System gerade darin, daß man die Wahrheit verdunkelt, daß sie nicht blende, sie abstumpft, damit sie nicht schneide, ihre Kanten abstößt, damit sie in unsere modernen Verhältnisse glatt hineinrutsche, sie mit allerlei Ingredienzen versüßt, damit sie nicht bitter sei; man nimmt die Gegenwart wie sie ist und schustert an der Wahrheit, um sie der Gegenwart bequem zu machen. Nun gibt es aber auf der Welt nichts Delikateres, nichts Unbeugsameres, nichts Eigensinnigeres als die Wahrheit; die geringste Zugabe von Irrthum fälscht sie.

Subordination unter die gesetzmäßige Autorität und christliche Freiheit vertragen sich ganz gut, aber jene Unterordnung ist mit der liberalen Freiheit schlechterdings unvereinbar.

Nicht minder groß ist die Gefahr für den Betreffenden, der sich zum Liegenden herabläßt, um ihn aufzurichten. Die gebückte Stellung ist nun einmal für die Dauer eine unnatürliche; richtet man sich nicht bald wieder empor, so mangelt am Ende die Kraft und man kommt dazu, daß man sich neben den Liegenden legt. Haben wir es nicht erlebt, daß katholische Gelehrte, die in der Absicht, einer außerkirchlichen Wissenschaft zu imponiren, den Ton und die Denkweise dieser Wissenschaft sich aneigneten, von diesem unkirchlichen Geiste fortgerissen sich jetzt in den Reihen der rabiatesten Kirchenverfolger befinden? Haben wir es nicht vor Augen, daß aufrichtige Christen, die sich aus Angst, sie möchten weniger patriotisch erscheinen, über Hals und Kopf in den „deutschen" (von den Franzosen erlernten) Nationalitätsschwindel hineinstürzten, gegenwärtig sogar an den Anfangsgründen ihres katholischen Wissens und Gewissens irre werden? Sehen wir es nicht, wie Katholiken, die von dem Wunsche beseelt, auch Andern den katholischen Glauben als annehmbar erscheinen zu lassen, der liberaleren Richtung in der Religion folgten und sich mit Prätension „liberale Katholiken" nannten, auch jetzt noch nicht von diesem Liberalismus lassen können, nachdem

sich derselbe als ein Feind von Altar und Thron, als ein vom Lügengeiste besessener Christenverfolger entlarvt hat?

Ist es nicht in manchen Gegenden und Ländern in Folge dieses unseligen Liberalisirens auf katholischer Seite den erklärten Religionsfeinden gelungen, sich allen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu verschaffen, so daß jetzt die Katholiken das Zusehen haben, wenn man ihnen ihre verbrieften Rechte vernichtet, in das Gebiet des Gewissens in der schnödesten Weise hineinregiert?

Endlich bestätigt zum Überfluß die Erfahrung, daß dieses System des Beilegens und Rücksichtnehmens auch in Bezug auf Jene, welche gewonnen werden sollen, seinen Zweck total verfehlt. Der Liberalismus findet in der Brust des Einzelnen einen nur zu mächtigen Bundesgenossen und zieht mit Leichtigkeit an dem dargebotenen Finger den „Rücksichtsvollen" ganz zu sich hinüber. Wohl sind in dieser Weise viele Katholiken, ohne daß sie es wollten, zu Liberalen geworden, aber noch nie wurde ein Liberaler dadurch zum gläubigen Katholiken gemacht. Es ist das auch ganz psychologisch. Will man einen Irrenden gewinnen, um ihn zurechtzuführen, so darf man wohl mit einer Zustimmung als mit einer captatio benevolentiae beginnen, aber diese Zustimmung muß sich auf etwas beziehen, worin der Irrende nicht irrt; ihn in seinem Irrthum bestärken, um ihn von demselben zu befreien, ist eine Thorheit; wer es thut, wirft sich weg und versündigt sich an der Wahrheit. Die Freiheit des Liberalismus ist eben der Irrthum, die zu heilende Krankheit, und zwar die ganze Freiheit, — es ist kein gesunder Fleck daran — weil sie, wie gezeigt, aus pantheistischer Selbstanbetung entstanden ist. Mit den Liberalen die Freiheit anpreisen, heißt sich in ihre Arme werfen. Dieses System hat nicht vom Himmel die Verheißung des Sieges. Soll die Wahrheit frei machen, so muß man sie sagen, nicht vertuschen; und soll der Glaube die Welt besiegen, so muß derselbe in den Kampf geführt werden.

III.

Wenn demgemäß in der eigentlichen Streitfrage zwischen Christenthum und Liberalismus das Vermittlungssystem sich als inopportun herausstellt, so bleibt das System der Opposition und des offenen Widerspruches als das einzig richtige übrig. Hier sind aber sogleich zwei Mißverständnisse fern zu halten.

Erstens wollen wir durchaus nicht behaupten, man solle dem Libera-

lismus gegenüber in muthiger Streitlust sogleich mit der Thüre in's Haus fallen; nein, wenn jemals, dann ist in unsern Tagen Klugheit und Liebe im Auftreten für die Wahrheit zu beobachten: aber nur kein Frieden, keine Transaktion mit den vom Liberalismus gebotenen Prinzipien! Zweitens sind wir ebensoweit von der Behauptung entfernt, als müsse man, um die Irrthümer unserer Zeit zu bekämpfen, stets jene Lehrmeinung vertheidigen, welche unserer Zeitströmung am meisten entgegengesetzt ist, als müsse man, wie man scherzhaft bemerkt hat, auf der rechten Seite noch die Wand eindrücken, um nur ja nicht zu weit links zu kommen, nein, in dubiis libertas! Da sehe jeder, wie er's treibe, sehe jeder, wo er bleibe: nur nicht aus Furcht, wehe zu thun, den Irrthum ignoriren!

So fordert es erstens die katholische Wahrheit. Wohl existirt eine äußere Ähnlichkeit zwischen katholischer und liberaler Freiheit, aber auch nur eine äußere; im Wesen sind sie in jeder Hinsicht verschieden: die katholische Freiheit wurzelt in der Pflicht, Gott dem Herrn unterwürfig zu sein, sie eignet der Creatur als Gabe des Schöpfers, sie respektirt Moral und Recht; die liberale Freiheit hingegen wurzelt im Pantheismus, d. h. im maskirten Atheismus; sie ist die in der Creatur zur Fratze gewordene göttliche Freiheit, d. h. die Freiheit, wie sie dem Begriff nach nur einem göttlichen Wesen zukommt, die aber der hochmüthige Mensch sich selber zuspricht; sie bedeutet deßhalb gewaltsame Beseitigung alles dessen, was den Egoismus genirt. Dieses Monstrum von Freiheit bietet für die wahre Freiheit gar keinen Anknüpfungspunkt. Der wahren Freiheit Eingang verschaffen wollen durch Assimilation zur liberalen, oder wohl gar ein Stück Liberalismus in's Christenthum hinübernehmen wollen, das geht nicht, das wäre ein Verrath an der katholischen Wahrheit. Die liberale Freiheit ist kategorisch von der Hand zu weisen.

So fordert es zweitens die katholische Ehrlichkeit. Die Liberalen wissen wohl, daß die Kirche innerhalb der von Gott gewollten Ordnung alle Freiheit gestattet, sie wissen, daß es keine freiheitsliebendern, keine patriotischeren Naturen gibt als die Katholiken. Es handelt sich um etwas ganz Anderes: jene wollen keinen persönlichen gerechten Gott, der sie beim Tode erwartet, darum auch keine göttliche Offenbarung, welche die Vernunfterkenntnisse bestätigt und ergänzt, darum überhaupt keine sichtbare Spur, vor Allem keine sichtbare Stellvertretung Gottes in der Menschheit, darum keine Priester und Fürsten, welche ihre Autorität von oben herab erhalten. Das ist der Kern des Systems: mag

man davon denken, was man will, Jedermann wird zugeben, daß da für einen Christen jede ehrlichgemeinte Concession aufhört. Warum also mit der ausgeprägt christlichen Überzeugung hinter dem Berge halten? warum dem Liberalismus jene Concessionen in Aussicht stellen, die allein ihn befriedigen würden und die man doch niemals machen kann, ohne aufzuhören, Christ zu sein? Ein liberal thuender Christ weiß entweder nicht, was er ist, oder er ist unehrlich, indem er sich und Andere täuscht. Zwischen Liberalismus und Christenthum ist der Kampf eine Nothwendigkeit.

So fordert es drittens die Rücksicht auf unsere Zeit und die christliche Nächstenliebe. Unsere Zeit ist liberal und wird mit jedem Tag liberaler. Was will das sagen? Die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft sind in zunehmender Auflösung begriffen; das Christenthum, in welchem alle Elemente der Ordnung ihre Wurzeln haben, ist zur Vernichtung verurtheilt und statt seiner soll der Patriotismus und Militarismus eintreten; die von der Religion getragene Bildung wird beseitigt und dafür wird das Volk in confessionslosen Schulen, Kasernen und Zuchthäusern zu nationaler Reife herangezogen. Der „Culturmensch“, dieser moderne verlorene Sohn, redet wohl noch von Wahrheit und Sittlichkeit, aber dieses mitgenommene Erbtheil ist schier aufgezehrt. Man sehe nur in das Leben hinein: die Politik erklärt Heuchelei und Lüge für erlaubt und der einflußreiche Volksvertreter „gründet“, indem er Witze reißt über Recht und Gerechtigkeit; die Börsenbarone geben lukullische Gastmähler, welche hunderttausende kosten, und die stets wachsende Masse der Proletarier ballt zähneknirschend die Fäuste; die Wissenschaft verkündet dem Volke die folgenschwangere Descendenztheorie und die Kunst hilft in jeder Weise Religion und Sittlichkeit untergraben; der jede Rücksicht verleugnende Genuß wird glorifizirt und die „großen Männer“ der Zeit knieen anbetend zu den Füßen der Schauspieldirnen; unwiderstehlich reißen die beiden äußersten Pole die Gesammtheit in zwei Heerlager auseinander und über dem klaffenden Abgrund steht als ein Rest aus alter Zeit das Königthum und erbettelt sich vom Ungeheuer der Revolution noch eine Gnadenfrist, indem es ihm die treuesten Freunde in den Rachen wirft; der Kampf zwischen Glauben und Unglauben, jenes „tiefste Thema der Weltgeschichte“, beginnt bereits das offen da liegende Thema der Gegenwart zu sein. Und unter so ernsten Verhältnissen sollte entschiedene Parteinahme nicht eine Nothwendigkeit sein? Schon Plato betrachtet in seinem Staate jene Bürger als schlecht

und todeswürdig, welche zur Zeit der Unruhe und Verwirrung im Staate sich weigern, Partei zu nehmen. Was ist aber die Verwirrung, an die Plato dachte, gegen die Verwirrung, die uns bevorsteht? Wer kann helfen? Veritas liberabit vos! Die Principien des Christenthums, wie sie der Kirche anvertraut sind, sind das Einzige auf Erden, was der Corruption, dieser im Orkan des rasenden Unglaubens heranbrausenden Lawine, fest entgegen zu treten vermag. Das Christenthum ist die rettende Macht und eines jeden Einzelnen Pflicht ist, sich zum Werkzeug dieser Macht herzugeben. Nicht Freiheitsgefühl, nicht Unabhängigkeitssinn thut unserm Zeitalter noth; wohl aber Achtung der Autorität und freigewollte Unterordnung unter dieselbe. Man soll dem Irrthum nicht schmeicheln, sondern ihm die Wahrheit entgegenhalten.

So verlangt es viertens die Kampfesweise der Liberalen. Von ihnen können wir lernen, mit welcher Entschiedenheit und Zähigkeit man in unsern Tagen kämpfen muß. Wir meinen nicht jene Ungerechtigkeit, mit der man uns Katholiken planmäßig verlästert und dann knebelt, nicht jenen Haß, in dem ein Professor Friedberg eine Kirche wie die katholische zertreten möchte — der Himmel bewahre uns vor solcher „Toleranz“ gegen Andersdenkende — aber wo finden wir bei den Liberalen jenen zahmen Respekt vor fremder Überzeugung, jenes Sich-bucken, das wir selber uns zur Pflicht machen, jene zarte Rücksichtnahme, die wir überall bethätigen möchten? Jene proklamiren ihr System mit allen seinen Ecken und Kanten: lernen wir wenigstens von unsern Feinden diese Ungenirtheit, offen als das aufzutreten, was wir sind! Sonderbare Erscheinung! während die Feinde des Christenthums in festgeschlossenen Bataillonen auf uns einrücken, fürchten wir uns, Jemanden wehe zu thun! Nein, wo man mit Knütteln angegriffen wird, da ist keine Zeit, sich mit Kußhändchen zu vertheidigen.

„Man soll nicht schroff sein“, so hört man oft aus dem Munde gutmüthiger Leute. Wohl, aber man richte diese Mahnung an die richtige Adresse. Es gibt ohne Zweifel eine verwerfliche Schroffheit; sie findet sich z. B. in der liberalen Presse, die freilich in hündischer Schmiegsamkeit ihren Brodherren die Füße leckt, aber in rasender Wuth über alles Katholische herfährt; sie findet sich auf so vielen protestantischen Kanzeln und in fast allen protestantischen Kirchenblättern, wo Verzerrung und Besudelung des Katholicismus das stehende Thema bildet; sie findet sich bei den liberalen Schulmeistern, sie findet sich in der ganzen modernen Literatur, in Unterhaltungsschriften, Lehr- und

Lesebüchern, wo man in der rücksichtslosesten Weise die Lehren und Gebräuche des Christenthums verdreht, um sie dann an den Pranger der Lächerlichkeit zu stellen. Diese Schroffheit findet sich nicht nur in den Volksvertretungen, wo der erste beste es wagen darf, uns Katholiken vor dem ganzen Lande zu chikaniren, sondern selbst in den Gesetzgebungen, welche die ungläubige Majorität gegen eine machtlose Minorität votirt, obwohl man weiß, daß man mit derselben Millionen gewissenstreuer Staatsbürger unendlich wehe thut, nur um dem Christenhaß die legale Möglichkeit zu verschaffen, mit rauher Hand in das heilige Gebiet des Gewissens hineinzugreifen. Das ist eine tadelnswerthe „Schroffheit". Aber es gibt auch eine Schroffheit, welche für einen jeden Christen, der vor sich selber und seiner Religion noch Achtung hat, heilige Pflicht ist. Das wäre eine niedrige Seele, die an ihrer eigenen Überzeugung herummodelt, um nur nicht anzustoßen. Dafür ist die christliche Wahrheit da, um beim Irrthum anzustoßen.

So fordert es endlich fünftens der Character des Christenthums. Wer kann leugnen, daß beim Urheber und Vollender unseres Glaubens bei aller Liebe und Menschenfreundlichkeit eine „Schroffheit", sogar ein gewaltiger „Oppositionsgeist" hervortrat? Dieser entschiedene Geist ist in der katholischen Kirche geblieben. Und weil uns Katholiken des neunzehnten Jahrhunderts nichts so gefährlich ist, als Halbheit und Verschwommenheit der Gesinnung, darum hat die Vorsehung dafür gesorgt, daß die uns so nothwendige Schroffheit in besonderer Weise dem Manne eignet, der an unserer Spitze steht, dem milden Pius nämlich. Wenn es je auf der Welt Gründe gab, das Licht der Wahrheit „einstweilen" unter den Scheffel zu stellen, damit es dem schwachäugigen Geschlecht nicht wehe thue, dann war es gegenwärtig der Fall, wo dem gegen Rom stürmenden Unglauben alle Machtmittel zu Gebote stehen. Menschlich gesprochen setzte der Papst durch die Verkündigung der Wahrheit Alles auf's Spiel; und menschlichem Scharfsinn mußte es als thöricht erscheinen, bei einem so mächtigen Feind „anzustoßen". Es war nicht allein die Presse von ganz Europa und die Diplomatie der ganzen Welt, welche vom entschiedenen Bekenntniß abmahnten, nein auch Männer, die durchglüht waren vom heiligen Eifer für die Ehre Gottes und das Wohl der Kirche, baten und beschworen den heiligen Vater, er möge unter so drohenden Verhältnissen die Wahrheit des Glaubens noch nicht aussprechen. Man muß der Welt die Wahrheit sagen, so hatte Pius IX. gemahnt; er that es, wie einst sein göttliches Vorbild vor

Kaiphas. Und so ist es auch unsere Pflicht, unsere katholische Überzeugung in ihrem vollen Gegensatz zur herrschenden Zeitströmung zur Geltung zu bringen, voll und entschieden gegen den pantheistischen Zeitgeist Opposition zu machen. Wenn man z. B. uns Katholiken Mangel an Nationalgefühl vorwirft, so ist wohl ein Wort der Abwehr gestattet dieser ungeheuerlichen Unwahrheit gegenüber; aber an erster Stelle müssen wir diesen Schwindlern entgegenrufen: Euer Nationalgefühl wollen wir nicht; zuerst sind und bleiben wir katholische Christen und dann erst deutsche Patrioten. — Wenn man uns sagt, wir seien nicht liberal, dann sollen wir uns wohl hüten, das heilige Wort Freiheit, welches wir im Evangelium gelernt haben, mit jenem Wort zusammenzubringen, mit welchem sich in jetziger Zeit der radikale Abfall von Gott verbirgt. Welche Gemeinschaft zwischen Christus und Belial? Uns selber und Anderen sollen wir erklären: Fort mit dem Liberalismus, wir wollen uns mit demselben nicht beflecken; wir wollen nicht das System, welches Tugend und Wahrheit unter Polizeiaufsicht stellt, um für Irrthum und Zuchtlosigkeit jede Freiheit zu beanspruchen. Wir wollen nicht jene Preß- und Redefreiheit, welche der Lüge und Verläumdung, dem Bruderhaß und der Corruption nicht nur ein positives Existenzrecht gewährt, sondern das Alles sogar als eine aparte Bethätigung der „Freiheit" mit besonderer Vorliebe befördert. Wir wollen nicht jene politische Freiheit, welche den Schwachen schutzlos dem Gutdünken des Stärkern überläßt. Wir wollen nicht jene sociale Freiheit, die es dem angestrengten Fleiß der Arbeiter unmöglich macht, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, während sie dem übermüthigen Börsenspekulanten im Handumdrehen Millionen in den Schooß wirft.

Und wenn Jene die Fahne der Freiheit erheben und in deren Namen alle Unterordnung, allen Gehorsam vertilgen möchten, dann sollen wir wenigstens mit demselben Muthe einstehen für die Ordnung und freiwillige Unterordnung unter dieselbe; aus Oppositionsgeist gegen das unheilvolle Prinzip der Revolution, welches jetzt nur die Altäre umstürzt, um nächstens an den Thronen zu rütteln, sollen wir Subordination auf unsere Fahne schreiben. Die christliche Religion belehrt uns, daß der Grund alles Bösen, welches Satan gewirkt hat, in dem Unabhängigkeitssinn liegt, diesen sucht er auch der modernen Welt wieder einzuflößen, damit sie aus sich das erstrebe, was sie nur durch Abhängigkeit von Gott sein kann. Auch im neunzehnten Jahrhundert findet vielleicht jenes Wort noch Anwendung, welches einst zu den Vor-

gängern unserer Liberalen gesprochen wurde: „Euer Vater ist der Teufel und ihr trachtet die Begierde eures Vaters zu erfüllen." Joh. 8, 44.

IV.

Dieses System der „schroffen" Opposition ist nun besonders geboten im Kampfe gegen den Liberalismus in der Wissenschaft; auch hier müssen wir uns hüten, den fundamentalen Gegensatz, welcher zwischen uns und unsern Gegnern obwaltet, in irgend einer Weise abzuschwächen; wir dürfen uns durch keine trüben Aussichten dazu bringen lassen, den christlichen Begriff der Freiheit durch liberale Auffassungen zu vergiften, denn wie gesagt, die christliche Freiheit der Wissenschaft ist ihrem Wesen und ihrer Wurzel nach grundverschieden von der liberalen Freiheit derselben; weil jene im Namen der Freiheit die Welt irre führen, dürfen wir nicht durch Einstimmen in das Freiheitsgeschrei die Verwirrung vergrößern; ja wenn jene unaufhörlich Freiheit des Gedankens, Unabhängigkeit des Forschens u. s. w. mit liberaler Emphase anpreisen, dann müssen wir uns begeistern für Abhängigkeit, Unterwürfigkeit, Unterordnung. Die Gründe, warum das unsere Pflicht ist, sind im Vorhergehenden genugsam angedeutet worden; hier haben wir nur noch zu erörtern, in welcher Weise wir unsere Grundsätze zu schärfen und geltend zu machen haben. Wir haben uns also in der Überzeugung zu befestigen, daß von der in ihrem Wesen unbeschränkten Freiheit, wie sie der Liberalismus für die Wissenschaft beansprucht, derselben nichts, gar nichts zukommt, daß dieselbe ohne alle Unterscheidung mit Stumpf und Stiel zurückzuweisen ist. Die christliche Freiheit der Wissenschaft ist in ihrem Wesen beschränkt und abhängig, weil sie sich als eine geschöpfliche anerkennt. Eine solche Schranke ist für sie an erster Stelle die Wahrheit. Wir wollen damit nicht betonen, die Wissenschaft dürfe nie mit Bewußtsein die erkannte Unwahrheit sagen; freilich wäre dieses Kapitel in einer Zeit, in welcher die Lüge herrscht und welche der Lüge zum großen Theil ihre Erfolge verdankt, nichts weniger als überflüssig und gar oft möchte man den Jüngern der modernen Wissenschaft mit dem heil. Paulus zurufen: „Höret auf, euch einander anzulügen," ihr Herren (Colosser 3, 9). Wir wollen hier sagen, daß die Wissenschaft sich der objectiven Wahrheit unterzuordnen hat, daß ihr die Wahrheit als das Höchste gelten muß, daß sie auch darum an festen, verbürgten Wahrheiten nicht rütteln darf. Wenn wir hier von Wahrheit sprechen, so meinen wir die Wahrheit in ihrem ganzen Umfange; wir denken nicht

bloß an Wahrheiten, für welche die Autorität der Menschen und das Licht der Vernunft Garantie leistet, wir schließen auch jene ein, für die Gott der Herr selber im Interesse der Menschheit einsteht; wir meinen die uns von der Kirche Christi in göttlichem Auftrage übermittelten Wahrheiten. Diese soll uns die Wissenschaft unberührt lassen. Wie der Mathematiker durch keine Resultate des Fortschrittes sich jemals an der Richtigkeit des Einmaleins wird irre machen lassen, so werden auch wir an dem gesunden Verstande des ganzen modernen Culturgeschlechtes eher zweifeln, als an der von Gott geoffenbarten Wahrheit. Was Fichte von der Bibel eingestand: „Es enthält diese alte ehrwürdige Urkunde die tiefsinnigste und erhabenste Weisheit und stellt Resultate auf, zu denen alle Philosophie am Ende doch wieder zurück muß" (Naturrecht 1. Th. S. 32), das ist unsere christkatholische Überzeugung in Bezug auf den ganzen Offenbarungsinhalt.

Eine solche von der Wissenschaft zu respektirende Schranke ist ferner der Glaubensact, jener Act, in welchem die menschliche Intelligenz sich als eine geschaffene und von dem Schöpfer abhängige anerkennt und welcher deßhalb der Fundamentalact des ganzen höhern Lebens sein muß. Wir meinen nicht den „neuen" Glauben, der seine Bekenner den irdischen Gewalthabern zu Füßen legt, damit sie unter dem Angelöbniß „unbedingten" Gehorsams sich im Staube winden, wir meinen den „alten", den christlichen, den katholischen Glauben, in welchem der Mensch nur Gott gehorsamt, und Menschen nur, insofern sie Gottes Stellvertreter sind. Dieser Glaube muß blind sein. Das will sagen: Der Mensch soll wohl „sehen", um zum Glauben zu gelangen, er soll wohl „sehen", um den Glaubensinhalt zu erkennen, er darf auch wohl „sehen", um den Zusammenhang aller Wahrheiten stets besser zu begreifen, aber die Annahme der geoffenbarten Wahrheit soll auch im hochwissenschaftlich Gebildeten ein Act der Unterwürfigkeit und des Gehorsams gegen Gott sein. Der Mensch ist nicht dafür da, um durch selbstständige Einsicht Alles zu wissen, sondern er soll durch sein Wissen zum Gehorsam gegen Gott angeleitet werden.

Hierzu kommt als dritte Schranke das Bewußtsein der Irrthumsfähigkeit der menschlichen Vernunft. Die Vernunft kann wohl die Grundfragen des Daseins genügend beantworten, aber wie gelingt es ihr in der Wirklichkeit? Wer das überaus jämmerliche Bild der modernen deutschen Philosophie vorurtheilslos betrachtet, der ist der ernstlichen Gefahr ausgesetzt, die Leistungsfähigkeit der menschlichen Vernunft zu unter-

schätzen. Da glaubt man in der That die Hallucinationen eines Fieberkranken vor sich zu haben, der uns die wirren Bilder seiner Phantasie als Wirklichkeit anpreist, so daß wir vor uns selber bange werden möchten. Und wenn denn doch nicht zu leugnen ist, daß nur in der Wahrheit die höchsten Güter für uns liegen, da muß auf dem unzuverlässigen Ocean des menschlichen Wissens eine von competenter Seite ausgehende Leitung heute mehr als jemals erwünscht sein; es sollte heute mehr als jemals anerkannt werden, wie wünschenswerth es ist, daß uns von Oben herab jene Wahrheiten gesichert werden, welche für unsere Zukunft entscheidend sind. Das vorchristliche Heidenthum hat sich durch den Mund seiner tiefsten Denker nach dieser übermenschlichen Hülfeleistung gesehnt, welche das liberale Heidenthum von heute mit Verachtung von sich weist.

Folgerecht erkennen wir eine weitere Wissensschranke in der sichtbaren kirchlichen Autorität. Diese sichtbare Autorität hat erstens ein Existenzrecht. Derselbe, der dem Staat und der Wissenschaft innerhalb bestimmter Schranken ein Existenzrecht gegeben, der hat es auch der kirchlichen Lehrautorität gegeben; dieses Existenzrecht ist nicht bloß ein historisches, wie bei einem bestimmten Staate in seiner konkreten Form, sondern ein unmittelbar göttliches. Jener Hierarch, welcher in sichtbarer Gestalt das Erlösungswerk begann, wollte, daß es sich in sichtbarer Weise fortsetzte; er sagt zur Hierarchie: „Wer euch höret, der höret mich." Wie daher die Staatsgewalt, so hat noch viel prägnanter die kirchliche Lehrgewalt ein Recht, alle Angriffe auf ihre Existenz, auch die von der Wissenschaft ausgehenden, in autoritativer Weise zurückzuweisen. Dieses Recht unserer katholischen Hierarchie ist uns um so ehrwürdiger, weil es sich nicht auf irdische Zwangsmittel verläßt.

Die sichtbare Lehrgewalt hat zweitens den Beruf von Gott erhalten, die von Christus auf die Welt gebrachte Wahrheit den kommenden Geschlechtern zu übermitteln. Sie thut das nicht, indem sie sich auf menschliches Wissen stützt, — obgleich sie sich der Wissenschaft als Mittel bedient — sondern sie stützt sich auf göttlichen Auftrag und göttlichen Beistand. Also hat sie das Recht, der Wissenschaft d'rein zu reden, wenn diese der christlichen Wahrheit zu nahe tritt; und die Wissenschaft hat lediglich die Pflicht, sich der kirchlichen Lehrgewalt zu unterwerfen. Wer in dieser Beziehung einen „Machtstreit" mit der Kirche anfängt, steht auf außerchristlichem Boden, er bestreitet

der Hierarchie eine Macht, welche der Weltheiland in ihre Hände gelegt hat.

Die sichtbare Lehrautorität ist endlich drittens die größte Wohlthäterin der Menschheit. Wir haben hier zunächst nicht die irdischen Interessen im Auge, wir wollen nicht weiter betonen, wie diese Autorität auch deßhalb von der Vorsehung auf die Welt gesetzt zu sein scheint, um die Völker im politischen Leben vor Despotie und Revolution, dieser modernen Scylla und Charybdis, zu bewahren. Sicherlich bleibt ewig wahr, was der nicht allzu fromme Montesquieu irgendwo sagt: „Es ist merkwürdig, während die Lehre des Christenthums lediglich die Interessen der Ewigkeit beachtet, sorgt sie zu gleicher Zeit am Besten für die Interessen dieser Erde.“ Aber die Concession wollen wir dem Zeitgeist nicht machen, daß wir auf die zeitlichen Vortheile des Christenthums so großes Gewicht legen, als wäre unsere Religion — um den plastischen Ausdruck Sailer's zu gebrauchen — „weiter nichts als ein überirdischer Dünger für unsere irdischen Mistbeete.“ Die Interessen der Ewigkeit wollen vor Allem beachtet sein; und über das Grab hinaus leuchtet uns kein Menschenwitz und keine Staatspolitik; angesichts der Ewigkeit scheint aller Culturreichthum und alles glanzvolle Wissen der Erde klein wie ein Johanniskäfer; da ist nur die Kirche d. h. die Hierarchie etwas werth, weil sie uns in göttlichem Auftrag und unter göttlicher Garantie die Aufklärung gibt, deren wir bedürftig sind, eine Aufklärung, die uns tausendmal nothwendiger ist, als alle Aufklärung menschlicher Wissenschaft. Diese unsere christliche Lebensanschauung, welche der liberalen auf jedem Schritt feindlich begegnet, müssen wir frei und „schroff“ bekennen, und zwar bis in ihre letzten Consequenzen hinein. Nennt man das Verfinsterung, wohlan, mit Stolz nennen wir uns Finsterlinge; nennt man das Geistesfesseln, wir lieben diese Fesseln. Wir fordern, daß sich die Wissenschaft von der christlichen Wahrheit fesseln und hindern lasse, gerade so, wie wir es gerne sehen, daß der dahinbrausende Eisenbahnzug durch die Schienen „gehindert“ und an eine bestimmte Richtung „gefesselt“ wird.

Diese Subordination der Wissenschaft proklamiren wir nicht nur im Interesse der ewigen Güter: wir fordern sie im Interesse der Wissenschaft selber. Wir wollen nichts davon sagen, daß die freie, vom christlichen Glauben emanzipirte Wissenschaft tagtäglich mehr in einen Zustand tiefster Entehrung herabsinkt, so daß man sie nur noch achtet, insofern sie als fleißige Dienstmagd die niedrigen Ansprüche des

Erdenlebens befriedigen hilft, insofern sie Eisenbahnen baut und neue Hinterlader construirt oder noch sogar sich dazu hergibt, die Ansprüche des Hochmuthes und der Genußsucht „wissenschaftlich" zu rechtfertigen. Aber nicht genug kann man darauf aufmerksam machen, daß die „freie Wissenschaft" gegenwärtig in Europa einen Zustand vorbereitet, gegen den die Erlebnisse Frankreichs vor hundert Jahren nur ein kleines Vorspiel waren, allmählig eine Katastrophe herbeiführen hilft, welche mit allen Culturgütern, mit Thron und Altar auch die Wissenschaft selber verschlingen wird. Wir schließen, in dem wir an ein Wort unseres heiligen Vaters erinnern, welches er vor etwa drei Jahren (2. Mai 1870) sprach: „Möchten doch unsere vereinten Kräfte ihren Zweck erreichen, die Übel der Gesellschaft heilen und der Wahrheit auf Erden den Sieg verschaffen. Unter den Maximen der modernen Civilisation sind viele irrige. Statt sich vor diesen Irrthümern zu beugen, muß man ihnen die Wahrheit entgegenhalten .... Wenn es unserer Anstrengung nicht gelingen kann, die moderne Gesellschaft am Selbstmord zu hindern, werden wir, indem wir die Katastrophe beweinen, die sie auf sich herabzieht, wenigstens das Bewußtsein haben, daß wir gethan haben, was in unserer Macht war, um sie daran zu hindern."

T. Pesch S. J.

Der moderne Verfall der Ehe.

Eine der wichtigsten Institutionen für Individuum, Staat und Kirche ist die Ehe. Eben deßhalb hat Christus sie zu einem Abbild seiner Vereinigung mit der Kirche und zu einem Sacrament erhoben, damit sie einerseits ein Ideal der Einheit, Unauflösbarkeit und Heiligkeit habe, dem sie sich verähnlichen soll, und andererseits eine Quelle der Gnade für ihre Träger werde, um sie zu befähigen, dieß Ideal zu verwirklichen. Diese Aufgabe ist schwer, denn die Menschen, die Träger der Ehe, sind mit der Erbsünde behaftet, deren Schuld allerdings durch die Taufe hinweggenommen ist, deren Folgen aber in dem Zwiespalt zwischen Fleisch und Geist, in der dreifachen bösen Lust fortdauern, und für welche die christliche Ehe ein schweres Joch ist. Treten nun gar Zeiten ein, wo große religiöse Irrthümer viele Geister verblenden und die christlichen Wahrheiten verdunkeln, wo verkehrte Bestrebungen ganze

Völker mit sich fortreißen, so wird diese Aufgabe noch mehr erschwert und wir dürfen uns nicht wundern, wenn die Ehe in Verfall geräth. Die Geschichte bietet uns dafür Beweise genug.

Die Zeit, in der wir leben, ist dem Christenthum keineswegs hold; die Ideen, von denen sie beseelt ist, die Wissenschaften, die sie mit Vorliebe pflegt, tragen ein ausgesprochen antichristliches Gepräge; die vorzüglichsten Bestrebungen, denen sie sich mit allen Kräften geweiht, gehen auf den materiellen Erwerb und den raffinirtesten Genuß der irdischen Güter; das Christenthum gilt als nicht mehr zeitgemäß, höchstens räumt man ihm noch einen gewissen Ehrenplatz ein als einer alten und ehrwürdigen Überlieferung. Diese Richtung der Zeit muß nothwendig einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Ehe ausüben; sind Mann und Weib, die in die Ehe eintreten, von dem herrschenden antichristlichen Zeitgeiste beseelt, antichristlich in ihren Lebensanschauungen, materialistisch und sensualistisch in ihren Bestrebungen, so werden sie gewiß keine Ehe abschließen und führen, wie das Christenthum als Ideal sie aufstellt.

Daher rührt denn auch der tiefe Verfall, der in der Ehe und der Familie eingerissen ist. Klagen erheben sich von allen Seiten, der Staat mit seiner Gesetzgebung soll Abhülfe schaffen; aber man bedenkt nicht, daß schon Tacitus sagt: leges sine moribus vanae, und daß der Staat gar nicht den Beruf hat, die Ehegesetzgebung in die Hand zu nehmen. Die Kirche allein vermag da zu helfen, denn ihr hat Gott die Ehe in Obhut gegeben, ihr die Wahrheiten und Lebensgesetze derselben geoffenbart, ihr auch die Gnaden anvertraut, wodurch sie zu einer segensreichen Entwicklung gelangt. Wenn wir nun in kurzen Zügen eine Darstellung der modernen Zustände der Ehe entwerfen, so bildet das Christenthum unsern Maßstab. Christus erhob die Ehe zu einem Sacrament, der Ehestand ist demnach ein sacramentaler Stand. Bei der modernen Aufklärung trägt sie aber weder in ihrer Vorbereitung, noch in ihrem Abschluß, noch in ihrem Bestande eine Spur von christlichem und sacramentalem Character. Erscheinen die Farben dieses Bildes dunkel, so haben wir sie nicht selber gemischt, wir mußten sie nehmen, wie wir sie vorfanden.

I.

Die Ehe galt immer bei allen Völkern als ehrwürdig und heilig. Das erste Ehepaar, das auf Erden erscheint, wird durch dieselbe Hand des Schöpfers miteinander verbunden, die es in's Dasein gerufen hat.

Gott selbst führt dem Manne die Gefährtin zu, er selbst unterrichtet die ersten Eheleute über die Natur und die Verpflichtungen des Bandes, das er um sie schlingt; er selbst streckt seine segnende Hand über sie aus, daß sie wachsen und sich vermehren und die Erde erfüllen (Gen. 1). Wozu diese majestätische Scene, diese großartige Sprache und alle diese Vorbereitungen von Seiten Gottes, die er nicht aufbot, als er die andern lebenden Wesen segnete und ihnen den Befehl gab, zu wachsen und sich zu vermehren, wenn die Ehe nur eine rein natürliche Verbindung ist, die nur den Zweck der Vermehrung der Menschheit verfolgt? Aus diesem ersten Segen, den Gott unmittelbar den Repräsentanten der ganzen Menschheit gegeben, schloß von jeher die Welt, daß die Ehe etwas Heiliges sei, daß Gott selbst beim Abschluß der Ehe intervenire, nicht bloß als Zeuge und Bürge der Versprechungen, sondern auch um das Band zu schlingen, zu besiegeln und zu heiligen. Beim Volke Israel tritt dieser Glaube, daß Gott die Ehe schließe, auf's kräftigste hervor in der Ehegesetzgebung, die Moses auf den Befehl des Herrn erläßt, und in den Ceremonien, womit die Abschließung derselben umgeben ist; und er ist so lebendig, daß er in den schönsten und einfachsten Zügen sich offenbaret. Der Himmel aber belohnte denselben, indem er zuweilen einen Engel sendet, um Brautleute nach seinem Herzen mit einander zu vereinen; das war die Aufgabe der Sendung des Erzengels Raphael an Tobias und Sara. Wie glänzend tritt da die Würde der Ehe hervor, wenn die beiden Brautleute durch Gebete auf ihre Verbindung sich vorbereiten: denn, sagen sie, wir sind Kinder der Heiligen, und es ziemt sich nicht, daß wir uns verbinden, wie die Heiden, die Gott nicht kennen (Tob. 8, 15); und wenn Raguel die Hand seiner Tochter in die des Tobias legt und jenes auch von der katholischen Kirche adoptirte Gebet über sie spricht: Der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs sei mit euch, und er selbst verbinde euch, und erfülle seinen Segen an euch (Tob. 7, 15). Daher die Überzeugung im Volke Gottes, daß eine gute Ehe von Gott geschlossen werde.

Die Spuren dieser ehrwürdigen Überlieferung, die im Volke Gottes sich so lebendig erhielt, finden sich auch in der Finsterniß des Heidenthums. In Folge der Sprachenverwirrung und der Theilung der Menschheit in verschiedene Nationen verwischten sich die Erinnerungen der ersten Zeiten, die Wahrheiten der Überlieferung verdunkelten sich und jedes Volk ging seine eigenen Wege; indeß bei allen Völkern, bei

den civilisirten, wie bei den wilden, wurde die Ehe durch die Religion geheiligt. Es mischten sich allerdings mancherlei abergläubische Ceremonien hinein, sie zeigen aber noch genugsam den alten Glauben der Menschheit, indem keine Ehe abgeschlossen wurde ohne Gebete und Opfer und Anrufung der Gottheit.

Das Christenthum, das die Natur erhebt und durch die Gnade verklärt, legt der Ehe die Würde eines Sacramentes bei, und macht sie damit zu einem Kanal der göttlichen Gnade und einem der ehrwürdigsten Geheimnisse der Religion. Der Heiland bezeichnet genugsam die Würde und Größe der Ehe, wenn er die Worte Gottes bei ihrer Einsetzung im Paradiese wiederholt und dann hinzufügt: „Was Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen" (Matth. 19, 6). An der Spitze der Ehe steht also Gott und nicht der Mensch; Gott ist es, der das Eheband schlingt, und nicht der Mensch.

Unter den Aposteln ist es vor Allem der hl. Paulus, der die Würde der christlichen Ehe verkündet. Er nennt sie ein großes Sacrament, aber, fügt er hinzu, wenn sie geschlossen wird in Christus und der Kirche (Eph. 5, 32). Er anerkennt ihren irdischen Zweck der Fortpflanzung der Menschheit (1 Tim. 2, 15), aber er vergeistigt sie zugleich zur Beschämung Derer, die in ihr nichts suchen, als die Befriedigung der Sinnenlust (1 Thess. 4, 5); und findet dann in ihr die treue Darstellung des erhabensten Geheimnisses des Christenthums, ein sichtbares Bild des Bundes Christi mit seiner Kirche, mit all' den Ideen von Liebe und Großmuth, Gehorsam und Vertrauen, Treue und Ausdauer, die dieser Vergleich erweckt. Voll von dieser Auffassung der Ehe schreibt derselbe Apostel: Die Ehe sei eine aller Ehre würdige Verbindung, das Ehebett voll Unschuld und Reinheit (Hebr. 13, 4); aber stets geht er von der Voraussetzung aus, daß ihr Band vom Herrn geschlungen sei (1 Cor. 7, 39).

Dieselben Ideen werden vorgetragen von den Lehrern der Kirche und wir hören sie alle, wenn wir den einzigen Tertullian vernehmen (ad uxor. 11): „Wie vermögen wir das Glück dieser Ehe zu schildern, welche von der Kirche abgeschlossen, durch das Opfer bekräftigt, durch den Segen besiegelt, von den Engeln verkündigt und vom himmlischen Vater bestätigt wird."

Diese Ideen waren Jahrhunderte hindurch die allein herrschenden in der christlichen Welt, sie waren in die Sitten und Gewohnheiten der Völker übergegangen, allein heutigen Tags macht eine ganz an-

dere Strömung sich geltend, die ihren Ursprung im 16. Jahrhundert hat.

Die Reformatoren gaben den Anstoß zu jener Entwürdigung der Ehe, zu der sie jetzt vielfach herabgesunken ist. Jahrhunderte lang hatte die Kirche gekämpft gegen die Erschlaffung des Orients und die Barbarei des Occidents, bis es ihr gelungen war, die christliche Ehe mit ihrer Einheit, Unauflösbarkeit und Heiligkeit zur allgemeinen Aufnahme zu bringen; da trat plötzlich der heirathslustige Mönch von Wittenberg auf, erklärte die Ehe für „ein weltlich Ding", das den Juristen zu überlassen sei, nannte ihre Unauflösbarkeit ein zu hartes Joch, das das Evangelium den Gläubigen gar nicht auferlegt habe, strich sie aus der Zahl der Sacramente und erlaubte sogar dem Landgrafen von Hessen die Bigamie. Die neue evangelische Freiheit fand vielfachen Beifall, und wenn auch bei den von der Reformation beglückten Völkern die Eingehung der Ehe noch mit religiösen Ceremonien umgeben blieb und nicht vollends in die Hände des Staates überging, so verlor sie doch ihre Unauflösbarkeit; die Ehescheidung begann wieder die heiligsten Bande zu zerreißen, die der Himmel geschlungen, profanirte das Sacrament, brachte Verderben und Elend über zahllose Familien, und öffnete eine unversiegbare Quelle des Sittenverderbens, indem sie der gefährlichsten Leidenschaft des menschlichen Herzens den Zügel abnahm, den Gott ihr angelegt. Die Wiedertäufer, die alsbald die Vielweiberei einführten und scheußliche Orgien feierten, zeigten, wohin die neue Doctrin führe.

Aus der Reformation erwuchsen, wie aus einem fruchtbaren Boden, zahlreiche neue Häresien und später die verschiedenen ungläubigen philosophischen Systeme, die aber alle aus der Ehe nichts Besseres zu machen wußten, sondern mit den christlichen Elementen, welche die Reformation noch bewahrt hatte, vollends aufräumten.

Es kam zuerst der flache Deismus, der allerdings gewisse spiritualistische Begriffe von Gott und der Seele festhält, der aber die Gottheit in die Einsamkeit des Himmels verbannt, wo sie in träger Ruhe die Welt und die Menschheit ihren Geschicken überläßt, namque deos didici securum agere aevum (Horaz), der darum alle übernatürlichen Thatsachen der Offenbarung, alle Wunder und Weissagungen für bloße Fabeln erklärt oder als natürliche Ereignisse hinstellt, alle Dogmen des Christenthums leugnet, um mit desto volltönenderen Phrasen seine Moral zu preisen, der endlich Christus seiner Gottheit entkleidet, um ihn mit

Confucius, Sokrates und Plato unter die großen Geister und Wohlthäter der Menschheit zu zählen. Er herrschte im Rationalismus des vorigen Jahrhunderts und erzeugte den gewöhnlichen landläufigen Unglauben.

Der Irrthum konnte aber dabei nicht stehen bleiben. Wenn es einen persönlichen außerweltlichen Gott und eine unsterbliche Seele gibt, so sieht die Vernunft nicht ein, warum dieser Gott, der das Weltall in's Dasein gerufen, nicht in dasselbe sollte eingreifen und den Menschen in Wundern und Weissagungen sich offenbaren können; der Irrthum mußte fortschreiten in der Negation. So kamen denn der Pantheismus und der Materialismus, die beide in verschiedener Weise die Negation aussprechen.

Der Selbstvergötterung des gefallenen Menschen mit allen seinen Leidenschaften, wie der Pantheist sie lehrt, muß die christliche Ehe mit den Schranken, die sie aufstellt, als ein unberechtigter Eingriff in die göttlichen Triebe des menschlichen Herzens erscheinen. Den Materialisten hingegen, dem die Anthropologie nur das letzte Kapitel der Zoologie ist, können die Begriffe von der Ehe selbstredend nicht über das Niveau des unvernünftigen Thieres erheben.

In Frankreich feierte dieser Unglaube seine ersten Triumphe in der Revolution: er vernichtete das Christenthum, decretirte die Existenz Gottes hinweg, erhob die Göttin der Vernunft auf den Altar und ließ die Ehen unter dem Freiheitsbaume abschließen. Als dann Napoleon die Kirche wieder herstellte und das Concordat abschloß, kam doch in der Gesetzgebung keine vollständige Restauration auf christlichem Boden zu Stande; er wagte nicht, der Kirche die Ehegesetzgebung zurückzugeben, sondern der Code civil führte die Civilehe ein, die vor dem bürgerlichen Beamten abgeschlossen und als bürgerlicher Contract betrachtet wird und darum auch den Character der Unauflösbarkeit nicht trägt. Hat Lafayette gesagt, die französische Revolution werde die Reise um die Welt machen, so hat die Civilehe diese Reise mitgemacht; eine große Zahl christlicher Völker hat dieselbe in ihre Gesetzbücher aufgenommen und damit auch die Ehescheidung bei sich eingebürgert.

Durch alle diese und andere ungläubige Wissenschaften, so sehr sie einander auch widersprechen, zieht sich wie ein rother Faden der **Naturalismus**, der den Kern aller modernen Irrthümer bildet. Es handelt sich für ihn darum, Christus aus den Geistern und Herzen der Menschen auszuschließen, ihn zu verbannen aus den Gesetzen des Staates,

den Sitten und Gebräuchen des socialen Lebens und an die Stelle seines Reiches das Reich der Natur und der bloßen Vernunft zu setzen. Wenn aber die menschliche Gesellschaft sich von Gott losgerissen und entchristlicht hat, so muß sie doch, falls sie sich nicht selbst vernichten will, gewisse göttliche Rechte beibehalten und ausüben, z. B. gewisse Principien aufstellen, Gesetze erlassen und handhaben, mit den Waffen sich schützen und den Verbrechen strafend entgegentreten: dafür aber sieht sie sich dann selbst allen jenen Angriffen des Naturalismus ausgesetzt, die er früher bloß gegen die Kirche gerichtet. Alle Lästerungen, die früher gegen die Kirche geschleudert wurden, werden dann gegen die staatliche, bürgerliche und häusliche Gesellschaft gerichtet, denn die beiden erstern sind auf die Nobilität der Ehe begründet, die ein unerträgliches Joch für die Natur ist, und auf das Erbrecht, das eine offenbare Verletzung der natürlichen Gleichheit ist, und endlich auf das Eigenthumsrecht, das ein Diebstahl ist, verübt durch die Individuen an einem Gut, das von Natur aus allen gehört. So führt der Naturalismus von einer Negation zur andern, bis er zuletzt selbst die Grundlagen der vernünftigen Natur, jede Regel des Guten und Bösen läugnet und die Fundamente der menschlichen Gesellschaft vernichtet. Da stehen wir am Socialismus und Communismus.

Das sind die antichristlichen Ideen, welche die heutige Welt bewegen, die vorgetragen werden in den Hörsälen der Wissenschaft, und die die Presse alle Tage in's ganze Land hinausträgt, die sich spreizen in den gesetzgebenden Versammlungen, und nach denen man die Verfassung und Gesetzgebung der Staaten umgestaltet, die den Volksmassen als das neue Evangelium gepredigt werden, von dessen Verwirklichung ihnen eine bessere Zukunft in Aussicht gestellt wird. Von diesem Weine des Irrthums sind die Völker berauscht, schwankenden Schrittes straucheln sie ihre Bahnen, und wer weiß, in welche Abgründe des Verderbens sie noch stürzen werden! Welche Folgen haben diese Irrthümer nun für die Ehe gehabt? was ist aus der christlichen sacramentalen Ehe geworden? mit welchen Augen sieht unsere moderne Aufklärung sie an und welche Zwecke hat sie dabei im Auge? Für die Einen wird die Ehe zum Abschluß eines Romans, für Andere ein lucratives Geschäft, für noch Andere ist sie eine Last, die man möglichst spät auf sich nimmt.

Die Ehe bildet vielfach den Schluß eines Romans. Das Christen-

thum will auch, daß das Band der Liebe Braut und Bräutigam, Mann und Weib verbinde. Aber es gibt einen Unterschied zwischen Liebe und Liebe. Die christliche Liebe, die das Eheband schlingt, enthält mancherlei Elemente. Sie ist zuerst Freundschaft, die auf der Erkenntniß der gegenseitigen Tugenden und Vorzüge beruht, und, wie keine andere Freundschaft, sich zur vollen Lebensgemeinschaft gestaltet und den Character einer Standespflicht annimmt; sie ist ferner mit Gottesliebe gemischt, die jene Freundschaft zur wahren christlichen Nächstenliebe gestaltet, denn sie weiß, daß ihre Verbindung die Vereinigung Christi und seiner Kirche repräsentirt und ein Mittel zur gegenseitigen Heiligung ist; und wenn sie dennoch ein gewisses Element von Sinnlichkeit einschließt und die Phantasie auch ihre Farben hineinmischt, so hält sie doch strenge die von den Geboten Gottes und dem Evangelium gezogenen Schranken inne. Eine solche Liebe wird mit dem Alter und den Jahren stets edler und reiner; während das letztere Element allmählig abnimmt, wachsen die beiden erstern, und sie ist wie ein Kitt, der, je älter er wird und je mehr Stürme über ihn weggehen, die Mauern des Gebäudes desto fester verbindet; sie ist wie ein Gold, das, je mehr es im Feuer geläutert wird, desto mehr alle Schlacken abstreift.

Aber diese Liebe, die noch an den Gesetzen des Christenthums hält, die um keinen Preis die Gebote Gottes übertritt und noch auf die Stimme der Vernunft und den guten Rath der Eltern hört, ist zu schal für den modernen Geschmack. Oder was ist es für eine Liebe, die uns aus den heutigen Poesien, den Dramen, Novellen und Romanen entgegentritt? Ist das nicht die sinnlichste aller Leidenschaften, eine Neigung der niedrigsten aller Seelenkräfte, eine bloße Empfindung des Herzens, auf's höchste gesteigert durch eine krankhaft überreizte Phantasie? Diese Liebe wird dann dargestellt als unter dem zwingenden Gesetze der Nothwendigkeit stehend, daß sie auf die Gebote der Pflicht keine Rücksicht zu nehmen habe, weil der Mensch sich ihrer nicht erwehren könne, wenn er sie empfindet, sie sich auch nicht geben könne, wenn sie sich ihm nicht aufdränge. Damit verkuppelt man dann die Heiligkeit der Liebe im christlichen Sinne, und stellt so die regelloseste und schändlichste Leidenschaft, wenn sie nur heftig und unbändig auftritt, als Ideal von Erhabenheit, Reinheit und Heiligkeit dar. Mit welchem Behagen folgen unsere heutigen Schriftsteller den Schlangenwindungen dieser Leidenschaft, in was für glühende Farben tauchen sie die Feder, um den Leser zu bestechen oder zu verwirren! Alle Spitzen dieser modernen Literatur

sind gegen die Grausamkeit der Gesetze gerichtet, welche Liebe und Haß in feste Schranken einbannen wollen; das Christenthum ist ihnen eine widernatürliche Religion, die das Leben all' seines Zaubers entkleidet, indem es mit seiner Hölle die Menschen aufschreckt aus diesen Fieberträumen erhitzter Phantasie, und die Ehe mit ihrer Einheit und Unauflösbarkeit gilt ihnen als tyrannisches Joch. Mann und Weib dürfen nicht getadelt werden, wenn sie keine Liebe zu einander fühlen und die Leere ihres Herzens auszufüllen suchen durch Liebe zu Andern, vielleicht eines andern Mannes Weib. Die Eltern sind unerhört grausam, wenn sie mit den Herzensangelegenheiten ihrer Kinder sich befassen, und bei den Verbindungen, die sie anknüpfen, ein Wort mitreden wollen. Aus den vergifteten Quellen dieser Literatur trinkt die heutige Generation in vollen Zügen und sie glaubt nicht auf der Höhe der Zeit zu stehen, wenn sie nicht die renommirtesten Romane gelesen und in sich aufgenommen und die berühmtesten Stücke auf dem Theater bewundert hat. Wie oft übersetzt eine thörichte Jugend diese Theorie in's praktische Leben und schlingt im Taumel der Leidenschaft ein Band, das für Zeit und Ewigkeit verhängnißvoll wird! „Der Wahn ist kurz", sagt der Dichter, und „die Reue ist lang." Und die hl. Schrift sagt: „Die so in die Ehe treten, daß sie Gott von sich und ihrem Geiste ausschließen und der Leidenschaft sich wie vernunftlose Thiere hingeben, über die hat der böse Geist Gewalt" (Tob. 6, 17).

Indeß vom Feuer der Liebe, so lebhaft es auch brennt, raucht doch der Schornstein nicht; die heutige Zeit ist vor Allem speculativ in Geschäften, und so wird denn auch die Ehe ein lucratives Geschäft. Wenn der Mensch den Gott des Christenthums nicht mehr kennt, die Güter der Ewigkeit nicht mehr den Gegenstand seines Glaubens, seiner Hoffnung und Liebe bilden, so muß er sich einen andern Gott suchen, denn das menschliche Herz kann ohne Gott nicht sein. Da wird denn das goldene Kalb vergöttert. Wirft die ungläubige Welt sich nicht mit athemloser Hast auf die Ausbeutung der Materie? Hat sie nicht dem Acker das Geheimniß seiner Fruchtbarkeit abgelauscht, die Gesetze der Natur erforscht und sich dienstbar gemacht, alle Wasser-, Luft- und Feuergeister in ihren Dienst genommen, um Schätze aufzuhäufen und in ihrem Genusse zu schwelgen? Reich werden ist das letzte Ziel und Ende aller Laufbahnen, aber das große Geheimniß ist, schnell reich werden, reich werden ohne Arbeit. Finstere, abergläubische Zeiten suchten die Lösung dieses Räthsels darin, daß sie mit dem Teufel einen Bund schlossen,

ihm ihre Seele verschrieben, unter der Bedingung, daß er mit schwerem Golde sie zahle; oder sie griffen zur Wünschelruthe, um die im Schooße der Erde verborgenen Schätze zu entdecken; oder sie studirten auf die Erfindung des Steines der Weisen, mit dem sie Alles in Gold zu verwandeln hofften. Die heutige Welt ist nicht so dumm, solche Wege zu wandeln: ihr ist es gelungen, das größte Räthsel zu lösen. Die Börsen, die sie errichtet, die Aktiengesellschaften, die sie stets neu gründet, die waghalsigen Speculationen, die sie unternimmt, ermöglichen es Tausenden, Schätze zu häufen wie Krösus. Nun warum soll die Ehe nicht auch eine solche Speculation abgeben können, um ein schönes Vermögen zu erwerben, oder zu verdoppeln? Als vorzüglichste Eigenschaft, die zur Ehe befähigt, als beste Empfehlung, die alle Bedenken beseitigt, als sicherste Bürgschaft einer glücklichen Zukunft, als das kräftigste Band, das Mann und Weib mit einander verbindet, gilt das Gold. Es gleicht alle Verschiedenheiten des Ranges und Standes, des Alters, der Bildung, der Charactere aus, und bringt Verbindungen zu Stande, worüber die Religion trauert und die Welt selbst die Achseln zuckt und spottet.

Wenn die Verschiedenheit des Alters die Ehe zu widerrathen scheint, indem ein halbes Jahrhundert Abstand zwischen Braut und Bräutigam ist, eine goldene Brücke überwölbt die Kluft, der jüngere Theil hat ja Aussicht, lachender Erbe zu werden; wenn Rang und Stand sich der Verbindung widersetzen, nun der Reichthum dient ja dazu, um ein altes Wappen auf's Neue zu vergolden; wenn Sitten und Charactere sich widerstreiten und es sich darum handelt, eine blühende arglose Unschuld an einen ausgelebten Wüstling zu verkuppeln, so hat der Reichthum eine stets siegreiche Beredsamkeit; und wenn endlich die Religion dazwischen tritt und die Ehe verbietet, auch dann sind Gott und der Himmel, die ewige Seele und die Seelen der Kinder feil für Gold: und das Alles nennt man eine glänzende Partie! Das ist aber noch nicht der Höhepunkt der Schmach. Man nimmt fast keine Zeitung mehr zur Hand, ohne unter den gewöhnlichen geschäftlichen Annoncen, unter den Verkäufen, Versteigerungen, Stellengesuchen, Offerten und marktschreierischen Reclamen auch reellen Heirathsgesuchen zu begegnen: „Ein junger Mann, zwischen 25 und 30 Jahren, mit einem Jahreseinkommen von x Thalern, dem es an Damenbekanntschaft fehlt, sucht auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege eine Lebensgefährtin von ungefähr gleichem Alter mit einem disponibeln Vermögen von x + y Thlrn.; reflektirende Damen sind gebeten, ihre Adresse und Photographie unter

der Chiffre .... an die Expedition dieser Zeitung einzusenden. Discretion ist Ehrensache." Unglückliche Verbindungen, bei denen man der Vernunft, der Erfahrung, dem Gewissen und der Religion Schweigen gebietet, und der Steuerzettel allein entscheidet: die chronique scandaleuse weiß allenthalben genug von den traurigen Folgen zu erzählen.

Es bedarf ohne Zweifel zur Gründung einer Familie eines gewissen Besitzes oder eines sichern Erwerbes; leichtsinnige Verbindungen, die das außer Acht lassen, dienen nur zur Vermehrung des Elends und sind später der Gegenstand bitterer Reue; aber ebenso wahr ist es auch, daß der Reichthum allein noch kein sicheres Fundament ist, um ein glückliches Haus darauf zu bauen, und daß der Reichthum allein noch lange kein sicherer Barometer für das Glück einer Familie ist. Es gehört dazu noch etwas Höheres.

Für Andere endlich ist die Ehe eine Last, der sie sich entweder gar nicht, oder erst spät unterziehen. Der hl. Hieronymus (Adv. Jovinian. I, 47) gibt einen Auszug einer Schrift des heidnischen Philosophen Theophrast, der den Beweis liefern will, ein Weiser dürfe nicht heirathen, und führt eine Reihe von Gründen dafür an, die wir hier besser mit Stillschweigen übergehen. Diese Weisheit hatte sich im heidnischen Rom so sehr ausgebreitet, daß der Senat mit Gesetzen dagegen einschreiten zu sollen glaubte; freilich ohne Erfolg. Dürfen wir uns wundern, wenn bei den antichristlichen Tendenzen eine ähnliche Philosophie wieder auftaucht, und dergleichen Cölibatäre wieder auftreten? Es ist gewiß eine sehr handgreifliche Philosophie, die bei sich selber calculirt: Mein Vermögen, mein jährliches Verdienst bietet mir größere und zahlreichere Genüsse, wenn ich allein bin, als wenn eine Frau und eine Familie sie mit mir theilen; alle die Hotels und Café's und Restaurationen und Vergnügungslocale verleihen dem menschlichen Dasein einen höheren Reiz, als das eintönige Leben in der Familie mit seinen Sorgen und seinem Verdruß; die Ehe mit ihrer Einheit und Unauflösbarkeit ist ein Joch und setzt Schranken, während Muhammeds Paradies allenthalben seine einladenden Pforten öffnet. Dazu kommt, daß alle Laufbahnen und alle Berufe, die der Staat und die Gesellschaft den Männern eröffnen, von Concurrenten überfüllt sind, so daß es schwer hält, eine passende Stellung im Leben zu erringen; daß die Ansprüche, welche Luxus und Vergnügungssucht machen, stets höher steigen und alle Stände sich gegenseitig darin überbieten, daß endlich unter dem Einfluß der Industrie die Preise aller zum Leben nothwendigen Dinge immer höher geschraubt werden, und so ist selbstredend die Ehe und die Gründung

und Erhaltung einer Familie sehr erschwert und desto mehr der Anlaß zu derartigen Lebensansichten geboten. Einzelne Nationalöconomen, wie Malthus, gehen sogar soweit, diese Anschauung zur förmlichen Theorie auszubilden und der Beförderung des Luxus und der Lebensgenüsse in allen Klassen der Gesellschaft das Wort zu reden, um dadurch die Eingehung der Ehe zu erschweren, das übergroße Wachsthum der Population zu verhindern. Sie bilden sich ein, so das schwierige Problem über die richtige Proportion der Vermehrung der Population zu lösen.

Gewiß, die Ehelosigkeit ist nach der Lehre des Weltapostels vollkommener als die Ehe, aber nur dann, wenn sie aus übernatürlichen Gründen entspringt, wenn der Mensch mit den Engeln des Himmels wetteifert an Reinheit der Seele und des Leibes, und der Geist der Buße das Fleisch unter seine Botmäßigkeit bringt, wenn er sie erwählt, um dadurch dem Herrn zu gefallen und die Vollkommenheit zu üben, das Reich Gottes weiter auf Erden zu verbreiten, oder die geistigen und leiblichen Gebrechen der Menschheit zu lindern: dann ist sie die Freude des Himmels und der Segen der Erde. Aber eine Ehelosigkeit, die nur auf egoistischen Interessen beruht, die wegen ihrer Ungebundenheit sich desto zahlreichere und raffinirtere Genüsse verspricht, in deren Augen Religion und Tugend nichts Ehrwürdiges mehr haben, ist ein Ärgerniß für die öffentliche Sittlichkeit, ein Ruin für die Familien und Staaten, und von ihr gilt das Sprichwort: Je länger Junggesell, desto tiefer in der Höll! Tritt man schließlich noch in die Ehe, so bringt man nichts mit, als eine mit Ausschweifungen besudelte Vergangenheit, rein egoistische Berechnungen, um den Rest seines Lebens sich bequemer und angenehmer zu machen, vielleicht auch noch die Absicht, eine zweideutige Existenz aufzugeben und in den Augen der Welt wieder zu Ehren zu gelangen.

Dergleichen Ideen bewegen viele Geister, die in den Ehestand zu treten gedenken. Sie ziehen Alles in Erwägung: Schönheit, Talente, Gesundheit, Stand, Vermögen; Alles wird vorhergesehen in der künftigen Familie, Glück oder Unglück, blühendes Geschäft oder trauriger Bankerott, selbst der Tod wirft seinen dunklen Schatten in die Freuden der Hochzeit, und der Ehecontract ermangelt nicht der nothwendigen Stipulationen: aber seine Gedanken höher richten zum Himmel, wo nach dem alten Glauben die guten Ehen geschlossen werden, Gott um Rath fragen und seine Gebote zur Richtschnur nehmen in dieser wichtigen Angelegenheit, alle Anstalten und Vorbereitungen treffen, um seinen Segen zu haben

für den künftigen Stand, das ist nicht mehr nach dem Geschmack der modernen Welt, und hat sie in der Vorbereitung zur Ehe wenig daran gedacht, daß es ein Sacrament ist, das sie empfangen wird, so begegnen wir jetzt noch der traurigen Erscheinung, daß dieses Sacrament sacrilegisch empfangen wird, und statt Segen Verderben wirkt.

(Schluß folgt.)

B. Rive S. J.

Geschichte der Auflehnung gegen die päpstliche Auctorität.

XII.

Die Maßregeln gegen die Sorbonne 1663—1665.

Der eigentliche characteristische Gegner der päpstlichen Unfehlbarkeit ist in dem Gallikanismus zu suchen, oder richtiger in jenen 4 Artikeln von 1682, die unter dem Namen der Declaration des gallikanischen Clerus bekannt sind und welche gegenwärtig als eine Häresie bezeichnet werden dürfen; daher war die Entscheidung vom 18. Juli 1870 gerade für diese Artikel der Todesstoß. Wenn andere Gegner, wie Richeristen und Jansenisten, die Unfehlbarkeit ebenfalls bestritten, so war es bei diesen eher Consequenz aus anderen und größeren Irrthümern; in den vier Artikeln dagegen, in welche der spätere Gallikanismus sich einkleidete, bildete die Läugnung der Infallibilität den innersten Kern des Irrthums.

Diese Artikel sind ein reines Erzeugniß des staatlichen Interesses und mit staatlichen Mitteln erzwungen. So lange Richelieu und Mazarin das Staatsruder in Frankreich führten, war das Verhältniß der Regierung gegen den Papst ein ziemlich erträgliches und friedfertiges. Sobald aber nach dem Tode des Letzteren, 1661, der 23jährige Ludwig XIV. die Zügel der Regierung selbst ergriff und bei den Ideen, die er von seiner unbeschränkten Gewalt hegte, auch seine Völker gewöhnen wollte, in ihrem Könige ihr Alles, eine für ihre zeitlichen und religiösen Bedürfnisse sorgende Vorsehung zu erblicken, wurde auch die Stellung zum Papste gespannter. Da er bei all' seinem Eigensinn doch unter dem Einfluß seiner Minister stand, die seine Machtgelüste und seine

äußerste Reizbarkeit in dem, was er seine Ehre nannte, gut zu benützen verstanden, so öffnete er unbewußt den jansenistischen Intriguen sein Ohr und sein Herz, denn diese Minister, namentlich Le Tellier, standen mit den Spinnenfeinden des Papstes auf vertrautem Fuß. Selbst Bossuet gesteht es [1], daß seit der Selbstherrschaft des Königs ein Streben vorhanden war, Rom zu verdemüthigen, und daß der ganze Staatsrath hierin übereinstimmte. Mit großer Hast wurde daher ein bedauerlicher Vorfall in Rom dazu verwerthet, vielleicht sogar provocirt, um mit dem Papste offen brechen zu können.

Der Herzog von Crequi war 1662 mit starkem militärischem Gefolge als französischer Gesandter in Rom angekommen. Am 20. August mißhandelten mehrere Leute desselben einige Corsen, die zur Leibwache des Papstes gehörten, worauf diese ihre Kamaraden um Hülfe anriefen, die nun vereint vor den Palast des Gesandten rückten. In dem Streite fielen zwei Franzosen und fünf Corsen, die Herzogin selbst war dabei in Gefahr gerathen. Crequi stellte sich, als halte er das Ganze für eine Insulte, die ihm der ganz unbetheiligte Bruder des Papstes, Chigi, den er persönlich haßte, gespielt, deutete auch die Sicherheitswache, die man ihm gab, als eine Nachstellung auf sein Leben, und verließ rachedurstig am 31. August die Stadt.

Umsonst versuchte der Papst dem Könige das Vorgefallene zu erklären und ihn zu überzeugen, daß die Corsen ohne Auftrag, in eigener Selbstrache gehandelt hätten; er wurde nicht gehört, sondern der Nuntius wurde mit Schimpf an die Grenzen von Savoyen geführt, Avignon besetzt und dem Papste die Bedingung gestellt, er solle dem Cardinal Imperiale, dem Gouverneur der Stadt, den Cardinalshut nehmen, seinen Bruder dem König ausliefern, 50 Corsen hängen lassen, ebenso 50 Sbiren nebst ihrem Führer, ferner die Corsen auf ewig aus seinem Dienste entlassen und durch einen vom Könige zu bestimmenden Legaten Abbitte leisten! Erst wenn der Papst dieses vollziehe, könne das Friedensgeschäft beginnen. — Auf solche Bedingungen konnte natürlich der Papst nicht eingehen, es war ihm unmöglich, Unschuldige zu strafen.

Die Minister und sogar Bischöfe gossen Oel in das Feuer und ermunterten den König, diese Gelegenheit zu benützen, um alle seine Wünsche vom Papste zu ertrotzen. Dieser schickte im Herbst ein Heer

[1] Gérin, Charles, Recherches historiques sur l'assemblée de 1682. Paris 1869, p. 16.

von 15,000 Mann nach Italien und beredete die Schweizer, dem Papste keine Soldtruppen zu senden, „weil er nur zum Schutze des Papstes in Rom einrücken wolle.“ Der Papst war von allen Seiten verlassen, die italienischen Fürsten wünschten keinen Krieg, der Kaiser, Venedig und Spanien waren selbst schon im Kriege gegen die Türken. So sah sich Alexander VII. zu dem erniedrigenden Frieden von Pisa am 12. Februar 1664 genöthigt, dessen Artikel Crequi dictirt hatte. Der Papst mußte eine Säule aufrichten mit der Inschrift: die corsische Wache sei, wegen ihrer Unbild gegen den französischen Gesandten, unfähig, in Rom oder im Kirchenstaate künftig zu dienen. Nach Alexanders Tode jedoch erlaubte der König huldvollst 1667 die Entfernung dieser Säule. Chigi mußte in Paris für seine Familie um Verzeihung bitten, fügte aber bei, daß sie ihrer nicht bedürften, da die Chigi schuldlos seien[1]. — Dieses war der gährende Zustand, während dessen in Frankreich ein Schachzug gegen die Infallibilität an der Sorbonne gethan wurde.

1. Character und Stimmung der Sorbonne. — Weil die Sorbonne in späteren Zeiten als die Trägerin der gallikanischen Ideen genannt wird, und weil diese berühmte Schule eine sehr große Wichtigkeit für die Gestaltung des ganzen kirchlichen Lebens in Frankreich besaß, so dürften hier einige Bemerkungen über dieselbe nicht ganz außer ihrem Platze stehen. — Es findet häufig eine Verwechslung zwischen der Sorbonne und der theologischen Facultät von Paris statt; wirklich hält es sehr schwer, beide immer von einander zu unterscheiden. Die erstere ist eine Schule, deren Ursprung sich in das graue Alterthum verliert, obgleich sie nur höchst uneigentlich auf Karl den Großen zurück geführt werden kann[2]. Neben der Universität hatten sich seit dem 13. Jahrhundert viele Collegien gebildet, bestimmt zur Aufnahme und Unterstützung ärmerer Studierenden und zur bessern Handhabung der Disciplin unter der oft zügellosen Jugend[3], also eigentliche Convicte, in denen aber nicht bloß Schüler, sondern auch Lehrer Wohnung und Unterhalt fanden.

Seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts wurde in vielen dieser

---

[1] Rapin, Mém. III. 145. Gérin, l. c. p. 4—12. Leo, Geschichte Italiens V. 666. — Rapin hat in der Darstellung seinem französischen Patriotismus etwas zu freien Spielraum gelassen und daher den König auf Kosten des Papstes zu rein gewaschen.

[2] Launoi, de scholis celebrioribus c. 59.

[3] Daniel, Classische Studien. Freib. 1855. S. 122.

Collegien selbst Unterricht ertheilt, sie wurden Gymnasien; an einigen wurde auch Philosophie und Theologie docirt, jedoch blieben sie mit der Universität zu einer Körperschaft verbunden. Es gab sogar eine Zeit, in welcher der Unterricht nur an solchen Collegien ertheilt wurde. Zu den bedeutenderen dieser Collegien[1] gehörte das von Navarra seit 1304, das von Harcourt seit 1280; alle aber überstrahlte dasjenige der Sorbonne. Gründer dieser Anstalt, die 1268 sogar eine päpstliche Bestätigung erhielt, war um 1252 ein Kaplan des hl. Ludwig, Robert Sorbon († 1277). Bald ließ sich eine Anzahl der gelehrtesten Mitglieder der theologischen Facultät in dem Gebäude der Sorbonne wohnlich nieder und bildete eine eigene Vereinigung unter sich. Da sie sich mit der Zeit zum Range einer Facultät erhob[2], in welcher der Doctorgrad durch die berühmte disputatio Sorbonica erlangt wurde, so waren ihre Doctores über ganz Frankreich zerstreut; jene, die im Gebäude selbst wohnten, standen unter einem Provisor, der sehr oft einer der vornehmsten Prälaten war, wie denn Richelieu selbst sich dieses Amt zu großer Ehre rechnete. Der Umstand, daß die theologische Facultät der Universität hier ihre Versammlungen hielt und hier ihre Doctorpromotionen vornahm, führte zu einer Verwechslung der Namen, so daß der Sprachgebrauch diese Facultät selbst die Sorbonne nannte und ihre Doctores ebenfalls Doctores der Sorbonne hieß[3]. Wir haben es im Folgenden mit dieser Sorbonne im weiteren Sinne zu thun.

Man hat sich viele Mühe gegeben, aus einzelnen Äußerungen und Thatsachen die Lehre der Sorbonne als vollständig kirchlich und der Unfehlbarkeit des Papstes günstig darzustellen. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß gallikanische Ideen seit der Zeit, da Gersons zweideutiger Ruhm auch diese Schule überstrahlte, viele entschiedene Vertreter in dieser Körperschaft fanden und sie selbst wiederholt mit sich fortrissen. Dies beweist die öftere Appellation vom Papste an ein Concil, ferner die übermäßig scharfe Censur gegen den Minoriten Joh. Angeli 1482, der gesagt hatte[4], der Papst könne das ganze kanonische Recht ab=

---

[1] Unter Ludwig XI. gab es 18 solcher Collegien. — J. M. Prat, Maldonat et l'Université de Paris, 1856. p. 44, 527 zählt 42 auf; die hist.=pol. Blätter 1864, Bd. 54, S. 181 reden von 63.

[2] Prat, l. c. p. 528.

[3] Herzog, Realencyclopädie der protestant. Theologie. Bd. 14. S. 555.

[4] Charlas, append. ad tract. de libert. eccl. gallic. Observationes in epist. Gilberti Ep. Tornacénsis. tom. III. p. 308—311. — Bossuet, def.

schaffen, was die Sorbonne als eine propositio notorie haeretica bezeichnete, obgleich sie bei ihrer Allgemeinheit eben so gut eine wahre wie häretische Deutung zuließ; dahin gehört die äußerst bittere Form, in welcher die Facultät den Bischöfen den Rath für die Nicht-Einführung der römischen Liturgie ertheilte: „Der Kamm des gallischen Hahnes dürfe sich nicht beugen vor dem stolzen Blicke Roms" [1] u. dgl.

Seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts war aber ein entschieden kirchlicherer Geist in die Facultät gekommen. Dieser zeigte sich damals, als es sich um die Verdammung der Werke Richers handelte, und als die Schriften des Marcus de Dominis 1618 wirklich verurtheilt wurden. Im Jahre 1629 wurde das Gesetz gemacht, die Theologen sollten künftig schwören, in ihren Thesen nichts gegen die hl. Schrift, die allgemeinen Concilien oder gegen die Decrete der Päpste vortragen zu wollen [2]. Auch waren gerade um die Zeit, von welcher wir sprechen, eine große Anzahl ausgezeichneter und sehr kirchlich gesinnter Männer Mitglieder der Sorbonne [3].

Dem „großen Doctor" Arnauld gelang es, eine beträchtliche Partei für den Jansenismus zu gewinnen und zudem hatten auch Richers Theorien noch Anhänger; deßwegen vermochte nicht einmal der Ausschluß von 60 Mitgliedern im J. 1656 die Sorbonne von allen unreinern Elementen zu befreien. Es herrschte daher an der Universität eine gewisse Gährung, die durch öftere Reibungen mit den ungerne gesehenen religiösen Orden noch vermehrt wurde. Bei dem kriegerischen Tone, den die Regierung gegen den Papst angestimmt hatte, gaben die Jansenisten

---

decl. cleri gallic. l. VI. c. 22. — Zaccaria, Antifebr. vindicatus, diss. 2. c. 4. n. 3.

[1] Non cedat crista Gallica Romano supercilio, non enim hic de religione, sed de superbia astuta agitur. Guéranger, Institut. liturg. I. 513.

[2] Die Versammlung des Clerus, in welcher die gallikanischen Artikel entworfen wurden, stellte in ihrem Brief vom 19. März 1682 an den König das Ansinnen, diese Formel durch folgende zu ergänzen: Decrets et constitutions des papes acceptés par l'église. Ihre Bitte wurde aber, wahrscheinlich wegen der Rücksicht auf die Jansenisten, nicht beachtet. Bausset, vie de Bossuet liv. VI. 11.

[3] Das Verdienst, eine bessere Richtung in die Sorbonne gebracht zu haben, gebührt dem Dr. Duval, † 1638, dem entschiedenen Gegner Richers, den Sorbonnisten Isambert, † 1642, Lescot, Bischof von Chartres, † 1656, le Moyne, † 1659; unter den um diese Zeit noch Lebenden dem Bischof von Vabres, Isaak Habert, † 1668, Ludwig Bail, † 1669, Morel, † 1679, Grandin, † 1691, Chamillard, † 1695, die sämmtlich Doctoren des Collegiums der Sorbonne waren; ferner dem Cornet, Doctor des Collegiums von Navarra, † 1663, dem Dominikaner Nicolai, † 1673, u. A.

sich Hoffnung, die einflußreiche Sorbonne durch die Parlamente und die Regierung in Bahnen hinein treiben zu können, die für die Zukunft dieser Corporation maßgebend, aber auch verhängnißvoll wurden; wirklich rüstete sich die Regierung zum Kampfe gegen die fortschreitende ultramontane Richtung der Universität.

2. Der erste Druck auf die Sorbonne 19. Januar — 4. April 1663 [1]. Am 19. Januar 1663 wollte ein junger Baccalaureus, Gabriel Drouet von Villeneuve, zur Erlangung der Licentiatenwürde den vorgeschriebenen Actus Sorbonicus, oder das certamen Mayoricum, eine Disputation von Morgens 8 Uhr bis Abends 8 Uhr, bestehen. Unter die zu vertheidigenden Thesen hatte er, mit Einwilligung des Syndicus Grandin, drei über den Papst aufgenommen: 1) Christus habe dem hl. Petrus und seinen Nachfolgern die höchste Gewalt in der Kirche verliehen; 2) die Päpste hätten aus guten Gründen einigen Kirchen, wie der französischen, Privilegien (also bloße Gnaden, nicht Rechte) verliehen; 3) die allgemeinen Concilien seien zur Ausrottung von Häresien und Spaltungen nützlich, aber nicht unbedingt nothwendig.

Daran nahm Thomas Fortin, der Provisor des Collegiums von Harcourt, der früher schon einige Lanzen zu Gunsten des Jansenismus gebrochen, Aergerniß und zeigte diese Thesen in vaterländischer Besorgniß dem Generaladvokaten Talon, dieser dem Generalprocurator Achilles von Harlay an. Das Parlament forderte den Syndicus, den Präsidenten und den Defendenten vor seine Schranken. Grandins Entschuldigung, das Wort „Infallibilität“ stehe nicht in der These, befriedigte nicht; Lamoignon, der Präsident des Parlamentes, verlangte, auch die Worte „höchste Gewalt über die Kirche“, summa supra ecclesiam auctoritate, müßten gestrichen werden, denn der Papst habe nur Gewalt in der Kirche, nicht über dieselbe, denn es sei Staatsgrundsatz, daß der Papst unter dem Concil stehe [2].

Einen wahren Strom wilder Advokatenrhetorik ergoß Talon gegen die Thesen. Er sieht darin eine Verschwörung zum Sturze der Monarchie, er fordert exemplarische Bestrafung der drei Vorgeladenen und feierlichen Widerruf der ganzen Universität, deren Statuten dadurch verletzt seien; diese Statuten gestatten nichts Unkatholisches, nichts Gesetzwidriges, nichts

[1] Rapin, Mém. III. 195—201; Gérin, l. c. 17—32; Katholik 1865. Bd. 13. Die gallikanischen Freiheiten und die Freiheit der französischen Wissenschaft, S. 403—412.

[2] Rapin, Mém. III. 196.

gegen die Kronrechte vorzutragen; durch die Unfehlbarkeitslehre der römischen Sendlinge werde die katholische Religion und der Staat gestürzt, daher sei es höchst nothwendig, die Universität zu verpflichten, die Grundsätze der Concilien von Constanz und Basel zu lehren [1]. — Das Parlament erließ am 22. Januar ein Verbot, so gefährliche Thesen wie die incriminirten aufzustellen, nebst Befehl, diese Verordnung in der Versammlung der Doctores und der Licentiaten zu verlesen und dann in die Register der Facultät einzutragen.

Noch am selben Tage erschien eine Deputation des Parlamentes vor der Sorbonne. Es konnte aber selbst der junge Achilles de Harlay, der als Stellvertreter seines Vaters auftrat, durch seine gewandte Rede [2] nichts Anderes erlangen, als das Versprechen, die Sache in Erwägung ziehen zu wollen. Dem Parlamente schienen diese Erwägungen zu lange zu dauern, daher wurden der Syndicus Grandin, dann der Rector und andere Doctores der Universität wiederholt citirt, um Rechenschaft abzulegen, weßhalb der Parlamentsbeschluß noch nicht einregistrirt sei. In schüchterner Verlegenheit gab der eine die Anwort, man wolle dafür eine feierlichere Gelegenheit abwarten; ein anderer, die Facultät habe die Entscheidung des Parlamentes in ergebenster Ehrfurcht vernommen, könne sich aber nicht überzeugen, daß es ein dogmatisches Urtheil fällen oder über theologische Propositionen aburtheilen wolle. Dagegen herrschte der erste Präsident Lamoignon am 12. Februar ihnen zu: Wenn das Parlament befiehlt, so habe der Unterthanen-Verstand ohne weitere Prüfung sich zu unterwerfen [3].

In der Facultät verlängerten sich indessen die Berathungen, und wenige Stimmen zeigten sich für die Unterwerfung unter das Parlament günstig. Es fielen heftige Reden und gerade die heftigsten fanden am meisten Beifall; eine Vertheidigung der Unfehlbarkeit des Papstes und seiner Superiorität über die Concilien wurde mit großer Anerkennung vernommen, und viele Mitglieder, unter denen auch Bossuet sich befand, verlangten die Censurirung der Rede de Harlay's; der Erzbischof von Auch wollte den Rubicon ganz überschreiten und stellte den Antrag, den Parlamentsbeschluß nicht einzutragen, sondern zu censuriren. Unter 178

---

[1] Rapin, Mém. III. 198. — Gérin, l. c. 20.

[2] Gérin, 22. — Rapin, III. 200 nennt sie einen admirable discours.

[3] Rapin, Mém. III. 201, fügt bei: à quoy la faculté obéit sans repliquer; so schnell ging es aber mit diesem unbedingten Gehorsam nicht, denn es dauerte von da bis zur Unterwerfung noch fast zwei Monate.

namentlich in den Berichten aufgezählten Doctores[1] zeigten sich 34 als unentschieden, 55 waren anti-römisch gesinnt, 89 römisch oder ultramontan, und diesen letztern schloß sich die große Anzahl jener Mitglieder aus den Ordensständen an, deren Namen nicht angegeben sind. — So war noch die Stimmung in der Sorbonne bis über den 1. März hinaus; aber auf einmal lesen wir die trockene Bemerkung[2], der Parlamentsbeschluß sei am 4. April einregistrirt worden. Niemand gibt uns Bericht, durch welche Mittel dieses Resultat erzielt wurde; aber die genauen Verzeichnisse, welche Colbert über die Gesinnung der einzelnen Mitglieder anfertigen ließ, wie die Wege, die darin angegeben werden, um die unentschiedeneren Doctores umzustimmen, legen den Gedanken nahe, daß Intriguen, Bestechung, Drohung und Gewalt nicht verschmäht wurden.

3. Der zweite Druck auf die Sorbonne, oder die 6 Artikel 4. April — 1. October 1663[3]. Am gleichen Tage, am 4. April, vertheidigte der Cisterzienser Laurenz Desplantes im Collegium der Bernhardiner eine These, die Grandin als Syndicus schon im Dezember 1662 gutgeheißen hatte, und worin gesagt war, der Papst habe sowohl im innern wie äußern Forum die volle Jurisdictionsgewalt in der ganzen Kirche. Dasselbe hatte schon das Concil von Florenz, nur noch stärker, ausgesprochen; allein der fein spürende Talon war auch hier wachsam geblieben, und am 12. April zeigte er dem Parlamente den Vorfall als eine Verletzung der Verfügung vom 22. Januar an. Grandin, der Defendent und noch drei Bernhardiner mußten sich am 14. April vor dem Parlamente stellen.

Die Entschuldigung Grandins, er habe die Approbation vor dem 22. Januar gegeben, wurde nicht angenommen und wegen der Bemerkung, daß er aus Rücksicht auf die schlechten Zeiten keine solche Thesen mehr billigen werde, bis die Universität ihre Freiheit wieder erlangt habe, mußte er vom Präsidenten die Rüge hören, die Zeiten seien nur für Jene schlecht, die schlechte Lehren vortrügen. Wie ein Ungewitter fuhr Talon nach seiner Gewohnheit los; es sei ein Verbrechen, dem Papste die Vollgewalt zuerkennen zu wollen, die Lehre von der Unfehl-

[1] Gérin, l. c. 490—514.

[2] Ib. 32.

[3] Rapin, Mém. III. 202—207; Gérin, l. c. 32—39. Katholik, Bd. 13. S. 412—414, 513—530. — Fleury (P. Alexander Carmel) hist. eccl. l. 205, §. 3—5. tom. 63, p. 7—23.

barkeit sei ein Hirngespinnst, ein Monstrum, gegen welches die strengste Strafe noch zu gelinde sei; er beantrage daher für den Syndicus 6 Monate Suspension, ein Jahr für den Vorsitzenden und für den Defendenten Ausschluß vom gegenwärtigen Concurs. Das Parlament genehmigte diesen Antrag.

Die Facultät fühlte sich durch die ganz unbefugte Suspension ihres Syndicus tief verletzt. Der Hof aber spielte ein sicheres Spiel, denn er wußte es einzuleiten, daß Grandin eine Unterredung mit dem Minister Le Tellier nachsuchte und erhielt, worin er dahin gebracht wurde, ein Projekt von 6 Propositionen über den Papst zur Vorlage vor den König zu entwerfen. Grandin glaubte einen ehrlichen Vermittler in dem Minister zu finden, dieser aber bezweckte einen Sieg über die Sorbonne und den Papst zu erringen. Eine Generalversammlung der Facultät ernannte am 2. Mai einen Ausschuß von 10 Männern zur Formulirung der Artikel, die dann am 3. Mai [1] wirklich vereinbart und durch den Erzbischof von Paris in Begleitung vieler Doctores dem König am 8. Mai überreicht wurden.

Der Inhalt der ersten Artikel bezog sich auf die Unabhängigkeit der weltlichen Macht des Königs; im vierten war gesagt, die Facultät billige solche Propositionen nicht, welche den ächten (germanis) gallikanischen Freiheiten zuwider seien; fünftens lehre die Facultät nicht, daß der Papst über dem allgemeinen Concil stehe, und endlich sechstens auch nicht, daß der Papst ohne irgend eine Beistimmung (nullo accedente consensu) der Kirche unfehlbar sei. — Die Facultät hatte absichtlich diese n e g a t i v e S a t z f o r m gewählt [2], womit bloß die Thatsache ausgesprochen war, sie verpflichte ihre Mitglieder nicht, die Unfehlbarkeit des Papstes zu lehren, was Jeder unterschreiben konnte. Damit waren freilich die ächten Gallikaner schlecht zufrieden [3], und deßwegen beeilte sich auch wahrscheinlich der König nicht sehr, den Sätzen seine Genehmigung zu ertheilen, denn er überwies sie seinem Staatsrathe, wo sie lange blieben.

---

[1] Die ascensionis, also am 3. Mai. Das Aktenstück findet sich bei Durand de Maillane, dict. de droit can. III. 210, in französischer Übersetzung bei André cours alphabét. de droit canon. II. 438 (Migne, Encycl. théol. X.). Die Commission bestand aus de Mincé, Morel, Betille, de Breda, Grandin, Guyard, Guichard, Gobillon, Coguelin et Montgaillard.

[2] Gérin, l. c. 34.

[3] Siehe die Observations de M. Pinsson bei Gérin l. c. 34; Launoi, le moyen de rectifier les six propositions. Opp. omnia T. IV. p. 2. p. 126.



Das Aktenstück konnte indessen die allgemeine Billigung der Mitglieder nicht erlangen, denn in der Überschrift selbst heißt es, daß nur einige dasselbe der Facultät zuschreiben wollten [1], und wirklich hatten nur 70 Doctores unterzeichnet [2], ob auch diese freiwillig und aus eigener Neigung, mag dahin gestellt bleiben; es war nämlich zu offenkundig, daß man mit diesem Documente, trotz seiner negativen Form, Mißbrauch treiben würde. Eine beträchtliche Zahl Doctores, unter ihnen auch Grandin, wagte es daher, jedoch nur im Geheimen, dem damals vertriebenen Nuntius einen Protest gegen die sechs Artikel einzureichen. Doch war sogar dieser verborgene Schritt noch zu kühn, denn am 28. Mai wurden 22 dieser Doctores dem Parlamente denuncirt [3].

Am 30. Mai erschien eine vor das Parlament befohlene Deputation der Universität, bestehend aus dem Syndicus und 7 Mitgliedern, um die sechs Artikel zu überreichen und sie in die Akten einzutragen. Was nur ein Bruchtheil der Faculät gethan, das sollte nun als eine That der ganzen Universität angesehen werden. Einen Begriff von der Freiheit, mit welcher diese Artikel verfaßt worden, gibt uns der unvermeidliche Talon in der Rede, die er bei dieser Gelegenheit vor dem Parlamente hielt. Seit 30 Jahren, sagt er, haben römische Parteigänger versucht, durch Ultramontanismus die Reinheit der französischen Lehre zu vergiften, und endlich gewagt, sogar in Thesen die verderblichen Grundsätze zu vertheidigen. Da habe das erhabene Parlament sich aufgerafft zum Schutze der gallikanischen Freiheit und der bedrohten Lehre, welcher die Meinung (opinion) von der Unfehlbarkeit und Superiorität des Papstes über die Concilien direct entgegen sei; es habe durch Strafsentenzen diese Ungeheuer (ces monstres) in der Geburt erstickt. Der Kampf sei der Facultät schwer geworden gegen die mächtige Cabale der Mönche und der mit ihnen verbundenen Weltpriester; tapfere Abwehr habe endlich durch die sechs Propositionen den Sieg errungen über diese träumerische Infallibilität (cette chimère d'infallibilité) des Papstes; es sei jetzt unnöthig, zu untersuchen, ob diese Propositionen affirmativ gehalten seien [4].

Das Parlament verordnete hierauf, das Aktenstück solle auf allen

---

[1] Declaratio Facultatis Parisiensis . . super quibusdam propositionibus, quas nonnulli voluerunt adscribere eidem facultati.

[2] Gérin, l. c. 33.

[3] Katholik, Bd. 13, S. 520.

[4] Gerbais, de causis majoribus. p. 351. — Fleury l. c. tom. 63. pag. 17.

Universitäten eingetragen werden, und verbot unter schweren Strafen, Thesen zu vertheidigen, die den sechs Artikeln widersprächen. Eine fast wörtlich gleichlautende Approbation erfolgte endlich auch am 4. August von Seite des Königs, mit Verbot à peine de punition exemplaire, ultramontane Grundsätze irgendwo im Königreiche zu lehren. Damit aber die lieben getreuen Unterthanen auch wüßten, weßhalb das alles geschehe, wird als Grund beigefügt: **car tel est notre plaisir!**[1]

Der Staatsabsolutismus war hier in seiner ganzen Liebenswürdigkeit hervorgetreten, und ein großer Schritt war vorwärts gethan auf der Bahn der Revolution gegen den Papst, denn bis jetzt war in Frankreich die Lehre von der Superiorität des Papstes über die Concilien noch nicht als irrig gebrandmarkt worden. Aber trotz dieser scharfen Gebote und Verbote fühlten weder das Parlament noch der König ihrer Sache sich gewiß, so lange die Doctores aus den Ordensständen, in denen man die stärkste Anhänglichkeit an die Lehre von der Infallibilität vermuthete, den übrigen Doctores an der Universität gleich gestellt waren. Es gab nämlich an der Universität vier Klassen von Doctores: jene der Sorbonne, des Collegiums von Navarra, der Religiosen und der Ubiquisten, d. h. jener, die keiner dieser Klassen angehörten. Das Parlament wollte die Mendicanten aus Paris entfernen und jedem Orden nur die Anwesenheit zweier Doctores gestatten, daher frischte es eine alte, von jeher widerrechtliche Verfügung auf und forderte am 25. Sept. unter dem Vorwand, die Religiosen sollten die gute Lehre, die sie in Paris gelernt, in den Provinzen verbreiten, die Entfernung derselben von Paris.

Da alle Orden sich dem widersetzten, so wurde vom Könige, „weil es sich um seine Krone und seine Sicherheit handle", eine Ordonnanz erwirkt, welche die Entfernung befahl. Am 1. Okt. wurde dieselbe durch Achilles de Harlay, den Sohn des Staatsprocurators, der Facultät in feierlicher Sitzung eröffnet. Dr. Lombard, ein Carmelit, wollte im Namen aller Religiosen protestiren, weil sie so gut wie die Übrigen Doctores seien, und als solche wie diese nach den Statuten Sitz und Stimme hätten; aber er erhielt die höhnische Antwort, er könne nach Belieben protestiren, wenn er nur gehorche. Dabei blieb es[2].

Der Erzbischof von Auch forderte zwar die ganze Facultät auf,

---

[1] **Gerbais,** l. c. p. 357.

[2] **Rapin, III. 206.**

gegen diese Verletzung ihrer eigenen Rechte zu protestiren; aber der König hatte den dienstbaren Erzbischof von Paris, Harduin v. Perefix, in die Versammlung geschickt, und Alles wurde vereitelt. Es war aber auch der Tag, an welchem die Facultät einen andern Gewaltstreich erfuhr, indem ihr nicht mehr die Freiheit gelassen wurde, für den abtretenden Syndicus Grandin einen Nachfolger zu wählen. Der Erzbischof von Paris octroirte ihr den Anton de Breda, einen alten Jansenisten, der aus Verdruß darüber, daß Saint-Beuve, ein noch viel gewandterer Jansenist und Seelenführer, die Pönitentinnen aus der vornehmen Damenwelt ihm zu entlocken wußte, diese Partei verlassen hatte und einfacher Gallikaner geworden war [1].

4. Censuren gegen Vernant und Guimené 1664 und 1665. — Nachdem die Facultät einmal unter das Joch des dogmatisirenden Parlamentes gerathen war, zeigten sich in ihrem eigenen Schooße die antikirchlichen Elemente der Richeristen, Jansenisten und der gallikanischen Ultras kühner und unternehmender, im Vertrauen auf den Schutz der Polizei. An dienstbaren Geistern, die aus Furcht oder Neigung Knechte des Parlamentes werden wollten, dafür aber um so lauter den Feldruf von der gallikanischen Freiheit erhoben, fehlte es in der Sorbonne nicht und diese fühlten sich jetzt mächtig. Sie wollten ihre Kraft in der Censur eines Buches des Jakob Vernant erproben [2].

In Angers hatte der Bischof Heinrich Arnauld (1650, † 1692), ein Bruder des „großen Doctors", ganz im Geiste der Jansenisten unter dem Vorwande, das Pfarrsystem zu schützen und zu heben, angefangen, die Ordensstände einzuschränken und namentlich die Carmeliten zu belästigen [3]. Ein Oratorianer, Franz Bonichon, veröffentlichte 1658 zur Vertheidigung des bischöflichen Verfahrens und zur Aufrechterhaltung der kirchlichen Hierarchie, wie er es nannte, d. h. des göttlichen Ursprunges der Pfarrechte, ein Buch [4], worin er dem Bischof und den Pfarrern in der Diöcese und den Gemeinden die gleiche Macht wie dem

[1] Rapin, I. 401. — Gérin l. c. 520.

[2] Bossuet, def. decl. gallic. l. VI. c. 27. — Fleury, l. c. lib. 205. §. 28—33, tom. 63, p. 79—109. — Van Espen, de promulg. legum ecclesiast. Pars IV. c. 6. Jus eccles. univ. Col. 1777. tom. IV. pars 2. p. 160.

[3] Rapin, I. 341. — La réalité du projet de Bourgfontaine II. 34.

[4] Bonichon, l'autorité episcopale défendue contre les nouvelles entreprises de quelques réguliers mendiants du diocèse d'Angers sur la hiérarchie ecclésiastique. Angers 1658.

Papste zusprach, und die Beichten, welche den Ordensgeistlichen zur Osterzeit abgelegt würden, für ungültig erklärte[1]. Eine Entgegnung ließ nicht lange auf sich warten, denn noch im selben Jahre erschien von dem Carmeliten Bonaventura Heredie, unter dem Namen Jakob Vernant[2], eine Entgegnung zur Vertheidigung des Papstes und der kanonischen Rechte der Ordensstände. Die Pfarrer in Poitou denuncirten dieses Buch der theologischen Facultät, und wirklich waren darin übertriebene Grundsätze ausgesprochen. Die Sorbonne ergriff in ihrer neuen Aera begierig die Gelegenheit, ihren gallikanischen Eifer an den Tag zu legen.

Am 24. Mai 1664 hob sie eine Reihe von Sätzen aus dem Buche heraus und verdammte dieselben mit theilweise sehr scharfen Bezeichnungen. Unter andern die Behauptungen:[3] der Papst könne in seinem Urtheile nicht irren, wenn er der ganzen Kirche einen Glaubensartikel vortrage; es gebe außer Gott keine Macht, die den Papst beschränken könne; wenn er nicht unfehlbar sei, so müßte man den Glaubensartikel abändern, worin es heißt, ich glaube eine heilige, allgemeine, römische Kirche; die Concilien und die Bischöfe haben ihre Macht nicht unmittelbar von Gott, sondern durch den Papst; er sei der oberste Richter, von dem man nicht appelliren könne, und die wahre Glaubensregel.

Es erhoben sich zwar in der Sorbonne selbst viele Stimmen während der fast zwei Monate dauernden Verhandlung für Vernant, aber diese wurden von der jetzt am Ruder sitzenden Partei so niedergeschrieen, daß den Vertheidigern die Lust verging, den spätern Sitzungen beizuwohnen[4]. — Gleiches Schicksal hatte am 3. Februar 1665 ein Buch, welches unter dem Namen Amadeus Guimenius de Lomara 1664 erschienen war und den ungenannten Jesuiten Matthäus von Moya zum Verfasser hatte[5]. Darin war gesagt, es gehöre zum Glauben,

---

[1] Ganz so extravagant war diese Behauptung nicht wie jene, die ein Doctor von Paris, Johann v. Polliaco, um 1320 aufstellte: Gott selbst könne nicht erlauben, einem andern als dem eigenen Pfarrer zu beichten. Extrav. commun. l. V. tit. 3. c. 2; oder jene des Jansenisten Travers, der 1734 schrieb, man dürfe weder dem Bischof, noch dem Papste beichten, wenn es der Pfarrer nicht erlaube.

[2] La défense de l'autorité de N. S. P. Pape... contre les erreurs de ce tems par Jacques Vernant. Metz 1658.

[3] Fleury, l. c. tom. 63. p. 82. — Bossuet l. c. — Dupin, de potest. ecclesiast. Magnetiaci 1788. p. 320.

[4] Gonzalez, de infallib. R. Pont. p. 519.

[5] Guimenii, singularia universae fere Theologiae moralis complectens. Lugd. 1664.

den Glaubensentscheidungen des Papstes sich zu unterwerfen, weil die ganze Kirche nicht irren könne, also auch nicht ihr Haupt. Die Facultät hieß diesen Satz falsch, verwegen und den gallikanischen Freiheiten zuwider [1].

Hätte die Facultät sich darauf beschränkt, das wirklich Falsche oder Übertriebene beider Schriften zu verwerfen, so hätte Niemand sich darüber beklagt; da aber die Censuren so schroff gegen die Auctorität des Papstes gerichtet waren, so fühlte dieser sich tief gekränkt und wandte sich daher in einem Breve vom 6. April 1665 durch den Nuntius an den König, damit er den Widerruf der Censuren bewirke. Ludwig XIV. verwies die Sache an das Parlament; dieses aber entschied, der König könne ohne Verletzung der Reichsgesetze dem Papste die Infallibilität nicht zugestehen. Das geschah zur nämlichen Zeit, in welcher König und Parlament von den Jansenisten forderten, sie sollten ein Formular als unfehlbar beschwören, welches der Papst vorgeschrieben hatte!

Als Alexander VII. sah, daß er vom Könige nichts erhalten könne, erließ er am 25. Juni 1665 eine Bulle motu proprio, durch welche er die Pariser Censuren, besonders hinsichtlich dessen, was über den Papst und den heiligen Stuhl darin gesagt war, als ärgerlich und verwegen für null und nichtig erklärt. Damit er aber nicht die verurtheilten Bücher zu billigen scheine, behielt er das Urtheil darüber sich selbst vor [2].

In Frankreich entstand große Aufregung über diese Bulle. Die Sorbonne beschloß, sie als unächt und bloß von der römischen Inquisition erlassen zu betrachten, weil das motu proprio in Frankreich unerhört sei. — Im Parlament donnerte am 29. Juli der bekannte Talon dagegen [3]; die Bulle sei höchst ungerecht, führe die Infallibilität des Papstes ein, vernichte die gallikanischen Freiheiten, führe die schreckliche Inquisition ein; man solle, sagte er, die Unterhändler mit Rom als öffentliche Ruhe-

[1] Fleury, l. c. pag. 97.

[2] Bullarium, VI. 212. — Dieses war besonders mit Guimené der Fall. Der Verfasser, Moya, beabsichtigte gegen den Vorwurf Pascals, die Jesuiten hätten eine laxe, verschlechterte Moral eingeführt, den Beweis zu liefern, daß Andere vor ihnen viel weiter in dieser Richtung gegangen seien. Daher stellte er als Sammler eine Menge solcher Ansichten und Meinungen anderer Moralisten, namentlich auch von Doctores der Sorbonne zusammen, ohne selbst ein Urtheil über den Werth der Sätze zu fällen. Alexander VII. und Innocenz XI. verdammten viele derselben, und am 16. September 1680 setzte Letzterer das Buch selbst auf den Index.

[3] Van Espen, l. c. pag. 222.

störer in Zucht halten und die Bulle, die nur allzuächt sei, als ungerecht abweisen. — Am nämlichen Tage noch beschloß das Parlament auf den Antrag des königlichen Staatsprocurators Harlay, das Lesen der Bulle zu verbieten und Allen, welche dieselbe besäßen, ihre Auslieferung an den obersten Gerichtshof zu befehlen, um sie hier zu vernichten. Die Pariser Censuren gegen Vernant und Guimené sollten in die Parlamentsregister eingetragen werden; dann wird strenge verboten, einen der censurirten Sätze (also besonders die Unfehlbarkeit des Papstes) in Büchern (Katechismen), Predigten oder theologischen Vorlesungen zu lehren. Die Obern der Mendicantenklöster in Paris, der Bernhardiner und des Jesuitencollegiums von Clermont, wo Theologie docirt wurde, sollten vor das Parlament beschieden werden, um den Befehl zu vernehmen, sie dürften künftig den Docenten in ihren Häusern keine zuwiderlaufende Lehre gestatten. Endlich solle dieser Parlamentsbeschluß an alle Tribunale und Universitäten geschickt, dort verlesen, publicirt und einregistrirt werden [1].

An die Sorbonne selbst wurde am 1. August eine Deputation, bestehend aus Peter Brillac und dem öfter erwähnten Sohne des Staatsprocurators de Harlay, geschickt, um sie für ihren bisherigen Eifer zu loben und sie aufzufordern, auch künftig, wenn es nöthig sei, ähnliche Censuren zu erlassen. Harlay entledigte sich seines Auftrages in einer langen Rede, worin er den Widerstand gegen den Papst eine heilige Rebellion nennt; der Papst, der wohl wisse, daß er ein Mensch sei, obgleich ihn Einige zu einem Gotte erheben möchten, sei durch Schmeichler, die sogar in der Facultät selbst sich befänden, verleitet worden, eine widerrechtliche Bulle gegen die weltberühmte Facultät von Paris zu erlassen, die von den Päpsten selbst als ein Hort des wahren Glaubens angesehen worden sei. Der Papst werde erkennen, daß er geirrt habe: bis dann solle die Facultät fest stehen, das Parlament aber werde ihr seinen Schutz gewähren [2].

Wir schließen diesen Abschnitt mit einer Bemerkung über die erstaunlich rasche Progression, welche die Lehre, der Papst könne in Glaubenssachen irren, in Frankreich machte, nachdem die Lawine einmal in's Rollen gekommen war. Bisher hatte diese Theorie nur in den Köpfen einzelner „wissenschaftlich Gebildeter“ gespuckt und günstige Aufnahme bei den Revolu-

---

[1] Van Espen, l. c. pag. 225.
[2] Ib. 227.



tionären von Profession gefunden. Im Jahre 1663 erklärt die Sorbonne nur gezwungen, sie befehle ihren Professoren nicht, die Unfehlbarkeit des Papstes zu lehren, wenn sie es aber selbst thäten, so wehre sie es nicht. Im Jahre 1665 greift der Staat ein, und das Parlament verbietet, die Unfehlbarkeit des Papstes in der Schule, in Büchern, im Volksunterricht zu lehren. Es darf also künftig kein Professor sich erkühnen, dem jungen Clerus die urkatholische Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes vorzutragen; es darf kein Katechismus erscheinen, worin davon die Rede ist, und der Geistliche, der es wagt, in seiner Predigt dem katholischen Volke diese Wahrheit zu verkünden, verfällt beim Heraustreten aus der Kirche der Polizei. Die Unfehlbarkeit gehört fortan zu den Gegenständen, die von den besten Geistlichen, welche nicht dagegen sprechen und ihr Gewissen verletzen wollen, wenigstens todt geschwiegen werden müssen. Die Hüter und Wächter für die Reinheit der katholischen Lehre sind nicht mehr die Bischöfe, oder gar der Papst, sondern der König, seine Parlamente und mit ihnen die Gensdarmen [1]. Ist es auffallend, daß bei solchen Gesetzen, zu denen der Clerus freilich mehr, als der schuldige Gehorsam gegen den König es forderte, geschwiegen hat, ist es auffallend, daß das Volk allmählig das klare Bewußtsein von der Unfehlbarkeit des Papstes verlor? Diese Sachlage erklärt es, wie bei vielen, nicht ungebildeten Männern, die aber die Geschichte nicht genügend kennen, bis auf die jüngsten Tage herab die Ansicht sich bilden

---

[1] Es ist interessant, zu sehen, wie die Regierung in dem Maße, als sie gegen den Papst feindselig auftrat und den Gallikanismus zur Herrschaft brachte, den Ruf ihrer Rechtgläubigkeit durch immer schärfere Gesetze gegen die Protestanten zu befestigen sich bemühte. Es erschienen in den Jahren 1665 bis 1685 gegen dieselben 22 Declarationen des Königs und 28 Erlasse des Staatsrathes, bis endlich am 22. Okt. 1685 das Edict von Nantes widerrufen wurde. Als der alte Kanzler Le Tellier, derjenige unter den Ministern Ludwigs XIV., der am meisten seinen König auf den Irrweg des Gallikanismus geleitet hatte, sterbend das Siegel unter das Aktenstück drückte, rief er: Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden scheiden. Sechs Tage später war wirklich sein Todestag. — Das hinderte aber nicht, daß Frankreich in Beziehung auf seine christliche Gesinnung immer mehr in zweifelhaftem Lichte erschien. Diesem Zweifel verlieh ein Werk Ausdruck, welches 1678 in französischer Sprache erschien und noch im selben Jahre in's Deutsche übersetzt wurde, unter dem Titel: Christianissimus christianandus, oder das Mittel, die Krone Frankreich zu einem weit christlicheren Stand zu bringen, zur Wohlfahrt der europäischen Christenheit, dazu das Motto: Odimus accipitrem quia semper vivit in armis.

Der Habicht wird von uns mit Fug und Recht gehaßt,
Weil seine Klauen stets zum Raube sind gefaßt.

konnte, in Frankreich habe man nicht an die Unfehlbarkeit des Papstes geglaubt, es sei eine den Franzosen unbekannte und in jenes Land importirte Lehre.

R. Bauer S. J.

Würdigung der neueren Einwürfe gegen die Echtheit des Pentateuchs.

Die neuere und neueste ungläubige Bibelkritik verkündet mit der imponirendsten Zuversicht und Bestimmtheit, daß die Abfassung des Pentateuchs unmöglich mosaisch sein könne. Es fallen da bereits Phrasen, wie: man brauche, um das einzusehen, nur zwei gesunde Augen zu haben; es nicht erkennen wollen, heiße sich absichtlich der Wahrheit und Evidenz verschließen; oder kurz, wie wir früher schon bemerkten, es sei heilige Einfalt, an der mosaischen Abfassung festhalten zu wollen. Wenn nun eine Behauptung mit solcher Zuversicht, mit diesem Ausschluß der Möglichkeit und Zulässigkeit eines Zweifels vorgetragen wird, so ist man wohl berechtigt, Umfrage zu halten nach den Gründen und Beweisen, an diese selbst Sonde und Richtscheit anzulegen — um so mehr, wenn durch diese vorgeblichen Beweise und kritischen Ergebnisse ein Resultat erzielt werden soll, das man in den Worten zusammenzufassen beliebte: die Bibel, die wir jetzt kennen, ist eine andere, als die, welche unsere Vorfahren kannten. Wir haben früher die Gründe für die Echtheit des Pentateuchs skizzirt; jetzt treten wir die Gegenprobe an: auf welche Gründe hin läugnet man die Echtheit, die mosaische Abfassung des Pentateuchs?

Die Gründe selbst entnehmen wir den neuern und neuesten Werken der Bibelkritiker: Vaihinger, Graf, Bleek-Kamphausen, de Wette-Schrader, und gruppiren sie unter einzelnen Gesichtspunkten.

I.

Die Kritik schlägt manchmal einen psychologisch und wissenschaftlich beachtenswerthen Weg ein. Zuerst wird eine Vermuthung, eine Möglichkeit ausgesprochen, bald findet sich eine Andeutung, ein Hinweis, der zur Vermuthung eine Bestätigung hinzufügt — im Verlaufe wird auf diesem gesicherten, kritisch errungenen Boden als einer unbestreitbaren Grundlage weiter gebaut, das früher schwankend

und schüchtern Hingestellte als fertiges Ergebniß verwendet. So beginnt denn auch oft die pentateuchische Kritik mit einer Vermuthung.

1. Namenlosigkeit ist bei der theokratischen Geschichtschreibung Regel.

„Für die Vermuthung, daß dieses Fünfbuch nicht von Mose ist, spricht schon der Umstand, daß die Mehrzahl der historischen Bücher uns anonym hinterblieben sind, und nur aus inneren Gründen sich hier die Zeit der Abfassung und zuweilen auch der Verfasser ermitteln läßt.“ So Vaihinger (Realencycl. XI. S. 304). Diese Vermuthung und den dafür angebrachten Grund nebst seiner Beweiskraft könnten wir füglich auf sich beruhen lassen und höchstens denken, solch' gelehrte Einfälle oder Vermuthungen, wie: wenn eine Anzahl Bücher oder Bauten oder Erfindungen anonym überliefert seien, so sei das schon ein Umstand, alle für anonym überliefert zu halten, seien doch gar wohlfeil und könnten dutzendweise per Stunde producirt werden; — aber beachten wir wohl, wie bald diese „Vermuthung“ die Miene der Gewißheit bekommt, und wir können nicht so leichten Kaufes uns derselben entschlagen. Unmittelbar nach der „Vermuthung“ fährt nämlich der Kritiker so fort: „Ist es nun bei den Schriften von Josua bis zur Chronik, mit Ausnahme der Denkwürdigkeiten Esra's und Nehemia's, als Regel zu bemerken (also doch Ausnahmen, und etwa nur diese?), daß bei dem theokratischen Historiker die Subjectivität des Geschichtschreibers hinter seinen objectiven Stoff zurücktritt, so ist diese Regel (die aber doch Ausnahmen hat!) gewiß (so, warum denn gewiß!) auch auf den Pentateuch überzutragen und darnach zu schließen, daß der oder die Verfasser unbekannt seien.“ Oben war es „Vermuthung“, ein paar Zeilen tiefer ist es schon „gewiß“, und nach welch' tiefem Raisonnement! Es existirt etwas, was man Regel nennt, und es existiren Ausnahmen. Nehmen wir nun an, es liegt ein noch unbestimmter Fall vor. Woher weiß nun Vaihinger, daß dieser „gewiß der Regel“ folgen werde; ei, er könnte denn doch auch der Ausnahme folgen! Also von einer Gewißheit kann hier nach den elementärsten Denkgesetzen keine Rede sein, und die Kritik kann auf dergleichen Schlußfolgerungen eben nur verfallen, weil sie die äußeren Gründe ganz unverzeihlich ignorirt. Was würde ein Historiker zu folgender Geschichtsbaumeisterei sagen: Historisch ist mir zwar überliefert, der erste König einer Dynastie sei getödtet worden; allein ich schließe so: die auf diesen ersten folgenden Könige sind in der

Regel eines natürlichen Todes gestorben, freilich gebe ich zu, daß auch etliche getödtet wurden, allein die Regel ist gewiß auch auf den ersten überzutragen und somit trotz der historischen Beweisquellen zu schließen, er sei ruhig im Bette verschieden?

Und obiger Gang von der Vermuthung zur Gewißheit? Und gibt es wirklich nur zwei Ausnahmen von dieser sogenannten Regel? Pflegte wirklich beim theokratischen Historiker die Subjectivität des Geschichtschreibers so hinter seinen objectiven Stoff zurückzutreten, daß man diese Subjectivität gar nicht kannte, oder sie aufzuzeichnen wenigstens nicht der Mühe werth fand? Difficile est, satiram non scribere; sind doch als theokratische Geschichtschreiber nebst Angabe des Inhaltes ihrer Werke uns in den Büchern der Chronik überliefert: Nathan, Samuel, Gad, Ahias, Addo, Semejas, Jehu, Hozai; ferner ebenfalls verloren gegangene historische Werke von Isaias und Jeremias[1]. Wenn Zeitgenossen und Nachkommen diese Männer und ihre Werke kennen konnten, warum konnte das nicht auch bei den frühern der Fall sein? Es ist also thatsächlich nicht einmal Regel, daß die Subjectivität des Geschichtschreibers hinter und wegen der Objectivität des Stoffes verschwinden müsse; hätten wir also auch gar keine positiven Zeugnisse der wohlverbürgtesten Tradition, so könnte doch eine solche Vermuthung Vaihingers keineswegs mit Fug und Recht Anspruch auf irgend einen wissenschaftlichen Werth machen.

2. Moses konnte keinen Antrieb fühlen, Ereignisse seiner Zeit niederzuschreiben.

Ein anderer Zweifel wird häufig als Vorläufer und Einleitung in die kritischen Erörterungen vorausgeschickt, ob nämlich Moses Antrieb gefühlt haben mag, Ereignisse niederzuschreiben, die er so eben mit dem Volke erfahren hatte, d. h. Ereignisse seiner Zeit ausführlich darzulegen. Vaihinger meint, das frage sich sehr; Bleek-Kamphausen findet es nicht leicht denkbar; für Schrader ist es endlich gänzlich unwahrscheinlich. Warum? Ist es etwa in sich unwahrscheinlich, unthunlich, daß Jemand die Ereignisse seiner Zeit ausführlich beschreibe, Memoiren von dem anlege, was er selbst gethan, oder was unter seinen Augen vorgegangen? In unserer schreibseligen Zeit mag das hingehen;

[1] Vgl. I. Chron. 29, 29. II. Chron. 9, 29; 12, 15; 20, 34; 26, 22; 33, 19. II. Macc. 2, 1.

aber im grauen Alterthum? Auch das graue Alterthum kennt gleichzeitige Berichte; dafür liefert die Epigraphik, Hieroglyphik und das Keilinschriftenthum ein reiches Beweismaterial; das große Gedicht Pentaurs z. B., das die Thaten und Kriegsereignisse unter Ramses' II. gegen die Chetas nebst dem Preise der Tapferkeit dieses Königs besingt, erzählt gleichzeitige Ereignisse; es wird gewöhnlich vor Moses gesetzt; die Ägypter, die Lehrmeister des Moses, faßten also Berichte ab über Ereignisse der jeweiligen Gegenwart. Warum soll das für Moses gänzlich unwahrscheinlich sein? Gott beauftragte, wie früher erörtert wurde, den Moses mehrmal, Ereignisse der jüngsten Vergangenheit durch Schrift zu fixiren; Moses verfolgte, wie gleichfalls schon ausgeführt wurde, den Zweck, daß alle die Großthaten Jehovah's an seinem Volke Zeugniß ablegen sollten für Jehovah gegen das widerspänstige Volk — und trotz alledem ist es gänzlich unwahrscheinlich, daß Moses sich bestimmt gefühlt habe, die Ereignisse seiner Zeit aufzuzeichnen? So würden wir fragen, wenn über die mosaische Abfassung keine historischen Beweise einer stichhaltigen Tradition vorlägen. Da aber solche vorhanden sind, ist es Pflicht der ernsten und wissenschaftlichen Forschung, von diesem geschichtlichen Ausgangspunkte Notiz zu nehmen, und nicht mit Übergehung des positiv Gegebenen die Geschichte gleichsam a priori zu construiren, oder die Realität anderweitig bewiesener Thatsachen durch fadenscheinige philosophische Betrachtungen und Reflexionen verflüchtigen zu wollen. Gilt es hingegen der „höheren Kritik", größere Abfassungen einer ihr gelegenen Zeit zuzutheilen, so hat sie keinerlei philosophische Bedenken, auch wenn dadurch der vernünftigen Wahrscheinlichkeit und Glaubwürdigkeit arg nahe getreten wird. Im Exodus ist bekanntlich die Beschreibung und Ausführung der heiligen Zeltgeräthe und der Stiftshütte in ungemein breiter und detaillirter Darstellung gegeben. Man vergleiche Kapp. 25—30, 35—40. Für die mosaische Zeit, für die Zeit am Sinai begreift sich das; das ganze Volk war ja beschäftigt und thätig, dem Gott, der sich so wunderbar und mächtig erwiesen, einen würdigen Cultus und so, wie er ihn erheischte, einzurichten. Was behaupten nun neuere Kritiker? Einer will, daß der Bericht über die Ausführung der Zeltgeräthe erst nach 280 v. Chr. entstanden sei [1]. Welches Interesse konnte da Jemand haben, die Ausführung von Arbeiten, die Anfertigung von

[1] Julius Popper in „Der biblische Bericht der Stiftshütte."

Gegenständen zu beschreiben, die als bekannt und als alltäglich ihm vorlagen? Ebenso behauptet Graf, das Stiftszelt sei erst nach dem Tempel als dessen Copie fingirt worden. Wie wahrscheinlich in sich, daß als der herrliche salomonische Tempel stand, man sich bemüßigt fand, die Stiftshütte zu erfinden und mit reichlichem Aufwand von Worten bis in's Kleinste hinein zu beschreiben? Solche Annahmen beanstandet die neuere Kritik nicht bloß nicht, nein, sie stellt sie, allen positiven Zeugnissen und selbst der reinen innern Wahrscheinlichkeit Hohn sprechend, auf — hingegen findet sie es nicht leicht denkbar, ja gänzlich unwahrscheinlich, daß Moses in sich hätte den Antrieb fühlen können, die Vorfälle seiner Zeit zu verzeichnen! Welche Logik! Ebenso berechtigt und wissenschaftlich ist eine andere Wahrnehmung, die uns Bleek-Kamphausen bietet (S. 228). Er läßt das Lagerverzeichniß Num. 33, 1 u. f. allenfalls als mosaisch gelten; fügt aber gleich hinzu: „Wenn Moses dieses Verzeichniß angefertigt hat, . . . so ist schon deßhalb nicht wahrscheinlich, daß er auch ein ausführliches fortlaufendes geschichtliches Werk über diese Begebenheiten verfaßt haben sollte." Warum denn nicht? Schließt denn eine Zusammenstellung der auf einer Reise berührten Orte ein anderweitiges ausführliches Tagebuch aus? Nochmals welche Logik?!

3. Die Analogie zeugt gegen die mosaische Abfassung.

Um die mosaische Abfassung des Pentateuchs gleich vom Anfang an, bevor noch die Kritik der Darstellung und des Inhaltes begonnen, als eine verlorene Sache darzulegen, liebt man es auch, sich auf die Analogie mit anderen Völkern zu berufen. „Weiter bemerken wir bei den Gesetzbüchern der alten Perser, bei dem Zendavesta, bei den indischen und arabischen Geschichtsbüchern, daß es Sitte des Morgenlandes war, die älteren Schriften zu ergänzen und nach der fortgeschrittenen Zeit so umzuarbeiten, daß der ältere Stock zwar abgekürzt und mit Neuem ersetzt wurde, aber seiner Grundlage nach blieb . . . . . Da nun die Israeliten demselben großen Völkerstamm angehören, mit dem übrigen Morgenlande in Kleidung, Lebensart und Sitten fast Alles gemeinschaftlich haben, so entsteht die gegründete Vermuthung, daß auch ihre Literatur denselben Gang genommen habe." (Vaihinger a. a. O. S. 305; vergl. 316). Denselben Beweis aus der Analogie führt, nur in anderer Art, Graf und er hält ihn für peremptorisch und durchschlagend. (S. 26. u f.) Wie steht's mit dieser Analogie und ihrer Beweiskraft? Zunächst muß, wenn aus der Analogie ein Beweis erbracht werden soll, diese Analogie

doch zuerst vorhanden sein. Aber, wenn man nicht allen geschichtlichen Boden einfach verlassen will, so wird man doch zugestehen müssen, daß zwischen Israels Entstehung, Geschichte und Führung und der Bildung und dem Gange anderer Völker keine Analogie besteht. Das ist so wahr, daß es sich bestätigt, mag man die Geschichte Israels in der Gegenwart, oder zur Zeit Esdra's, oder in der mosaischen Epoche vergleichen. Wie es jetzt den Fluch des von ihm verworfenen Messias trägt, so stand es damals unter der besonderen providentiellen Leitung seines Gottköniges. Israel ist das einzige theokratische Volk, und daher gibt's keine Analogie mit Israel.

Aber auch abgesehen davon, hält diese Analogie keineswegs Stand, wenn der Inhalt der Bücher selbst zum Vergleiche herangezogen wird. In den Religions- und Geschichtsbüchern anderer Völker herrscht ein diametraler Gegensatz zu den Religions- und Geschichtsbüchern Israels. Dort ein Wust von Ungeheuerlichkeiten aller Art, von Phantastereien, ein regelloses Gewirr von Fabeln, von Gräßlichkeiten, die der Menschen- und Gottes-Würde gleich fern stehen — hier die schlichteste Einfalt, Natürlichkeit und Nüchternheit der Erzählung; man denke an die mosaische Schöpfungsgeschichte und den Bericht über die Sündfluth, und halte damit nur ein paar Kosmogonien oder auch nur die chaldäische Sündfluthsage zusammen; jedes Volk hält sich für das älteste, erste, — nur Israel beginnt seine Geschichte, seine Volksgeschichte mit einem Auswanderer aus der Mitte zahlreicher und mächtiger Völkerstämme; jedes Volk hat den einseitig nationalen Gesichtspunkt, hält sich und sich allein für den bewegenden Mittelpunkt, für die allein berechtigte Menschenrasse — Israel's Geschichtsbücher allein wahren den universalistischen Standpunkt, sie zeigen alle Völker und Menschen als Brüder, als Söhne eines Vaters, und den einen Gott als Schöpfer und Regierer Aller; und so könnte dieser vollständigste und ausgesprochenste Gegensatz Punkt für Punkt die Glaubens- und Sittenlehre und die einzelnen Geschichtsereignisse hindurch aufgezeigt werden. Bei einer solchen Sachlage kann von Analogie schlechterdings keine Rede sein; der Gang der Literatur bei andern Völkern kann bei diesem Volke, in diesem so einzig gearteten Falle auch nicht zur geringsten Vermuthung der Gleichheit oder Ähnlichkeit Anlaß bieten, denn, um Alles in einem Ausdruck zusammenzufassen, so sehr die Literatur der andern Völker das Gepräge der Unwahrheit und Unmöglichkeit zur Schau trägt, ebenso sehr ruht auf der Literatur Israels der unverkennbare Stempel der lautersten Wahr-

heit und Wirklichkeit. Solche Gegensätze aber dulden keinen Vergleich, keinen Beweis a pari.

II.

Was wir bisher anführten, das bildet im Allgemeinen die Vorhalle zur Rüstkammer der „höheren Kritik". Jetzt gelangen wir in's eigentliche Waffenmagazin. Die Haupteinwürfe werden aus der Darstellung und dem Inhalt des Pentateuchs selbst entnommen. Ein eigenes Stück Belehrung kann aus der Geschichte der pentateuchischen Angriffe geschöpft werden. Eine Masse Einwände wurde schon erhoben; sie haben eine Zeitlang florirt; dann wurden sie von ihren eigenen Urhebern als hohle und nichtssagende Einfälle verlassen — andere hat die fortschreitende Wissenschaft selbst unmöglich gemacht (so den, der seiner Zeit Aufsehen und Jubel genug erregte, von Bohlen und Vatke vorgebracht: die Schreibkunst sei im mosaischen Zeitalter noch gar nicht erfunden gewesen) — wieder andere wurden durch die conservative Kritik so zugerichtet, daß sie sich mit Ehren nicht mehr konnten sehen lassen (so hat besonders der verdienstvolle Welte in seinem Buche „Nachmosaisches" eine Unzahl in ihr Nichts aufgelöst und siegreich widerlegt) — wieder andere wurden stillschweigend fallen gelassen, andere trotz Widerlegung neuerdings vorgebracht; auch hier geht Altes und Neues über die kritische Bühne. Greifen wir einige der belangreichsten heraus!

4. Wiederholungen und Lücken.

Ist Moses der Verfasser, so ist die Geschichte der Ereignisse in den mittleren Büchern eine gleichzeitige. Nun aber wird als mit dem Charakter einer gleichzeitigen Erzählung unvereinbar hervorgehoben, daß sich theils viele Wiederholungen, theils viele Lücken finden; Beides bei gleichzeitiger Aufzeichnung unerklärlich.

Besehen wir uns die Einwürfe! „Exodus 34 haben wir eine Gruppe von verschiedenen gesetzlichen Bestimmungen, die sich sämmtlich schon in der Sammlung Kap. 21—23 finden.... Es läßt sich doch in der That nicht leicht denken, daß hier so kurz hintereinander ganz dieselben Gesetze nicht bloß auf Gottes Befehl sollten den Israeliten kund gethan, sondern auch von Moses in dieses Werk so kurz hintereinander aufgeschrieben sein."

Hierauf machen wir zunächst im Allgemeinen eine Bemerkung, die für viele ähnliche Fälle Geltung hat. Gerade solche „Wiederholungen" zeigen recht klar, daß der Pentateuch nicht durch die Hände so vieler

„Redactoren" und „Harmonisten" gegangen ist, als die Kritik will. Diese hätten wohl doch, wenn ihre Aufgabe das „Redigiren" oder „Harmonische Verschmelzen" verschiedener schriftlicher Aufzeichnungen gewesen wäre, dergleichen Unebenheiten vermieden — aber wie ist's mit dieser Wiederholung? Der scharfsichtige Kritikus hat nicht beachtet, daß zwischen Kap. 21 und 34 die Thatsache des Bundesbruches durch Israel liegt. Kaum ist der Bund mit Gott geschlossen und feierlich verkündet und sanctionirt, so sündigt das Volk durch Götzendienst. Gott erzürnt und will das Volk vernichten. Moses legt Fürbitte ein und ein erneuter Bundesschluß wird eingeleitet. Gott läßt sich herab, von Neuem den Bund mit dem Volke einzugehen und die Bundesgesetze und Bundesbedingungen aufzustellen. Das ist der einfache Sachverlauf, und diesem thatsächlichen Verlaufe folgt die pentateuchische Geschichtschreibung Schritt für Schritt. Was ist da unnütze Wiederholung, was liegt da vor, was mit dem Charakter einer gleichzeitigen Geschichtschreibung unvereinbar wäre? Trägt nicht gerade diese Ausführlichkeit und Treue, diese Umständlichkeit, die am gegenwärtigen Moment haftet, das Gepräge der gleichzeitigen Abfassung? Oder was ist wahrscheinlicher, als daß eine spätere Geschichtschreibung die doppelte Bundesschließung in ein Bild verarbeitet, bei der ersten schon auf den baldigen Bruch und die dauernde Wiederherstellung hingewiesen hätte?

Moses hat freilich ein sonderbares Schicksal. Mag er es anfangen, wie er will, er kann nie so schreiben, daß die „höhere Kritik" seine Hand anerkännte. Erzählt er, wie hier, Schritt für Schritt nach der Wirklichkeit der Ereignisse, so ist das „Wiederholung", ein Beweis gegen die Gleichzeitigkeit. Erzählt er Exod. 16 eine wunderbare Fleischspende an das Volk und ein Jahr später an einem andern Orte unter andern Umständen eine erneute Fleischspende durch Gott, so ist das eitle unnütze Wiederholung — ein Beweis gegen die Gleichzeitigkeit (Num. 11). Der gleiche Vorwurf trifft ihn, wenn er während eines 40jährigen Wüstenaufenthaltes zweimal von Wassermangel berichtet (Ex. 17 u. Num. 20), oder wenn er während derselben Zeit zweimal von der Wolkensäule, der steten Begleiterin, spricht (Ex. 40. Num. 9). Hätte er vielleicht, um den Kritikern zu genügen, sein Werk rubriken- und colonnenmäßig anlegen und unter der resp. Aufschrift „Wachteln", „Wasser" u. s. f. die einzelnen Ereignisse verzeichnen sollen?

Ob es wohl so geglückt wäre? Man kann mit Fug und Recht zweifeln. Bei einem in vielen Dingen gleichförmigen Leben von 40

Jahren werden sich nothwendig gewisse Ereignisse und Zustände wiederholen; führt Moses dergleichen an, so ist das, wie wir von der Kritik lernen, ein Beweis gegen ihn. Wenn nun nichts vollständig Neues passirt, was soll Moses thun, um der Kritik zu genügen? Doch wohl den Zeitraum übergehen? Doch nein; auch hier verfällt er dem vernichtenden Urtheile. Denn ein Hauptbeweis gegen die mosaische Abfassung sind die Lücken in der Geschichtserzählung! Denn die „Lücke kann ihren Grund nur in der Unvollständigkeit oder Ungenauigkeit der (überlieferten) Erzählung haben, sie ließe sich nicht begreifen, wenn die Erzählung das selbstständige Werk eines genau von dem ganzen Verlaufe der Ereignisse unterrichteten Schriftstellers wäre." (Bleek-Kamphausen.) Auch Vaihinger urtheilt in ähnlicher Weise. Aus dem Vergleich der Lagerplätze mit der pentateuchischen Geschichte erhellt, daß über mehrere Stationen gar keine Nachrichten, aus der Zeit des dortigen Aufenthaltes keine Ereignisse erwähnt sind. Es ist nun Herrn Vaihinger weniger wahrscheinlich, daß auf denselben nichts Denkwürdiges sollte vorgefallen sein, als daß dem spätern Verfasser Nachrichten darüber abgingen. Überhaupt vermißt man nach ihm an mehreren Orten nähere Nachrichten, was eher darauf hinweise, daß dem spätern Verfasser Urkunden oder Erinnerungen abgingen, als darauf, daß dieses bei Moses der Fall war.

Aber will denn diese Kritik gar nicht bedenken, erstens, daß bei einem 40jährigen Wüstenzuge unmöglich auf jeder Station etwas Denkwürdiges, von dem bisan Dagewesenen ganz Verschiedenes, vorfallen könne; zweitens, daß die Kritik alle nur irgendwie ähnlichen Vorfälle gleich als „Wiederholungen", „verschiedene Fassungen", „Redactionen", „Berichte über ein und dasselbe Factum", mithin als Beweis gegen die einheitliche und mosaische Urheberschaft ausbeutet; drittens, daß Moses nicht gerade wie ein Statistiker und ängstlicher Tagebuchführer genöthigt war, Alles zu notiren, eben weil es einmal geschehen war; oder geht denn nicht aus der ganzen Anlage, dem Ton und der Pragmatik des Pentateuchs hervor, daß Moses einen bestimmt religiösen, theokratischen Zweck, einen Zweck der Belehrung und des Unterrichtes, den Zweck der Beschreibung der Gründung und Befestigung und des Ausbaues des Gottesstaates hatte? Mußte er nicht nach diesem Plane seinen geschichtlichen Stoff wählen und gruppiren? Konnte er dabei nicht eine Auswahl treffen und nur das referiren, was mit der Übergabe der Gesetze, ihrer praktischen Durchführung und Anwendung auf das Leben,

ihrer Sanction für den Fall der Übertretung und überhaupt mit der sichtbaren und fühlbaren Oberleitung Gottes im engsten Zusammenhange stand?

Warum vergißt denn die „Kritik" hier auf einmal, was sie sonst so sehr betont, daß in den Geschichtswerken der Hebräer eben ein religiöser Pragmatismus herrsche und somit eine rein geschichtliche Darstellung aller Ereignisse, wie sie der menschliche Pragmatismus fordert, oder deren innere und ursächliche Verknüpfung nicht in dem Plane des Schriftstellers lag? Viel Anstoß hat namentlich die „große Lücke" von 38 Jahren erregt. Aber die ganze Tendenz der theokratischen Geschichtschreibung gibt ihre Erklärung. Das gegenwärtige Geschlecht war verurtheilt, in der Wüste zu sterben; nicht dieses Geschlecht, sondern das heranwachsende sollte der Träger des Gottesbundes sein, sollte das verheißene Land in Besitz nehmen und dort den Gottesstaat errichten. Welch' theokratisches Interesse bot nun das dem Tode verfallene Geschlecht? Es war unfähig, verloren, todt dem theokratischen Berufe gegenüber — es sollte nur aus- und absterben in der Wüste; in seinen ferneren Schicksalen, d. h. in seinem Hinsterben konnte doch wahrlich die theokratische Idee keine Entfaltung, keine Verwirklichung mehr finden. Das jüngere Geschlecht aber mußte erst gebildet und erzogen werden, um die theokratische Aufgabe da aufzunehmen, wo das ältere selbe murrend abgeworfen. Als es bis zu diesem Punkte erstarkt war, als hiemit die theokratische Idee so zu sagen wieder in Fluß kam und einen Träger gefunden, da ist auch die pentateuchische Geschichtschreibung wieder auf ihrem Posten; sie setzt von Neuem ein im Deuteronomium und führt die Idee ihrer Ausgestaltung, ihrer Verwirklichung entgegen. Bei wem begreift sich diese Entsagung, diese gemessene und planmäßige Zurückhaltung in der Erzählung? Hätte nicht gerade ein späterer Compilator es für seine Aufgabe erachten müssen, diese „so große, so fühlbare Lücke" auszufüllen? hätte er so schweigend-ernst, wie Moses, an ihr vorübergehen wollen?

Die Kritik klagt über Lücken, über Unvollständigkeit der Erzählung, die bei einem Augenzeugen unerklärlich sei. Bei der recapitulirenden Haltung des Deuteronomiums sind oft ergänzende Züge, Nebenumstände, eine vollständigere und allseitigere Motivirung beigegeben. Moses, seines Stoffes völlig Herr und Meister, handhabt ihn mit Freiheit, reproducirt ihn mit Selbständigkeit, eben weil er Meister und Schöpfer, nicht Schüler und Compilator ist. Was sagt die Kritik? Nun wird sie doch hoffentlich den Augenzeugen anerkennen, der, eben weil die Handlung ihm lebendig vor der Seele steht, aus der lebendigen

Erinnerung schöpft und bald diese, bald jene Seite, bald dieses, bald jenes Colorit mehr hervorhebt! Oder wie sollte ein s p ä t e r e r Scribent, der „unter Moses' hohen Schild sich bergend" die Geschichte reproduciren will, sich erlauben, von den überlieferten Zügen abzugehen, Neues, bisher Unbekanntes hinzuzufügen, und so von selbst den N e u e r e r und F ä l s c h e r zu verrathen? Aber nein — gerade die Freiheit der Reproduction und die ergänzenden Zugaben sind der „Kritik" wieder ein Hauptbeweis g e g e n die mosaische Abfassung.

Hier haben wir nun e i n Beispiel, daß diese mäkelnde Kritik nie kann befriedigt werden. A u s f ü h r l i c h e Erzählungen hält sie bei einem Augenzeugen für gänzlich unwahrscheinlich; kurze und gedrängte, summarische Berichte, bei denen Details v e r m i ß t und Zeitlücken offen gelassen werden, sind ebenfalls unmöglich von einem Augenzeugen; der müßte ja Vollständigkeit und Genauigkeit anstreben; — finden sich b e s t i m m t e Z a h l a n g a b e n, so werden diese als absichtliche Systematik, als planmäßiges Schematisiren, als bewußte und gesuchte Zahlensymbolik, oder als offenbare Übertreibungen hingestellt — hiemit als für die mosaische Zeit ungeschichtlich, als Beweis g e g e n die mosaische Abfassung; fehlen sie, so ist diese Unbestimmtheit selbstredend für s p ä t e r e Concipirung; — die genealogische Tabelle über Moses' und Aarons Ahnen und Verwandtschaft wird als Beweis g e g e n Moses' Autorschaft angeführt (sie hat eine unnatürliche Stellung, berührt Personen, auf die es gar nicht ankommt, und Moses und Aaron sind doch dem Leser schon bekannt — so Bleek-Kamphausen); über Hur und Jethro fehlen solche Angaben der Herkunft und Verwandtschaft — flugs wird behauptet: „hätte Moses die geschichtlichen Stücke des Pentateuchs geschrieben, so könnte es nicht an näheren Nachrichten fehlen" (Vaihinger S. 306). Finden sich bei Recapitulationen w ö r t l i c h e Anführungen aus früher mitgetheilten Berichten, so lassen solche „Wiederholungen" eine Abfassung durch Moses theils höchst unwahrscheinlich, theils geradezu unmöglich erscheinen; stellen sich aber dabei geringere Abweichungen, Modificationen, oder eine f r e i e R e p r o d u c t i o n ein, so ist das sonnenklar ein „doppelt vorliegender Bericht" oder das „Product einer späteren Zeit". Sind die Erzählungen o h n e Rückbeziehungen auf frühere Ereignisse, o h n e Hinweisungen auf dieselben aneinander gereiht, so ist das ein Zeichen, daß der Schreiber von dem Früheren n i c h t s weiß, folglich nicht Moses sein kann; sind dergleichen überleitende und zurückblickende Bemerkungen eingestreut, so wird in denselben die „überarbeitende

Hand" des Harmonisten" oder „Redactors" erkannt, oder eine „geflissentliche Nachbildung", oder eine jehovistische Einfassung, Einschaltung, Klammer" u. dgl. beliebt. Aber ums Himmelswillen, möchte man dieser Kritik entgegenrufen, wie soll denn Moses schließlich schreiben? Antwort: er soll eben gar nicht schreiben — quod erat demonstrandum.

5. Die Geschichte wird als eine längst vergangene behandelt.

Ein weiterer, oft wiederkehrender Einwurf ist: die mosaische Geschichte wird als eine längst vergangene behandelt, von Moses wird geredet, als einem „Mann aus grauer Vorzeit" „aus grauem Alterthume" — also kann die Abfassung nicht von Moses herrühren. Der Einwurf ist alt und hat schon verschiedene Phasen und Beweisgänge durchgemacht. Dr. Welte berücksichtigt ihn ausführlich und widerlegt ihn in der damals gang und gäben Fassung ganz treffend (Nachmosaisches S. 52—67). Sehen wir uns die neuere und neueste Begründung desselben an!

Billiger Weise beginnen wir mit jener Stelle, die nach Vaihinger von Moses „wie von einem im grauen Alterthum dagewesenen Mann redet", und bei der „man erwarten sollte, daß die hartnäckigsten Vertheidiger von der unmittelbaren Autorschaft Moses' stutzig werden" (S. 314). Es ist dieses Num. 15, 22 u. f. Was besagt sie? Gott bestimmt den Israeliten für alle Zeiten, welche Opfer sie zur Sühne der Unterlassungssünden darbringen sollen; das Gesetz wird folgendermaßen eingeleitet: „Wenn ihr euch verirret und nicht thut alle diese Gebote, welche Gott dem Moses eröffnet hat, nicht alles das, was er euch durch Moses geboten hat, seit dem Tage, wo er geboten hat und weiterhin nach euren Geschlechtern .... dann soll so verfahren werden." Wo ist hier von Moses wie von einem im grauen Alterthum dagewesenen Manne die Rede! Doch wohl nicht in den Ausdrücken, „die euch Gott durch Moses geboten hat?" Da Moses nach Sitte der Alten von sich stets in dritter Person spricht, und hier zudem ein Gesetzestext vorliegt, so konnte und mußte er wohl sagen und schreiben: wenn ihr etwas von dem unterlasset, was euch Gott durch Moses befohlen hat, d. h. von den durch Moses promulgirten Gesetzen, das kann aber selbstredend schon unmittelbar nach der geschehenen Promulgation gesagt, ja, wenn nöthig, gleich als Anhang- und letzter Paragraph dem so eben zu veröffentlichenden Gesetze beigeschrieben werden; also diese Ausdrucksweise kann uns unmöglich den Moses als einen im grauen Alterthum

dagewesenen Mann schildern? Hat nun Vaihinger diese Sprechweise gemeint? Es scheint so, denn er setzt als Parallele hinzu: „nicht zu gedenken eines ähnlichen Ausdruckes 28, 6, der auf längstvergangene Zeit hindeutet;" 28, 6 aber lesen wir einfach: „ein beständig Brandopfer ist, was dargebracht wurde am Berge Sinai" — eine vergangene Zeit finden wir hier freilich; warum aber gerade eine längstvergangene, ist keineswegs abzusehen. Eher könnte man die Aufstellung Vaihingers begründet finden in dem Schlußtheile von 15, 22: „seit dem Tage, wo er geboten hat und weiterhin nach euren Geschlechtern"; aber auch hier scheint es nur so. Das Gesetz wird in der Absicht des Gesetzgebers als ein für die ganze Folgezeit verpflichtendes gegeben, es wird als einer moralischen Person dem ganzen Volke, in den gegenwärtigen Geschlechtern auch den folgenden, allen diesen aufeinanderfolgenden Geschlechtern gegeben — dazu nehme man noch die Thatsache, daß Gott auch weiterhin durch die Propheten dem Volke seinen Willen aussprechen und Befehle ertheilen ließ; aus alledem ergibt sich als einfacher Sinn: „wenn ihr etwas von dem verabsäumt, was Gott euch irgend einmal, zu irgend welcher Zeit befohlen hat oder befehlen wird". Überdieß kann der Ausdruck „nach euren Geschlechtern" erklärt werden, wie ihn die Exegeten hier gemeiniglich fassen, „in der ganzen Folgezeit". Zudem ist ganz derselbe Ausdruck eine stehende Formel in der gesetzgeberischen alttestamentlichen Sprache und besagt nur, wie oben angedeutet, daß das Gesetz für die gegenwärtigen und künftigen Geschlechter gegeben wird, wie es häufig heißt „das soll sein ein ewiges Gesetz für eure künftigen Geschlechter". Mag demnach diese angezogene Stelle entweder nach der einen oder andern Seite erklärt werden, der vorliegende Text nöthigt nicht und erlaubt auch nicht, „ein graues Alterthum", oder „einen längst dagewesenen Mann Moses" darin ausgesprochen zu finden. Hiemit liegt auch gar kein Grund vor, hier „stutzig zu werden", außer über Vaihingers Behauptung und Begründung.

Noch weniger haben die übrigen Stellen auf sich, in denen man die „graue Vorzeit" will angedeutet sehen. So Deuteron. 33, 4. Aber da heißt es einfach: „ein Gesetz verordnete uns Moses"; daß dieses in grauer Vorzeit geschehen sei, das denkt man sich hinzu, im Texte steht es nicht und noch dazu gehört diese Stelle der Hand Jenes an, der den Bericht über Moses' Tod dem Deuteronomium beigab. Man beruft sich ferner auf Num. 32, 34—42, woraus „erhellen dürfte (?), daß die Zeiten Moses' und Josua's längst vergangen und der Geschichte

anheimgefallen waren". Es ist darin die Austheilung des eroberten transjordanischen Landes an die Stämme Ruben, Gad und Halb-Manasse und die Besitznahme desselben angegeben — Thatsachen, die zu Moses' Lebzeiten vorfielen. Von längst vergangener Zeit wiederum keine Spur!

Ebenso nichtig und grundlos sind andere, von Schrader aus Deuteron. Kap. 1—3 erhobenen Einwände. Hier soll „die mosaische Geschichte, auch die letzte, als eine längstvergangene" gleichfalls behandelt werden. Allein die Besichtigung der angeregten Stellen bietet hiefür wieder gar keine Anhaltspunkte. Moses wirft darin einen Rückblick auf die Ereignisse, Wunder, Wohlthaten, auch auf die Untreue des Volkes während der 40 Jahre — er spricht zu solchen, die das selbst miterlebt, mitangesehen, miterfahren haben, die Augen- und Ohrenzeugen, unmittelbare Theilnehmer gewesen sind. Stil und Ausdruck bekunden so klar, als es Worte und Darstellungen eben vermögen, daß die Ereignisse noch in frischem, lebendigem Andenken stehen, daß jetzt noch, wo die Worte fallen, Sinn und Herz unter den empfangenen Eindrücken leben.

Als besonders beweisend macht Schrader 3, 4. 8. 15. 18. 29 namhaft. Es genügt, die betreffenden Verse im Texte nachzulesen, um die völlig aus der Luft gegriffene Aufstellung Schraders in all' ihrer inneren Hohlheit zu erkennen. Moses recapitulirt die Ereignisse aus dem Kampf gegen Og und aus der Landesvertheilung: 4. „wir nahmen ein alle seine Städte zur selben Zeit; es war keine Stadt, die wir nicht nahmen; 60 Städte, die ganze Gegend Argob vom Gebiete Og in Basan. V. 8. Zu jener Zeit nahmen wir das Land aus der Hand zweier Amorrhäer-Könige. V. 15 und dem Machir gab ich Galaad" u. s. f.; nirgendwo verräth sich der spätere Standpunkt.

Das sind die Hauptstellen, auf welche die neuere und neueste Bibelkritik den Beweis der Geschichtsbehandlung als einer längst verflossenen gründet. Sind solche Beweise, welche die Echtheit des Pentateuchs und die triftigsten Gründe hiefür erschüttern sollen, wirklich der vielgepriesenen Strenge, Tiefe und Wahrheitsliebe der Wissenschaft angemessen, brauchte es, um solche Entdeckungen zu machen, der vielen Arbeit des protestantischen deutschen Geistes, kurz, ist das Wissenschaft oder — Charlatanerie? (Fortsetzung folgt.)

Joseph Knabenbauer S. J.

Matthias Kasimir Sarbiewski, der Vorgänger Balde's.

III. Sarbiewski's Patriotismus. Seine Stellung als Dichter.

Zu den vielen Ausdrücken, die sich in unseren Tagen eine Verschiebung und Verdrehung ihres eigentlichen Sinnes gefallen lassen mußten, gehören auch die Schlagworte „Vaterlandsliebe" und „Patriotismus". Sklavische Anbetung einer eisernen, Alles nivellirenden Staatsomnipotenz und eitle Selbstüberhebung der einen Nation über die andere — das sind im Grunde die Ideen, welche unsere modernen Stimmführer diesen Worten unterschieben. So wollen sie im Handel und Wandel den wahren Patriotismus verstanden wissen. War vielleicht diese Verdrehung die Ursache, weßhalb Göthe, Herder, Lessing, Schiller und so viele berühmte deutsche Größen nicht als Patrioten gelten wollten, sondern die Vaterlandsliebe als „Empfindung" und „heroische Schwachheit" verachteten? Faßten sie die Worte in dem jetzt beliebten Sinne, dann hatten sie vollkommen Recht. Aber wir möchten es doch auch bezweifeln, daß sie den Worten jene Gedanken unterlegten, welche ehedem mit ihnen verbunden waren. Da hieß Patriotismus so viel, als treue Anhänglichkeit zu dem Lande der Geburt und wahre Liebe zu den ererbten heiligen Institutionen der Väter — eine Liebe und Anhänglichkeit, welche zwar für die Mängel und Übelstände der Heimath nicht blind war, auch das Gute anderer Nationen gerne anerkannte, aber doch mit voller Hingabe freudig für das angestammte Vaterland Gut und Blut dahin opferte. Nur das ist wahrer Patriotismus, und nur in diesem Sinne war Sarbiewski vollständig und ganz Patriot.

Kasimir theilte die Liebe zu seinem Vaterlande mit all' seinen Stammesgenossen. Wo wäre auch ein Pole, der nicht mit ganzer Seele an seiner Heimath hinge? Aber dieser gemeinsame Charakterzug war bei Sarbiewski aufrichtiger und unparteiischer. Er hatte ihn veredelt und hielt sich deßhalb ferne von einer blinden Hochschätzung und einer eitlen Überhebung. Mit richtigem Scharfblicke durchschaute er, ohne Feldherr und Staatsmann zu sein, die Schäden, an welchen Polen schon damals krankte, und er suchte zu deren Heilung beizutragen, so viel er vermochte. Gerade hierin zeigt sich die Größe seines Patriotismus.

In die freudigen Grüße, welche wir ihn von den Höhen der Karpathen herab dem Vaterlande zusenden hörten, mischten sich seine bitteren Klagen über die Zwietracht des polnischen Adels und die unseligen Glaubensstreitigkeiten, welche die Gemüther auseinanderrissen. Diese Zänkereien gaben, wie die Zukunft lehrte, den angrenzenden Fürsten einen willkommenen Vorwand, „den polnischen Kuchen zu theilen." Sarbiewski ahnte dieses Unglück und ein tiefer Schmerz verzehrte darüber sein Gemüth. Dabei mußte er sehen, wie der Luxus und die Vergnügungssucht des Adels[1] sich steigerten, wie die Stände in Unthätigkeit[2] versumpften und nur Thatkraft besaßen in der Knechtung des armen Volkes und der leibeigenen Bauern. Ein solcher Anblick empörte ihn um so mehr, da ihm, wie allen seinen Stammesgenossen, ein ritterlicher Kriegssinn angeboren war. Unmuthig und spottend ruft er der polnischen Ritterschaft zu:

„Was nützt im Kampf ein Wehrgehäng,
Das hell erblinkt in Gold?
Was nützt des Mantels bunt Gepräng —
Ist das der Ehre Sold?
Was nützt der Schild — der Armring fein
Mit leuchtend hellem Edelstein?

„Schaut nur den Held! — Der Helm ist blank,
Fürwahr nicht schlecht er strahlt!
Der Federbusch ist schmuck und schwank,
Den ihr den Vögeln stahlt.
Ich beug' das Knie, mein Kriegersmann,
Man sieht das Handwerk dir nicht an.

„Es wär doch schade, wenn im Streit
Ein Pfeil den Mantel setzt,
Und wenn der Feind sich kampfbereit
Das Schwert am Helme wetzt;
Wenn er dieß zarte Frau'ngesicht,
Ach Gott! — vielleicht gar noch zersticht!"[3]

Aus denselben Gesinnungen, die den Dichter die Unthätigkeit seiner Zeitgenossen beklagen ließen, flossen auch jene gewaltigen Töne, die wie ein Schlachtruf rauschen und auffordern zum heiligen Streite, sei's gegen Rußland, oder gegen den Islam, oder gegen jeden anderen Feind, der Polens Grenzen ungerecht bedrohte. Die Einfälle der Türken schwebten ihm hierbei besonders vor der Seele, weil das osmanische Reich, damals

---

[1] Lyric. Lib. I., Ode 11.
[2] Lyric. Lib. I., Ode 16; desgl. Ode 8. Lib. II., Ode 4 u. a. v. a. O.
[3] Lyric. Lib. I., Ode 11.

noch stark und mächtig, fortwährend ganz Europa mit seinen Horden zu überfluthen drohte. Polen war ja die Vormauer der europäischen Christenheit und hat sich auch, mit Hintansetzung aller persönlichen Vortheile, im Kampfe für die Freiheit der übrigen Länder, zumal Deutschlands, vielfach verblutet und aufgeopfert. Das Nicht-Interventionsprinzip war in jener Zeit noch unbekannt. Dank hat Polen freilich für seine Aufopferung nicht geerntet.

Eine Lieblingsidee Sarbiewski's bezüglich der Türkenkriege war, daß alle christlichen Fürsten sich gemeinsam zum Kampfe gegen den Mohammedanismus verbinden möchten, um den Feind im eigenen Lande anzugreifen, ihn aus Griechenland zu verdrängen und in das Innere von Asien zurückzuwerfen. In manchem Aufruf an den deutschen Kaiser, an die Fürsten Italiens, an den König und Adel von Polen kehren diese Gedanken wieder. Sein eigenes Volk hoffte er auf diese Weise[1] zur Thätigkeit und zum alten Heldengeiste zu entflammen. Denn was einst (1605) der große Kanzelredner Peter Skarga S. J. zu den Adeligen sagte: Es wird eine Zeit kommen, wo ihr ohne Könige sein werdet, ohne Vaterland, verbannt, auf fremder Erde.... Im Kampfe unterzugehen, ist immer noch schön, edel und würdig einer großen Nation, aber innerer Zwietracht zum Opfer fallen und durch eigene Schuld seinen Untergang bereiten, ist entsetzlich[2]; das waren auch die Gesinnungen Sarbiewski's. Lieber sollte sein Volk kämpfend untergehen, als ruhmlos verschlungen werden.

Und so klagt er laut die Trägheit der Einen und die unheilvolle Zwietracht der Andern an als das ewige Hinderniß ihrer Einigung gegen den gemeinsamen Feind[3]. Es scheint ihm, als ob die Söhne nicht mehr den Wuchs hätten, um die Waffen ihrer Väter tragen zu können; und fast entmuthigt über die allgemeine Apathie, fragt er: ob das Eisen, aus dem das Racheschwert geschmiedet werden soll, etwa noch Furchen ziehe oder Gestrüppe zerhaue; oder ob die Pfeile jener rächenden Helden vorerst nur noch grüne Zweige seien, die ihr Laubwerk in den Wäldern wiegen?[4]

[1] Lyric. Lib. I., Ode VI. Ad principes Europae, de recuperando Orientis imperio; Ode XII. Ad principes Imperii Romani, de recuperandis Graeciae provinciis; desgl. Ode XX. Ad principes Italiae; Lib. III. Ode XIX. Ad militares Europae ordines.

[2] Vgl. Janssen: „Zur Genesis der ersten Theilung Polens." S. 9.

[3] Lyric. Lib. I., Ode VI.

[4] Lyric. Lib. I., Ode XX.

Sarbiewski schließt ein solches Gedicht mit den Worten:

„Doch wack'rer Ahnen Eisenpickelhauben
Die ziemen sich für zarte Enkel nicht;
Nur feingeschlungene Kränze stolz umlauben
Mit Perlenzier das glatte Milchgesicht;
Die weichgezog'nen, schlanken Kinder glauben,
Daß sie erdrückt der Waffen Stahlgewicht.
Dem Sohn nicht mehr des Vaters Schienen passen,
Die Enkel erst — beim bloßen Blick erblassen[1].

Der feurige Patriotismus, welcher unseren Dichter beseelte, trieb ihn auch an, im Jahre 1630 ein großes Epos in zwölf Gesängen zu entwerfen, welches den Ursprung des polnischen Volkes und seine Heldenthaten besingen sollte. Er nannte dieses Gedicht „Lechiade“, von dem mythischen Gründer des polnischen Reiches, Lech, der sich mit seinen Stammgenossen an den Ufern der Weichsel niederließ. Zur Herausgabe dieses Werkes kam Sarbiewski leider nicht mehr, und später ging es, wie man vermuthet, durch Diebstahl[2], verloren. Wir müssen diesen Verlust schon deßhalb sehr beklagen, weil der Dichter kein anderes Produkt seines Geistes mit solcher Liebe bearbeitet hat. Über sechs Jahre feilte er an demselben, wie aus den Worten hervorgeht, die er 1636 seinem Freunde Lubienski schrieb: „Soll ich mein Stillschweigen etwa mit dem öfteren Unwohlsein entschuldigen, durch welches Gott mich heimsucht, oder mit den vielen Predigten, oder mit meiner Lechiade, an der ich immer wieder und wieder arbeite?“[3] P. Kruszewski S. J. hatte aus der Überlieferung solcher, die unseren Dichter noch kannten, öfters die Behauptung gehört, daß die Lechiade eines der vorzüglichsten Werke Sarbiewski's gewesen sei und mit der Äneis gewetteifert habe[4].

---

[1] Lyric. Lib. I., Ode 16.

[2] „Subductam inique Lechiadem“, sagt P. Kruszewski in einer Ode an P. Sarbiewski. (VII. Ode R. T. Matthiae Cas. Sarbiewski S. J. Vilnae 1747).

[3] Lubiensky, opera postuma p. 464.

[4] Kruszewski l. cit.: „Carmen Maronis cantibus aemulum,
Heroa, quo grandis Polonum
Atque suae canit acta gentis.“

Es lohnte sich der Mühe, in den Bibliotheken Polens, zumal den früheren Jesuiten-Bibliotheken, die dort weniger verschleudert wurden, nachzuforschen, ob das Gedicht, oder eine Abschrift desselben vielleicht doch noch vorhanden ist. Sarbiewski hat gewiß sehr genau den alten Sagenschatz Polens studirt, und schon insofern wäre der Fund dieses Epos von Wichtigkeit. Die Ausgabe der Gedichte Sarbiewski's, welche 1769 zu Warschau erschien, soll einige Fragmente der Lechiade enthalten. Leider lag dieselbe dem Verfasser nicht vor.

So bleibt uns denn nichts anderes übrig, als das edle Streben Kasimirs zu bewundern, der alle Kräfte aufbot, um durch begeisterte Worte sein armes Vaterland vor der Zerstückelung zu bewahren. Wenn schließlich dennoch die Katastrophe über Polen hereinbrach, so lag die Schuld an Jenen, welche in unerklärlicher Blindheit den Mahnungen und dem offenen Freimuthe so mancher hochherziger Männer keinen Glauben schenkten.

Übrigens war gerade Sarbiewski's Arbeit nicht ganz vergebens. Seine Oden und zumal die patriotischen Gesänge wurden mit großer Begeisterung aufgenommen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ihnen ein Theil jener Heldenthaten zugeschrieben werden muß, mit denen die letzten Blätter der polnischen Geschichte geziert sind. Aus dem Leben des Polenkönigs Johannes Sobieski, des Befreiers von Wien, ist bekannt, daß er in Kunst und Wissenschaft vollkommen bewandert und ein leidenschaftlicher Freund der Literatur, besonders der Dichtung war. Als er nach Vollendung seiner Studien durch Reisen seiner Ausbildung jene Feinheit geben sollte, die damals von der adeligen Jugend verlangt wurde, kam er auch nach Paris und erregte durch seine Schönheit, seinen Geist, sein Wissen und seine Empfänglichkeit für alles Große und Schöne allgemeines Aufsehen. Mit den bedeutendsten Schriftstellern und Staatsmännern jener Zeit stand er in Berührung und sein ganzes Leben hindurch, selbst hinaus auf die Schlachtfelder, waren Bücher und Gelehrte seine Begleiter. Sollten wir voraussetzen dürfen, daß ein solcher Mann den größten lateinischen Dichter seines Vaterlandes nicht gekannt habe? Sollte er nicht mit flammender Begeisterung die patriotischen Gesänge Sarbiewski's gelesen haben? Eine der schönsten Oden Kasimir's verherrlicht den siegreichen Feldzug Chodkiewicz' bei Choczim; Sobieski's Vater, der Palatin von Belecz, hatte nach dem Tode des Chodkewicz diesen Feldzug siegreich beendet, und fünfzig Jahre später (1673) schlug Johannes Sobieski bei Choczim abermals eine der glorreichsten Schlachten. Es traf ein, was Sarbiewski in poetischer Begeisterung vorausgesehen hatte, als er den ersten Sieg bei Choczim besang; neue Siege verherrlichten diese Felder, „der Halbmond irrt fliehend vor den polnischen Helden, die heiligen Fahnen werden erobert und in aufgelösten Reihen stürzen die Schaaren der türkischen Reiter und des türkischen Fußvolkes wie gepeitschte Wolken dahin“ [1]. Als Sobieski

[1] Lyric. Lib. IV., Ode 4.



am 9. November 1673 den Sturm begann, rief er seinem Heere zu: „Fliehen ist nicht mehr möglich; hier wird das Schicksal Polens entschieden. Ihr werdet euch von euren Kindern nicht nachsagen lassen wollen, daß das Vaterland gerettet worden wäre, wenn ihr nicht geflohen wäret.“ Und es geschah eine Kriegsthat, die wenige ihres gleichen hat. Die große grüne Fahne des türkischen Heeres zu Choczim wurde als Siegeszeichen in der Peterskirche zu Rom aufgehangen. So erfüllten sich die Worte des polnischen Dichters, und sie sind gewiß nicht ohne Einfluß auf den großen Polenhelden geblieben. Zudem theilte er auch ganz die Gesinnungen und Ansichten, welche Sarbiewski über die polnischen Zustände hegte. Auf dem Reichstage zu Grodno 1688 sprach Sobieski zu den versammelten Ständen: „Der kannte die Leiden der Seele gut, der da sagte, daß die kleinen reden und daß die großen stumm sind. Die ganze Welt wird staunen, wenn sie uns und unsere Rathschlüsse betrachtet. Es scheint, daß die Natur sogar von Erstaunen ergriffen sein muß. Diese wohlthuende Mutter hat alles, was Leben hat, mit dem Trieb der Selbsterhaltung ausgestattet und auch den ärmsten Geschöpfen Waffen zu ihrer Vertheidigung gegeben. Wir allein kehren unsere Waffen gegen uns selber, jener Trieb ist uns benommen, nicht durch eine höhere Gewalt, durch ein unvermeidliches Schicksal, sondern durch einen freiwilligen Wahnsinn, durch unsere Leidenschaften, durch das Bedürfniß, uns selber zu schaden. O wie groß wird eines Tages die traurige Überraschung der Nachwelt sein, wenn sie sieht, wie wir unser Vaterland von der Höhe des Ruhmes, wo der Name Polen die ganze Welt erfüllte, in solchen Untergang verfallen ließen, ja in den Untergang für immer! Denn was mich anbelangt, so verstand ich wohl, hie und da Schlachten zu gewinnen, aber ich fühle, daß mir jedes Mittel fehlt, das Vaterland zu retten. Es bleibt mir nichts mehr übrig, als die Zukunft meines geliebten Vaterlandes nicht dem Schicksal zu überlassen, denn ich bin ein Christ, sondern dem großen und starken Gott.“

Ganz so dachte auch Sarbiewski und ganz so sprach er sich aus in vielen seiner Gedichte.

Eines bleibt uns noch zu bemerken übrig: es wäre irrig zu glauben, Sarbiewski sei durch seinen Patriotismus aus der Sphäre des Ordensstandes herausgetreten, er habe eine Eigenschaft an den Tag gelegt, die sonst seinem Orden fremd sei. Wie Kasimir die Vaterlandsliebe verstand und übte, so verstanden die Jesuiten aller Länder dieselbe.

Das ließe sich durch die Geschichte bezeugen. Nur die sklavische Kriecherei vor einer alle Rechte und alle geheiligten Institutionen verletzenden Staatsomnipotenz ist dem Jesuiten fremd, ebenso wie aufgeblasener Nationalitätenstolz; denn das widerstrebt dem christlichen Geiste, jenem Geiste, den der Erlöser der Welt verkündete, als er alle Menschen Brüder und Kinder eines Vaters nannte.

Auf dem väterlichen Schlosse, wo Sarbiewski nach seiner Rückkehr aus Rom einige Wochen verweilte, dichtete er eine Preisode auf Urban VIII[1]. Er hatte die heilige Stadt nicht vergessen und noch weniger seinen großen Wohlthäter. Ein Jubiläum, das Urban im Jahre 1625 verkündigt hatte, gab dem Dichter die Veranlassung zu dieser Ode. In reichen Bildern preist er die Gnaden, welche durch diese Jubelfeier auf die Erde herniederströmten, und an diesen Preis knüpft er die Verherrlichung des Papstes und das kindliche Flehen für die Wohlfahrt der heiligen Stadt und der ganzen Kirche. Sarbiewski arbeitete mehrere Monate an diesem Gedichte. In Folge dieses Fleißes knüpft sich an dasselbe eine eigenthümliche Sage[2]. Kasimir soll es nämlich so oft umgearbeitet, gefeilt und abgeschrieben haben, daß er wegen dieses ungewöhnlichen Aufwandes von Zeit, Mühe und Papier länger im Fegfeuer habe büßen müssen. Wie dem auch sei, jedenfalls bezeugt eine solche Legende, daß man diese Ode allgemein als die am meisten klassische hielt. Man fand sie dermaßen rein und schön, daß man den Dichter eines Fehlers beschuldigte, um eine solche Vollendung leichter für möglich halten zu können.

Der Beginn des neuen Schuljahres 1625/26 rief den Dichter nach Wilna zurück, um zur allgemeinen Freude aller dortigen Studirenden den Katheder der Poesie und Rhetorik zu übernehmen. So konnte er sich denn ganz seinem Lieblingsstudium überlassen und eine große Anzahl Oden, welche in der Zeit von 1626—1629 theilweise entstanden, theilweise umgearbeitet und ausgefeilt wurden, sind die Zeugen seines Fleißes und seiner Thätigkeit. Dabei versenkte er sich

---

[1] Lyric. Lib. I., Ode I.

[2] Langbein erhielt diese Mittheilung durch den Kanonikus Janozki, welcher sie als Tradition aus dem Munde eines Jesuiten gehört hatte. — Janozki war Bibliothekar der Zaluskiana in Warschau. Diese große, von den fürstlichen Brüdern Zaluski im Jahre 1745 eröffnete Bibliothek, welche aus 200,000 Bänden bestand, wurde leider 1795 nach St. Petersburg abgeführt, natürlich, um alles, was irgendwie der Russificirung im Wege zu stehen schien, despotisch zu beseitigen.

ten Genuß aus seinen Oden, die Kriegsleute entflammten sich an seinem Patriotismus zu Heldensinn und Thatkraft. Die Buchhändler stritten sich um die Herausgabe seiner Werke. Im Jahre 1630 hatte der Buchhändler Cnobbar aus Antwerpen den Dichter zu einer neuen Ausgabe aufgefordert und sich als Verleger angeboten, und schon zwei Jahre später bat der berühmte Buchhändler Balthasar Moret aus Antwerpen gleichfalls um dieselbe Begünstigung. Moret gehörte zu den ausgezeichnetsten Humanisten seiner Zeit; er hatte unter dem großen Lipsius seine Studien gemacht, übernahm aber nach dem Tode des Vaters aus wissenschaftlichem Interesse dessen Geschäft. Die meisten Autoren hielten es für eine Ehre, wenn Moret ihre Werke vor dem Drucke durchcorrigirte; so hoch schätzten sie sein Urtheil und seinen feinen Geschmack. Sarbiewski ging natürlich auf Moret's Bitte ein, und so kam eine der schönsten Ausgaben seiner Gedichte zu Stande.

Unter den vielen Beifallsbezeugungen, die damals von allen Seiten bei Sarbiewski einliefen, befand sich auch ein Brief von seinem alten Freunde Stanislaus Lubienski: „Wieder und wieder," schrieb dieser, „habe ich die neue Ausgabe deiner Gedichte gelesen, dieses Zeugniß deines hochbegabten Talentes. Ich füge den Lobeserhebungen so gelehrter Leute, die deinen Namen für immer verewigen, kein Wort des Ruhmes bei. Wahr und scharfsinnig haben sie dich beurtheilt und ich unterschreibe jede ihrer Bemerkungen. Auch ich würde eine Huldigung beifügen, wenn ich dadurch den Glanz deines Namens vermehren könnte."[1] Trotz dieser letzten Bemerkung konnte der gelehrte Bischof es doch nicht über's Herz bringen, in einem anderen Briefe seinen dichterischen Freund mit begeistertem Schwunge zu preisen. Er wendet auf ihn die horazischen Worte an: „Sic te Lyricis vatibus inseris", und in dem Chore dieser Sänger zählt er ihn zu den Fürsten der Dichtkunst. „Die Denkmale deines Geistes," ruft er aus, „wird kein Zeitensturm zertrümmern. Jahrhunderte werden dahingehen und noch immer wird die Nachwelt deinen Namen nennen und ihn verherrlichen."[2]

Wir müssen nicht meinen, als hätte bloß die Freundschaft solche Worte des Lobes eingegeben. Sie waren aus dem Herzen aller Gelehrten gesprochen, welche die Gedichte Sarbiewski's lasen. In damaliger Zeit kannte man das moderne Gebahren noch nicht, demzufolge katholische

[1] Stanislai Lubienski: Opera postuma p. 445.
[2] Idem eod. loc. pag. 242.

Schriftsteller entweder vernichtet oder todtgeschwiegen werden. Diese Unsitte ist erst in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch Nicolai und seine Genossen aufgekommen und seitdem förmlich in ein System gebracht worden. Früher überwog ein wirklich wissenschaftliches Interesse diese kleinlichen Rücksichten gehässiger Parteilichkeit. Es ist daher nicht auffallend, daß gerade Andersgläubige mit rückhaltsloser Offenheit die Poesien des Jesuiten lobten und anerkannten. Hugo Grotius vertiefte sich oft in diese schönen Gedichte und wiederholte manchmal: „Sarbiewski hat den Horaz nicht nur erreicht, sondern oft übertroffen.“ [1] Ja, als bereits Balde mit seinen Oden in die Öffentlichkeit getreten war, fällte der Protestant Joh. Fried. Cramer in einer Streitschrift gegen einen Franzosen, der die deutschen Poeten angegriffen hatte, das Urtheil: „Schon Sarbiewski allein, jener polnische Jesuit, der vorzüglichste Lyriker unserer Zeit, welcher mit dem genialen Flug und der Lieblichkeit eines Flaccus wetteifert, trägt vor allen lyrischen Dichtern Frankreichs die Palme davon.“ [2] Ähnlich spricht der Däne Olav Borrich: „Jener Pole, Matth. Kasimir Sarbiewski, der Horaz unserer Tage, versteht es, mit solcher Lieblichkeit und Harmonie die Saiten seiner Leier anzuschlagen, daß die ganze gebildete Welt ihm staunend lauscht, wie er auch Urban VIII., den ausgezeichneten Kenner lateinischer Dichtkunst, zur Bewunderung hinriß.“ [3] Alle Latinisten und alle Kritiker der vergangenen zwei Jahrhunderte anerkennen einstimmig Sarbiewski's Vorzüge. Adrian Baillet setzt seine Oden kühn den Meisterwerken griechischer und lateinischer Dichtung zur Seite [4]; die Franzosen loben die „Erhabenheit und den Schwung seiner Gedanken,“ tadeln aber die „afrikanische Gluth seiner Phantasie“ und seine Dunkelheit an einzelnen Stellen. Selbst die Engländer haben ihre Aufmerksamkeit unserem Dichter zugewendet. „Zu den neueren lateinischen Dichtern, die eine besondere Beachtung verdienen,“ schreibt Vicesimus Knox, „kann man den Polen Casimir Sarbiewski rechnen. Unparteiisch muß man gestehen,

---

[1] Lud. Auberius: Mémoires pour servir à l'histoire de Hollande etc. . . Paris 1687, p. 438.

[2] Joh. Frid. Cramer in Vindiciis nominis Germanici contra quosdam obtrectatores Gallos. Amsterd. 1694. p. 13, 14.

[3] Olaus Borrichius in dissertationibus academicis de Poetis. Francof. 1583. Num. 209, p. 162.

[4] Adrien Bailletus: Jugemens des Savans sur les principaux Ouvrages des auteurs. Amsterd. 1725, tom. IV. p. 226, 227.

daß Casimir nicht nur dem Vida und Barberini, sondern in der lyrischen Poesie auch den Meisten, die auf ihn gefolgt sind, vorzuziehen ist. Er mag nun den Pindar, die Sappho, den Anakreon oder den Horaz nachahmen, immer ist er gleich glücklich. Seine Gedanken sind erhaben oder zärtlich, je nachdem es die Materie erfordert; seine Sprache ist zierlich und sein Vers harmonisch. Moralische und religiöse Gedanken behandelt er mit einer klassischen Eleganz; wenn er aber einen Helden oder einen Staatsmann lobt, so verbindet er die ganze Stärke männlicher Beredsamkeit mit dem vollen Feuer belebter Poesie." — Fügen wir diesen Urtheilen noch den Ausspruch eines Mannes bei, der, wie wenige Gelehrte unserer Tage, gerade auf dem Spezialgebiete der neulateinischen Dichter bewandert ist; wir meinen den Professor Dr. Chr. Schlüter in Münster. „Tiefes religiöses Gefühl und Patriotismus sind die belebende Seele seiner Oden. Wir heben hervor die überaus zarten und hochpoetischen Gedichte, welche ihre Themata aus dem hohen Liede nehmen; ferner die unvergleichlich herrliche Ode über „die Sündfluth" und die an Erhabenheit und Pracht unerreichte, „an die himmlische Weisheit". . An Eleganz und Klassicität in Sprache und Vers wird dem Sarbievius der Vorrang vor Balde gegeben, welcher überhaupt minder antik[1], dafür aber viel mannigfaltiger, erfindungsreicher und genialer ist. Horaz würde vielleicht die Gedichte des Sarbievius pulchra, die des Balde aber dulcia genannt haben, indem jene mehr für die Phantasie und den Verstand geschrieben scheinen, diese aber gleichsam unwillkürlich sich des Herzens bemächtigen und das Gefühl bezaubern."[2] Und wie endlich urtheilte Balde? „Wiederholt spricht er seine

[1] „Antik" wohl in dem Sinne, daß er mit ängstlicher Sorgfalt jeden minder klassischen Ausdruck vermeidet. Anders ging Balde voran, den es sehr wenig kümmerte, ob er dem goldenen oder silbernen Zeitalter Latiums ein Wort oder eine Redensart entlehnte, wenn sie nur dem Ausdrucke seiner Gedanken diente. In Anwendung der heidnischen Mythologie ist Sarbiewski indessen unstreitig sparsamer, als Balde; zumal verschmäht er dieselbe fast durchschnittlich in den religiösen Gedichten. Es ließe sich hieraus wohl ein Schluß auf die große Zartheit seines Gemüthes ziehen. — Herr Prof. Schlüter läßt uns noch folgende Bemerkung zukommen: „Wenn ich Sarbiewski mehr antik fand als Balde, so verstand ich darunter namentlich noch dieses, daß seine Poesieen mir durchgängig mehr aus einer Anschauung der objectiven Dinge, als aus der subjectiven Innerlichkeit des Gemüthes entsprungen zu sein scheinen, und daß er tausend Stimmungen und Spezialitäten des Subjectes in seiner Poesie keinen Eingang verstattete, worin Balde sich frei mit Lust und Liebe ergeht und die Zügel schießen läßt."

[2] Cantu: Allgemeine Weltgeschichte. Bearbeitet von M. Brühl. Bd. 10. S. 358.

bewundernde Verehrung gegen den polnischen Dichter aus, nennt ihn „den Großen", des „Nordens berühmtesten Harfner", des Orpheus Ebenbild".

Schließen wir diese Bemerkungen mit einem Gesammtblicke auf die Dichtungen Sarbiewski's. Eine aus inniger Gottesliebe strömende Verachtung irdischer Dinge, eine glühende ritterliche Liebe zu seinem Vaterland, kindliche Verehrung der Himmelskönigin und ein tiefes Naturgefühl — das sind die Grundakkorde und die Motive der Sarbiewski'schen Lyra. Als Christ, durchdrungen von der Erhabenheit seines heiligen Glaubens, mußte er den Horaz im Fluge der Gedanken übertreffen, in der Klassicität der Sprache hat er mit ihm gerungen; an Ausdehnung der Erfindung und vielfach an Originalität steht Balde über ihm, in der Reinheit des Geschmackes gebührt dem Polen die Palme. Sarbiewski wird nie trivial, und nur selten verführt ihn die Phantasie zu übermäßigem Schmucke. Mehr gegründet ist der Vorwurf der Dunkelheit; dieselbe hat aber meistens in einem Vorzuge, nämlich in der absichtlich angestrebten Prägnanz und Kürze, ihren Grund. Am meisten stören den Leser die gelehrten Synonyma, deren sich Kasimir für die Bezeichnung der verschiedenen Örtlichkeiten und Volksstämme bedient. Wer sich aber über solche Mängel hinwegsetzen kann, der wird finden, daß sich Sarbiewski in seinen lateinischen Versen mehr als Sohn seiner Zeit und seines Vaterlandes erweist, als Andere, die sich der Nationalsprache bedienten.

Wenn wir unseren Kasimir mit einem neueren Dichter vergleichen sollten, würden wir ihm Max von Schenkendorf an die Seite stellen.

Wie dieser, ist Sarbiewski ein echt adeliger, idealer Charakter: als „weißer leuchtender Schwan" schwebt auch der Polensänger auf den sturmbewegten Wogen seiner Zeit. Seine Lieder mahnen an die verlorene Herrlichkeit und Größe der Väter und fordern in gewaltigen Tönen auf, dem Neide und der Zwietracht zu entsagen, um in der gemeinsamen Noth gemeinsam zum Schwerte zu greifen. Fromm und innig, ja oft mit begeisterter Gluth, tönt sein Gesang am Altare des Herrn und seiner heiligen Mutter; oder klagt in wehmuthsvoller und doch trostreicher Sehnsucht über die Hinfälligkeit der irdischen Welt, um sich dann desto entschiedener und freier aufwärts zu schwingen nach jener höheren himmlischen Heimath. Diese beiden letzteren Gefühle, verbunden mit der lebensfrischen Auffassung der Natur, machen Sarbiewski, wenigstens in manchen Gedichten, zu einem modernen Roman-

tiker, wie er, nach dem Urtheile Westermaiers, in „lateinischer Marmorpolitur“ mit Platens deutscher Verskunst wetteifert. Wir machen nur auf einen Waldgesang aufmerksam, der an Tieck und Eichendorff erinnert. Während die Höflinge des Königs Ladislaus ihrem Jagdvergnügen nachgehen, wandelt der Dichter einsam und betrachtend durch die Fluren und Wälder, und erhebt sich von ihrem Anblick hinauf zu der Anschauung ewiger Liebe und Schönheit:

„Blüthengebärende Auen,
So lieblich anzuschauen,
Waldreiche Bergeshöhen
Wo duftende Rosen stehen!
Ihr Blumensterne, Feuerrubinen!
Liebend umschwebt gleich fleißigen Bienen
Euch sehnend der Geist, in eurem Wesen
Honig der himmlischen Liebe zu lesen.

Der ew'gen Allmacht ausgeprägte Spuren,
Der ew'gen Schönheit lichtumstrahlten Glanz
Seh' ich auf diesen Fluren
Vereint im bunten Blüthenkranz.
Das Auge schau' ich, den Liebesblick,
Den einst die spielende Hand
Gelassen im Erdenland
Als Zeichen der Liebe zurück.

Zeichen nur seid ihr,
Nicht die Gottheit mir —
Sie ist da,
Sie ist nah!
Gottheit, dir dein Frieden! —
Schon hienieden
Meines Herzens Ruh
Selige Sättigung du!
Wann wird leuchten der Tag,
Daß dein Angesicht
Im Sonnenlicht
Ohne Schleier ich schauen mag?

Wann wird ewiger Liebe Lust
Glühend versengen die Erdenbrust?
Und die Seele, vom Staub befreit,
Hoch sich schwingen hinauf zu dir,
Auszuruhen in Herrlichkeit,
Auszuruhen in himmlischer Zier?

Die Blumen bunt, von Liebe wund,
Die Blättlein all' sich dehnen

Und hauchen Duft hoch in die Luft
In stillem Liebessehnen.
Sie weinen Thau rund auf die Au —
Ihr Lieben, zählt die Thränen!

Mit Purpurwangen erzählt die Rose
Dem weichem Moose ihr Glutverlangen
Die Epheureben zum Himmel streben
Mit tausend Ranken,
Und wie sie sich winden,
Die Blätter verkünden,
Als Herzen, der Liebe Gedanken.

Da blieb' ich allein kalt wie der Stein?
Und sollte nicht glühen?
Soll irdischer Schein
Zum Staube mich ziehen?
Gott, mein Gott! entzünd' in mir
So viel brennende Lieb' zu dir,
Als Blätter ich im Walde schau,
Als Blumen in der weiten Au,
Als Sterne zählt des Himmels Blau
Und Perlen formt der Maienthau.

Frohlockend machen die Blumen kund
Den Preis des Herrn im Thalesgrund;
Die Blättlein alle, zart und bunt,
Die sind der Blumen Liedermund,
Der schweigend singt zu jeder Stund'. —
Die Himmel fallen in's Loblied ein,
Die Lüfte sausen, es rauscht der Hain
Und Bronnen aufschäumen am Felsgestein.
Da bliebe ich stumm, wenn so ringsum
Die frommen Lieder klingen?
Kann meine Brust in sel'ger Lust
Kein liebend Danklied singen?

Gott, o Gott! so viel Zungen mir gib,
Um ewig zu preisen die ewige Lieb':
Als Bienen sammeln den Honig ein,
Als Nachtigallen im tiefen Hain,
Als Weste wehen im Abendschein,
Als Wellen schäumen zum Meer hinein. —

Wenn wir die tiefe Innerlichkeit dieses Gedichtes in uns aufnehmen, will es uns fast seltsam erscheinen, daß derselbe Dichter sich bei anderer Gelegenheit zu einem so erhabenen Schwunge entflammen konnte. Aber Sarbiewski war kein sentimentales Gemüth, sondern ein gesunder, urkräftiger Charakter; jedes Gefühl wogte frisch und wahr in seinem

Herzen, Allem verstand er das ganze und volle dichterische Gepräge zu geben. Solche Vorzüge mußten Anerkennung finden; sie waren der Schlüssel seines Ruhmes. Daß er aber in lateinischer Sprache dichtete, dafür sind wir ihm in gewisser Beziehung Dank schuldig. So wurde er leichter zugänglich, als wenn er sich der fremden Fesseln entledigt und nur für die engen Grenzen seines Vaterlandes gesungen hätte.

(Schluß folgt.)

J. B. Diel S. J.

Von Southampton nach Quito.

VI.

Bis Guayaquil.

Am folgenden Abend, Freitag den 9. Juni, brachte uns ein winziger Dampfer zum großen hinaus, der vor einer ewig grünen Insel geankert auf uns wartete. Sogleich setzte er sich in Bewegung. Er war viel kleiner als der Shannon, den wir auf dem atlantischen Ocean gehabt, aber seiner merkwürdigen Bauart sah man an, daß der große Ocean mit Recht den zweiten Namen des „stillen Oceans“ trägt und in der That ein sanftmüthiger Bruder des atlantischen ist. Die Kajüten lagen nur wenig oberhalb der Wasserlinie und waren nichtsdestoweniger mit großen Fenstern versehen, die man nach Belieben öffnen und schließen konnte. Der Speisesaal befand sich auf dem eigentlichen Verdeck, und darüber, gleichsam in der Luft schwebend, ein zweites Verdeck, das mit einigen Bänken versehen den Passagieren vorbehalten ist. Auf dem vordern Theile lungerte Tag und Nacht eine armselige, halbwilde Menschenmenge herum; der Fußboden diente ihr zur Ruhestätte, Bänke gab es für sie nicht. Das schützende Zelt überdeckte das ganze Schiff und blieb ein für alle Mal ausgespannt, offenbar ein Zeichen, daß man keine Stürme zu befürchten hatte. Mit dem Morgengrauen waren wir schon weit aus der Bucht von Panama hinaus, nur in äußerster Ferne sah man die beiden Vorgebirge, welche sie begrenzen, wie kleine dunkle Wölkchen auf dem Wasser liegen. Wir waren also wieder auf dem Ocean und dieses Mal auf dem großen. Wenn man von hieraus schnurgerade nach Westen halb um die Erde herumsegelt, so ist man in Ostindien. Welche Wasserfläche! Meine Fahrt ging freilich nicht so weit, auch ging sie schnurgerade nach Süden. Schaut man auf eine Landkarte, so möchte man meinen, die Küste sollte beständig sichtbar bleiben; aber die Karte ist klein und die Erde groß, und das Festland blieb für immer unsern Blicken entzogen, nur die Insel Plata zeigte sich östlich in weiter Ferne. Daß unser Collão kleiner war, ließ sich bald merken. Bis zum letzten Tage blies ein scharfer Wind, die See ging hoch, das Schiff tanzte wacker auf den hochangeschwollenen Wogen und die See-

krankheit spuckte in allen Ecken und Enden. Ich aber unterhielt mich wieder, so gut es ging, mit Beobachtungen, finde aber nichts Neues notirt. Das Leuchten des Meeres war stärker als früher; der mächtige Schaum, welchen die Räder aufwarfen, leuchtete so stark, daß ich mich mehrere Male überzeugen mußte, dieses Licht rühre nicht vom Refler einer hellen Lampe her. Das Log wurde hier nie ausgeworfen. Statt dessen hing ein für alle Mal an einem langen Seil ein Instrument über Bord, welches nach Art einer Gasuhr mit Flügeln versehen ein Zeigerwerk in Umdrehung setzte und so unmittelbar die Wegstrecke angab, die man in einer bestimmten Zeit zurückgelegt hatte. Alle sechs Stunden holte man es einmal aus dem Wasser.

Besonders merkwürdig ist das Breakfast und Dinner auf einem amerikanischen Schiff. „Ein solches Essen," schreibt schon vor mir ein Reisender, „ist wirklich etwas ganz Abenteuerliches und ich möchte sagen Lächerliches, wenn es sich nicht um etwas so Wichtiges, wie die leibliche Existenz, handelte. Auf das gegebene Glockenzeichen stürzen die Eingeweihten, d. h. die Amerikaner, Engländer und die durch Erfahrung Gewitzigten mit einem wahren blinden Gehorsam in den Speisesaal und werfen sich auf die Stellen, wo die größte Aussicht winkt, d. h. wo die größten Schüsseln stehen. Der ganze Tisch ist mit Schüsseln beladen; aber alle sind zugedeckt, und man kann höchstens ahnen, was sie bergen. Ein Heer von Kellnern (Mohren) richtet ihr Auge auf den Kapitän. Dieser gibt endlich mit der kaltblütigsten Miene von der Welt ein Zeichen, und im Nu sind alle Schüsseln enthüllt. Jetzt ist der Hauptmoment gekommen. Jeder reißt so schnell als möglich an sich, was er kann und wovon er will. Den Bescheidenen bleibt Nichts, als vielleicht eine Kartoffel und das Zusehen. Denn bevor man sich den Schwindel recht angesehen, ist Alles abgetragen und für dieses Mal verloren. Die bewundernswürdige Schnelligkeit der Kellner im Abtragen erklärt sich aus dem fatalen Umstand, „daß von dem, was sie erübrigen, die Schiffsmannschaft zehren muß." Ich bin ein wahres Glückskind, daß es mir immer besser ergehen muß, als anderen Leuten. Unsere nähere Gesellschaft bestand aus etwa 30 Personen, fast alle Ordensleute von höchst bescheidenem Charakter, und so fand ich keine Gelegenheit, eigene Erfahrung in dieser „berechtigten Eigenthümlichkeit" Amerika's zu sammeln; auch mußte die Mannschaft mit unserer Langsamkeit etwas mehr Geduld haben, als ihr sonst wohl beliebte — und so bin ich leider um ein Abenteuer gekommen, daß so überaus interessant ist.

Nach einer glücklichen Fahrt von 4½ Tagen und 5 Nächten waren wir über den Aequator bis 5 Grad südlicher Breite gelangt und landeten bei Paita in Peru. Diese Küste bietet einen höchst überraschenden Anblick. Rechts und links erheben sich in der Entfernung von mehreren Stunden wilde zackige Gebirge und zwischen ihnen zieht sich in gleichmäßiger Höhe das jäh abfallende Ufer von halbverwittertem Sandstein in weitgestrecktem Bogen dahin: so weit das Auge reicht, kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm, keine Spur von irgend welcher Vegetation. Aus den üppig grünen Wäldern von Panama sind wir auf einmal in die Wüste Sahara versetzt. Dort wuchert die fruchtbare Natur in unglaublichem Überfluß. Tausende der

herrlichsten Gewächse hervorsprossend unter den Segnungen der tropischen Sonnenwärme; hier ist sie todt und nackt wie ein Leichnam, bis auf die letzte Spur ihres Schmuckes beraubt unter den Schrecken der tropischen Sonne. Nur kahle Felsblöcke und brennende Sandflächen. Längs der Küste von Peru zieht sich in unübersehbarer Länge zwischen dem großen Ocean und den hohen Andesgebirgen eine Wüste dahin. In diesem unfruchtbaren Boden kann die Vegetation keine Nahrung finden; die glühenden, fast senkrechten Sonnenstrahlen erhitzen die kahle Fläche und heiße Luftströmungen steigen unausgesetzt in die höheren Regionen und lösen dort alles Gewölk, das vom Ocean heranziehen möchte, um diese unglücklichen Landstriche zu befruchten. Ein ewig klarer Himmel leuchtet über ihnen, und erst im Gebirge fällt der Regen. Selbst zur Regenzeit überzieht sich dieses Land höchstens mit einem weiten Nebel, der nicht kräftig genug ist, um sich in wohlthuenden Regen zu verwandeln. So steht die Pflanzenwelt und der Regen in inniger Wechselbeziehung zu einander, namentlich in den Ländern der heißen Zone. Wo keine Pflanzen wachsen, kann kein Regen fallen, und wo kein Regen fällt, können keine Pflanzen wachsen. Paita liegt in der „Regenlosen". Dieses Jahr hatte es ausnahmsweise in 18 Jahren wieder einmal geregnet. Ein trauriger, öder Wohnplatz für Menschen! Und doch, ließe man mir die Wahl, mein Leben entweder in Colon oder in Panama oder in Paita zu verweilen, ich würde Paita vorziehen. Der gänzliche Mangel an Vegetation bewirkt eine viel größere Reinlichkeit in den Straßen und Plätzen, die Luft ist frisch und gesund und längs dem Ufer des Meeres und auf dem hohen Sandsteinfelsen kann man sich nach Herzenslust ergehen. Aber andere Plagen beunruhigen noch Paita; der Boden erzittert oft mächtig unter den Füßen, so am Abende vor unserer Ankunft; und die großen Fluthwellen des Oceans, welche das Erdbeben veranlaßt, brechen bisweilen mit Wuth in die Stadt hinein. Lange suchten wir vom Meere aus vergebens die Stadt; nur ein oder das andere Gebäude ließ sich erblicken. Erst bei größerer Nähe trat eine Menge Erdhütten hervor, gleicher Farbe mit dem Boden. Immerhin mögen hier ein paar Tausend Menschen wohnen, die der Handel hierher lockt; denn im Innern des Landes ruhen die reichen Schätze von Peru. Mühselig freilich muß dies Leben sein; Zerstreuung und Wechsel bringt nur das Meer auf seinen Schiffen und Wogen, seinen Vögeln und den Thieren, die es in fabelhafter Menge in seinem Schooße birgt. Glänzende Muscheln aller Art liegen am Strande, von der Fluth in ein feindliches Element geworfen. Seesterne hängen am Hafendamm, Krabben klettern in seinem Gehölze herum in fabelhafter Menge, so flink und gewandt, daß man sie für riesige Spinnen halten möchte, mit denen sie auch in der Gestalt die größte Ähnlichkeit haben. Draußen auf der Rhede tummeln die Haifische oder gar Thiere von noch größerer Gattung. Wohl dreißig an der Zahl sah ich mit einem Mal in langem Zuge quer vorüberziehen in gewaltigen Sätzen aus den Fluthen hervorschießend, so lang wie große Fischböte. Auch Seehunde, Seebären, Seelöwen bergen diese Meere und der gewaltige Pottfisch und andere Arten von Wallfischen tummeln sich in ihnen herum, bis hinauf an die Küste von

Ecuador, an denen man zuweilen ihre riesigen Skelette auf dem Uferstrand liegen sieht.

In Paita ist erst so recht jedes Haus eine Ruine, schon von Anfang an ruinenhaft gebaut aus Erde und Rohr und mit Schilf gedeckt. Ich hatte das Glück, im besten Hotel ein Unterkommen zu finden; aber die armseligsten Bauernkneipen in Deutschland sind Paläste im Vergleich zu diesen Hotels. Einen meiner treuesten Gefährten mußte ich stets damit trösten, in Ecuador werde es noch viel schlechter kommen; wenn er schon hier Hungers sterben wollte, wie könnten wir dann gar nach Quito kommen? O du glückseliges Amerika! Das Hotel zur „Estrella" (Stern) in Paita ist in der That seinerseits wiederum ein Palast im Vergleich zu den Spelunken, die in Ecuador auf der Fahrt von Guayaquil in's Gebirge uns zur Herberge dienen mußten. Wer nach Südamerika geht, der muß nicht eben Bequemlichkeiten suchen. Unser Gasthof hatte auch ein Fremdenzimmer, d. h. nachdem man mit Lebensgefahr eine alte finstere Stiege hinaufgeklettert war, fand man einen Theil des Bodenraumes im zweiten Stock durch zwei Lehmwände vom Übrigen geschieden: ein schöner luftiger Saal, groß genug, um zu athmen, das Strohdach hoch über dem Kopf und darinnen alles mögliche alte Gerumpel. In diesem Raume standen vier offene Bettladen und eine vom Dach herabhängende Talglichtlaterne zerstreute die dunklen Schatten der Nacht und die neckenden Geister, welche den träumenden Schläfer umgaukeln. Sehr glücklich war ich, drei handfeste Gefährten bei mir zu haben; allein wäre mir wohl das Gruseln angekommen. Auch zwei Bullenbeißer waren mein Trost, die auf der Altane vor unserem Schlafsaale ihr Quartier genommen hatten und durch ihr nie endendes Geheul die Langeweile der tropischen Nächte abzukürzen bemüht waren.

Und wie war die andere Reisegesellschaft untergebracht? Meist in Privathäusern und schlechter als ich. Eine Abtheilung bekam ein leer stehendes Haus angewiesen ohne eine Spur von Meubeln; sie durften es sich auf dem nackten Boden so bequem als möglich machen. Stroh gibt's in einem Lande nicht, wo kein Grashalm wächst, und wäre es auch gewachsen, so hätte es doch die traurige Lage nicht geändert. Denn es fällt keinem Menschen ein, Stroh zu seiner Unterlage zu nehmen; das macht gar zu viele Umstände. Namentlich ist es aber Sitte, daß der Reisende mit dem nackten Erdboden sich behelfen muß.

In Südamerika blühen noch die patriarchalischen Zeiten des frommen Erzvaters Jakob, der auch auf seiner Reise die Erde zu seiner Lagerstätte und einen Stein zum Kopfkissen nahm. Und doch ist Paita ein wichtiger Hafen in Peru; viele Waaren und Reisende gehen in's Innere und die nach Guayaquil wollen oder von daher kommen, müssen hier Tage lang auf den Dampfer warten.

Nach einem Aufenthalte von nahezu drei Tagen waren wir froh, Freitag Abends wieder an Bord gehen zu können. Erst am folgenden Morgen 10 Uhr setzte sich der kleine Dampfer in Bewegung. Das Wetter blieb unaussprechlich schön, die See ruhig, sehr erwünscht bei der Kleinheit des Schiffes. Den

ganzen Tag fuhren wir längs der unfruchtbaren Küste hin, und gegen Abend passirten wir das berüchtigte Cabo blanco (weißes Kap); wohl 80 Fuß hoch stieg die Brandung an dem nackten Felsen empor. Am folgenden Tage, Sonntags, hielten wir ein paar Minuten auf der Rhede von Tumbez, dem letzten Hafen von Peru; hier beginnt das Gebirge von Ecuador und mit ihm von Neuem das überschwängliche Grün der tropischen Vegetation; nur im Innern zieht sich die Wüste noch einige Meilen weit hin. Bald gelangten wir in die große Bai von Guayaquil und den ganzen Tag schwebte vor unseren Blicken ein Panorama von entzückender Schönheit. Links zuerst die Isla de la muerte (Todteninsel), so genannt wegen der Umrisse ihrer Hügel, welche der Insel die Gestalt eines Todten geben, der auf dem Paradebette ausgestreckt liegt; sodann die Insel Puna mit ihren jäh abfallenden Felsenufern und reizenden Villen; endlich ein ganzes Labyrinth kleiner niedriger Inseln, die kaum über die Wasserfläche emportauchen; alle diese Inseln mit üppigem Walde und herrlichem Grün geschmückt. Zur rechten Hand besitzt die Bai eine solche Breite, daß ihre niedrigen Gestade hinter der gekrümmten Fläche des Wassers verborgen bleiben; und ein unermeßliches Meer erblickt das Auge, den Horizont mit Wolken begrenzt: aber jetzt hinauf, weit hinauf den erstaunten Blick! Weit hinter einer scheinbar unbegrenzten Wasserfläche, weit über den fernen Wolken erheben sich in die klare frische Luft fast bis in's Unendliche hinauf die colossalen Cordilleren. Die Cordilleren! zum ersten Male das riesige Gebirg! Nie habe ich früher ein so riesiges Gebirge gesehen. Alexander von Humboldt meint, wohl sei die absolute Höhe der Andesgipfel bedeutend größer als die der höchsten Schweizerberge, aber die relative sei geringer, d. h. nie gewahre man Berggipfel, die über den Beobachter so hoch hinausragen, wie es etwa der Montblanc über das Chamounithal thut, immer verdecken niedrigere Berggipfel höhere. Dieser Satz von der absoluten und relativen Höhe ist wie ein Axiom in alle Lehrbücher der Weltbeschreibung übergegangen. Ich glaube indessen, der große Naturforscher hat sich hierin getäuscht, wie in andern Stücken. In Ecuador begegnet man so zu sagen bei jedem Schritte Ungenauigkeiten oder Übertreibungen, welche der Feder dieses berühmten Reisenden entflossen. Hätte der große Gelehrte, wie ich, die Gelegenheit gehabt, bei klarem Wetter die Gipfel der Cordilleras cajas scheinbar ganz nahe und vom Niveau des Meeres aus selbst vor sich zu sehen er hätte seinen allgemeinen Satz sicherlich nicht geschrieben. Diese Berge reichen bis hart an die Schneegrenze; sind also über dem Meere jedenfalls so hoch, als der nicht ganz 15,000 Fuß hohe Montblanc über dem Chamounithal, das ja selbst 3,200 Fuß über dem Meere liegt. Die Schneegrenze in den äquatorianischen Andes liegt zwischen 15,000 bis 15,300 Fuß. Nach Humboldt's eigener Messung hat der Rucu-Pichincha bei Quito die Höhe von 14,900, der Montblanc 14,809 Fuß, und vom Rucu-Pichincha sieht man direct in die Ebenen von Marobi hinunter, die sich nur wenig über dem Meere erheben. Den Gipfel des Cotopaxi bei Quito, nach Humboldt fast 18,000 Fuß über dem Meere, erblickt man von der Ebene von Napo, östlich der Cordilleren. Bei günstigem Wetter sieht man von Guayaquil aus

den Gipfel des Chimborazzo, das sind über 20,000 Fuß; geht man näher hinzu bis zum Städtchen Guaranda, das unmittelbar vor diesem Bergkoloß liegt, so hat man immer noch eine Höhendifferenz von mehr als 12,000 Fuß. Und wer bürgt uns, daß wir hiermit die günstigsten Punkte in Amerika getroffen haben?

Nachmittags gelangten wir in die gelben Gewässer des Guayas, lange ehe seine Ufer sichtbar wurden. Endlich zeigten sich auch diese; ein herrlicher Strom, wohl 8 bis 10 Mal breiter als der Rhein bei Köln. Rechts und links ununterbrochener Urwald voll der herrlichsten Bäume. Die Fahrt war etwas mühsam; bald mußten wir näher dem einen, bald näher dem andern Ufer fahren. Der viel von den Cordilleren heruntergeschwemmte Sand und Letten machten den Boden unsicher, und überall finden sich Untiefen. Nicht selten bleiben die Dampfer sitzen, bis ihre rastlose Arbeit oder die Fluth, welche weit hinaufsteigt, sie wieder aus ihrer peinlichen Lage befreit. Gegen 9½ Uhr Abends, bei völliger Dunkelheit, langten wir vor der Stadt Guayaquil an; sie macht einen freundlichen Eindruck.

Zum ersten Mal sah ich hier etwas, was den Namen einer Stadt verdient. Eine weite Reihe großartig scheinender Gebäude dehnte sich längs des Guayas aus, eine prächtige Gasbeleuchtung bot dem Auge einen schon lang entbehrten Genuß; viele europäische Schiffe lagen vor Anker, Herren in glänzenden Uniformen ließen sich blicken. Ein Dankgebet für die lange glückliche Seefahrt strömte aus voller Brust über Aller Lippen; einen Monat und einen Tag hatte sie gedauert, kein Unfall hatte sich ereignet, kein Sturm uns in Gefahr gebracht, keine Krankheit uns dezimirt. Der Erzbischof verließ gleich das Schiff; für uns Andere war es schon zu spät und so brachten wir die Nacht noch auf dem Wasser zu. Am Morgen holte uns der Rector des Collegs ab und wir fanden bei ihm die liebevollste Aufnahme.

Ich habe Euch also glücklich nach Guayaquil gebracht, der ersten und eigentlich auch einzigen Hafenstadt von Ecuador, diesem Lande der Verheißung, das von Milch und Honig fließen soll. Die lange Seereise hat ein Ende; wir fühlen wieder festen Boden unter den Füßen. Ihr denkt: alle Strapazen sind vorbei, auch die leidige Seekrankheit kommt nicht mehr, wir setzen uns auf die Eisenbahn und nach einer zwölfstündigen Fahrt sind wir in Quito, dieser Zauberstadt in den höchsten Gebirgen der neuen Welt mit ihren ewig blühenden Blumen und ihren immer reifen goldenen Früchten. Und welche Lust muß es sein, mit dem Dampfroß zuerst über diese üppig grünen Wiesen zu fahren und dann durch die herrlichen Wälder, in denen Palmen und Pisang, Kakao- und Chinabäume, Kaktus und Mongo und hundert andere riesige Pflanzengestalten bunt durch einander gemischt zum Himmel aufstreben; dann über die vielen schönen und breiten Ströme, die zahllosen Flüsse, und endlich durch diesen Knäuel wilder, hoher Berge, an den tiefen, schauerlichen Abgründen vorbei. Indeß nur langsam! Für diesmal fahren wir mit der Eisenbahn nicht. Eine Schande wäre es, durch ein so herrliches Land wie eine Windsbraut daher zu sausen; wir wollen uns Alles viel gemächlicher anschauen. Am besten wär's, wir gingen zu Fuß, eine Pfingstreise durch's

schöne Land, den leichten Ranzen auf dem Rücken. Aber es ist weit bis Quito, wohl an die 50 bis 60 deutsche Meilen, die Berge sind steil und hoch, die Herbergen liegen weit auseinander, für die Dauer würden wir's nicht aushalten, oder wir müßten unter den Bäumen des Waldes schlafen und das ist nicht gut in einem Lande, wo Schlangen und andere Unthiere hausen; auch könnte der Puna, der große, grau gestreifte äquatorische Tiger uns während der nächtlichen Ruhe einen Besuch machen. Was meint Ihr also? Mit Eisenbahnen fahren wir nicht, schon aus dem einfachen Grunde, weil es keine gibt; zu Fuß können wir auch nicht, wir halten es nicht aus: wir wollen also reiten. Ein Jeder von uns bekommt sein schmuckes Maulthier, einen leichten Strohhut und schöne carminrothe Decken, schwere Reithosen und gewaltige Sporen, und dabei nehmen wir eine zahlreiche Dienerschaft mit und eine Menge Thiere, um unsere Bagage zu tragen. An nichts soll es uns fehlen; nach einem angestrengten Ritt durch die frische, sonnige Bergesluft, längs diesen sauber gearbeiteten Gebirgswegen, über die schwindlighohen, aber sicher gebauten Brücken, neben diesen fürchterlichen, aber für die Reisenden gefahrlos gemachten Abgründen kehren wir dann des Abends in ein freundliches Wirthshaus ein, und haben wir uns gestärkt, dann plaudern wir von den Ereignissen des Tages und ruhen dann aus bis zum folgenden Tag. O ja, ein Ritt, ein Ritt durch dieses schöne romantische Land! Wir reiten bis Quito! Herrlicher Einfall! Was gibt's Romantischeres als ein solcher Ritt?

Indessen muß ich gestehen, daß mein Brief bis dahin schon ganz ungebührliche Dimensionen angenommen hat; mit meiner Zeit bin ich fortwährend in Noth und eine Post geht nach der andern fort, ohne daß ich meinen Reisebericht zu Ende gebracht. Wider meinen Willen bin ich gezwungen, gerade diesen letzten und interessantesten Theil meiner Reise kürzer zu fassen. Treffen wir also schnell unsere Anstalten, um Guayaquil so bald wie möglich zu verlassen. All' unser Reitzeug müssen wir hier kaufen und gut besehen, ob es wohl im Stande ist; denn draußen kann uns keine Menschenseele mehr helfen. Auch werden wir Chokolade und Wein, europäischen Käse und geräuchertes Fleisch, sowie allerlei andere kräftige Nahrungsmittel, die wenig Raum einnehmen, hier einzukaufen haben. Freilich brauchen wir dazu schon ein paar Maulthiere mehr, aber was schadet's? Wer weiß, was uns noch Alles passiren kann? Vorsicht ist in allen Dingen gut und von Guayaquil bis Quito ist's weit.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Kolberg S. J.

Recensionen.

Der stille Krieg der Freimaurerei gegen Thron und Altar. Aus Documenten. Freiburg, Herder 1873. kl. 8°. VIII u. 256 SS.

Wiederum eine neue Broschüre über und gegen die Freimaurerei! Mancher Leser dürfte wohl meinen, nachgerade gäbe es der Schriften, welche über das Wesen und das Streben des Geheimbundes Aufklärung verbreiten wollen, mehr als genug; wir sind nicht dieser Ansicht; die Katholiken in ihrer großen Mehrzahl haben von der Gefahr, welche nicht etwa dem Christenthum und der Kirche, sondern der menschlichen Gesellschaft von Seiten der Freimaurerei droht, noch keine Ahnung; daher begrüßen wir mit Freude jede Schrift, welche, ohne in den allerdings naheliegenden Fehler der Übertreibung zu fallen, uns die Tendenzen des Bundes und seine zerstörende Thätigkeit klar und offen darlegt. Eine solche aber haben wir hier vor uns.

Das vom Verfasser gewählte Motto deutet uns von vorne herein die Ansicht an, welche er auf Grund von authentischen, dem Geheimbunde selbst entstammenden Documenten sich über die Freimaurer gebildet hat. „Sie liebten die Finsterniß mehr als das Licht; denn ihre Werke waren böse" (Joh. 3, 19.) Das ganze Werk liefert in der That den Beweis, daß die Freimaurer allen Grund haben, ihr ganzes Thun und Treiben mit einem möglichst dichten Schleier vor den Augen der Uneingeweihten zu verhüllen, weil das Ziel, welches sie erstreben, ein moralisch verwerfliches, ja ein scheußliches ist. Natürlich will der Verfasser mit diesem Urtheil durchaus nicht den Stab brechen über jedes einzelne Glied des Bundes. „Wir betheuern schon jetzt, sagt er in der Vorrede, und thun es wiederholt im Verlaufe der Schrift, daß wir nicht allen Freimaurern die letzten Ziele des geheimen Ordens zur Last legen. Vollkommen eingeweiht sind nur Wenige, die allermeisten „Brüder" irren unschuldig. Darum wünschen wir, daß gerade auch sie unser Werkchen lesen und sich endlich überzeugen lassen." Unsere Leser erinnern sich, daß Alban Stolz mit einer ähnlichen Verwahrung seinen „Mörtel für die Freimaurer" beginnt, indem er in seiner drastischen Weise, aber höchst treffend den ganzen Geheimbund mit einer jener Karavanen vergleicht, in welcher eine lange Reihe von Kameelen einem voranschreitenden Esel gravitätisch folgt, während flink umherspringende Mohren (die „Wissenden") der ganzen Karavane ihre Direction geben.

Der in der ganzen Welt gegen Thron und Altar entbrannte Kampf und die in diesem Kampfe bereits errungenen Erfolge lassen sich nur erklären „aus der Organisation, welche hinter dem Liberalismus steht, nämlich aus dem internationalen Geheimbunde der Freimaurer, welcher unter dem Schutze begünstigender Ausnahmsgesetze besonders in den letzten zwei Jahrzehnten großartige Fortschritte machte." Dieses ist das Thema, welches der Verfasser zu beweisen unternimmt und welches er auch, nach unserer Ansicht, vollständig bewiesen hat.

Es wäre kaum nöthig gewesen, daß in dem ersten Kapitel („der stille König des Geheimbundes gegen die katholische Kirche") die Feindschaft der Loge gegen die Kirche ausführlich dargethan wurde. Selbst diejenigen unter den Katholiken, welche in den Freimaurern keine Staatsfeinde erblicken, geben gerne zu, daß der Geheimbund in Bezug auf Religion indifferentistisch sei und somit in starrer Opposition zur katholischen Kirche stehe. Der Verfasser aber geht tiefer auf diese Frage ein. (S. 6—32.) Nachdem er kurz und schlagend die Feindschaft des Bundes gegen die katholischen Dogmen und die katholischen Sittenlehren aus Freimaurerschriften nachgewiesen, schildert er vorzugsweise den Haß der Loge gegen die Kirche, welcher sich beim „Bruder" Edgar Quinet bis zu dem Ausspruch steigert: „Man muß die katholische Religion im Kothe ersticken." (S. 19.) Dieser Haß zeigt sich aber nicht nur in der von der Loge in ihren Schriften und Reden gepredigten Kloster- und Jesuitenhetze, in der von ihr verlangten Verfolgung der Priester und Bischöfe und vor Allem in dem von ihr hochgepriesenen Kampfe gegen das Papstthum, sondern er tritt auch hervor in dem Schutze, den das Maurerthum jeder ketzerischen Bewegung innerhalb der katholischen Christenheit angedeihen läßt. Deutschkatholicismus und Neuprotestantismus stehen ja in unserer Zeit als deutliche Zeugen für diesen Schutz da, so daß wohl Niemand mehr zweifeln kann.

Nach einer aus den Adreßbüchern des Ordens geschöpften Statistik der Freimaurer für das Jahr 1871 (S. 33—40) folgt der Beweis für den stillen Krieg des Geheimbundes gegen das Christenthum. (S. 41—76.) So lange ein „frischer fröhlicher Krieg" bloß gegen die katholische Kirche, oder wie das Schlagwort lautet, gegen den Jesuitismus und Ultramontanismus geführt wird, stoßen mit den Protestantenvereinlern und Logenmännern auch gläubige Protestanten muthig und freudig in's Horn; unter diesen fehlt es, namentlich wenn sie etwas liberal oder unionistisch angehaucht sind, ja auch nicht am „Hasse gegen Rom". Für diese noch gläubigen Protestanten ist dieses zweite Kapitel des Verfassers bestimmt. „Die Freimaurerei, so lautet seine Behauptung, ist die geschworene Feindin des Christenthums überhaupt. Wir wissen sehr wohl, wie schwer diese Anklage ist und daß die Pflicht der vollgiltigsten Beweisführung aus den Acten der Loge selbst uns obliegt. Gelingt uns aber der Beweis und wir zweifeln nicht daran, so ergibt sich auch die Gewissenspflicht für jeden Christen ohne Unterschied des Bekenntnisses, gegen den gemeinsamen Feind gemeinsam vorzugehen." Wir stehen nicht an, zu sagen, daß der Beweis vollständig gelungen ist. Die Loge ignorirt, wie im Einzelnen nachgewiesen wird, in ihren Einrichtungen das Christenthum vollständig; der Name Christus kömmt in ihren Eiden und in ihren „Gebeten" nicht vor; sie zählt die Jahre nicht nach Christi Geburt, sondern nach der Erschaffung der Welt; kein christliches Symbol findet sich in allem ihrem Schnickschnack; zwar liegt in vielen Logen noch die Bibel auf dem sogenannten Altar, aber, wie es im amtlichen Niederländischen Freimaurer-Almanach auf das Jahr 1872 (S. 197) heißt, nur „als Figurantin", „die in den Werkstätten nicht mehr daheim ist, noch sein kann, seitdem die Humanitätslehre auf dem Vordergrund steht und als Mittel zur Verbesserung der Menschheit gelehrt wird." Gilt den Freimaurern die Bibel nur mehr als „Figurantin", so kann bei ihnen natürlich von einem Glauben an die Gottheit Christi nicht mehr die Rede sein, und daß dieser Glaube nicht etwa bloß den „Wissenden" abhanden gekommen ist, sondern daß die große Mehrzahl der Freimaurer auf dem Standpunkte der Protestantenvereinler stehe, ist ein offenes Geheimniß; nicht mehr bloß in katholischen Gegenden gilt dem noch gläubigen Volke jeder Freimaurer kurzweg als Ungläubiger.

Vom religiösen Gebiete führt uns der Verfasser jetzt auf das politische; die Freimaurerei nicht bloß Feindin des Altares, sondern auch Feindin des

Thrones ist das Thema des dritten Abschnittes. (S. 77—118.) So vollständig wir auch der Beweisführung für diesen Satz beistimmen, müssen wir doch eine Reserve machen in Bezug auf jene Gründe, welche der Verfasser wiederholt aus den Révélations d'un Franc-Maçon au lit de mort (Courtrai 1826) hernimmt; das Actenstück enthält zu viele Ungeheuerlichkeiten, als daß wir uns entschließen könnten, es für eine wirkliche Geheimschrift der Loge zu halten, obgleich allerdings die äußern Gründe für seine Ächtheit sprechen. Indessen wenn wir auch von diesem Document vollständig absehen, leidet die Richtigkeit des Beweises selbst keinen Eintrag. Daß „die Bruderschaft grundsätzlich die Feindin der Kronen und der bürgerlichen Obrigkeit sei, daß die unbestrittenen revolutionären Umtriebe nicht etwa verfehlte Schritte einiger ungehorsamen Mitglieder, sondern eine nothwendige Folge der Ordensgrundsätze waren" u. s. w., unterliegt für alle die keinem Zweifel, welche aus den Ordensschriften wissen, in welchem Sinne die dort gelehrte „Freiheit und Gleichheit verstanden wird; dieser wird, auch ohne sich auf die Révélations d'un Franc-Maçon zu stützen, die übrigen vom Verfasser in diesem Abschnitt hervorgehobenen Sätze als die wirkliche Freimaurerlehre anerkennen — die Sätze nämlich, daß „als Bruder und Gleicher der König kein Recht zum Befehlen habe", daß „ein Regent, der trotzdem eine Gewalt beanspruche, ein Verbrecher" und „das Königthum und jede andere Auctorität auszurotten sei." Und wenn die Freimaurerschriften diese Lehren nicht so klar enthielten, daß sie jeden Zweifel ausschlössen, genügt es dann nicht, die Geschichte dieses Jahrhunderts, das so manchen König fallen sah, zu durchgehen, um zu der Überzeugung zu kommen, daß der Kampf der Maurerei nicht diesem oder jenem Träger einer Krone, sondern der Krone selbst gilt? Diejenigen Freimaurer, welche meinen, es handle sich hier nur um Extravaganzen einiger ihrer „Brüder", möchten wir fragen, woher es denn rührt, daß bei allen Revolutionen unseres an Revolutionen so reichen Jahrhunderts stets und überall Maurer die Hand im Spiel hatten und daß diese nie von der Loge desavouirt oder reprobirt wurden, sobald die Revolution einen glücklichen Ausgang genommen hatte? Ich meine, diese eine unwiderlegliche Thatsache wiegt viele höchst loyal und unterthänig klingenden Versicherungen der sich noch nicht mächtig genug fühlenden „Wissenden" und alle Ableugnungen auf.

Wir übergehen das nun folgende Capitel, in welchem der Verfasser durch genaueres Eingehen auf „das große Geheimniß und den dreißigsten schottischen Grad" noch weiter beweisen will, daß die vorhin angedeuteten Sätze nicht etwa bloß dem Mißbrauch der Regel von Seiten einiger Mitglieder zur Last fallen, sondern in der That dem Orden als solchem zukommen und im eigentlichen Sinne Ordenslehre sind, wenngleich ein großer, vielleicht der größere Theil der Freimaurer sie nicht als solche erkennt und unbewußt bei ihrer Ausführung mitthätig ist. (S. 118—133.) Die Erklärung der Freimaurersymbole hat immer ihre Schwierigkeit und wird einem weniger geneigten Leser stets mehr oder weniger willkürlich erscheinen, daher auch keine volle Überzeugung zu bewirken vermögen. Unseres Erachtens hätte auch der Verfasser, ohne seinem Beweise Eintrag zu thun, diese Episode übergehen dürfen.

Von weit größerem Interesse ist der folgende Abschnitt, „der socialistische Krieg des Geheimbundes gegen die Gesellschaft." (S. 134—165.) „Die socialdemokratische Republik ist das Ideal der Loge und die socialistische Bewegung unserer Tage ist im letzten Grunde eine Frucht aus ihrem Garten, eine Waffe in ihren Händen." Diesen Satz begründet der Verfasser zunächst aus den Hauptgrundsätzen der Freimaurerei, aus der Freimaurer- und Revolutionsdevise: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit." Er weist ihn ferner nach in den Riten und im Ceremoniell der Loge, sowie aus den Ausdrücken und Handlungen ihrer bedeutenderen Häupter. Diese Zeugnisse sind durchschlagend; wir machen namentlich aufmerksam auf den Beweis des Zusammen-

hanges der Maurerei mit der Internationale, (S. 154 ff.) P. Pachtler hat seiner Zeit in dieser Zeitschrift (1872. II. Bd. S. 114) diesen Zusammenhang bereits ausführlich behandelt.

Im letzten Abschnitt bespricht der Verfasser „den stillen Krieg des Geheimbundes gegen Gott.“ (S. 166—211.) Er unterscheidet vier Etappen oder vielmehr „vier sich vielfach durchkreuzende und neben einander laufende Stufen“, auf welchen dieser Kampf der Loge gegen Gott selbst sich entwickelt: einen seichten Judaismus, den Deismus, den Pantheismus und endlich den Antitheismus der Humanität, welcher den Menschen auf den Thron des Allerhöchsten erhebt und jenen zu diesem sprechen läßt: Ich bin Gott, du aber ein Usurpator. Der seichte Judaismus ist unserm Verfasser „die ursprünglichste Form, welche der Geheimbund dem geoffenbarten Glauben substituirt habe;“ er glaubt sich zu dieser Annahme berechtigt, theils wegen der in den officiellen Schriftstücken der Maurerei so häufigen Berufungen auf morgenländische Geheimlehren, theils gestützt auf eine Empfehlung, welche im Jahre 1838 der Orient von Brüssel einem blasphemischen Machwerk der „Geschichte des wahren Jesus Christus, des Nazaräers“, angedeihen ließ. Jedoch diese Empfehlung mit sammt ihrer Zurückführung der Freimaurerei auf den Templerorden erklärte sich hinlänglich aus dem Hasse der Loge gegen das Christenthum und die Kirche, nöthigt uns aber nicht, der Loge eine judaisirende Richtung zuzuschreiben. Viel richtiger wird der Deismus, „die flachste aller sogenannten Philosophien, welche grundsätzlich alles Übersinnliche und Übernatürliche läugnet“, als die eigentliche Freimaurer-Religion bezeichnet, obgleich die Eingeweihteren allerdings dem Pantheismus huldigen. Vom deistischen Standpunkt aus wird mit dem Schlagwort der „Aufklärung“ und vom pantheistischen aus mit dem Schlagwort des „unbegrenzten Fortschritts“ der Kampf gegen den Altar und den Thron geführt; das Ziel aber, das erstrebt werden soll, ist die schon vom hl. Paulus im zweiten Thessalonicherbrief als Kennzeichen des „Menschen der Sünde“ bezeichnete Deificirung des Menschen — das vollendete Antichristenthum, welches den Allerhöchsten entthronen und die Menschheit an Gottes Stelle setzen will. „Die Mythen, die Sagen, der finstere Volksglauben — sie werden einst wegfallen vor dem Bewußtsein: Wir sind Gott“, sagt mit dürren Worten der „Bruder“ Mouthaan im Jahrbuch für die Niederländischen Freimaurer auf das Jahr 5872 (d. i. 1872).

Wir haben mit kurzen Worten auf die Hauptsätze, welche der Verfasser zu beweisen unternimmt, aufmerksam machen wollen; auf die Ausführung der Beweise einzugehen, gestattet der dieser Anzeige zugemessene Raum nicht; es wird genügen, zu bemerken, daß die Argumentation in der ganzen Broschüre durchaus klar, gediegen und überzeugend und daß die Darstellung eine höchst frische und lebendige ist. Wir können daher die Schrift in jeder Beziehung nur empfehlen; die kleinen Ausstellungen, welche wir machen zu müssen glaubten, sind ein Beweis des großen Interesses, mit welchem wir sie lasen.

R. Cornely S. J.

My Clerical Friends and their relation to modern thought. London, Burns, Oates and Company, 1873. 8⁰. 388 S.

Der Verfasser des unter diesem Titel so eben ausgegebenen Werkes hat zwar seinen Namen nicht genannt; die öffentliche Meinung dürfte sich indeß kaum in der Annahme täuschen, daß derselbe in einem nahen und innigen Verhältniß steht zu jenem berühmten Convertiten, der in dem auch in Deutschland durch eine Übersetzung bekannt gewordenen und mit vielem Beifall aufgenommenen Werke „The Christian Missions“ 2c. so geistreich den scharfen Contrast zwischen der Kirche und den Sekten mit Rücksicht auf das Missionswesen gezeichnet hat. Die Anklänge an das genannte Werk sind,

namentlich in dem dritten Kapitel des vorliegenden Buches, zu deutlich. Wie dem sein mag, wir haben hier ein Werk vor uns, welches in einer ähnlichen meisterhaften Darstellung denselben Gegensatz von einer andern Seite beleuchtet.

Das ganze Buch bildet ein Stück Selbstbiographie des Verfassers. Sohn eines anglikanischen Würdenträgers (S. 49), im Anglikanismus aufgewachsen und selbst eine Zeitlang anglikanischer Geistlicher (S. 66 ff.), seit geraumer Zeit ein Glied der katholischen Kirche, ist er in Folge gründlicher Studien, mehr als vierzigjährigen Verkehres mit Geistlichen und Bischöfen der anglikanischen sowohl als der katholischen Kirche, längerer Reisen in verschiedenen Ländern und Welttheilen (S. 5) und einer großen Summe von Lebenserfahrungen vor Allen im Stande, die Gegensätze von Licht und Finsterniß, von Wahrheit und Irrthum zu zeichnen und dem vorurtheilsfreien Leser überzeugend nahe zu legen.

Er theilt das Werk in vier Kapitel ein, von denen das erste die Überschrift trägt: „Der geistliche Beruf". In allen Religionen hat sich von Anfang der Welt an bis auf unsere Zeit ein Priesterstand vorgefunden. Dieser Stand ist stets ein Bedürfniß für die Menschheit gewesen. In der Kirche Christi ist derselbe als Vermittler in der übernatürlichen Heilsordnung mit einer geheimnißvollen Machtvollkommenheit ausgerüstet, die demselben eine charakteristische Sonderstellung gegenüber dem Laienstande anweist. Zum Eintritt in diesen Stand gehört ein eigentlicher göttlicher Beruf. Das sind Thatsachen, die, wie der Verfasser bemerkt, von Keinem geläugnet werden dürften (S. 3 ff.). Nimmt nun, so fährt er fort, der anglikanische Klerus auch nur im Geringsten einen Beruf für sich in Anspruch? Die Antwort auf diese Frage wird mit den Worten der Saturday Review gegeben: „Die wahre Idee eines Berufes zum geistlichen Stande ist in der englischen Gesellschaft ausgestorben." Dasselbe Zeugniß, fügt der Verfasser bei, hätte jeder einigermaßen vorurtheilsfreie Beobachter zu jeder Zeit während der letzten drei Jahrhunderte geben können (S. 9). Denn die Häupter der anglikanischen Kirche begnügten sich nicht damit, wie er nachweist, ihrer Absicht, die wahre Lehre von dem christlichen Priesterthume und Opfer mit der Wurzel auszurotten, bloß einen mündlichen Ausdruck zu geben, ihre Handlungsweise entsprach vollkommen ihren Worten. Schon im Jahre 1661 war darum an die Stelle des alten Glaubens eine vollständig neue Religion getreten (S. 13), und jeglicher Anknüpfungspunkt an die apostolische Succession verschwunden. Indem dann der Verfasser die Geschichte bis auf unsere Tage verfolgt, baut sich gewissermassen vor unsern Augen eine ununterbrochene Tradition auf, für welche selbst die heutigen Repräsentanten der anglikanischen Kirche noch ein getreues und lautes Zeugniß ablegen. Denn auch in unsern Tagen kann man aus dem Munde noch lebender anglikanischer Würdenträger Äußerungen, wie folgende, hören: „Die Lehre von einem Versöhnungsopfer und von einem wahren Opferpriester ist sowohl gegen die klaren Aussprüche der heiligen Schrift, als gegen die Formularien unserer Kirche." So der Bischof von Peterborough („The Times", Octob. 10., 1867). „Die Kirche von England hat in ihrem Bereiche Personen, welche die widersprechendsten Lehren aufrecht halten." So Dr. Wilberforce, Bischof von Winchester. Und weit entfernt, dieses zu bedauern, spricht sich derselbe Prälat vielmehr dahin aus, daß dieses „unvermeidlich" sei. Der Bischof von Salisbury äußerte sich jüngst dahin, daß, „wenn man auch nur den Versuch machen wollte, ein einheitliches Glaubensbekenntniß durchzusetzen, dieses die Kirche zerstören würde." Und der Erzbischof von Canterbury konnte unlängst sagen, ohne daß Jemand, wie der Verfasser beifügt, dazu lachte: „Was die Widersprüche unter dem Klerus betrifft, so wünsche ich keineswegs, die Freiheit desselben darin zu beeinträchtigen" (S. 14—43). In Übereinstimmung mit diesen ihren Äußerungen ist dann

in der That auch das Einzige, was sie von den Candidaten für den geistlichen Stand verlangen, die Befähigung, eine Anzahl widersprechender Meinungen aufrecht zu halten und zu lehren, was wohl kaum, sagt der Verfasser mit Recht, einen besonderen Beruf zu verlangen scheint (S. 44). Aus dem Gesagten dürfte sich dann der Schlußgedanke des Capitels als vollständig berechtigt ergeben: „Der Allerhöchste hat so wenig mit dem Berufe der anglikanischen Geistlichkeit zu thun, daß dieselbe, so geschickt sie immer ihre eigenen Ansichten auseinandersetzen mag, auch keinen Schatten von Auctorität in der Erklärung des Göttlichen hat" (S. 48).

In dem zweiten Capitel, dem der Verfasser die Überschrift „der Klerus daheim" gibt, findet der Leser die überraschendsten Aufschlüsse über den Charakter der Bischöfe und Geistlichen der anglikanischen Kirche. Die Ersteren werden uns in drei verschiedenen Bildern vorgeführt, die ohne Namen zu nennen, bei der meisterhaften und natürlichen Zeichnung sogleich verrathen, daß sie wirkliche, und zwar tonangebende Persönlichkeiten darstellen (S. 49—66). Nach ihnen sind die Andern leicht zu beurtheilen. Daran schließen sich einige geistvolle Parallelen zwischen ihnen und dem katholischen Episkopate, namentlich mit Rücksicht auf die Thätigkeit in den äußern Missionen. Letzterer sucht dort nur Seelen, Mühen und Leiden, manchmal den Tod für den Glauben; Erstere dagegen suchen statt dessen nur Geld, Bequemlichkeiten, Genüsse u. s. w. Der niedere Klerus der anglikanischen Kirche, zu dem der Verfasser nun übergeht, bietet nicht minder Stoff zu charakteristischen Zügen. Der Verfasser beginnt mit seiner eigenen Vorbereitung auf den geistlichen Stand. Da sie einen Maßstab für ein allgemeines Urtheil gibt, möge es uns gestattet sein, Einiges darüber mit seinen eigenen Worten zu geben: „Von der Zeit der Vorbereitung auf meine Ordination, heißt es (S. 66 ff.), will ich Nichts sagen, da ich trotz der sorgfältigsten Nachforschung über mein früheres Leben eine solche Zeit nicht zu entdecken vermag...... Nichts Besonderes wurde von dem jungen Candidaten verlangt ..... Wir kommen an den wichtigsten Zeitpunkt selbst. Die Ceremonie, der eine Prüfung vorherging und ein Mittagessen folgte, war auf einen winzigen und fast unmerklichen Nebenpunkt zwischen diesen beiden Unterhaltungen beschränkt. Ich besinne mich auf Beides ganz genau. Als in der Prüfung Einer von meinen Mitcandidaten aufgefordert wurde, die Collecte vom Charfreitag zu übersetzen, gab er statt dieser eine mittelmäßig getreue Übersetzung einer Weihnachtscollecte, und überreichte sie mir heimlich zur Durchsicht, offenbar mit der für mich schmeichelhaften Überzeugung, daß ich mehr von der Sache verstünde, als er. Ich hätte aber auch unmöglich weniger wissen können. In einer darauf folgenden Privatunterredung wurde ihm, wie er mir selbst nachher erzählte, vom Bischofe mit nachsichtigem Ernste die Bemerkung gemacht: „„Letztes Jahr wußten sie Nichts, Herr ....; dieses Jahr wissen Sie, wo möglich, noch weniger."" Deßungeachtet erhielt er eine einträgliche Pfründe. — Das Mittagessen glich jedem andern. Als ich in später Stunde, voll dankbarer Gesinnung für die bischöfliche Gastfreundschaft, in meine Wohnung zurückkehrte, bedurfte es für mich einer wahren Gedächtnißanstrengung, um die Thatsache zu constatiren, daß ich wirklich an diesem Tage die anglikanische Ordination empfangen hatte." Nachdem der Verfasser dann damit die Vorbereitung auf den geistlichen Stand in der katholischen Kirche verglichen hat (S. 72), gibt er in dem folgenden Theile des Capitels in drastischen Zügen ein Bild seiner Erlebnisse während seiner Anstellung in der anglikanischen Kirche und seiner allmähligen Annäherung an die katholische Wahrheit, zu der er, hauptsächlich natürlich durch die Gnade Gottes, aber durch das Mittel eines eingehenden Studiums, sowohl der Reformationsgeschichte, als der heiligen Schrift, der heiligen Väter und theologischer Werke geführt wurde (S. 73—134). Auszüge würden das

Bild nur schwächen. Wir müssen der Kürze wegen auf das Buch selbst verweisen.

Das dritte Capitel, „die Geistlichkeit im Auslande“ überschrieben, ist eine Fortsetzung der im vorigen Capitel begonnenen Darstellung der Bekehrungsgeschichte des Verfassers, die sich aber hier mehr an eine Reise anlehnt, die derselbe in Begleitung eines andern anglikanischen Geistlichen durch Frankreich und Italien unternahm. Der Charakter des Reisegefährten ist mit großem Humor gezeichnet. Wir sehen in ihm einen Mann von classischer Bildung, der aber, wie Viele seines Gleichen, mit der größten Gewissensruhe die unlogischsten Sätze aufstellen und vertreten konnte. Der Besuch verschiedener katholischer Kirchen in Paris, ein Gang in das Seminar des Missions Etrangères, die Städte Orleans, Tours, Lyon mit dem bekannten Wallfahrtsorte Notre Dame de Fourvière in der Nähe, Avignon, Marseille mit den Erinnerungen an die hl. Geschwister Lazarus, Martha und Maria Magdalena u. s. w., geben dem Verfasser Gelegenheit, geistreiche Parallelen zwischen dem katholischen und anglikanischen Cultus zu ziehen. Kein wichtiger Punkt entgeht seiner Aufmerksamkeit. Alles dient ihm als Stufenleiter zur Annäherung an die katholische Kirche, im scharfen Gegensatze zu der Gleichgültigkeit des ihn begleitenden Reisegefährten. Die herrlichsten Gedanken über die Verehrung der seligsten Jungfrau (S. 199 ff.) geben nicht minder Zeugniß für die schon damals tiefkatholische Gesinnung des Verfassers, als ähnliche Betrachtungen über die Stellung des Papstes in der Kirche im vorhergehenden Capitel und im folgenden. Eine gelegentliche Abschweifung auf das politische Gebiet, auf die jetzige Lage und die zukünftigen Hoffnungen Frankreichs (S. 185 ff.) dürfte, wenn auch dem Zwecke des Buches anscheinend etwas fernliegend, doch leicht verzeihlich sein. Beim Aufbruche nach Rom hatte der Verfasser seinen Entschluß schon gefaßt. Die anglikanische Kirche und das Sectenwesen ekelten ihn an. Rom brachte den Entschluß zur völligen Reife. Die über die heilige Stadt und ihre Weltstellung, über die Person des Papstes, über die religiösen Orden u. s. w. mitgetheilten Gedanken (S. 230 ff.) sind wahrhaft erhebend. Der Umstand, daß sein Reisegefährte sich in Rom von ihm trennt, ohne während der vier Monate ihres Zusammenseins auch nur eine einzige vernünftige Reflexion über die Erlebnisse dieser Zeit oder einen einzigen Schritt zur Erkenntniß der Wahrheit gemacht zu haben, veranlaßt den Verfasser, eine Schlußbetrachtung über die Hartnäckigkeit zu machen, mit der gewisse Geister der offenkundigen Wahrheit widerstreben, und über die Verantwortung, die sie dadurch auf sich laden. Hier geht er indeß, wie es uns scheint, unwillkürlich vom Besonderen zum Allgemeinen über, und wenn er dabei behauptet, die Tugenden derjenigen, welche außerhalb des Verbandes mit der hl. Kirche sterben, hätten für dieselben gar keinen Nutzen, sondern stellten deren endliche Verdammung nur um so gewisser in Aussicht (S. 256 f.), so dürfte er mit dieser ganz allgemein und ohne jegliche Unterscheidung hingestellten Behauptung, wenn auch gegen seine Absicht, doch die Grenzen der kirchlichen Lehre in diesem Punkte überschreiten, jedenfalls zu Mißverständnissen Anlaß geben.

Das vierte und letzte Capitel zeigt die Überschrift: „Die Geistlichkeit und die modernen Ideen.“ Es ist ohne Zweifel das wichtigste und inhaltreichste des ganzen Werkes. Keine von all' den wichtigen Fragen ist dem Verfasser entgangen, welche heuzutage auf kirchlichem, staatlichem und socialem Gebiete die Welt in Bewegung setzen. Alle müssen vor ihm Revue passiren. Dabei zeigt er eine bewunderungswürdige Bekanntschaft mit allen tonangebenden Schriftstellern Englands und des Continentes. Mit großer Meisterschaft hebt er aus ihren Schriften die wahren und falschen leitenden Grundsätze aus, weist nach, wie Letztere zum vollendetsten Materialismus und Unglauben führen, zeigt in einschneidender Darstellung die gänzliche Ohnmacht der anglikanischen Kirche gegenüber dem wuchernden Unkraut, und führt den

Leser unwillkürlich zu der Überzeugung, daß, wenn Jemand auf Erden im Stande ist, dem drohenden Unheile wirksam entgegenzutreten, dieses nur die katholische Kirche sein kann.

Das Werk ist, so viel uns bekannt, bis auf diese Stunde von der anglikanischen Presse vollständig todtgeschwiegen worden. Das aber dürfte ein Beweis sein, daß es in allen Punkten so ziemlich ein Bild der wirklichen Lage der Dinge gibt. Das Buch beschäftigt sich, wie aus der oben gegebenen Skizze ersichtlich ist, zwar hauptsächlich mit der anglikanischen Kirche und deren Klerus. Doch wegen der Ähnlichkeit der leitenden Grundsätze, der äußeren Erscheinungen und der schließlichen Resultate in allen außerkirchlichen Denominationen wird die Lectüre desselben auch in Deutschland, namentlich für Diejenigen, die sich mit Apologetik und Controverse befassen, von sehr großem Nutzen sein.

Jos. Müller S. J.

1) **Omnium Concilii Vaticani quae ad doctrinam et disciplinam pertinent documentorum collectio** per **Conradum Martin**, Ep. Paderbornensem. Paderbornae 1873. 8°. VI u. 266 SS.

2) **Die Arbeiten des Vaticanischen Concils** von Dr. **Konrad Martin**, Bischof von Paderborn. Dritte Auflage. Paderborn bei Schöningh. 1873. 8°. 144 SS.

Das vaticanische Concil ist in der Gegenwart ein Eckstein geworden, zum Heile oder zum Ruine Vieler gesetzt, die entweder auf ihn bauen, oder von ihm zerschmettert werden, je nachdem sie sich zu ihm verhalten. Eine ganze Literatur ermuntert zum einen, eine ganze Literatur treibt zum andern. Unter den Schriften erster Art, welche das Vaticanum vertheidigen und dadurch seine Heilswirkung ermöglichen, sind an erster Stelle die Arbeiten der Concilsväter selbst zu nennen, und unter diesen ragen wiederum die beiden vorliegenden Bücher aus der Feder des hochwürdigsten Bischofes von Paderborn hervor. In der ersten, dem Urkundenbuche, veröffentlicht er alle auf den Glauben und die Disciplin bezüglichen Documente des vaticanischen Conciles, nicht nur die beiden Constitutionen und alle den Vätern vorgelegten Schemata, sondern auch alle der sogenannten Postulaten-Commission mitgetheilten Anträge, welche der öffentlichen Kenntniß bis jetzt fast noch ganz entzogen geblieben. Diese Publication, welche mit besonderer Erlaubniß des heiligen Stuhles geschah, ist von der größten Wichtigkeit. Sie gestattet einen Einblick in die Concilsthätigkeit, ja in die Rechtsverhältnisse, Bedürfnisse, sittlichen Zustände und Übel vieler Länder, indem deren in Dienste der Kirche ergraute Oberhirten aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen die Vorschläge und Heilmittel hervorlangen, welche ihnen nach der ganzen gegenwärtigen Lage die besten dünken. Und wenn aus den verschiedensten Theilen der Kirche dieselben Vorschläge kommen, wie das besonders im Bezug auf die Ehegesetzgebung der Fall ist, so läßt sich auch vermuthen, was das vaticanische Concil nach seiner Wiedereröffnung darüber beschließen wird. Zugleich enthalten diese Anträge auch eine Ehrenrettung des Concils gegen die maßlosen Schmähungen der Gegner; sie zeigen die Wissenschaft, die Erfahrung, den hohen Ernst, womit die verleumdeten Väter ihre Aufgabe auf dem Concile zu lösen suchten; sie beweisen, wie der Verfasser mit Recht anmerkt, daß die Bischöfe, welche sich für die Definirung der päpstlichen Unfehlbarkeit eifrigst bemühten, z. B. die belgischen, „doch deßhalb noch weit entfernt waren, dem sogenannten „absoluten" Papste ihre bischöflichen Rechte zu Füßen zu legen oder einem straffen und starren Centralisationsprincipe irgend welche berech-

tigte Eigenthümlichkeiten ihrer Diöcesen zum Opfer zu bringen." Den Anträgen kommt freilich keine andere Auctorität zu, als denjenigen beiwohnt, die sie unterschrieben haben; doch ist dieselbe bei vielen bedeutend, da sie von einer großen Anzahl Prälaten unterschrieben sind. Einige sind indeß nur von einem Einzigen unterschrieben, womit natürlich noch nicht ihrem Werthe präjudicirt ist. Wenn aber eine oder die andere Ausnahme vorkommt, welche nicht die von uns oben ertheilten Lobsprüche verdient, so beweist sie zum Wenigsten, daß die Commission keineswegs engherzig die vom Papste für die Zulassung der Anträge gemachten Beschränkungen verstanden hat, um womöglich Jedem den Vorwand zu nehmen, daß er nicht gehört worden sei.

In der zweiten Schrift gibt der Bischof von Paderborn eine übersichtliche Darstellung aller Constitutionen, Schematen und Postulaten und damit einen Überblick über die Gesammtthätigkeit des Concils. Zugleich werden erläuternde Bemerkungen beigefügt. Besonders möchten wir auf die bündige und durchsichtige Erklärung der beiden vaticanischen Constitutionen aufmerksam machen, da sie ganz geeignet ist, viele Vorurtheile gegen das Vaticanum zu beseitigen.

Nach Allem zweifeln wir nicht, daß auch diese wichtigen Publicationen des ebenso gelehrten, als um die Kirche verdienten Oberhirten großen Nutzen stiften werden.

G. Schneemann S. J.

Verfassung, Lehramt und Unfehlbarkeit der Kirche nach den Anschauungen der wirklichen Altkatholiken. Von Dr. **Heinrich Kellner**, Professor der Theologie zu Hildesheim. Kempten. Jos. Kösel. 1873. 8⁰. SS. VI u. 72.

Dem jüngst in dieser Zeitschrift besprochenen Leitner'schen Werke über die päpstliche Unfehlbarkeit nach der Lehre des hl. Thomas stellt sich würdig die vorstehend verzeichnete Schrift an die Seite, welche den neuprotestantischen Vorwurf, daß die auf dem Vaticanum verkündete Lehre eine neue sei, siegreich widerlegt. Als ihr Verfasser im „Katholiken" (Juniheft 1872) einen Aufsatz „die Verfassung der Kirche und ihr Lehramt nach den ältesten Kirchenvätern" veröffentlicht hatte, da wußte der Deutsche Merkur (Nr. 23. 13. Juli 1872) nichts anderes dagegen vorzubringen, als Dr. Kellner habe früher über das fragliche Dogma anders gedacht, gehöre also zu den „Unterworfenen". Obgleich sich nun der neuprotestantische Recensent auch in diesem Punkte schmählich getäuscht hat, da er ein Referat aus Jak. von Jüterbogk für die Worte des Verfassers nahm, so geht doch Dr. Kellner darüber gleichgültig hinweg; liefert aber dafür den Beweis, daß man, wenn man auch zu den „Unterworfenen" gehöre, durchaus nicht nöthig habe, sich lediglich in „blindem Gehorsam und aus Furcht vor Kirchenstrafen", wie der Merkur und seine Gesinnungsgenossen meinen, zu unterwerfen. Wir stehen keinen Augenblick an, den von H. K. für das neu definirte Dogma geführten Traditionsbeweis als mustergültig zu bezeichnen. Diejenigen, welche den I. Theil von Dr. Langen's Schrift über das „Vaticanische Dogma" besitzen, möchten wir ganz besonders zu einem Vergleiche beider Arbeiten einladen. Sie werden dann mit Händen greifen, wie unfähig der abgefallene Bonner Professor ist, einen dogmatischen Beweis zu führen.

Dr. Kellner theilt seinen Stoff in zwei Theile. Im ersten Theile behandelt er die Träger des kirchlichen Lehramtes und dessen Ausübung in den ersten vier Jahrhunderten (S. 10—59), im zweiten das Christenthum in seiner äußeren Erscheinung als Kirche (S. 59—72). Um die erste Frage zu beantworten, macht er den Leser mit dem Glauben wirklicher Altkatholiken

(eines hl. Ignatius, Clemens von Rom, Irenäus, Tertullian Cyprian, Optatus von Mileve, Vincenz von Lerin u. A.) bekannt und zeigt, „wie die Gesammtdoctrin der Väter, insofern sie sich überhaupt über diese Frage aussprechen, die fundamentale Macht des Papstes in Sachen des Glaubens als letzte Consequenz voraussetzt, und wie der übersichtliche Grundriß des Systems, welches sie von der Lehrgewalt der Kirche entwerfen, als Krönung des Gebäudes die Infallibilität ihres Oberhauptes fordert.“ Ein Beispiel nur möge uns die Beweismethode des Verfassers kennzeichnen. Die Lehre des hl. Ignatius von der Kirchenverfassung stellt er unter genauer Angabe des Originaltextes in folgenden zwölf Grundgedanken zusammen:

1. „Es existiren überall in den verschiedenen Gegenden christliche Gemeinden, welche für sich Einzelkirchen (ecclesiae) bilden.

2. Die Einzelkirchen bilden zusammen ein einheitliches Ganzes, die von Ignatius zuerst so genannte katholische Kirche.

3. Den einzelnen Kirchen stehen Bischöfe vor, so Polykarp in Smyrna, und zwar in jeder Einzelkirche je ein Bischof.

4. Jeder Gläubige muß sich zu einer Einzelkirche halten, woraus folgt: die Nothwendigkeit der äußern Zugehörigkeit zur kirchlichen Gemeinschaft. Trennung von ihr ist Trennung von Christus und Gott.

5. Repräsentant der Kirche ist der jedesmalige Bischof, er bildet für die einzelnen Gläubigen das Vermittlungsglied ihrer Zugehörigkeit zur Gesammtkirche.

6. In Verbindung mit dem Bischof werden gewöhnlich die Priester und Diakonen genannt. Sie bilden zusammen den Klerus und die Hierarchie.

7. Die ganze Hierarchie ist von Gott eingesetzt und eine von Gott gewollte Institution der Kirche.

8. Alle, auch die Priester, müssen sich dem Bischofe unterordnen, ihm folgen und gehorchen.

9. Die Richtigkeit, Gültigkeit und Erlaubtheit aller kirchlichen Handlungen hängt von der Mitwirkung und Zustimmung des Bischofes ab, und ohne diese darf in kirchlichen Dingen, als: Taufe, Eucharistie, Agape und Trauung, nichts geschehen.

10. Es gibt auch abweichende, falsche Lehren, Irrlehren, welche dem Seelenheil schaden und in's Verderben führen.

11. Hinsichtlich der anzunehmenden Glaubenslehre muß man sich an seinen Bischof halten und mit ihm übereinstimmen.

12. Die römische Kirche ist unter allen Kirchen die erste und die Vorsteherin aller übrigen.“

„Dies sind, so schließt der Verfasser, die Ansichten des hl. Ignatius von der Organisation der Kirche, von der Hierarchie und ihrem Lehramt. In diesen allgemeinen Rahmen paßt die Lehre von dem obersten unfehlbaren Lehramt des römischen Bischofs sehr gut und ist die Stelle dafür gleichsam offen gelassen. Für die katholische Lehre von der Kirche und Hierarchie aber im Allgemeinen fallen Ignatius' Briefe mit solcher Wucht in die Wagschale, daß es leicht zu begreifen ist, warum der Protestantismus sich so viel Mühe gibt, sie als unecht zu brandmarken.“

Indem nun Dr. K. bei den übrigen Vätern gerade so verfährt und ihren ganzen Glauben über Kirche und kirchliches Lehramt sorgfältig und genau zusammenstellt, bewirkt er eine auf unumstößliche Thatsachen gegründete Überzeugung von der Apostolicität der Vaticanischen Lehrbestimmung, gegen welche die marktschreierischen Declamationen unserer reiselustigen Neuprotestanten schlechterdings nicht aufkommen. An rechter Stelle weiß er sodann auch darauf hinzuweisen, wie zeitweilige Mißverständnisse selbst gutgesinnter Katholiken und grundfalsche Anschauungen der Janus-Christen durch die Klarheit der uralten Lehre aufgehellt und widerlegt sind. „Gerade als hätte

es Tertullian darauf abgesehen", heißt es S. 26—27, „die altkatholischen Herren mit ihrem Traditionsprincip auf den Sand zu setzen, erklärt er kurz und rund: die Bischöfe sind die Überleiter, Canäle (traduces) des apostolischen Samens[1]. Er weiß nur von den Bischöfen; vom Volk, Professoren und zum Lehrkörper der Kirche gehörenden Priestern weiß er nichts. In entsprechender Weise — wie die Kirche von Smyrna oder Rom — zeigen auch die übrigen Kirchen diejenigen Männer auf, welche, von den Aposteln bei ihnen zum Bischofthum bestellt, ihnen als Überleiter des göttlichen Samens dienen[2]. Also nicht jeder anspruchsvolle Mensch hat zu tradiren, ist Medium der Überlieferung, hat für die Überlieferung Zeugniß abzulegen, nicht der große Haufe hat dem Bischof zu sagen, was die Väter geglaubt und gelehrt haben. Tertullian nimmt nur die Traditionen an, welche von denen herkommen, die dazu berufen sind, zu tradiren und zu lehren, quorum fuit tradere. Nun aber, was überliefert war, das war richtig, weil von denen überliefert, deren Sache es war, Überlieferungen zu vermitteln"[3]. Und S. 45—46: „Wenn die Janustheologen von der angeblichen Neuheit des Infallibilismus so viel Aufhebens machen und immer wieder darauf zurückkommen, keiner der alten Kirchenschriftsteller sage aus, daß der Papst infallibel sei, so ist einfach darauf zu erwiedern: Es hat auch noch kein Verständiger das behauptet, und keiner wird erwarten, daß das Alterthum diesen Ausdruck gebraucht haben solle. Dafür hat es dann für dieselbe Sache eben einen andern Ausdruck gebraucht und dieser heißt cathedra Petri. Das ist der theologische Kunstausdruck für das unfehlbare Lehramt des Papstes in der patristischen Zeit, im Alterthum. Diesen brauchen alle Väter, die davon reden."

Im zweiten Theile constatirt der Verfasser die Verwandtschaft der Protestmänner der Neuzeit mit den Reformatoren des 16. Jahrhunderts. Diese haben die Hierarchie als ein aus Ehrgeiz und Herrschsucht entstandenes Menschenwerk verschrieen und die christliche Religion ohne Priesterthum, ohne Kirche, festzuhalten gesucht. Jene wollen nur „eine todte Auctorität im papierenen Codex dulden", den sie selbst nach Belieben interpretiren. Das aber war nicht die Anschauung der wirklichen Altkatholiken. Nach Clemens von Rom (Ep. 1. c. 42 u. 44) „brachten uns die Apostel das Evangelium vom Herrn Jesus Christus, Jesus Christus von Gott. Es wurde Christus ausgesandt von Gott, und die Apostel von Christus. Sie übernahmen nun die Botschaft; in ihren Überzeugungen befestigt durch die Auferstehung unseres Herrn Jesu Christi und fest begründet in dem Worte Gottes, gingen sie mit der Fülle des hl. Geistes aus, zu verkündigen, daß das Reich Gottes kommen sollte. Auf dem Lande und in den Städten predigend, stellten sie nun ihre Erstlinge, nachdem sie dieselben im Geiste bewährt hatten, als Bischöfe und Diakonen auf für die, die in Zukunft glauben würden" ...

„Und was ist es Auffallendes", fährt er fort, „wenn die, welche in Christo mit diesem göttlichen Werke beauftragt waren, die zuvor Genannten anstellten, da ja auch Moses, der treue Knecht im Hause Gottes, schon Ähnliches gethan hat? Und die Apostel erkannten durch den Herrn Jesus Christus, daß um den Titel des Bischofthumes Streit entstehen würde. Aus diesem Grunde nun stellten sie, mit vollkommener Voraussicht ausgerüstet, die zuvor Genannten auf und gaben ihnen Antheil am Hirtenamte, damit wenn sie entschlafen würden, andere bewährte Männer ihren Dienst übernähmen."

---

[1] De praescr. 32.

[2] Ibid.

[3] Tert. de carne Chr. c. 2.

„Wir sind im Stande", schreibt der hl. Irenäus (adv. haer. III. 3. § 1.), „diejenigen aufzuzählen, welche von den Aposteln als Bischöfe in den Kirchen angestellt worden sind. Sie (die Apostel) hinterließen Nachfolger und übergaben denselben ihr eigenes Lehramt." Und wie Clemens von Rom und Irenäus, so sprechen Clemens der Alexandriner, Tertullian, Cyprian und Firmilian; lauter Männer, die jenen Zeiten nahe standen und die Sache wissen konnten. Historische Thatsachen aber, bemerkt der Verfasser mit Recht, werden durch phantasiereiche Hypothesen und Erklärungsversuche irgend eines Gelehrten nicht umgestoßen. Daher liegt die Sache für uns Infallibilisten einfach so: „Wir glauben den Zeugnissen des Alterthums. Nach diesen ist das Priesterthum und die Hierarchie mit dem unfehlbaren Papste als Schlußstein eine Institution Christi, welche von den Aposteln verwirklicht worden ist. Mit den Alten kennen wir nur eine Auctorität in Glaubenssachen, die an Personen geknüpft ist; und zwar an Personen, die Träger des Bischofamtes sind. Schrift, Tradition und freie Forschung, letztere als Vorrecht für die Gelehrten, ist eine bei den Vätern völlig ungekannte Glaubensregel." Das Gesagte mag genügen, um zur Lectüre dieser kleinen, aber genauen Arbeit einzuladen, die uns über manche wichtige Frage Aufschluß gibt, zur Lösung anderer anregt und die Bemerkung des seligen Möhler [1] zu Eph. 4, 11—16 auf's Neue bestätigt: „Die wahre Selbstständigkeit wird uns und der nach seinem von Christus belehrten Geiste gebildeten Kirche zufolge nur in der Kirche als Gliedern dieser großen Gemeinde zu Theil; hier, sagt Paulus, seien wir Männer, außerhalb und in der Trennung Kinder, preisgegeben jedem Winde menschlicher Lehre, eigener und fremder Thorheit."

Carl Wiedenmann S. J.

[1] Die Einheit der Kirche, S. 251.

Miscellen.

Bilder aus dem modernen Culturleben. Der Liberalismus hat überall das nämliche Ziel; es ist die freie reine „Menschlichkeit" im Sinne der Freimaurer, d. h. die Emancipation der Menschheit von allen höhern Einflüssen. Was die Logenhumanität und die liberal-freiheitliche Gestaltung des ganzen menschlichen Daseins betrifft, so ist uns Amerika um ein Bedeutendes voraus und es lohnt sich wohl der Mühe, bisweilen einen beobachtenden Blick über den Ocean zu werfen, um an den dort entfalteten Blüthen den bei uns knospenden Zeitgeist richtiger zu würdigen. Thatsachen sprechen hier besser als Raisonnements. Wenn wir im Nachfolgenden eine Reihe thatsächlicher Berichte verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften entnehmen, so wollen wir damit durchaus kein Gesammtbild amerikanischen Lebens bieten. Dem amerikanischen Liberalismus ist es glücklicher Weise bis jetzt noch zeitgemäß, auch den Katholiken das Dasein zu gestatten, und die dortigen Katholiken benützen die ihnen gewährte Freiheit mit rührigem Eifer, so daß sich gerade hieran die besten Hoffnungen für die amerikanische Zukunft anknüpfen.

I. Was nun zuerst Religion und Moral anbelangt, so geht das liberale Streben überall dahin, die Achtung vor der positiven Religion zu untergraben und jeden äußern Einfluß der übernatürlichen Wahrheit illusorisch zu machen. In Europa hält ein enormer Theil der Bevölkerung an bestimmten christlichen Religionsformen fest; deßhalb sieht sich der Liberalismus im Nothstande, er knebelt das Gewissen der gläubigen Christen und erklärt die Religion als Staatsdomäne. In dieser Weise wird die Religion für die „Humanität" unschädlich und kann unter Umständen als erfolgreiches Mittel für die Erreichung der „Culturzwecke" gebraucht werden. In Amerika liegen die Verhältnisse anders. Dort kann man bei der überwiegenden Bedeutung der nicht-katholischen Bekenntnisse das sogenannte Christenthum getrost sich selber überlassen, damit es sich selber zu Grunde richte. Deßhalb wird dort das liberale Programm durch vollständige Freilassung aller individuellen Launen auf religiösem Gebiete verwirklicht. Der Staat ist da bekanntlich confessions- und religionslos; es gibt dort ein wahres Ameisengewimmel von Religionen und zwar in allen möglichen Variationen, von den heiligen Ekstasen der Quäker bis zu den erklärten Teufelsanbetern. Dabei sieht man in Amerika viel klarer, wie sich die Religion für irdische Zwecke nutzbar machen läßt. Die Religion wird „geschäftlich" betrieben. Als Beispiel diene der berühmte Henri Waad Beecher, der in Brooklyn sein Unwesen trieb und über Haarfärben und Perückentragen vom Standpunkt der reinen christlichen Liebe predigte. Er verdiente sich mit diesem Humbug jährlich seine 20,000 bis 25,000 Dollars. Der Edle gedachte sein Einkommen noch zu steigern, und predigte ein Dogma von der freien Liebe. Kein Mensch hätte ihn hierin

gestört, wenn nicht einer seiner frommen Zuhörer die Lehre praktisch angewendet und sich von dem edlen Seelsorger eine zweite Frau zu seiner noch lebenden hätte antrauen lassen. Die legitime Ehehälfte des Betreffenden klagte bei Gericht und dieses verurtheilte den Reverend Beecher zu einer angemessenen Geldstrafe. Wir erwähnten soeben das Dogma der freien Liebe; dieses zeigt am besten, bis wieweit die religiöse Irrung in Amerika sich vorwagt und geduldet wird und wohinaus die Religion des Liberalismus eigentlich will. Im Staate New-York gibt es einen Platz, der Lenor heißt, und hier ist es, wo sich die sogen. Oneida-Gemeinde um den „Tempel der freien Liebe" niedergelassen hat. Die gesellschaftliche Einrichtung der Secte ist eine durchaus communistische im weitesten Sinne des Wortes. Dem Neuaufgenommenen gehört nichts mehr persönlich, weder sein Vermögen, noch sein Weib, noch sein eigener Körper. Er geht vollständig in der Allgemeinheit auf und ist nichts mehr als ein tubus digestivus. Er ist aus einem denkenden Menschen zu einem Mittel des niedrigsten Vergnügens geworden. Auf Verlangen eines Beliebigen oder einer Beliebigen muß Jede oder Jeder zu Allem in dieser Beziehung bereit sein. Eine Weigerung ist nur im Falle von Krankheit oder anderweitigem Engagement erlaubt. Hier weiß man natürlich nichts von der Ehe mit ihren Gesetzen von Liebe und Treue; etwaige Consequenzen fallen der Gemeinde zur Last, welche die Kinder aufziehen läßt, aber nur in einer bestimmten Anzahl. Mehr läßt sich nicht andeuten. Das Alles geschieht unter Oberleitung des ehrwürdigen „Pastors" Noyes und seines frommen Assistenten Cragin. Gesang und Gebet spielt natürlich eine bedeutende Rolle, da in Amerika Alles „im Namen des höchsten Gottes" geschieht. Kurz, bei den bekannten Pfleglingen des verlorenen Sohnes ging es nobler und natürlicher her, als in Lenor: hier sehen wir den Menschen unter die allertiefste Stufe der Thierheit degradirt und das auf die Auctorität der Bibel hin! Denn mit Bibelsprüchen wird dieses Treiben gerechtfertigt und das Recht der „freien Forschung" ist der feste Schild, an dem alle Angriffe abprallen. Daß hier für Intriguen und Frevel der gemeinsten Art Spielraum geboten ist, begreift sich; auch an Selbstmorden fehlt es nicht. So kam z. B. jüngst ein junger Irländer, der den Krieg gegen die Südstaaten mitgemacht hatte, nach mancherlei Abenteuern nach New-York zurück und wurde dort durch die Zeitungen auf Lenor aufmerksam; er reist hin, gefällt sich dort und wird einem irländischen Mädchen zu Gefallen Mitglied der Gemeinde. Die junge Person war mit ihrer Herrschaft nach Lenor gekommen, also ebenfalls allgemeines Eigenthum geworden. Später stellte es sich heraus, daß beide Geschwister waren. Der junge Mensch erschoß sich und das Mädchen fand man am folgenden Tage in ihrem Zimmer erhängt.

Fast allen religiösen Secten in Amerika ist gemein, daß sie sich als die mächtigsten Beförderungsmittel der zügellosesten Ungebundenheit bewähren. Diese Tendenz findet natürlich bei unsern deutschen Logenorganen volle Anerkennung. So veröffentlichte z. B. bereits vor einiger Zeit die Augsb. Allgem. Ztg. einen Bericht über amerikanische Zustände, in welchen der bekannte Mormonenunfug als „das bestgeordnetste, von allen Lastern der modernen

Civilisation freieste, friedlichste und betriebsamste Gemeinwesen" dargestellt wird. Und dann heißt es weiter: „Da (d. h. im religiösen Leben der Amerikaner) alles ist klarer, scharfer Realismus, Gleichgültigkeit gegen das Dogma, aufrichtige Anerkennung und Werthschätzung nur desjenigen Elementes an der Religion, welches allen Religionen gemeinsam ist, des ethischen, rein menschlichen. Man könnte sich fast versucht fühlen zu sagen, die herrschende Religion der Vereinigten Staaten sei der Deismus, ausgeschmückt durch mannigfache Sektenbezeichnungen. Neulich kam es zu Cincinnati vor, daß, als der Prediger einer Congregationalistengemeinde, Herr Vickers, eine Reise zu machen hatte, er für die Dauer seiner Abwesenheit den Rabbiner einer benachbarten Judengemeinde als seinen Substituten bestellte. Warum nicht? die Gemeinde war ganz zufrieden damit und erbaute sich an der Predigt des Rabbiners ganz ebenso wie an der des Herrn Vickers. War er doch eben sowohl ein „wahrer Christ". Denn thatsächlich versteht der Amerikaner unter „true Christian" nicht mehr und nicht weniger als einen sittlich guten Menschen (!). Komisch ist nur der Ernst, womit er gleichwohl seine Religion des sittlichen Menschenthums für spezifisches Christenthum hält, und sich in demselben Athem gegen alles Unchristenthum verwahrt, indem er voll inniger Andacht den Worten eines Rabbiners, eines Mormonenpriesters oder eines Ulema lauscht". Soweit der Berichterstatter des deutschen Logenblattes. Die „Religion des sittlichen Menschenthums" besteht bekanntlich darin, daß man das menschliche Leben von den Vorschriften der Religion und Sittlichkeit emancipirt; wo es keine sittlichen Begriffe und Vorschriften mehr gibt, da gibt es ja auch keine Unsittlichkeit.

Diese Entwerthung und Entkräftigung der Religion, welche sich in Amerika durch deren Mißbrauch, in Europa dadurch vollzieht, daß man die Kirche zur Staatsanstalt macht, nimmt in beiden Welttheilen mit jedem Tage zu. In Europa sind die öffentlichen Blätter angefüllt mit Klagen über den stets abnehmenden Einfluß der Religion auf das Leben. In Berlin z. B. sind die unmündigen Kinder auf der Straße nicht mehr sicher vor Wüstlingen, die sich zur „Religion des sittlichen Menschenthums" bekennen, und in Leipzig bilden verheirathete Herren — Verehrer des sittlichen Menschenthums — einen „Tugendbund", in welchem sie sich gegenseitig zum niederträchtigsten Ehebruch verpflichten. In Amerika ist man natürlich hierin noch ungenirter. Dort erfüllt die Civilehe ihren eigentlichen freimaurerischen Zweck, indem sie die Ehe als Institut der Sittlichkeit vollständig unterminirt und von allen lästigen Zuthaten befreit. Das „Womens Journal", ein zu Boston erscheinendes Blatt der Weiberrechtlerinnen, wird von einer Madame Livermore herausgegeben. Sie ist mit einem Geistlichen verheirathet. Die starkgeistige Pastorsfrau schreibt: „Man sollte den Heirathsvertrag auf ein bis drei Jahre abschließen, je nach „Wunsch der contrahirenden Parteien". Man hört nicht selten von Eheschließungen auf Dampfbooten, Eisenbahnen, auf der Straße, indem die Brautpaare den willfährigen Civilbeamten mitnehmen. Das einzige Ehehinderniß sind die bei der Scheidung zu erlegenden Gebühren; somit werden die Eheschließungen immer wohlfeiler. Der Kindsmord hat den

Charakter des Verbrechens fast ganz eingebüßt. Charakteristisch für die amerikanischen Verhältnisse ist die Thatsache, daß dort die „Kinderfrage“ auf der Tagesordnung steht. Echte nicht-katholische Amerikaner und Amerikanerinnen halten es gemeiniglich für zu lästig, Kinder großzuziehen. Das Übel wächst in erschreckendem Maße.

II. Eine weitere Folge der Religionslosigkeit ist die Zunahme der Criminalverbrechen. Bei uns in Deutschland steht es damit wahrlich schlimm genug. Statistischen Angaben zufolge zählte Norddeutschland im Jahre 1872 circa 60 große und 2000 kleine Gefängnisse. Aus jenen größern Gefängnissen wurden etwa 30,000 Menschen entlassen. Unter 22,000 schweren Verbrechern befanden sich etwa 10,000, von denen manche zum zehnten Male oder noch öfter in die Gefängnisse geliefert wurden. Strenge Handhabung der Justiz weist sich dem Verbrechen gegenüber als ohnmächtig aus. Mit der Religiosität nimmt eben der Abscheu vor dem Bösen ab; und ein besonderer Zug freimaurerischer Humanität ist es, das Verbrechen äußerst gelinde zu beurtheilen. Was Zahl der Verbrechen betrifft, steht uns Amerika sicher nicht nach; was Milde in ihrer Beurtheilung anbelangt, kann es uns als Muster dienen. In den Gefängnissen von San Francisko befanden sich Mitte Januar dieses Jahres nicht weniger als dreizehn Mörder. Am 6. Dezember 1872 standen in Newyork und Brooklyn nur sieben Mörder vor Gericht. Der „Newyork Herald“ vom 8. Januar zählt die Mordthaten auf, welche in den Jahren 1870 bis 1872 in der Stadt Newyork verübt und gerichtlich constatirt worden sind. Es ist ein grauenhafter Katalog. Auf das Jahr 1870 kommen 40 Fälle, auf 1871 schon 45, auf 1872 gar 56. Im Januar 1873 sind wieder mehrere Fälle vorgekommen. Das genannte Blatt schreibt: „Mordthaten werden mehr und mehr die Sensation des Tages; sie kommen hier in Newyork und den Nachbarstädten an jedem Tage und in jeder Nacht vor. Das Übel greift immer weiter um sich und nimmt scheußliche Gestalten an. *Es ist die höchste Zeit, daß wir uns unserer Civilisation schämen.*“ In der Behandlung der Verbrechen findet man in Amerika lange nicht den Grad „mittelalterlicher“ Strenge wie bei uns. Bekanntlich ist seit vielen Jahren kein Mörder hingerichtet worden, man sperrt die lieben guten Leute ein und nach einiger Zeit brechen sie aus, um in ihrer Weise neue Liebesthaten zu verüben. Eine Zeitung in St. Louis schreibt ironisch: „Da haben wir jetzt nur sechs Mörder im Gefängniß, welche es für sehr langweilig und unverantwortlich erklären, daß sie, was sich ja heutzutage von selber versteht, noch nicht begnadigt worden sind. Wer würde auch so inhuman sein, den lieben Mördern nicht die zärtlichsten Sympathien zuzuwenden?“ In ähnlicher Weise äußert sich ein Newyorker Blatt: „Major Hodge, Zahlmeister der Armee in Washington, betrog die Staatskasse um 450,000 Dollars. Die Untersuchung brachte haarsträubende Dinge dieses Gauners an's Tageslicht, er wurde vom Kriegsgericht zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Davon hat er kaum den zehnten Theil abgesessen. Aber es ist doch eine wahre Grausamkeit, einen Biedermann im Kerker schmachten zu lassen, der noch nicht einmal eine halbe Million gestohlen hat. Laufen doch ungehängt

Dutzende von Politikern und Börsenschwindlern frei umher, die es nicht unter Millionen thun. Grant ließ sich das Schicksal des armen Betrügers Hodge sehr zu Herzen gehen und beschloß, diesen unglücklichen Mann der bürgerlichen Gesellschaft, deren Zierde er ja war, wieder zurückzugeben. — Zu Prescott in Arizona stand im Januar ein notorischer Dieb vor Gericht. Sein Advocat machte geltend, daß die Geschworenen den Mann freisprechen müßten; derselbe leide an Kleptomanie (Diebswuth), sei also von Mutter Natur auf das Stehlen angewiesen; der Mann habe sogar ihm, dem Advocaten, die Uhr aus der Tasche gestohlen, während er mit ihm Berathung hielt. Der Dieb wurde von der Jury freigesprochen."

III. Der Liberalismus ist aber auch eifrig darauf bedacht, sich der Zukunft zu versichern; deßhalb trachtet er hüben wie drüben seine Religionslosigkeit und Ungebundenheit auch der Jugenderziehung aufzuprägen. Bei uns fängt man in dieser Beziehung erst an mit einigen schüchternen Versuchen. Wer ein Ideal liberaler Jugenderziehung sehen will, der reise über den Ocean. Von den amerikanischen Schulzuständen haben wir anderswo zu wiederholten Malen gesprochen. Auch in der Familie ist die Erziehung echt liberal. Das erste Wort, was das amerikanische Kind sprechen lernt, ist nicht Gott oder Vater, sondern Dollar; die ganze Erziehung ist weiter nichts, als ein Abrichten auf Gelderwerb und Vergnügen. „Im zartesten Alter," so erzählt ein Berichterstatter der Gäa, „läßt man häufig die Kinder bei Unterhaltungen im Familienkreise zu, wobei sie absolut nicht anwesend sein dürften. Daraus entspringt eine Art Frühreife der lieben amerikanischen Jugend, die etwas äußerst Komisches hat." Ein älterer canadischer Geistlicher berichtet — um hier ein Beispiel anzuführen — daß er einst eine Frau besuchte und man ihm ein kleines Mädchen von vier Jahren zu seiner Unterhaltung in's Sprechzimmer schickte, bis die Dame des Hauses zum Empfange des Besuches vorbereitet sei. Das Kind knüpfte mit dem Geistlichen ein Gespräch an, in welchem es unter Anderm erzählte, daß es eine Parodie auf Kingsley's Lied von den drei Fischern gedichtet, aber das Manuscript unvorsichtiger Weise habe in's Feuer fallen lassen. „Wie schade," antwortete der Geistliche, „wäre ich das Feuer gewesen, so hätte ich so lange zu brennen aufgehört, bis du das Papier herausgeholt hättest." — „Nein, Herr Pastor," entgegnete das Kind, „das hätten Sie nicht gekonnt; denn wissen Sie, die Natur bleibt immer Natur und ihre Gesetze sind unveränderlich." Der Geistliche wußte kein Wort weiter hervorzubringen. — Eine junge „Lady", die noch nicht den Kinderschuhen entwachsen war, schoß jüngst in einem Pensionat auf einen ihrer Lehrer eine Pistole ab, weil dieser sich geweigert hatte, ein Liebesabenteuer mit ihr auszuführen. Es ist überflüssig, weitere Beispiele anzuführen. Bei der Energie, mit welcher man bei uns an liberaler Umgestaltung der Jugenderziehung arbeitet, — man denke nur an die Beförderung alles Religionsfeindlichen, an die Gymnasiasten-Bälle, an den Drang, mit dem Lehrer der confessionslosen Töchterschulen den Kindern bereits erotische Aufsätze anfertigen lassen u. s. w., — dürfen wir die Aussicht haben, daß deutsche Gründlichkeit der amerikanischen Unbefangenheit die Palme bald streitig machen wird. T. P.

Russisches. In welchen Abgrund von Thorheit und Aberglauben auch ein christliches Volk mit der Zeit geräth, wenn es den lebendigen Zusammenhang mit der von Christus eingesetzten Kirchengewalt verliert, dazu liefert der religiöse Zustand Rußlands einen traurigen Beleg. Für jetzt wollen wir die Aufmerksamkeit unserer Leser nur auf die sogenannten „Ketzer“ hinlenken. Nach dem neuesten Staatsalmanach beträgt ihre Zahl im europäischen Rußland 926,631 und in Sibirien 166,985, während die Zahl der Orthodoxen in Europa auf 53,169,179 und in Asien auf 4,936,917 angegeben ist. Diese Zahlenangaben sind aber bekanntlich ganz unzutreffend. Der Engländer Hepworth Dixon, welcher die religiösen Verhältnisse eingehend untersucht hat, spricht seine Überzeugung dahin aus, daß die sogenannten „Ketzer“ das eigentliche wahre russische Volk sind, während die Orthodoxen nur eine Secte bilden, zu welcher die Edelleute und Geistlichen gehören. Den eigentlichen Stamm der Ketzer bilden die Raskolniks, d. h. die Altgläubigen; sie datiren aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts und stammen aus dem Widerspruch her, den die damals eingeführte „orthodoxe Staatskirche“ überall im Volke wach rief. Das Festhängen am Alten ist bei ihnen in krankhafter Weise ausgeartet; sie essen keine Kartoffel, nehmen keinen Zucker zum Thee, wollen nichts wissen von Gas, Eisenbahnen u. s. w., weil das Alles Neuerungen sind; dabei sind sie dem regierenden Hause ebenso feindlich gesinnt, wie der Staatskirche.

Aus diesen Altgläubigen hat sich nun ein Schwarm der sonderbarsten Secten gebildet. Ausführlicheres berichtet darüber Philareth, Erzbischof von Tschernigow, in der „Geschichte der Kirche Rußlands“, worauf sich auch die Zeitschrift „Globus“ Nr. 6 bezieht. Hier müssen wir uns auf einige wenige Mittheilungen beschränken.

Die Chlysti oder Quäckerspringer stammen aus den Zeiten Peters des Großen. Sie regen sich durch Tanzen und Springen auf, schlenkern mit den Armen, „wie es die Engel mit den Flügeln thun“, manchmal schlagen sie sich gegenseitig mit Stöcken, toben sich so lange in Raserei hinein, bis sie sich von „göttlicher Begeisterung“ ergriffen fühlen, dann gelten sie als Propheten; sie feiern scheußliche Orgien; die Sacramente verwerfen sie. Diese Secte ist in eine Anzahl von Unter- und Nebensecten zerfallen, unter denen die Moskow'sche Secte sich durch Fanatismus hervorthat. Die Bekenner derselben mußten die Bewegung eines Schiffes nachahmen und soviel als möglich sich im Kreise bewegen.

Die Skopzen oder Selbstverstümmler sind eher im Zu- als Abnehmen begriffen. Vor etwa 100 Jahren gaben zwei Bauern den Anstoß zur Bildung dieser Secte. Die abscheulichen Ausschweifungen der Chlysti waren ihnen ein Gräuel; um sich gegen jede Versuchung sicher zu stellen, verstümmelten sie sich und beriefen sich dabei auf Bibelverse; als Erkennungszeichen trugen sie früher auf dem rechten Knie ein Stück rothen Tuches. Christus ist ihrer Ansicht gemäß bereits wiedergekommen unter der Gestalt des Czaren Peters des Dritten, er hält sich aber noch verborgen, bis der geeignete Zeitpunkt zum Gericht gekommen ist; dann beginnt das Reich der Skopzen.

Bei den Geisteskämpfern, Duchoborzen, kommt Alles auf innere Vollkommenheit des Geistes an. Christus war ein bloßer Mensch; nach dem Tode wandern die Seelen guter Menschen in andere Menschen, die Seelen der Bösen dagegen wandern in Thiere über. Alle Menschen sind gleich, eine Autorität gibt es nicht, eine Priesterschaft ist unnütz; zur Kirche gehören auch Juden, Mohammedaner, Heiden; Eid und Krieg sind Verbrechen.

Von den Duchoborzen sind die Molokanen ausgegangen. Ihr Stifter war Semeon Uklein, ein Dorfschneider, welcher mit großem Erfolge predigte: die von Christus gestiftete Kirche habe nur bis zum vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bestanden, seitdem sei sie durch menschliche Zuthaten entartet; der wahre Christ dürfe nur die Bibel anerkennen, die Sacramente seien überflüssig. Die Molokanen haben eine Wuth gegen die Heiligenbilder; wo es irgend angeht, stechen sie denselben mit Nadeln die Augen aus. Schweinefleisch darf nicht gegessen werden, weil das die hl. Schrift verbietet.

Die Selbsttäufer, vom Bauern Roman gestiftet, verfertigen ein korbartiges Geflecht, dieses muß mit Pech und Lehm bestrichen und mit Regenwasser angefüllt werden; dann legen sie sich hinein; das gilt ihnen als die vollkommenste Taufe.

Die Theodosianer halten die Ehe für ein Verbrechen, und meiden deßhalb auch allen Verkehr mit Verheiratheten. Manche derselben halten den Kindermord für erlaubt, andere Untersecten wandten sich der Vielweiberei zu.

Die Philippsbrüderschaft preist den Selbstmord als eine tugendhafte That. Ihr Stifter, ein entlaufener Soldat, hat sich nebst einer Anzahl Gläubigen den Flammentod gegeben. Sie überreden einander, durch anhaltendes Fasten dem Leben ein Ende zu machen.

Die Hüterbrüderschaft, von dem Viehhüter Demissow gestiftet, hält den Kaiser für den Antichristen, weßhalb Niemand Geld oder einen Paß bei sich führt, da sich ein kaiserliches Abzeichen darauf befindet. Der Haß gegen Neuerungen geht soweit, daß sie nicht einmal über Steinpflaster gehen.

Die Brüderschaft der Mundaufsperrer strebt nach der höchsten Heiligkeit; wenn sie am Gründonnerstag zum Gebet sich versammeln, stehen sie mit weit geöffnetem Munde da, und warten darauf, daß die Engel ihnen das Abendmahl reichen werden.

Und jetzt haben wir nur einige wenige der zahlreichen alten russischen Secten angedeutet; gerade unter den Bauern zeigte sich eine wahre Wuth, neue Religionen zu stiften.

Zu diesen ältern Secten sind im Verlauf der Zeit unzählige andere gekommen; so z. B. entstanden in dem einen Jahr 1868 zwei bedeutende neue Gesellschaften, die kleinen Christen und die Mutualisten; mit jedem Tage tritt mehr und mehr der Entwicklungsreichthum eines Cadavers hervor. Wir haben hier die Bestätigung der alten Thatsache, daß wahres christliches Leben nur in der Lebensgemeinschaft mit der so vielgeschmähten sichtbaren Kirche zu finden ist, mag man die abgerissenen Zweige auch in das Wasser der Staatsunterstützung setzen, mag man die abgestorbenen Glieder einbalsamiren: das Leben kehrt darum nicht zurück. Nur noch ein Wort. Ein sehr

verständiger Pope, mit welchem Hepworth Dixon über den Gegenstand sich unterhielt, äußerte, daß das Sectenwesen um so mehr um sich wuchere, je mehr der Schulunterricht sich verbreite. „Ich kenne keinen Bauer, der nicht sofort für sich selber denken will, sobald er lesen und schreiben gelernt hat; dann wird er sehr bald ein Ketzer.“ „Bildung“ ist also an und für sich kein Mittel gegen Abfall und Auflösung; von ihr gilt das Wort Göthe's: Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich.

Gibt es heut' zu Tage noch Besessene? Unser ganz in Naturalismus versunkenes Zeitalter hat eine unüberwindliche Scheu vor allem Über- und Außernatürlichen. Anstatt die Thatsachen, welche auf das Eingreifen über- oder außernatürlicher Mächte in die Natur hinweisen, zu untersuchen, kämpft man gegen dieselben an oder schweigt sie todt. Das Heidenthum ist bekanntlich auch heute noch reich an düstern Vorkommnissen, die über den Captus der Naturwissenschaft hinausgehen. Am meisten auffällig sind die Thatsachen, welche aus Tibet und aus Abyssinien berichtet werden. Was die „Buda“ in Abyssinien betrifft, so hat man es versucht, dieselbe vornehm in das Reich der Märchen zu verweisen. Das geht aber nicht wohl an. Vernehmen wir, wie der „Globus“ (1873. S. 170) darüber sich äußert: „Die Buda ist eine Thatsache, sie ist eine bis jetzt noch nicht erklärte Krankheit (?!). Der (protestantische) Pilgermissionär Theophil Waldmaier gibt in seinem 1869 zu Basel erschienenen Werke: „Erlebnisse in Abyssinien in den Jahren 1858 bis 1868, S. 129 ff. folgende Beschreibung: „Sobald die Buda-krankheit zum Ausbruch kommt, weiß der Betreffende nichts mehr von sich selbst. Er fängt an, ganz unnatürlich zu brüllen und zu knurren und Töne auszustoßen, die man am Besten mit dem Geheul einer Hyäne vergleichen kann. Er geht nicht mehr aufrecht wie ein Mensch, sondern auf allen Vieren; fast Niemand ist stark genug, ihn zu halten, und sucht man ihn zu binden, so zerreißt er die Bande mit übernatürlicher Kraft. Durch das außerordentliche Gebrüll wird bald eine große Menge Menschen herbeigerufen. Die Person tobt in ihrem schrecklichen Zustande fort. Wenn man ihr nicht zu Hülfe kommt, so muß sie sterben, was schon oft der Fall war. Niemand aber ist da, der helfen kann. Oft wenden sich die Abyssinier in solchen Fällen an einen Europäer um Medizin; aber bei dieser räthselhaften Krankheit ist er zu Ende mit seiner Weisheit. Er weiß kein Mittel. Viele Europäer wollten schon mit Prügeln von dieser Krankheit kuriren, aber sie hätten die kranke Person eher todtschlagen, als heilen können.

Auf einmal kommt ein Mann daher; wer ist es? Es ist der, welcher den Buda (bösen Geist), von welchem die kranke Person besessen ist, austreiben kann. Auf ihn richtet sich Aller Aufmerksamkeit. Er setzt sich und läßt die kranke Person vor sich kommen. Dann nimmt er seine Zaubermittel, welche er als Amulet in einem kleinen viereckigen, in rothes Leder eingefaßten Bündelchen an einer blauen seidenen Schnur (— diese Schnur, Mateb genannt, wird von den Christen als Zeichen ihrer Religion um den Hals

getragen —) um den Hals trägt, herunter und hängt sie der kranken Person um. Diese aber lacht ganz höhnisch und sagt: Du magst machen, was du willst, so bekommst du mich doch nicht. Der Mann richtet sodann allerlei Fragen an den bösen Geist, erhält aber keine Antwort; stumm steht der Besessene auf allen Vieren vor ihm. Nun greift der Beschwörer zu einem andern kräftigeren Mittel. Er nimmt pulverisirte Kräuter, z. B. Wermuth, Raute (Tiena Adam), Ambatscho (eine Art Sauerampfer), auch Knoblauch. Das Pulver wickelt er in einen Lappen, taucht ihn in's Wasser, bis die Medizin davon durchdrungen ist, und drückt dann den Saft dem Besessenen in die Nase, wobei man oft große Gewalt anwenden muß.

Ist dieß geschehen, so fängt der Beschwörer an, den bösen Geist auf's Neue zu fragen, wie er heiße, woher er sei, wie viele Menschen er schon getödtet habe u. s. w. Ist es ein halsstarriger Geist, der noch nicht antworten will, so wird der Gebrauch der Medizin so oft wiederholt, bis er sich ergiebt. Dann wird er gefragt: „Unter welcher Bedingung willst du die Person verlassen, was soll deine Speise oder dein Trank sein?" Gewöhnlich verlangt nun der Geist oder Buda das Abscheulichste zu essen oder zu trinken, das man sich nur denken kann: Excremente von Vieh oder Menschen, mit Wasser oder Urin vermischt, oder etwas Aehnliches. Auch feurige Kohlen fressen die Betreffenden oft, ohne sich die Hände oder den Mund zu verbrennen, Knochen von Rindvieh zermalmen sie mit den Zähnen wie Kraut u. s. w. Die ekelhafte Composition wird an einem der kranken Person unbekannten Ort verborgen. Auf einmal gibt der Beschwörer ihr Befehl, sich den Trank zu suchen. Auf allen Vieren kriecht sie herum, sucht und findet ihn und trinkt ihn, als wäre es Honigseim. Mit meinen eigenen Augen habe ich dieß mehr als einmal gesehen. Oft verlangt der Geist feurige Kohlen, und ich habe gesehen, wie eine mit dem Buda behaftete Person solche in voller Gluth zusammenfraß, ohne daß es für sie nachtheilige Folgen gehabt hätte.

Nachdem der Besessene seinen Trank zu sich genommen hat, geht er wieder zu dem Beschwörer zurück. Nun ist der Augenblick gekommen, wo der böse Geist sich entfernen muß. Zu dem Ende muß die kranke Person auf Befehl des Beschwörers ein Stück Holz oder einen ungeheuren Stein, den sie in natürlichem Zustande nicht vom Boden aufheben könnte, auf den Kopf nehmen, was sie in ihrer Wuth mit der größten Leichtigkeit thut. Nun fängt sie an, sich in tollem Tanz im Kreise herumzudrehen; die Last fliegt auf die Seite hinaus zur Erde, und sie selbst fällt endlich wie todt zu Boden. Nach einiger Zeit erwacht sie aus ihrer Ohnmacht; sie ist jetzt von ihrer Krankheit geheilt, aber so schwach, daß sie sich erst nach längerer Zeit erholt; auch der gesunde natürliche Verstand kehrt erst nach zwölf Stunden wieder. Von all' dem Vorgefallenen weiß sie nichts.

Dieses Übel erscheint am meisten unter den jungen Leuten beiderlei Geschlechts (zwischen dem 20. und 40. Jahr), mehr aber unter dem weiblichen und am häufigsten in den Monaten September und October. Es sind schon verschiedene, zum Theil einander widersprechende Urtheile über diese Krankheit gefällt worden; doch ist es bis jetzt noch nicht gelungen, derselben ganz auf

den Grund zu kommen, und ihre Ursachen, sowie ihr Wesen mit Sicherheit festzustellen."

Welche Antwort nach vorstehender Beschreibung der „Buda" auf unsere an die Spitze gestellte Frage gegeben werden müsse, mag der Leser entscheiden; Thatsachen ableugnen ist höchst bequem, aber die Schwierigkeit wird dadurch nicht aus der Welt geschafft. Im Muhammedanismus finden sich ähnliche Erscheinungen, welche man allerdings in unserer Zeit, die vom Teufel nichts mehr wissen will, gerne als Gaukeleien, Taschenspielereien u. s. w. bezeichnet oder für Übertreibungen leichtgläubiger Zuschauer ausgeben möchte.

Zur Einheit des Menschengeschlechtes. Früher bildete bekanntlich die Unveränderlichkeit der sogenannten Menschenracen einen stehenden Einwurf gegen die Fundamentallehre des Christenthums von dem einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechtes. Seit dem Auftreten des Darwinismus mit seiner unbegrenzten Veränderlichkeit der Arten werden die Ungläubigen nun zwar mit der Zeit jenen alten Einwurf fallen lassen müssen (— bis jetzt ist es merkwürdiger Weise noch nicht geschehen und die nämlichen Herren, welche Affen und Menschen auf einen gemeinschaftlichen Stammvater zurückführen, können sich noch nicht an den Gedanken gewöhnen, daß Kaukasier und Neger u. s. w. die nämlichen Ureltern haben —), indessen wird es doch noch immer seinen Nutzen haben, wenn wir darauf aufmerksam machen, daß die genaue Beobachtung jenes Dogma von der Unveränderlichkeit der Menschenracen gegenwärtig vollständig zum Falle gebracht hat. Eine kleine hierauf bezügliche Zusammenstellung liefert das „Ausland" (1873, S. 198). In Amerika geht so zu sagen vor unsern Augen ein physischer und moralischer Umartungsprozeß vor sich, es bildet sich eine neue Race. Alle Beobachter stimmen darin überein, daß der Nordamerikaner sich von seinen keltisch-germanischen Brüdern in Europa in auffallender Weise unterscheide und sich mehr und mehr dem indianischen Typus nähere. Der Typus des Angelsachsen hat bereits eine bestimmte Veränderung erlitten, welche ihn dem Eingeborenen verähnlicht. Auch bei andern europäischen Einwanderern hat eine Veränderung an Farbe und Gesichtszügen stattgefunden. Selbst Carl Vogt will glauben, daß aus dem Chaos der in Amerika vor sich gehenden Racenmischungen eine neue Race in der Bildung begriffen ist. Und das von den englischen Einwanderern Gesagte gilt auch von den Deutschen in Amerika. Der Behauptung C. Vogts, daß die deutschen Familien in Pennsylvanien ihren Typus rein, selbst die Züge ihres Stammes beibehalten, steht das Zeugniß Dr. Schütz's entgegen, wonach die Deutschen in Pennsylvanien von ihren in Europa zurückgebliebenen Landsleuten ebenso verschieden sind wie der Yankee vom Engländer. Dazu kommt noch, daß die Deutschen in Amerika in überraschend kurzer Frist geistig und sprachlich in dem Yankeetypus aufgehen, so zu sagen aufgeschlürft werden.

Das christliche Königthum.

Die Kirche hat sich für keine bestimmte Regierungsform in der bürgerlichen Gesellschaft entschieden. Obgleich sie selbst streng monarchisch von ihrem göttlichen Stifter angelegt ist, so fordert sie doch nicht die nämliche Regierungsweise ohne Weiteres für den Staat. Sie hat es auch nicht nöthig; denn erfahrungsmäßig gedeiht sie in den Republiken von Nordamerika ebenso gut, wie unter dem Scepter eines absoluten, wenn nur gerechten Alleinherrschers. Schon der hl. Augustinus spricht diesen Gedanken (Civ. Dei XIX, 17) mit den Worten aus: „Die Kirche der Katholiken wendet sich an alle Völker, sammelt sich eine Gesellschaft aus allen Sprachen, verträgt sich mit verschiedenen Gesetzen und Einrichtungen derselben, ändert Nichts davon ab, hebt Nichts auf und befolgt selbst Alles, was sich unter verschiedenen Nationen Verschiedenes findet: nur darf alles Dieses die Religion nicht hindern, welche lehrt, daß man einen einzigen allerhöchsten und wahren Gott anbeten — aber auch den König ehren müsse."

Wo das Königthum geschichtlich und gesetzlich besteht, wie in vielen Staaten Europa's, da bewährt sie sich auch als Stütze der Throne, wie sie ja immer und überall der Hort jedes wohlerworbenen Rechtes ist. Nicht umsonst verfolgt die Revolution von den Tagen Voltaire's an bis zur heutigen Socialdemokratie und dem freimaurerischen Liberalismus den Klerus mit unversöhnlichem Hasse und beehrt die Priester so häufig mit dem Titel „Sklaven der Tyrannen"; wohl das ehrenvollste Zeugniß für unwandelbare Treue und der letzte Grund der Verfolgungssucht von Seiten der Partei des Umsturzes.

Es möge unseren Lesern nicht auffallen, wenn wir in den Stürmen der Gegenwart und Angesichts der Drohungen der Zukunft uns noch einmal ein liebes, theures Bild aus einer schöneren Vergangenheit vor=

führen, das Ideal des alten christlichen, des **katholischen Königthums**.

Weil nun unter dem Irrlichteren der modernen Ideen die Geschichte gerade der katholischen Zeiten und Länder so versybelt ist, daß mitunter die unwürdigsten Vertreter des christlichen Königthums in den Himmel erhoben, und die edelsten Träger der Krone entsprechend tief in den Acheron versenkt sind, so scheint es uns das Beste zu sein, geradezu auf die **Liturgie der Königskrönung** im Pontificale Romanum zurückzugehen. Denn der christliche Glaube spricht sich immer voll in dem kirchlichen Kultus aus [1]; hier finden wir dasjenige beisammen, was der christliche Geist von einem Herrscher erwartet; hier treffen wir den König im feierlichsten Augenblicke, da ihm die Insignien der Macht im Namen Gottes und vom heiligen Altare aus überreicht werden.

In diesem ergreifenden Ritus sprechen sich besonders drei Gedanken, die Unterscheidungsmerkmale des christlichen Königthums, aus: 1) Der Herrscher ist von Gottes Gnaden, 2) Er steht in Gottes Diensten, 3) Er glänzt in Gottes Ehren.

I. Das christliche Königthum ist von Gottes Gnaden.

Rein naturalistisch genommen ist der Mensch dem Menschen gegenüber absolut frei, und Niemand auf der weiten Welt, sei es ein Ein-

---

[1] **Legem credendi statuit lex supplicandi.** V. Coelestini I. ep. 21. ad episcopos Galliae de erroribus Semipelagianorum, ex a. 431. (**Denzinger**, enchiridion, ed. 4, p. 35. — Das **Pontificale Romanum**, von welchem wir die Mechelner Oktavausgabe (1862) benützen, enthält in seinem ersten Bande: De benedictione et coronatione regis — de bened. et coron. reginae — de bened. et coron. reginae solius — de bened. et coron. reginae ut regni dominae — de bened. et coron. regis in consortem electi. Außerdem finden wir im dritten Bande: Ordo ad recipiendum processionaliter imperatorem — o. a. r. p. regem — o. a. r. p. imperatricem vel reginam. Die Königskrönung nach dem **römischen** Ritus lag den verschiedenen nationalen Krönungsfeierlichkeiten zu Grunde, so daß z. B. die ungarische und französische nur Erweiterungen derselben sind. Über die französische Krönung zu Rheims s. M. C. **Leber**, des cérémonies du sacre, ou recherches historiques et critiques sur les moeurs des Français dans l'ancienne monarchie; Paris 1825. 8°. **Quéant**, le sacre, études historiques, philosophiques et religieuses; Paris 1868. 8°. Übrigens ist das erstere Werk vom Altliberalismus, das letztere vom Suffrage universel des dritten Bonaparte angekränkelt. — Schon Ludwig XVI. konnte sich nur unter dem Widerspruche der Revolutionspartei kirchlich krönen lassen; Ludwig XVIII. unterließ es wegen „wiederholter Kränklichkeit", Karl X. ließ sich wieder zu Rheims salben und krönen, worüber der Liberalismus und Radikalismus bitter böse wurde. S. **Quéant** p. 2, suiv.

zelner, sei es eine nach Kopfzahl abstimmende Mehrheit, hat das Recht, ihm seine Freiheit zu beschränken, oder auf einen bestimmten von ihm nicht gewollten Punkt hinzulenken. „Du bist ein Usurpator, weil du mir befehlen willst“, kann in diesem Falle ein Jeder sagen. Nur Gott als höchster und einziger Herr kann seinem freien Geschöpfe Gebote geben, er kann auch einen Theil seiner obersten Herrschermacht an bestimmte Menschen mittheilen, welche dann als seine Mandatare ein Recht auf den Gehorsam der Untergebenen haben, niemals aber Etwas befehlen können, was gegen den Willen des obersten Gesetzgebers ginge. Wir begreifen gar nicht, welchen Höllenlärm das moderne Byzantinerthum gegen den Satz erhob: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen“; einen Satz, auf welchem ja zugleich die ganze bürgerliche Ordnung ruht, und ohne welchen man den Zuckungen der Revolution und den Launen des nächsten besten Konvents anheimfällt.

Diese christliche Anschauung von der obrigkeitlichen Gewalt als der Stellvertreterin und Mandatarin Gottes tritt uns in den heiligen Büchern des Alten und Neuen Bundes überall entgegen. Und in diesem Sinne können wir von jeder obersten Auctorität im Staate, mag sie von einem Priester oder von einem Laien bekleidet sein, sagen, daß sie im Grunde theokratisch sei[1]. Im Buche der Sprüchwörter (8, 15 f.) finden wir dieß kurz und bündig zusammengefaßt, indem die göttliche Weisheit sagt: „Durch mich herrschen die Könige und beschließen die Gesetzgeber Das, was gerecht ist; durch mich gebieten die Fürsten und entscheiden die Mächtigen nach Gerechtigkeit.“ In dem nämlichen Sinne schreibt der Völkerapostel an die Römer (13, 1 f.): „Es gibt keine Obrigkeit, außer von Gott; die bestehenden aber sind von Gott angeordnet; wer daher der Obrigkeit widersteht, der widersteht der Anordnung Gottes.“ So erwiedert auch der Gottessohn dem armseligen, auf seine Prokuratorengewalt pochenden Pilatus: „Du hättest gegen mich gar keine Gewalt, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre.“

So versteht das Christenthum unter dem Königthum von Gottes Gnaden den eigentlich göttlichen Ursprung der königlichen Gewalt, als des Mittelpunktes und der höchsten Entfaltung der weltlichen Obrigkeit überhaupt. Mag das Recht auf die Krone in der Erbmonarchie von der Geburt, oder in dem Wahlreiche von der Ab-

---

[1] Das Wort selbst (θεοκρατία) findet sich zuerst bei Flavius Josephus contra Apion. II. 16.

stimmung abhängen, so wird doch in beiden Fällen nur das Individuum bezeichnet, welchem das göttliche Recht des Königthums von oben herab zu Theil werden solle. In beiden Fällen ist der Regent ein Mandatar des höchsten Herrschers, von welchem allein alle Gewalt kommt. Dieses ist zugleich die unerschütterlichste Grundlage nicht nur des Königthums, sondern überhaupt jeder obrigkeitlichen Gewalt. Denn sobald die letzte Wurzel der Auctorität und insbesondere des Königthums im Volke ruht, wie die Vorläufer der großen Revolution behaupteten, wenn ein stiller oder offenkundiger Vertrag zwischen Volk und Herrscher erst der Krone ihre Gewalt verleiht, so ist der Regent nicht mehr Mandatar Gottes, sondern des Volkes, der erste Beamte im Staate und von der stündlich wechselnden Laune des Haufens abhängig. Wie man in diesem Falle noch von einer „Heiligkeit und Unverletzlichkeit" der höchsten Person reden kann, ist uns unerfindlich. Man müßte denn wieder das Nützlichkeitsprinzip, die bekannte Zuflucht der Denkfaulheit und Grundsatzlosigkeit, anrufen.

Der liturgische Ausdruck des Gottes-Gnadenthums ist die Königssalbung[1]. Durch sie wird der Regent, welcher entweder durch Abstammung oder Abstimmung das volle Recht auf die Krone und auf den Gehorsam seiner Unterthanen hat, im Namen Gottes in sein erhabenes Amt eingeweiht und mit jenen Gnaden von oben ausgestattet, welche ihm zur Erfüllung seiner schweren Pflichten nöthig sind. Man beachte wohl, daß die Kirche den Regenten nicht erst in sein Amt einsetzen will, im Gegentheile verpflichtet sie ihre Kinder zum Gehorsame auch gegen den noch nicht gesalbten Herrscher, betet z. B. in der Charfreitags- und Charsamstagsliturgie selbst für den erst erwählten König der Deutschen, bevor der-

[1] Der heilige Gebrauch ist bekanntlich dem Alten Testament entnommen: „Samuel nahm ein Fläschlein Öl, goß es über Sauls Haupt, küßte ihn und sprach: „„Siehe, der Herr hat dich gesalbet über sein Erbe zum Fürsten; und du wirst sein Volk befreien aus den Händen seiner Feinde."" (1 Kön. 10, 1.) Dasselbe thut Samuel an David (1 Kön. 16, 1); es geschieht auch in der Folgezeit. (2 Kön. 2, 4; 5, 3; 3 Kön. 1, 39.) Zuerst unter den christlichen Kaisern bewarb sich der jüngere Theodosius um die kirchliche Krönung und Salbung (Theodor. Lect. collect. l. c.); unter den christlichen Königen wurde zuerst gesalbt nach Martene (de ant. eccl. rit. II. 10) der Schottenkönig Aidanus; nach Fleury (hist. eccl. l. 39, §. 51) der Gothe Wamba; nach Habert (Archier. p. 627) der Franke Chlodwig; nach Alzog (K. Gesch. 9. A. S. 528) die Westgothenkönige Wamba und Erwig. Die ersten gekrönten Königinnen sollen gewesen sein: Judith, Gemahlin des Angelsachsen Ethelwolf und Tochter Karls des Kahlen (856), Irmentrud, Gemahlin desselben Karl (866).

selbe noch in Aachen als solcher geweiht oder vom Papste zum Kaiser gekrönt ist[1]; ja im Beginne der Königssalbung redet der Metropolitan den Herrscher an mit den Worten: „Edelster Fürst (optime princeps)", erkennt ihm also seine unverkürzte höchste Gewalt im Staate zu, bevor die kirchliche Salbung vollzogen ist. Wohl aber will die Kirche seine hohe Würde religiös heiligen, weil dieselbe von oben stammt und als solche vom Volke hochgeehrt werden muß[2]; sie will auch den Träger der Würde zu einem würdigen Werkzeuge der göttlichen Macht durch die Gnade von oben machen. Damit nun das Herz des neuen Regenten für den Empfang der Standesgnaden würdig vorbereitet werde, soll der zu Salbende am Mittwoch, Freitag und Sonnabend vorher fasten, ferner das heilige Sacrament der Buße und am Sonntage unmittelbar nach der Krönung und Huldigung, die heilige Kommunion empfangen.

Zum Beweise, daß alle Gewalt auf Erden nur von Gott kommt, liegen Krone, Schwert und Scepter auf dem Altare und werden von hier aus dem christlichen Monarchen vom Metropolitanbischofe, dem Stellvertreter Gottes, überreicht. Das Nämliche wird ihm auch durch folgende Worte des Pontificale vorgetragen: „Weil du heute, edelster Fürst, durch unsere Hände, die wir trotz unserer Unwürdigkeit hierin die Stelle unseres Erlösers Christus vertreten, die heilige Salbung und die Reichsinsignien empfangen wirst, so ist es gut, daß wir dich zuerst an das schwere Amt, wozu du bestimmt wirst, ermahnend erinnern. Du übernimmst heute die Königswürde und das Regierungsamt über die dir anvertrauten gläubigen Völker: gewiß eine unter den Menschen hervorragende Stellung, die aber auch voll Verantwortung, Mühe und ängstlicher Sorge ist. In Anbetracht, daß jede Gewalt von Gott kommt, durch welchen die Könige herrschen, und die Gesetzgeber gerechte Entschließungen treffen, — mußt auch du über die dir anvertraute Heerde Gott Rechenschaft ablegen. Du wirst (also) vor Allem die Frömmig-

---

[1] Die Könige des heiligen deutschen Reiches wurden dreimal gesalbt: als deutsche Könige zu Aachen, als Könige der Lombardei zu Mailand, als Kaiser vom Papste in Rom. Der letzte vom Papste gesalbte Kaiser war Karl V., an welchem jedoch die heilige Handlung nicht mehr in Rom, sondern zu Bologna vom Papste Clemens VII. (Nov. 1529) vorgenommen wurde.

[2] Im dunkeln Gefühle, daß die Königswürde von oben stamme, half sich das älteste griechische und lateinische Heidenthum dadurch, daß es mythologisirend seine Königsfamilien von Göttern abstammen ließ.

keit bewahren, deinen Herrn und Gott mit ganzem Geiste und reinem Herzen verehren, die christliche Religion und den katholischen Glauben, welchen du von der Wiege an bekannteſt, bis an's Ende unversehrt erhalten und nach Kräften gegen alle Feinde vertheidigen; den kirchlichen Oberen und allen übrigen Priestern die gebührende Ehrerbietung zollen, die kirchliche Freiheit nicht niedertreten. Die Gerechtigkeit, ohne welche kein Verein lange bestehen kann, wirst du unerschütterlich gegen Alle verwalten durch Belohnung der Guten und schuldige Bestrafung der Uebelthäter . . . ." Erst nachdem der König dieß Alles eidlich versprochen hat, erfleht ihm die Kirche in den rührendsten Gebeten die nöthigen Gnaden vom göttlichen heiligen Geiste und salbt ihm seine Rechte[1] mit dem geweihten Öle der Katechumenen unter den Worten: „Der Gott und Gottessohn, unser Herr Jesus Christus, welcher vor allen seinen Genossen (nach der menschlichen Natur) mit dem Öle des Frohlockens vom Vater ist gesalbt worden (Ps. 44, 8): — Er ergieße durch die gegenwärtige heilige Salbung den Segen des heiligen Geistes, des Trösters, über dein Haupt und lasse ihn bis in's Innerste deines Herzens dringen; so daß du mit diesem sichtbaren und greifbaren Öle die unsichtbaren Gaben erlangen, deine zeitliche Herrschaft in den Schranken der Gerechtigkeit vollenden und dann ewig mit Jenem regieren mögest, welcher allein als sündeloser König der Könige lebt, und mit Gott dem Vater in Einheit des heiligen Geistes als Gott triumphirt in alle Ewigkeit." — „Allmächtiger, ewiger Gott, welcher Du Hazael zum König von Syrien und Jehu über Israel durch Elias, ferner David und Saul durch den Propheten Samuel zu Königen salben ließest: gib, wir bitten dich, unseren Händen die Kraft deines Segens, und verleihe diesem deinem Diener N., welchen wir trotz unserer Unwürdigkeit heute durch die heilige Salbung zum Könige weihen, eine der heiligen Salbung entsprechende wirksame Kraft: gründe, o Herr, die Fürstenmacht auf seine Schulter, so daß er stark und gerecht sei, treu und vorsichtig, ein unermüdlicher Lenker dieses Reiches und deines Volkes; so daß er die Ungläubigen niederkämpfe, die Gerechtigkeit hochhalte, Verdienste und Vergehen vergelte, deine heilige Kirche und den

[1] Nach dem römischen Pontificale die Rechte am Handgelenke und Ellbogen, dann den Theil des Nackens zwischen beiden Schultern. In Aachen wurde ehemals der neue Fürst am Haupte, auf der Brust, zwischen den Schultern, an den Ellbogen und an den Händen gesalbt.

christlichen Glauben vertheidige zur Ehre und Verherrlichung deines glorreichen Namens."

Von nun an steht der König als der Geweihte Gottes mitten im gläubigen Volke; als der Mandatar des Höchsten in allen bürgerlichen Dingen ragt er hoch über die Unterthanen, welche ihm um Gottes willen aus Gewissenspflicht und bis in's Innerste des Herzens gehorchen. Wer sich an seiner heiligen Person vergreift, der sündigt zugleich gegen Gottes Majestät, dessen Abgesandten er antastet. Aus diesem religiösen Grunde strafte David den Amalekiter, welcher, obgleich darum gebeten, dem Könige Saul auf dem Gebirge Gelboe den Todesstreich versetzt hatte (2 Kön. 1, 14), „weil er sich nicht scheute, seine Hand auszustrecken gegen den Gesalbten des Herrn". (Vgl. 2 Kön. 4, 12.) Was sichert aber einen Regenten mehr, die religiöse Salbung, wodurch er als Geweihter Gottes den Stempel des Gottesgnadenthums an seiner Person trägt, oder ein Paragraph in einer papierenen Verfassung, der ihn als heilig und unverletzlich erklärt? Was soll ein geschriebener Satz überhaupt in einer Zeit, in welcher nach Belieben zwei Verfassungsparagraphen auf einmal der theuren Nützlichkeit zulieb unter's Messer kommen? Nur ein religiöses Volk kennt einen König; das glaubenslose muß heute einen Präsidenten und morgen einen Cäsar, bald darauf aber wieder eine Revolution haben.

Solange die christlichen Grundsätze herrschten, und also der König von Gottes Gnaden war, dauerten die Dynastieen Jahrhunderte hindurch; seitdem es anders geworden, haben wir fast mehr entthronte, als regierende Fürsten.

II. Das christliche Königthum steht in Gottes Diensten.

Das römische Pontificale sieht im Königthume die höchste Entfaltung, die Spitze des Ritterthums. Eine psychologische und geschichtliche Erfahrung, welche so alt ist, als das Menschengeschlecht selbst, schwebte hierin dem gottgeleiteten Sinne der Kirche vor, daß nämlich kein Stand eine bessere Vorbereitung auf den Thron biete, als der eines Kriegers. Haben ja auch die Völker, deren Grundverfassung auf der Kasteneintheilung beruht, meistens ihre Regenten aus der Kriegerkaste hervorgehen lassen. Der Heerführer muß seinen Mannen voranleuchten durch Großmuth, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Begeisterung für Vaterland, für Recht und Pflicht. Von ihm, dem Manne der Kraft, ist am wenigsten das Erbtheil der Schwächlinge, katzenartige Heimtücke

und feige Verfolgung des Schwächeren, zu fürchten. Er hat darum im nämlichen Grade, als er edler Krieger ist, die nöthigen Charaktereigenschaften, um ein Volk zu regieren. Jenes bürgerkönigliche Schweifwedeln beim Gevatter Schuhmacher und Spezereihändler, welches die Orleans nicht ablegen können, widerspricht dem Ideale des christlichen Königthums.

Der Bischof, welcher den zu salbenden König vor den Metropolitan geleitet, stellt daher seinen Mann mit den Worten vor: „Hochwürdigster Vater, die heilige Mutter, die katholische Kirche, verlangt, daß du den hier gegenwärtigen ausgezeichneten Krieger (Ritter) zur Königswürde erhebest.“ Was aber von einem christlichen Ritter erwartet werden muß, finden wir in dem Ritus der Einweihung eines solchen mit den Worten ausgedrückt: „Daß er sei ein Vertheidiger der Kirchen, der Wittwen, der Waisen und aller Diener Gottes gegen die Verfolgungssucht des Heidenthums und des Irrglaubens, daß er ein Schreck und Schauder sei für Andere, welche seiner Person tückisch nachstellen.“ Als Standestugenden werden ihm erfleht: Kraft und Kühnheit zur Vertheidigung des Glaubens und Rechtes; Furcht und Liebe Gottes, Demuth und Beharrlichkeit, Gehorsam und Geduld, so daß er nie sein Schwert mißbrauche.

Wie nun der Ritter sein Schwert im Dienste des göttlichen Glaubens und Rechtes gebrauchen soll, so ist auch der christliche König ein Diener Gottes[1]. Unser officiöser Atheismus mag darüber Zeter schreien, und die politische Heuchelei über den Verrath des Königthums an die Kirche ihre Krokodilsthränen vergießen, es bleibt dennoch ewig wahr: das letzte Ziel des Menschen und der Menschheit, und darum auch des Königs ist es, Gott zu dienen. Der Atheismus und die mit ihm verbündete Revolution will ja überhaupt kein Königthum. Dagegen Gott und seiner Offenbarung zu dienen, ist die eigentliche Grundlage des Thrones, zugleich seine höchste Ehre. Ja, das Christenthum behauptet geradezu, Herrschen heiße Gott dienen (servire Deo regnare est). Im anderen Falle haben wir nur zwei Möglichkeiten: entweder den Despotismus der Herrscherlaune mit der entsprechenden

[1] Nach dem Siege über den Kaiser Licinius (324) kündigte sich bereits Constantin der Große in dem Manifeste an alle Orientalen an „als Diener Gottes, unter dessen Regierung die Welt zur Beobachtung des heiligen Gesetzes zurückgeführt, und der beseligende Glaube unter Gottes Beistand immer mehr Aufnahme finden soll.“

Knechtschaft von unten, oder die Knechtschaft des Kronträgers und den Despotismus durch die Laune des Pöbels und seiner Partei. Auch der hl. Paulus sieht im Fürsten nur den Diener des Herrn, wenn er an die Römer (13, 14) schreibt: „Der Fürst ist ein Diener Gottes zum Guten; wenn du also Böses thust, so fürchte; denn nicht umsonst trägt er das Schwert; er ist ein Diener Gottes, ein Rächer an dem Übelthäter."

Darum ist das Christenthum die fundamentalste Verfassung, auf welche der zu salbende König vor Allem beeidigt wird mit den Worten:

„Ich N., durch Gottes Gnade künftiger König von N., verspreche und gelobe vor Gott und seinen Engeln, fortan nach Wissen und Können, unter dem nöthigen Beistande der göttlichen Barmherzigkeit, und so gut ich es im Rathe meiner Getreuen erfinden kann, Gesetz, Gerechtigkeit und Frieden für die Kirche Gottes und das mir untergebene Volk zu üben und zu bewahren: auch den Bischöfen der Kirchen Gottes die gebührende und kanonische Ehre zu erweisen, die von den Kaisern und Königen an die Kirchen verliehenen Rechte und Vermächtnisse unverbrüchlich aufrecht zu halten; den Äbten, den Grafen und meinen Vasallen die geziemende Ehre nach dem Rathe meiner Getreuen zu erweisen."

Das nationalliberale Heidenthum unserer Tage weiß seinem Staate keinen idealen Gehalt zu geben. Waffenmacht, Handel und Industrie, Steuern, mit anderen Worten der geistloseste Materialismus, sind seine Staatsgötter, deren falscher Glanz nicht hinreicht, um die entsprechende Nachtseite, den Militarismus, den Pauperismus, das dumpfe Grollen der um ihren Gott gebrachten Massen, zu verklären. Darum ist ihm auch die Idee des christlichen Königthums ganz und gar abhanden gekommen; einen ritterlichen Vertheidiger und Bekenner des Heiligsten, was es für ein Menschenherz geben kann, kennt es nicht und will es nicht; sein König darf kein Diener Gottes, sondern muß der Schildknappe der Bourgeoisie sein. Wer für den Staat ohne Gott schwärmt, muß das Gottesgnadenthum und Gottesdienerthum des Staatsoberhauptes verwerfen, ja in ihm, wie es gegenwärtig thatsächlich geschieht, eine Erniedrigung der Krone erblicken.

Ist denn aber der König als Diener Gottes wirklich in seiner Macht geschwächt, in seiner Würde erniedrigt? Nein und ewig Nein! Denn als Diener des Christengottes ist er erhaben über den Parteien;

unabhängig von den unruhig fluthenden, einander hastig verdrängenden Tagesmeinungen; getragen von den solidesten und opferwilligsten Elementen seines Volkes, den aufrichtigen Christen; gehalten vom Arme des Allmächtigen, welcher Himmel und Erde erschaffen hat und in dessen Namen unsere Hilfe ist; im Bunde mit der ewigen Wahrheit, die heute ist, wie sie gestern war, und ewig dieselbe bleibt; ein Theilnehmer an dem ewigen Triumphe, welchen der Gottessohn über die dämonischen Mächte in der Welt erfochten hat.

Die letzte und tiefste Idee, welche dem christlichen Königthume zu Grunde liegt, ist nämlich die vom Königthum Christi, wie sie schon so erhaben im zweiten Psalme vorhergesagt ist. „Ich bin gesetzt vom Herrn als König über seinem heiligen Berge Sion. Der Vater sprach zu mir: Du bist mein Sohn, verlange nur, und ich will zu deinem Erbe dir die Völker geben und zu deinem Besitzthume die Grenzen der Erde.“ Hieran schließt der Psalmist den Rath (V. 9 f.) an die Könige und Richter der Erde, sie mögen Einsicht annehmen, d. h. sich als Vasallen und Lehensträger des von Gott Gesalbten anerkennen, welcher sie im Falle des Widerspruchs mit eiserner Ruthe beherrsche und wie Töpfergeschirr zerschelle. Bevor der Gottessohn nach Vollendung seines großen Werkes zurückkehrt zum Vater, spricht er noch: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden“ (Matth. 28, 18). Darum haben sich die christlichen Fürsten immer als seine Lehensträger angesehen und sein Kreuz auf ihre Krone gesetzt; darum hatte der große Constantin den Namen des Weltenherrschers der großen Reichsfahne (labarum) eingefügt, und der größte Herrscher des Abendlandes, Karl der Große, zum Wahlspruche die Worte genommen: „Christus lebt, Christus herrscht, Christus triumphirt (Chr. vivit, Chr. regnat, Chr. triumphat).“

Hieraus ergeben sich die Pflichten des christlichen Herrschers, als Dieners Gottes, von selbst. Wir wollen sie nach dem Pontificale Romanum im Einzelnen anführen.

1. Er soll den christlichen Glauben, das wahre Fundamentalgesetz eines christlichen Volkes und die Norm jeder positiven Gesetzgebung, im eigenen Leben und in der Regierung unversehrt aufrecht erhalten. Staatsgefährlichkeit in christlichen Einrichtungen und kirchlichen Glaubenssätzen zu erkennen, war den Lohnbedienten der Loge vorbehalten.

2. Darum wird er den kirchlichen Oberen und den übrigen Priestern die gebührende Ehre erweisen, wie er auch seinerseits als Herrscher von



ihnen den hingebendsten und erfolgreichsten Gehorsam in allen weltlichen Dingen zu jeder Zeit erwarten darf, und durch ihren Einfluß auf die Gewissen des Volkes sicherer ist, als durch ein kostspieliges Heer. Wirklich zeichneten sich auch die eigentlich großen Regenten in diesem Punkte aus, während die Stümper den besten Theil ihrer Kraft mit Sakristeihändeln verloren. Überhaupt ist eine richtige Einigung zwischen Kirche und Staat unermeßlich leicht, wenn nur der letztere sich von der härtesten und tollsten Tyrannei, vom Cäsareopapismus, lossagt und vom Menschen und der Kirche nicht mehr verlangt, als er von Gottes und Rechts wegen verlangen kann. Und gar in der Gegenwart, da die beiderseitigen Feinde und Interessen ganz dieselben sind, hat der Staat und das Königthum die Kirche nöthiger, als jemals.

3. Der christliche König soll als Diener Gottes die Kirche schützen; darum erhält er vom Altare weg das Schwert mit den rührenden Worten: „Nimm hin durch unsere, wenngleich unwürdigen, doch in Vertretung und in Kraft der heiligen Apostel geweihten Hände das Schwert, welches vom Altare genommen und dir zu königlicher Ehre verliehen ist. Durch unsere Weihehandlung ist es zur Vertheidigung der heiligen Kirche Gottes von Gott verordnet; denke dabei an Jenen (Christum), von welchem der Prophet (Ps. 44, 4) mit den Worten weissagte: Umgürte deine Hüfte mit dem Schwerte, du Gewaltigster. Daher mögest du durch denselben Christum in diesem Schwerte die Macht der Gerechtigkeit ausüben, die Wucht der Bosheit kräftig niederschlagen, die heilige Kirche Gottes nebst ihren Gläubigen vertheidigen und schützen; ebenso die falschen Lehrer, die unter dem Deckmantel des Glaubens auftreten, wie die äußeren Feinde des christlichen Namens verderben und verjagen; Wittwen und Waisen mildiglich bewahren und vertheidigen."

Wir sehen hier wieder das Ideal des christlichen Ritterthums dem Könige vorhalten. Vertheidigung der jungfräulichen Braut des Erlösers ist seine Ritterpflicht. Nichts ist ja für ihn, den Eisengewappneten, leichter, aber auch Nichts unritterlicher und verhängnißvoller, als die Kirche zu verfolgen[1]. Nicht sie, die Gottesanstalt zur Förderung des

---

[1] Darum nannte sich Karl der Große den „demüthigen Beschützer der heiligen Kirche und des römisch-apostolischen Stuhles". Ego Carolus, gratia Dei ejusque misericordia donante, rex et rector regni Francorum, et devotus sanctae Ecclesiae defensor humilisque adjutor. Praefatio Capitular. lib. 1. ed. Baluz. Venet. 1772/73, tom. I. pag. 475.

Guten, sondern das Schlechte und die Schlechten im christlichen Volke soll er niederschlagen.

4. In der Verwaltung seines erhabenen Amtes soll er ein Abbild der göttlichen Weltregierung sein: „Ein tapferer, gerechter, treuer, vorsichtiger und unermüdlicher Regent des Reiches und des Volkes, Bekämpfer der Ungläubigen, Hort der Gerechtigkeit, Vergelter der Verdienste und der Frevel, Vertheidiger der heiligen Kirche und des christlichen Glaubens.

5. Alle diese Verpflichtungen übernimmt er persönlich. Das liberale abstracte Königthum, welches seit der französischen Revolution aufkam, welches der Person des Herrschers die Freiheit des Denkens und Wollens nimmt und ihn bloß in seinen Ministern noch concret werden läßt, ist dem christlichen Gedanken fern. Wohl mag es ein bequemes Auskunftsmittel sein, für den Augenblick sich hinter der Mehrheit einer scheinbaren Abstimmung zu verschanzen und gefügig das Blatt Papier, worauf das nagelneue Gesetz steht, zu unterzeichnen; aber wir sind überzeugt, daß eine solche Stellung der Krone consequent zur Republik führt. Ist dem Regenten als solchem das Recht der Persönlichkeit genommen, wie es thatsächlich im Liberalismus geschieht; darf er nurmehr König sein, aber nicht regieren; ist er dem Drucke, vielleicht den Unarten seiner Minister ausgesetzt, welche sich ihrerseits wieder auf die eben herrschende Partei stützen, so unterscheidet er sich nur durch die Erblichkeit und die höhere Civilliste von dem Präsidenten einer Republik, so muß er in seinem Gewissen unermeßlich unglücklich sein, da ihm Niemand seine Verantwortung vor dem höchsten Richter abnehmen kann, ihm aber dennoch von den äußeren Verhältnissen und sogenannten Gesetzen ein absoluter Gehorsam abverlangt wird, wie ihn kein Ordensmann vor seinem Oberen zu leisten hat. Wir haben hier wieder einen Beweis für unseren wiederholt ausgesprochenen Satz, daß keine politische Theorie soviel vom Rechte der menschlichen Persönlichkeit spricht und sprach, als der Liberalismus, und dennoch keine dem nämlichen Rechte, bis hinauf zur geweihten Person des Monarchen, so schamlos Hohn spricht. Der christliche König dagegen ist nicht bloß Träger des Titels, sondern er regiert auch und übernimmt vor dem Acte der Salbung seine volle Verantwortlichkeit vor Gott für sein erhabenes Amt. Wohl kann er selbst nicht Alles wissen, nicht überall den besten Rath aus sich selbst holen, sondern muß auch Andere fragen; aber seine Minister sind und bleiben nur Räthe, und im Eide, den er vor der religiösen Feier ablegt, verspricht er, gut zu regieren „nach Wissen und Können, und

soweit er es im Rathe seiner Getreuen erfinden könne." Seit der Revolutionsära hat man diese persönliche Verpflichtung des Regenten als Absolutismus oder, wie Thiers, als persönliches Regiment brandmarken wollen, und überall gläubige Hörer gefunden. Aber die Erfahrung gerade der letzten Zeiten hat bewiesen, daß es besser ist, vom Gewissen eines christlichen Regenten, als von der Gewissenlosigkeit einer Partei abzuhängen, und daß der Absolutismus eines Herrschers, welcher doch auch mit der Zukunft seiner Dynastie rechnen muß, unendlich väterlicher ist, als das egoistische Tyrannenthum einer doctrinären Partei. Lieber einen Pisistratus, als einen Gerber Kleon! Übrigens kennt das Christenthum nur Einen absoluten Herrscher, den Allmächtigen, und macht jeden Herrscher als Gläubigen verantwortlich für den Glauben und das sittliche Leben nach den Offenbarungen des Neuen Bundes. Denn die christliche Glaubens- und Sittenlehre besteht nicht bloß für den Unterthanen, sondern auch für den König, und ist eine bessere Gewähr für gute Regierung, als die Papierrolle, auf welcher die Verfassung steht. Diese Abhängigkeit von der Kirche in religiösen Dingen ist aber keine Erniedrigung, sondern gerade die erhabene Weihe und Sicherung des Regenten; und am Ende ist es besser, die weltlichen Dinge nach den Anforderungen des Christenthums zu ordnen, als nach den Wünschen der Loge, die ein Königthum weder kennt, noch will, die einen Abgrund gräbt zwischen Krone und Altar, nicht um den Thron zu festigen, sondern um ihn seiner Hauptstütze zu berauben und desto sicherer umzuwerfen.

Als äußeres Zeichen der von Gott verliehenen und nach seinem Willen zu gebrauchenden Herrschermacht erhält der gesalbte König aus der Hand des Bischofs (Patriarchen) das Scepter mit den Worten: „Nimm hin den Stab der Kraft und Wahrheit und erkenne darin deine Verpflichtung, die Frommen zu beschützen, die Heillosen zu schrecken; die Irrenden auf den rechten Weg zu weisen, den Gefallenen die Hand zu reichen; die Frechen zu verjagen, die Demüthigen zu erheben . . . Ahme Christo nach durch Liebe zur Gerechtigkeit und Haß gegen die Unbilligkeit." So wird der König unausgesetzt auf den Erlöser als das Ideal und die Urquelle des christlichen Herrscheramtes hingewiesen. Denn als Mensch ist er nicht mehr, als alle anderen Sterblichen; daß er König ist, verdankt er dem Könige der ewigen Glorie, welchem zu Willen und zu Gefallen er demnach seine große Macht gebrauchen muß. Eben deßhalb ist das christliche Königthum, so herrschgewaltig es dasteht,

nie und nimmer Tyrannei, gegen welche keine Zeit sich rühriger erhob, als das Mittelalter. Das sechste Concil von Paris sagt zu den Königen die ergreifenden Worte: „Der König — rex — heißt so vom Rechthandeln — a recte agendo. Wenn er nämlich gottesfürchtig, gerecht und barmherzig regiert, so verdient er den Namen König; wo nicht, so ist er nicht König, sondern Tyrann. Die Alten allerdings nannten alle Könige Tyrannen; aber nachher haben die gottesfürchtig, gerecht und barmherzig Regierenden den Namen Könige erlangt; dagegen paßt für die gottlos, ungerecht und grausam Herrschenden nicht der Name König, sondern jener des Tyrannen [1]." Als Lothar auf der Synode zu Aachen (842) abgesetzt worden war, machten die Bischöfe die Einsetzung seiner Brüder in dessen Ländereien von dem Versprechen abhängig, nach Gottes Willen, nicht nach der Willkür des entsetzten Bruders zu regieren [1].

III. Das christliche Königthum glänzt in Gottes Ehren.

Der Herrscher des erlösten Volkes ist der Stellvertreter und Abgesandte des Allerhöchsten, von dessen Lichtglanze ein entsprechender Theil auch auf seinen Lehensträger reflectirt. Darum entwickelt der kirchliche Ritus der Salbung die höchstmögliche Pracht, sämmtliche Bischöfe des Reichs umgeben den Altar; jedes Wort der heiligen Handlung athmet jene wunderbare Hochachtung vor der königlichen Würde, die von jeher das Erbtheil gläubiger Völker gewesen ist und das Königthum den Herzen der Unterthanen verehrungswürdig, lieb und theuer macht.

Die Kirche thut ihr Möglichstes, um ihren erhabenen Sohn mit Glanz und Macht zu umgeben, bekleidet daher ihn, obgleich er Laie ist, als den Geweihten des Herrn mit den Insignien des Priesterthums, der Tunika des Subdiakons, der Dalmatika des Diakons, mit einem dem priesterlichen Pluviale nachgebildeten Krönungsmantel. Obgleich er nämlich in allen inneren Kirchensachen, d. h. Lehre und Grundverfassung, ebenso wie jeder Gläubige zur gehorsamen Unterwerfung verbunden ist, so nimmt er doch als Schirmherr der Kirche in den äußerlichen Dingen eine gewisse kirchliche Ehrenstellung ein, wie schon Constantin der Große gerne auf den Namen eines „Bischofs in äußerlichen

---

[1] Siehe Mansi, tom. XIV., p. 574 et 77. Harduin, tom. IV., p. 1332 et 34. Alzog, K. G., 9. A. S. 528.

[2] Siehe Alzog, a. a. O. und die daselbst citirte Stelle aus Nithard.

Kirchenangelegenheiten“ Anspruch machte[1]. — Wohl soll Joseph II. von Österreich spöttisch gelächelt haben, als er bei seiner Salbung im Dome zu Frankfurt a. M. mit den hochehrwürdigen Gewändern bekleidet wurde; aber er bewies eben auch hiebei wieder, daß die Würde zu groß für seinen kleinen Geist war. Viel richtiger wird das russische Volk von seinem Naturgefühl geleitet, wenn es seinen Herrscher in dem heiligen Ornate als „den weißen Czaar“ zu sehen wünscht.

Zum Zeichen seiner hohen Stellung wird dem Könige die Krone, die bisher auf dem Altare stand, von allen anwesenden Bischöfen auf's Haupt gesetzt mit den Worten: „Nimm hin die Krone des Reiches, welche von den allerdings unwürdigen, aber immerhin bischöflichen Händen deinem Haupte aufgesetzt wird: im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Wisse, daß sie den Ruhm und die Ehre der Heiligkeit und das Werk der Kraft bezeichnet; und vergiß nicht, daß du durch dieselbe unseres (bischöflichen) Amtes theilhaftig wirst. Wie daher wir (Bischöfe) als Hirten in den inneren Angelegenheiten und als Leiter der Seelen aufzufassen sind, — so stehst auch du in den äußeren Angelegenheiten als wahrer Verehrer Gottes und thatkräftiger Vertheidiger der Kirche Gottes gegen alle Anfeindungen uns zur Seite. Daher mögest du die Herrschaft, welche dir Gott verliehen und welche durch den Dienst unserer Weihung an Stelle der Apostel und aller Heiligen dir zur Verwaltung übertragen worden ist, immer mit Nutzen ausüben, stets als Regent zum allgemeinen Besten auftreten: so daß du im Perlenschmucke der Tugenden unter den ruhmreichen Helden mit dem Preise der ewigen Glückseligkeit gekrönt werdest und endlos jubeln mögest mit unserem Erlöser und Heiland, als dessen Namenträger (Christus = Gesalbter) und Stellvertreter wir dich ehren.“

Ist der König gekrönt, hat er das Scepter der Herrschaft im Namen Gottes in die Hand bekommen, so wird er, rechts und links von einem Bischof geleitet, auf seinen Thron nahe am Altar geführt und daselbst, mit der Krone auf dem Haupte und mit dem Scepter in der Hand, inthronisirt mit den Worten: „Stehe fest und nimm fortan den von Gott dir übertragenen Platz ein zufolge der Gewalt des Allmächtigen

---

[1] **Euseb.** vita Const. M. IV, 24: *„Ὑμεῖς (ἐπίσκοποι) τῶν ἔσω τῆς ἐκκλησίας (sc. πραγμάτων), ἐγὼ δὲ τῶν ἐκτὸς ὑπὸ θεοῦ καθεσταμένος ἐπίσκοπος ἂν εἴην.* Cf. ibid. I. 44. Der Mißbrauch, welchen cäsareopapistische Herrschsucht mit dieser Stellung des christlichen Monarchen trieb, geht uns hier nichts an.



und zufolge unserer gegenwärtigen Einweisung in dein Amt, nämlich von Seiten aller Bischöfe und der übrigen Diener Gottes; und je näher du den Klerus bei den heiligen Altären siehst, desto größere Ehre erweise ihm unausgesetzt bei den zustehenden Gelegenheiten, so daß der Mittler zwischen Gott und den Menschen dich als Mittler zwischen dem Volke und dem Priesterthum immerfort behalten möge."

So hat der Gesalbte des Herrn nicht bloß die höchste Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch eine Art von priesterlicher Weihe im Angesichte der Kirche, welche ihn als „Mittler zwischen dem Volke und dem Priesterthum" in Ehren hält und ihm unausgesetzt eine Wolke himmlischer Segnungen vom göttlichen Throne herabfleht, seiner bei den feierlichsten Acten der Liturgie im öffentlichen Gebete gedenkt, ihn bei der Annäherung an eine Stadt des Reiches in festlicher Procession durch den ganzen Klerus abholt und zuerst in's Heiligthum geleitet, in seiner Würde den Inbegriff der höchsten Tugenden verehrt. Wie rührend ist das Gebet im Eingange der Königssalbung! „Blicke, o Herr, auf unser demüthiges Gebet und vervielfältige über diesem deinem Diener N., welchen wir mit demüthiger Ergebenheit zum Könige erwählen, die Gaben deiner Segnungen, umgib ihn immer und überall mit der Macht deiner Rechten, so daß er gefestigt möge sein mit der Treue eines Abraham, stark durch die Sanftmuth eines Moses, gewappnet mit der Tapferkeit Josue's, erhöht durch Davids Demuth, geschmückt mit der Weisheit Salomo's und darum dir in allen Stücken wohlgefalle und ohne Anstoß auf dem Pfade der Gerechtigkeit wandle. Bewahre ihn auch mit dem Helme deines Schutzes, decke ihn immer mit deinem unbesiegbaren Schilde und umgib ihn mit den himmlischen Waffen, damit er so den erwünschten rühmlichen Triumph über die Feinde des Kreuzes Christi glücklich erstreite, ihnen den Schrecken vor seiner Macht einjage und deinen Streitern den Frieden im Jubel heimbringe."

Sollte man sich hiebei noch wundern über jene unerschütterliche religiöse Verehrung, welche von den katholischen Völkern ihren rechtmäßigen Königen entgegengebracht wurde, über die uneigennützige und opferwillige Hingabe, welche unter tausend Drangsalen die Feuerprobe bestand! Man denke an die spanischen Karlisten, die portugiesischen Miguelisten, an die französischen Legitimisten. Welcher politischen Richtung man auch angehören mag, Eines läßt sich diesen Männern nicht abstreiten: eine unvertilgbare Königstreue, welche Alles opfert, Alles duldet, niemals stirbt, weil sie ihre tiefste Wurzel in der Religion,

im Glauben an die göttliche Sendung und kirchliche Weihung des christlichen Regenten hat. Nur die Kirche ist im Stande, ein edles Königthum zu stiften und in den Wogen der Jahrhunderte unentwurzelt zu bewahren; die atheistische Revolution bringt es höchstens zu einem Cäsar.

Blicken wir nun zurück auf das christliche Königthum, wie es sich im römischen Pontificale darstellt, so haben wir folgenden Grundgedanken. Die erhabenste und göttlichste Anstalt auf Erden ist die von Christo gestiftete Kirche; das kostbarste Kleinod des Menschenherzens, zugleich die solideste Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft, ist der christliche Glaube. Es gilt eben im allerumfassendsten Sinne das Wort des hl. Paulus (1 Cor. 3, 11.): „Niemand kann ein anderes Fundament legen außer jenem, welches gelegt worden, und welches ist Christus Jesus.“ Zur vollen Blüthe des Christenthums ist höchst ersprießlich der Advocatus armatus, der König, dessen oberste Pflicht, ja dessen Existenzgrund der Schutz der Kirche und ihres Glaubens gegen die Feinde des Kreuzes Christi ist. Aus diesem Grunde und zu diesem Zwecke tritt ihm Gott einen Theil seiner allerhöchsten Macht ab, und verpflichtet die christlichen Gewissen zum innern Gehorsam. Die Unterthanen aber verehren in ihm den gesalbten und mit dem Schwerte umgürteten Hüter des Christenthums. Als solcher ist er ihnen unendlich theurer, als wenn er die Marken des Reiches erweiterte und der Schrecken der Nachbaren wäre, aber auch darüber das Christenthum den finstern Plänen des Heidenthums preisgäbe. Denn nur darum bringen sie gern und freudig das an sich schwere Opfer des Gehorsams, weil sie als ebenso werthvolle Gegengabe aus der Hand des Herrschers den Schutz ihres Heiligsten erhalten. Niemand bedarf des göttlichen Segens mehr als der Herrscher; denn es handelt sich um die Leitung freier Geister, welchen nur vom Himmel die monarchische Gesinnung und Treue eingeflößt wird, von Jenem, welcher die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, welcher allein auch das Königthum von den Launen der wandelbaren Massen unabhängig machen kann.

Wird aber von den finsteren Mächten in der menschlichen Gesellschaft das Grundbuch der Staaten, der geoffenbarte Glaube, entweder zerrissen oder als unverbindlich erklärt und der Staat ohne Gott aufgestellt, so fällt auch der Eckstein des Königthums, so schwindet der Gehorsam der Bürger. Wer seinen König zur Verfolgung der Christen zwingt, der zwingt ihn zum Selbstmorde.

Die Parteien der Gegenwart gruppiren sich nicht um politische

Fragen, sondern um die Religion. Was im Volke noch fest im religiösen Glauben ist, das bildet die conservative, in monarchischen Staaten die königstreue Partei; was schwach und morsch im Glauben geworden, läuft der schillernden Fahne des haltlosen Liberalismus nach; Alle, welche mit Gott und Glauben gebrochen und im Kampfe gegen das Kreuz ihre Lebensaufgabe erblicken, gehören der Revolution an; diese selbst aber will vom Königthume Nichts wissen. So gilt der Monarchie im neunzehnten Jahrhunderte dasselbe, was dem großen Constantin vor der Schlacht an der milvischen Brücke gezeigt worden: „In diesem Zeichen — des Kreuzes — siege." Fällt bei uns das Kreuz, wir glauben es aber nicht, so fällt mit ihm das Königthum.

Pachtler S. J.

Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Heuchelei.

Am 21. Juli d. J. sind es hundert Jahre her, seit Clemens XIV. zum maßlosen Jubel aller damaligen Kirchenfeinde das Todesurtheil der Gesellschaft Jesu unterzeichnete; am 16. August werden es hundert Jahre sein, daß das Breve Dominus ac Redemptor in den Jesuitenhäusern Roms publicirt wurde und dadurch den Anfang seiner Ausführung empfing. Unsere heutigen Kirchenfeinde schicken sich an, die „Jubelfeier" dieser beiden Tage festlich zu begehen und „den großen Papst, welcher dem staatsgefährlichen Orden den Todesstreich versetzte", zu verherrlichen. Bei der innigen Verwandtschaft der Kirchenfeinde aller Zeiten untereinander und bei der Gleichförmigkeit ihrer Gesinnungen finden wir das ganz natürlich; wir würden uns vielmehr wundern, wenn irgend eine liberaler Club, wenn irgend eine Loge diese Tage unbemerkt, ohne Festessen und Toast, ohne Sang und Klang vorübergehen ließen.

Es ist nicht unsere Absicht, diese Festfreude zu stören, indem wir die liberalen Herren daran erinnern, daß die im Jahre 1773 zum Tode verurtheilte Gesellschaft im Jahre 1873 noch gesund und lebenskräftig und in stetem Wachsthum begriffen ist; ebenso wenig wollen wir in den Jubelklängen dieser beiden Tage einen Mißton hervorrufen, indem wir etwa an der Hand der glaubwürdigsten Urkunden die Reinheit der Absicht untersuchen, welche die Feinde des Jesuitenordens im vorigen Jahr-

hundert beseelte, oder die Moralität der Mittel beleuchten, durch welche sie ihr langersehntes Ziel erreichten, oder die Barbarei und Grausamkeit schildern, mit welcher gegen die Jesuiten vorgegangen wurde. Wir haben ja selbst Ähnliches erlebt, und wollten wir diese Untersuchung und Beleuchtung und Schilderung liefern, so müßten wir ja eine Geschichte der Aufhebung der Gesellschaft Jesu schreiben; das aber wäre eine höchst überflüssige Arbeit. Diese Geschichte ist geschrieben und gut geschrieben; für jeden, der seine Augen öffnen will, zu sehen, ist es eine unumstößliche geschichtliche Thatsache, daß der Orden nur dem Hasse der gottlosen sogen. Philosophie und des Jansenismus, den schmählichen Intriguen glaubens- und sittenloser Minister, den Drohungen und Gewaltthätigkeiten betrogener Fürsten zum Opfer fiel. Coactus feci „gezwungen habe ich es gethan", soll der unglückliche Clemens XIV. am Ende seines Lebens ausgerufen haben; die unparteiische Forschung hat dargethan, daß dieses Wort, mag es wirklich gesprochen sein oder nicht, seine vollste Berechtigung hat.

Also eine Geschichte der Aufhebung des Jesuitenordens wollen wir nicht schreiben, um nicht längst und gut Gesagtes zu wiederholen; da wir aber, schon um der „Jubelfeier" willen, doch etwas von dieser Aufhebung sagen müssen, haben wir geglaubt, einige weniger beachtete Züge hervorheben zu sollen, um in denselben einen Beitrag zur Geschichte der politischen Heuchelei zu liefern. Denn die politische Heuchelei ist keineswegs eine Erfindung unseres großen deutschen Reichskanzlers; im Kampfe gegen die Jesuiten kam sie stets in Anwendung und neben den Ministern der jesuitenfeindlichen Höfe und den Parlamenten des vorigen Jahrhunderts dürften Fürst Bismarck selbst und seine Getreuen in puncto „politische Heuchelei" noch als Stümper erscheinen. Für dieses Mal wollen wir bloß zwei dieser „Heroen" in's Auge fassen, Pombal und Choiseul; nur müssen wir der Vollständigkeit wegen neben dem letzteren sein Werkzeug, das Pariser Parlament, berücksichtigen.

I.

Der erste Streich, welcher im vorigen Jahrhundert gegen die Gesellschaft Jesu geführt wurde, ging von Portugal aus. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war Portugal zwar keiner der mächtigsten, aber einer der reichsten Staaten Europa's; Brasilien war die Perle seiner auswärtigen Besitzungen, aus denen ihm Jahr für Jahr großartige Schätze zuflossen. Seit 1750 regierte diesen Staat mit uneingeschränkter

Macht Sebastian von Carvalho, Graf von Oeyras, Marquis von Pombal. Aus einer armen Familie des niedern Adels entsprossen, war er von einem Jesuiten dem König Joseph I. empfohlen worden und gar bald hatte er den König so zu gewinnen verstanden, daß derselbe ihm die ganze Sorge der Regierung überließ und gleichsam als willenlose Drahtpuppe alle von seinem treuen Minister vorgelegten Decrete unterschrieb. Pombal bewies seine Dankbarkeit gegen den Jesuiten, dem er sein Glück verdankte, auf eine ganz eigenthümliche Weise; er raubte ihm das Vertrauen des Königs und ruhte nicht, bis nicht nur der Orden aus Portugal vertrieben, sondern auch durch ein Breve für die ganze Kirche aufgehoben war. Dankbarkeit ist ja nicht eine Tugend für große Staatsmänner und selbstverständlich handelte der portugiesische Reichskanzler aus den reinsten Motiven — galt es doch, die Kirche und den Staat gegen die staats- und kirchenfeindlichen Machinationen der Jesuiten zu schützen.

Am 8. Oct. 1757 beauftragte Pombal den portugiesischen Gesandten am päpstlichen Hofe, Don Almada de Mendoza, von Papst Benedict XIV. ein Breve zu begehren, welches den Cardinal Saldanha bevollmächtige, den Jesuitenorden in Portugal zu „reformiren." In der betreffenden Instruction [1] für den Gesandten lesen wir: „Ew. Excellenz werden aus dem angefügten Bericht erkennen, daß die Jesuiten seit vielen Jahren den Gehorsam gegen die Bullen und päpstlichen Decrete abgeschüttelt haben, und daß sie weder auf die zur öffentlichen Ruhe höchst nothwendigen Gesetze, noch auf die den Monarchen schuldige Treue, noch auf den gehörigen Unterricht der Unterthanen achten. Alle diese christlichen, natürlichen und politischen Pflichten haben sie vertauscht mit einer blinden, stolzen Begierde, sich die weltliche Macht anzumaßen, die Reichthümer Anderer an sich zu reißen, und die Länder der regierenden Fürsten sich zuzueignen." Das lautet schon sehr gefährlich, aber es kommt noch schlimmer. Die Jesuiten, heißt es nämlich weiter, hätten die Unterthanen gegen ihre rechtmäßigen Herren aufgewiegelt, mit bewaffneter Hand sich den Interessen ihrer Könige und der Staaten, in welchen sie lebten, widersetzt, ja ganze Reiche an sich gerissen, indem sie Colonieen von wilden, rebellischen Indianern errichteten, die von ihnen allein abhängig seien." Dem sterbenden Benedict XIV. wurde nun allerdings am

[1] Vollständig theilt dieselbe mit das „Leben des Sebastian Joseph von Carvalho, Marquis von Pombal." Leipzig 1782. I. S. 110—120.

1. April 1758 [1] ein Breve entlockt, welches dem Cardinal Saldanha die Vollmacht zu einer Visitation ertheilte, jedes Urtheil jedoch dem päpstlichen Stuhl vorbehielt. Saldanha, ein schwacher Mann, konnte dem mächtigen Minister nicht widerstehen; er überschritt seine Vollmacht und fällte Urtheile, wo er bloß untersuchen sollte, bis Benedicts Nachfolger, Clemens XIII., einschritt. Letzteres gefiel nun Pombal nicht; er fand einen andern Weg zur Vernichtung des Ordens. Er läßt sie in den wegen eines vorgeblichen Attentats auf den König gegen zwei der vornehmsten Familien des Landes eingeleiteten Hochverrathsproceß verwickeln und am 3. September 1759 wird der ganze Orden durch königlichen Befehl aus allen portugiesischen Besitzungen vertrieben. „Ich habe gesehen", spricht Pombal durch des Königs Mund [2], „daß die Jesuiten ganz verdorben, von ihrem heiligen Institut abgewichen und unfähig geworden sind, jemals wieder auf den rechten Weg zurückzukehren. Daher müssen sie als offenbare Rebellen, Verräther und Friedensstörer vertilgt, ihrer Rechte als Staatsbürger beraubt, in die Acht erklärt und aus meinen Staaten verbannt werden." Das königliche Decret kam alsbald zur Ausführung; die Jesuiten wurden gefangen genommen, theils in jene berüchtigten unterirdischen Kerker, welche Pombal selbst zur Befriedigung seiner Rachsucht erbaut hatte, lebendig begraben, theils in Schiffe gepackt und hülflos an der Küste des Kirchenstaates ausgesetzt. „Jene Jahrhunderte und Völker, welche wir als barbarische brandmarken, haben keinen größern Beweis ihrer Grausamkeit geliefert, als die portugiesische Regierung in ihrem Verfahren gegen die Jesuiten." So lautet das Urtheil eines der Jesuitenfreundschaft nicht verdächtigen Geschichtschreibers, des Protestanten Schöll, über die Ausführung des Decretes [3]. Trotzdem verursachte die Staatsgefährlichkeit der eingekerkerten oder vertriebenen Jesuiten dem portugiesischen Minister noch immer schlaflose Nächte. Noch am 20. Januar 1767, also zu einer Zeit, wo der Orden auch bereits in Frankreich vertrieben war, in einem Augenblicke, in welchem Spanien den Schlag gegen ihn zu führen im Begriffe stand, schrieb Pombal an den Grafen von Acunha, eine seiner Creaturen: „Mehrere ebenso gewisse als bekannte Thatsachen haben Sr.

[1] Benedict starb am 3. Mai 1758; das Breve wurde den Lissaboner Jesuiten publicirt am 2. Mai.

[2] Brief Josephs an Saldanha. Vgl. Leben Pombals II. S. 119—125.

[3] Schöll, Cours d'histoire des États européens, tom. XXXIX. S. 60.

Majestät die Überzeugung gewährt, daß die Jesuiten im Einverständnisse sind mit den Engländern, denen sie alle Besitzungen Portugals und Spaniens südlich von der Linie auszuliefern versprochen haben, und deren Pläne sie mit allen ihren Kräften unterstützen wollen, indem sie ihrer Gewohnheit gemäß den Fanatismus aufstacheln, die Völker durch ein heuchlerisches Wesen täuschen und sie unter dem Vorwand des Interesses der Religion gegen ihre rechtmäßigen Fürsten aufwiegeln." Im Verlauf des Briefes spricht der Minister dann noch ganz ernsthaft die Befürchtung aus, die Jesuiten möchten die englischen Truppen, um sie zu verbergen, in Jesuitenröcke stecken [1].

Da hätten wir also eine lange Reihe von Anklagen auf Staatsgefährlichkeit der Jesuiten, aber ebenso eine lange Reihe von Beweisen der politischen Heuchelei des portugiesischen Reichskanzlers.

Pombal hält die Jesuiten für kirchen- und staatsgefährlich, weil sie seit vielen Jahren den Gehorsam gegen die Bullen und päpstlichen Decrete abgeschüttelt haben. Politische Heuchelei! denn unter allen glaubenslosen Ministern des achtzehnten Jahrhunderts gibt es keinen, der den päpstlichen Bullen mit größerer Frechheit entgegengetreten wäre, als Marquis Pombal.

Nur „die Verehrung und Vertheidigung des sichtbaren Oberhauptes der Kirche" habe er bei seinem Verfahren gegen die Jesuiten im Auge, läßt Pombal den König versichern. Politische Heuchelei! denn selbst Theiner, dessen Geschichte Clemens' XIV. Niemand für „ein jesuitenfreundliches Machwerk" halten wird, berichtet, der portugiesische Minister sei auf nichts Geringeres ausgegangen, als Portugal vom heiligen Stuhle zu trennen, die portugiesische Kirche auf den Fuß der schismatischen Utrechter einzurichten; deßhalb habe er sich mit den französischen Jansenisten in Verbindung gesetzt, von ihnen ein Lehrbuch ihrer Irrthümer verlangt, um es in die Seminarien einzuführen, auch dem berüchtigten P. Norbert, einem abgefallenen Kapuziner, den Auftrag ertheilt, einen Plan zur Einführung des Jansenismus zu entwerfen [2].

Pombal behauptet, die Jesuiten hätten die Unterthanen gegen ihre rechtmäßigen Fürsten aufgewiegelt; zum Beweise dafür weist er auf die

---

[1] Das höchst merkwürdige Aktenstück hat aus dem Lissaboner Archiv mitgetheilt Crétineau-Joly, Clément XIV et les Jésuites. Paris 1847. S. 62.

[2] Theiner, Histoire de Clément XIV. I. S. 30.

Schwierigkeiten hin, welche die von den Jesuiten zu glücklichen und blühenden Colonieen vereinigten Indianer am Marañon erhoben, als sie auf Befehl Portugals ihre unter großen Opfern gegründeten Wohnsitze verlassen und sich in der Wildniß eine neue Heimath gründen sollten. Politische Heuchelei! denn „es ist bewiesen", sagt Schöll [1], „daß die Jesuiten, wenigstens äußerlich, Alles thaten, um die Indianer zum Gehorsam zu bewegen; man kann aber annehmen (on peut supposer), daß sie innerlich die Befehle nicht billigten und daß daher ihre Ermahnungen nicht mit einer solchen Wärme vorgetragen wurden, wie sie dieselbe bei einer andern Gelegenheit an den Tag gelegt haben würden. Indessen eine solche Annahme (une pareille supposition) genügt nicht, um darauf eine Anklage auf Rebellion zu gründen." Gewiß nicht! um so weniger, wenn die „Annahme" durchaus willkürlich ist!

Pombal zeigt eine gewaltige Furcht vor dem Bündniß der Jesuiten mit den Engländern, das gar so leicht den Verlust der südamerikanischen Besitzungen zur Folge haben könnte. — Politische Heuchelei! Graf Alexis von St. Priest, dessen Histoire de la Chûte des Jésuites von dem nämlichen Geiste dictirt, wie Theiners Histoire de Clément XIV., erzählt, Pombal sei zwar in seinen Worten höchst feindlich, aber in der Wirklichkeit höchst freundlich gegen England gewesen. Während er laut Portugals Freiheit proclamirte, habe er den Weinhandel Oporto's den Engländern als Monopol überlassen und dadurch eine Revolution hervorgerufen. In der diplomatischen Welt Lissabons herrsche die Tradition, das Geschrei des Marquis gegen England sei mit dem Londoner Cabinet abgekartet gewesen, um seine Gefälligkeiten gegen England vor den Augen der Welt zu verdecken [2].

Pombal gab vor, die Jesuiten kümmerten sich nicht um Staatsgesetze und landesherrliche Befehle; sie suchten vielmehr alle Gewalt an sich zu reißen — und er wurde selbst, sobald Joseph I. gestorben war, wegen Verachtung aller Gesetze, wegen unerhörten Mißbrauchs seiner Gewalt und blutiger Grausamkeit zum Tode verurtheilt; nur aus Mitleid mit seinem hohen Alter wurde ihm das Leben geschenkt. — Pombal gab vor, die Jesuiten seien von einer blinden Begierde nach Reichthümern besessen — bei der Vertreibung der Jesuiten fand man in ihren Häusern außer dem Kirchenschmuck weder Gold noch Silber, noch Kostbarkeiten,

[1] Schöll, Cours d'histoire a. a. O. S. 51.
[2] St. Priest, Histoire de la Chûte des Jésuites p. 34.

aber er selbst, der als armer Habenichts und einfacher Freiherr das Ministerium angetreten, hatte nicht nur aus den Gütern des hohen Adels, den er des Hochverraths anklagen und seiner Besitzungen verlustig erklären ließ, sich eine Grafschaft, ein Marquisat und einige Herrschaften zusammengesetzt, sondern auch durch „Gründung" mehrerer Gesellschaften, deren einziger Actionär er beinahe war, mehrere Monopole an sich gebracht. Trotz der großartigen Restitutionen, zu denen er nach seinem Sturze verurtheilt wurde, konnte der „uneigennützige" Minister daher seinen Erben ein colossales Vermögen hinterlassen. — Pombal gab vor, die Jesuiten erwiesen nicht dem Könige die schuldige Ehrerbietung — und wer anders, als er, hat durch die Einführung des glaubenslosen Absolutismus, d. h. der Willkürherrschaft, den Grund gelegt zu der Machtlosigkeit und Verachtung, zu welcher der Thron in Portugal herabgesunken ist? — Pombal gab vor, die Jesuiten wollten Brasilien von Portugal losreißen; die Jesuiten wurden vertrieben und Brasilien ging dennoch verloren — durch wessen Schuld?

Doch genug! ein glänzenderes Muster eines politischen Heuchlers, als das Leben dieses portugiesischen Kanzlers uns darbietet, dürfte sich wohl schwerlich in der Geschichte finden.

II.

In Portugal wurden die Jesuiten für kirchen- und staatsgefährlich erklärt, weil sie von ihren Regeln abgewichen seien; in Frankreich wurden sie als kirchen- und staatsgefährlich verurtheilt, weil sie ihre Regeln beobachteten. Pombal nannte das Institut der Gesellschaft Jesu ein heiliges und frommes, die französischen Parlamente sahen in dem nämlichen Institut den Inbegriff aller Schlechtigkeit.

Gar curiose Urtheile sind im Laufe der Zeiten von parteiischen und ungerechten Richtern schon gefällt worden, ob aber jemals ein curioseres gefällt worden ist oder gefällt werden wird, als dasjenige, zu welchem der Jesuitenhaß das Pariser Parlament am 6. August 1762 fortriß, darf man bezweifeln. Sich stützend (wie man auch in neuerer Zeit zu thun pflegt) auf die Regel, welche den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu empfiehlt, die Verschiedenheit in den Meinungen und Ansichten nach Möglichkeit zu meiden, urtheilte das Parlament, alle Jesuiten hätten stets und allezeit Lehren verbreitet, welche das griechische Schisma, den Arianismus, den Socinianismus, den Sabellianismus, den Nestorianismus beförderten, die Hierarchie erschütterten

und die Auctorität der Kirche und des apostolischen Stuhles vernichteten, die Lutheraner, Calviner und andere Irrlehrer des 16. Jahrhunderts begünstigten und die Irrlehren Wikleffs, der Pelagianer, der Semipelagianer, des Tichonius, des Faustus, des Cassianus erneuerten u. s. w. Kurz alle Irrlehren, welche seit der Apostelzeit in der Kirche aufgetaucht sind, mögen sie untereinander noch so sehr in Widerspruch stehen, haben nach dem Urtheil des Pariser Parlaments nicht etwa einige hirnverbrannte Köpfe unter den Jesuiten, sondern alle Jesuiten stets und zu allen Zeiten gelehrt. Doch nein, nicht alle! eine Irrlehre hat das scharfsichtige Parlament ganz übersehen; des Jansenismus werden die Jesuiten nicht schuldig befunden. Die für die Reinheit des Glaubens so sehr besorgten Räthe und Generaladvocaten waren eben selbst Jansenisten!

Jedoch nicht nur alle Ketzereien haben alle Jesuiten stets und allzeit gelehrt, sie haben auch alle stets und allzeit die Simonie, die Gotteslästerung, den Gottesraub, die Magie, die Astrologie, den Götzendienst, die Unkeuschheit, den Meineid, den Diebstahl, den Raub, den Vatermord, den Selbstmord, den Königsmord u. s. w. gepredigt. Merkwürdiger Weise folgt auf die lange Aufzählung aller dieser todeswürdigen Verbrechen nicht eine Verurtheilung zum Tode gegen alle Jesuiten, sondern das Parlament gibt sich zufrieden, wenn die Jesuiten nur ihr Ordenskleid mit der Soutane vertauschen, sich Exjesuiten nennen, in ihr elterliches Haus zurückkehren und von einer Pension, die ihnen großmüthig gewährt wird, ruhig als getreue Unterthanen Seiner Majestät leben wollten, nur sollten sie sich selbst vorher aller dieser Verbrechen durch ihre Unterschrift schuldig erklären; wollten sie das nicht, müßten sie das Land verlassen. Welch' kluge Leute diese Parlamentsräthe waren!

Und welches waren denn die Sitten dieser Herren, welche so schreckliche Verbrechen in der Lehre der Jesuiten fanden? Hören wir die Schilderung, welche der berühmte Parlamentspräsident d'Aguesseau, einer der Hauptjesuitenfeinde seiner Zeit, von den jüngern Parlamentsräthen entwirft; man beachte, daß d'Aguesseau im Jahre 1751 starb, daß somit die jüngern Herren, deren Porträt er uns zeichnet, im Jahre 1762 den Kern des Parlamentes bildeten. „Man sieht jetzt, sagt er, Magistratspersonen Richter werden, bevor sie Männer geworden sind; immer müßig, ohne je zur Ruhe zu kommen, immer thätig, ohne jemals beschäftigt zu sein, ist ihre beständige Beweglichkeit ein deutliches Bild der Unruhe und

des Leichtsinns ihres Charakters. In ihren Sitten spiegelt sich eher alles Andere wieder, als der Charakter eines Richters; sie vereinigen in sich die Laster aller Stände, von dem einen entlehnen sie die Zügellosigkeit und die Ausgelassenheit, von dem andern den Luxus und die Weichlichkeit; sogar den äußern Schein, unter welchem Andere ihre Laster verbergen, bewahren sie nicht einmal. Man sieht Magistratspersonen, welche von blinder Jugendlust hingerissen, keine andere Schule kennen, als das Theater, keine andere Moral, als die frivolen Grundsätze einer faden Poesie, kein anderes Studium, als das einer weibischen Musik, keine andere Beschäftigung, als das Spiel, kein anderes Glück, als die Wollust. Man sieht deren, welche sogar ihre Launen für heilig und alle ihre Gedanken für Orakel halten; die leersten Spitzfindigkeiten haben bei ihnen den Charakter der Unfehlbarkeit, und nur dadurch zeigen sie sich als Richter, daß sie in der jetzt so sehr verbreiteten Wissenschaft, die Gerechtigkeit zu fälschen und die Gesetze zu umgehen, Meister sind"[1]. Wahrlich, würdige Richter über die Moral, die Lehre und das Institut der Jesuiten!

Das Parlament scheut sich nicht, das Institut der Gesellschaft Jesu für einen Angriff auf alle weltliche und geistliche Gewalt auszugeben — und zwar thut es dieses zur nämlichen Zeit, in welcher es selbst in offener Rebellion gegen die Krone stand und sich die Rechte der Generalstaaten anzumaßen strebte, — im nämlichen Augenblick, in welchem es eine ganze Reihe von Bullen, päpstlichen Breven und Decreten für mißbräuchlich erlassen und für null und nichtig erklärte.

Es verdammt die „laxe Jesuitenmoral" zur nämlichen Zeit, in welcher es seinem Hasse gegen die Jesuiten nur deßhalb freien Lauf zu lassen wagt, weil es sich gedeckt weiß durch die Protection einer Pompadour, die wegen der von den „laxen" Jesuiten ihr verweigerten Absolution dem Orden Rache geschworen hatte[2].

Es verurtheilt die Jesuiten wegen ihrer vorgeblichen Lehre des Königsmords zur nämlichen Zeit, in welcher der Verdacht des Damiens'schen Mordversuches gegen Ludwig XV. mit erschreckender Last auf

[1] Citirt von Dazès, Compte rendu au public II. p. 12 und Monuments inédits concernant la Compagnie de Jésus VIII. p. LXVIII.

[2] Schöll, Cours d'histoire etc. tom. p. 40. D'Alembert, De la destruction des Jésuites en France p. 130.

ihm ruht und es vergebens versucht, diesen Verdacht auf die Jesuiten abzuwälzen [1].

De la Chalotais, einer der Generaladvocaten, denuncirt die Jesuiten als Rebellen — und sieht sich selbst zwei Jahre später auf Grund beigebrachter Actenstücke einer Verschwörung zum Umsturz der bestehenden Gesetze angeklagt.

Lepelletier de St. Fargeau, ein anderer Generaladvocat, donnert gegen sie als Lehrer des Königsmordes — und dreißig Jahre später ist sein eigener nicht von den Jesuiten, sondern in den Grundsätzen des Pariser Parlaments erzogener Sohn einer der einflußreichsten und wüthendsten Conventsmitglieder, stimmt für die Hinrichtung Ludwigs XVI. und wird würdig befunden, von Robespierre selbst mit einer Lobrede beehrt zu werden.

Das Parlament beeilt sich, das Collegium Ludwig des Großen den Jesuiten zu entreißen, damit dieser staatsgefährliche Orden nicht seine revolutionären, königsmörderischen Grundsätze der Jugend einpflanze, — und siehe, aus dem, parlamentsfreundlichen Lehrern übergebenen, Collegium gehen nach der Vertreibung der Jesuiten die Koryphäen von 1792 und 1793, beide Robespierre, Desmoulin, Tallien, Lebrun und viele andere ähnliche Größen hervor. Welch' treue und eifrige Beschützer seiner Rechte hatte der französische Staat an diesem Parlament!

Das wären einige Pröbchen der „politischen Heuchelei" der französischen Parlamente, wir müssen noch einen Blick werfen auf die des französischen Ministers, des Herzogs von Choiseul. Das Parlament hatte sein Verdict gegen den Orden erlassen; der Minister gab sich dazu her, den König zur Einstimmung zu bewegen und nach der Vertreibung des Ordens aus Frankreich dessen Aufhebung in der ganzen Kirche zu verlangen. Beide handelten dabei nur als gehorsame Werkzeuge der sogenannten Philosophen, Voltaire's und Genossen. „Die Philosophie", sagt d'Alembert, der es gewiß wissen konnte, „die Philosophie hat durch den Mund dieser Magistratspersonen das Urtheil wider die Jesuiten ausgesprochen, der Jansenismus hat es sollicitirt" [2]. Andererseits schreibt Voltaire an d'Alembert: „Fürchten Sie gar nicht, daß der Herzog von Choiseul Ihnen hinderlich sei; ich wiederhole es, und fürchte nicht, mich dabei zu täuschen,

---

[1] Schöll, a. a. O. S. 18. Proyart, Louis XVI. détrôné avant d'être roi. S. 196.

[2] De la destruction des Jésuites en France p. 192.

er wird es sich zum Verdienst rechnen, Ihnen behülflich zu sein" [1]. Nein, von Seiten des Herzogs von Choiseul durfte d'Alembert kein Hinderniß fürchten; denn Choiseul war mit Leib und Seele dem Philosophismus verkauft — ein Umstand, der, weil er bekannt war, nur zu sehr das Widerstreben Ludwigs XV. gegen die Ernennung Choiseuls zum Minister rechtfertigt [2]; aber der König war zu schwach dem Drängen der Pompadour gegenüber; er gab nach und berief im Jahre 1758 den Herzog in seinen Ministerrath, obgleich er wohl wußte, daß derselbe ein Beschützer jener Menschen war, die nach dem Ausdruck des englischen Gesandten Walpole „unter dem Vorwand des Kampfes gegen den Katholicismus jede Religion vernichten und die monarchische Staatsform zertrümmern wollten" [3].

Choiseul hatte viele Gründe zur Feindschaft gegen die Jesuiten. Zunächst verpflichtete ihn dazu seine Dankbarkeit gegen die königliche Maitresse, der er seine Stelle verdankte und der er sich dadurch erkenntlich zeigen mußte, daß er ihr als Werkzeug ihrer Rache gegen die Jesuiten diente. Dann war Choiseul eine der Haupttriebfedern zu dem damals gegen Preußen und England geführten Krieg, bei welchem Frankreich wenig Lorbeeren erntete. Die wiederholten harten Schläge, welche die Franzosen zu Land und zur See erhielten, und der Verlust mehrerer Colonieen machten dem armen Volke die schweren Lasten, unter denen es seufzte, noch fühlbarer und schmerzlicher. Es galt die Aufmerksamkeit von diesen wenig ehrenvollen Ereignissen abzulenken, und womit hätte man die damals die Presse und die öffentliche Meinung beherrschenden Philosophen und Jansenisten besser beschäftigen können, als mit einer Jesuitenhetze? Der Streich gelang; „wir sind ein unglückliches komisches Volk," schreibt d'Alembert am 4. Mai 1762 an Voltaire; „die Engländer lassen uns draußen ein Trauerspiel und die Jesuiten im Innern ein Lustspiel aufführen. Die Vertreibung der Jesuiten aus dem Colleg von Clermont beschäftigt uns jetzt mehr, als der Verlust der Insel Martinique." In der That, was lag den Philosophen an dem Verlust aller Colonieen, wenn nur die Jesuiten vernichtet wurden! Endlich hoffte der philosophische Herzog auf diese Weise seinen Lieblingsplan, die Vernichtung aller religiösen Orden und der Kirche selbst, zu verwirklichen;

---

[1] Lettre 68 an. 1760 citirt von Starck, Triumph der Philosophie I. S. 397.

[2] Schöll, Cours d'histoire tom. XL. p. 24.

[3] Depesche an Conway 28. Oct. 1765, bei Proyart a. a. O. S. 52.

denn, hatte er bereits früher gesagt, „sind erst die Schulen der Jesuiten vernichtet, so werden alle übrigen religiösen Körperschaften von selber fallen“ [1].

So begann denn Choiseul den Krieg gegen die Gesellschaft Jesu; — allerdings nicht offen, denn trotz aller seiner Ausschweifungen und trotz seiner sittlichen Versunkenheit ließ Ludwig XV. die religiösen Interessen nicht ganz aus den Augen; schon um seiner frommen Gemahlin und seiner Kinder, namentlich um des den Jesuiten sehr günstig gesinnten Dauphins willen, mußte sich der König veranlaßt sehen, für den verfolgten Orden einzutreten. Daher hetzte und trieb Choiseul unter der Hand die Parlamente an, und wenn der König dem aufrührerischen Treiben des Parlamentes ein Ende machen wollte, ermunterte und ermuthigte der Minister heimlich die Rebellen. Was er officiell tadelte und verbot, das gebot und lobte der treue Diener officiös [2]. Nichts Neues unter der Sonne! können wir heute sagen. Nachdem das Parlament dann seine Arbeit beendet und das famose Urtheil vom 6. August 1762 gesprochen hatte, „quälten (tourmentèrent),“ so erzählt Schöll, „quälten der Herzog von Choiseul und die Marquise von Pompadour, welche beide unversöhnlich in ihrem Hasse und von dem Weihrauch, den die Philosophen ihnen streuten, berauscht waren, Ludwig XV. so lange, bis er ermüdet ihrem Drängen nachgab und im December 1762 ein „„unwiderrufliches““ Edict erließ, welches den Jesuitenorden in ganz Frankreich aufhob“ [3]. Choiseul operirte bei dieser Gelegenheit sehr geschickt; auf der einen Seite wurde dem König eine nicht ganz ungegründete Angst vor dem von Choiseul aufgehetzten Parlament eingeflößt und an Damiens erinnert [4], auf der andern Seite mußten die vorgeblichen Lehren der Jesuiten vom Tyrannenmord u. s. w. (an welche nicht zu

---

[1] Barruel, Mémoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme, Hambourg 1798. I. p. 91.

[2] Schöll, Cours d'histoire tom. XL. p. 75.

[3] Schöll, a. a. O. S. 52.

[4] „Wollen Sie, daß sich der König noch einmal einem Attentat aussetze?“ sagte die Pompadour zum Herzog von Vauguion, da dieser seine Verwunderung über die Nachgiebigkeit des Königs aussprach. Proyart, a. a. O. S. 187. Eine ganz ähnliche Antwort gab die Courtisane dem König Stanislaus von Polen, als derselbe sich so weit herabgelassen hatte, bei der Nebenbuhlerin seiner Tochter für die Jesuiten Fürsprache einzulegen. Relation de Mr. de Flesselles, rapporteur de la commission chargée par le Roi de l'affaire des Jésuites, abgedruckt in Monuments inédits concernant la Compagnie de Jésus VIII. p. 293 ff.

glauben, Choiseul klug genug war) und die gallicanischen Freiheiten und die Rechte der Krone über die Kirche eine große Rolle spielen; der philosophische Minister, der an Nichts glaubte, forderte von den Jesuiten nicht etwa bloß ein äußeres Bekenntniß, sondern einen innern Glauben an die berüchtigten Artikel von 1682! [1]

Wenn aber auch das königliche Edict sich selbst ein unwiderrufliches nannte, genügte es doch nicht, die Philosophen und Parlamente zu beruhigen. So lange die Gesellschaft Jesu nicht vollständig vernichtet war, konnten die Vertriebenen immer noch zurückkehren; denn die Zeugnisse, welche der ganze französische Episcopat mit verschwindenden Ausnahmen, der Klerus in den Generalversammlungen, die unabhängige und nicht geringe Minorität in den Parlamenten, die königliche Familie selbst und die große gläubige Majorität des Volkes zu Gunsten der Jesuiten ablegten, sprachen zu laut, als daß sie sich nicht mit der Zeit hätten Gehör verschaffen sollen. Zwar starb derjenige, auf dessen guten Willen die Jesuiten am meisten hätten vertrauen dürfen, der Dauphin, bereits im December 1765 — nicht ohne daß auf Choiseul und seine Genossen der schwere Verdacht fiel, denselben durch Gift aus dem Weg geräumt zu haben, weil sie ihn mit Recht als ihren entschiedensten und mächtigsten Gegner betrachteten [2] — aber trotzdem hielt die Secte den Sieg noch nicht für errungen, bis die Gesellschaft Jesu für die ganze Kirche unterdrückt war. Deßhalb wurde denn der Sturm gegen sie in Rom eingeleitet.

St. Priest, Crétineau-Joly und Theiner haben die geheime Correspondenz veröffentlicht, welche Choiseul und die andern Minister der bourbonischen Höfe mit ihren betreffenden Gesandten in Rom in Sachen der Jesuiten geführt haben. Dieselbe verräth in jeder Zeile eine solche Verachtung der päpstlichen Auctorität, einen solchen Haß gegen die ganze Kirche, daß kein Leser im Zweifel bleibt, wohin der gegen die Jesuiten geführte Schlag in Wirklichkeit zielte. Es widerstrebt uns, ein vollständiges Gemälde der hier sich spreizenden Heuchelei zu entwerfen. Die officiellen Depeschen triefen von Versicherungen der Hochachtung und

---

[1] Vgl. die eben citirte Relation des Hrn. v. Flesselles und die von P. Ravignan mitgetheilten Aktenstücke. Clément XIII. et Clément XIV. tom. 2, p. 204 ff.

[2] Proyart, a. a. O. S. 47. 232. Triumph der Philosophie I. S. 450. „Trotzdem, sagt Starck über Choiseul, konnte dieser dreifache Königsmörder die Jesuiten des Königsmordes beschuldigen und das Buch „Les Jésuites criminels de lèse-majesté“ wider sie schreiben lassen!“

der Verehrung gegen den Papst und seine Umgebung; jeden Augenblick wird darin das nur durch die Jesuiten allein gefährdete Wohl der Kirche, der durch diese allein beeinträchtigte Frieden zwischen Kirche und Staat betont; die geheimen Depeschen aber gewähren ein ganz anderes Bild. Da genirt Choiseul sich nicht, einen der größten Päpste geradezu un imbécille zu nennen; da sind ihm die Cardinäle Piccolomini und Rossi deux grands fripons, der Cardinalstaatssecretär Torregiani ein Starrkopf, den man mit eiserner Ruthe bändigen müsse, der päpstliche Nuntius in Paris „einer der dümmsten Prälaten" ein „beschränkter Mensch", un italien romain manqué, da wagt er dem Neffen des Papstes 100,000 Scudi von Frankreich und ebensoviel von Spanien bieten zu lassen, wenn er den Papst dahin bringe, den bourbonischen Höfen zu willfahren[1]. Welchen Eifer für die Ehren des päpstlichen Stuhles legt Choiseul dann erst an den Tag während des Conclaves von 1769, da er sich nicht schämt, von dem zu Erwählenden einen simonistischen Act zu verlangen — freilich vergebens, da vor einem solchen Verlangen selbst seine Handlanger, wie ein Bernis, zurückschauderten![2] Welche Hochachtung vor dem neuerwählten Clemens XIV., wenn man demselben offen mit einem Schisma drohte oder sogar die Zurückgabe der von den Franzosen und Neapolitanern besetzten Gebiete von Avignon und Benevent als Preis für die Aufhebung der Gesellschaft zu bieten sich unterstand![3] Welche Sorge endlich für das Wohl der Kirche diese Herren in ihrem Kampfe gegen den Jesuitenorden beseelte, erhellt wohl hinreichend aus dem Schreiben, welches der spanische Minister Roda am 17. April 1767 an den Herzog von Choiseul richtete, um ihm die Vertreibung der Jesuiten aus Spanien mitzutheilen: „Vollständiger Erfolg!" ruft triumphirend der Spanier aus; „wir haben das Kind getödtet, jetzt müssen wir es seiner Mutter, unserer heiligen römischen Kirche, ebenso machen"[4].

Solchen Gegnern ist im vorigen Jahrhundert die Gesellschaft Jesu zum Opfer gefallen; denn von gleicher Gesinnung, wie Pombal, wie die

---

[1] Choiseul an d'Aubeterre, 2. November 1767, 11. (?) 18. Juli 1768, 1. Juni 1767 u. s. w. Monuments inédits etc. VIII. p. 425, 433, 435, 409 u. s. w.

[2] Vgl. die Correspondenz des Cardinals Bernis mit d'Aubeterre vom 2., 11., 12. u. s. w. April 1769. Monuments inédits XVII. S. 148, 150 u. s. w.

[3] Bernis an d'Aiguillon, 5. August und 9. September 1772. Monum. inéd. XVII. S. 255. 261. Crétineau-Joly, Clément XIV. S. 314. 316. Choiseul war damals schon gestürzt, aber die Verhandlungen wurden nach seinen Instructionen weiter geführt.

[4] Bei Crétineau-Joly, Clément XIV. S. 285.

französischen Parlamentsräthe, wie Choiseul waren d'Aranda, Roda, Moñino in Spanien, Tanucci in Neapel, Tillot in Parma; sie alle waren vollendete Meister in der politischen Heuchelei, der Hauptwaffe im Kampfe gegen die Jesuiten, sie alle bebten vor keinem Mittel zurück, wenn es galt, ihren Zweck zu erreichen. Bei einer andern Gelegenheit werden wir uns vielleicht das Vergnügen machen, eine kurze Charakteristik auch dieser unsern Kirchenfeinden so „theuern Rüstzeuge" zu liefern; für heute sei es gestattet, nur einen Gedanken noch unsern Lesern vorzulegen. Derselbe scheint uns ganz geeignet, den heutigen Feinden der Gesellschaft Jesu zur eingehenden Erwägung für die „Jubelfeier" empfohlen zu werden.

Die Aufhebung der Gesellschaft Jesu wurde im vorigen Jahrhundert am hitzigsten und eifrigsten von Spanien betrieben. Aus einer Depesche des spanischen Ministers Grimaldi wissen wir, daß Karl III. keinen Brief an Clemens XIV. schreiben konnte, in welchem nicht, mochte er auch über die heterogensten Dinge handeln, die Aufhebung des Jesuitenordens ein stehendes Thema, das ceterum censeo, gebildet hätte; der spanische Gesandte Florida Blanca war der Feldherr, welcher dem Cardinal Bernis und seinen übrigen Collegen den Weg bahnte und die nöthigen Instructionen ertheilte. Neben Spanien, beinahe in gleicher Linie, kämpften Neapel und Parma; dann erst folgte Frankreich, dessen Gesandter den Auftrag hatte, die spanischen Vorschläge zu unterstützen. Portugal, zufrieden mit der Vertreibung der Jesuiten aus seinem Staate, kümmerte sich um die Verhandlungen in Rom nicht viel; seine Vorschläge in Betreff der Aufhebung des Ordens gingen den Spaniern und Franzosen nicht weit genug. Österreich erklärte durch den Mund Maria Theresia's dem päpstlichen Nuntius „sie werde sich um die Jesuiten nicht kümmern, sondern die päpstliche Entscheidung über deren Loos abwarten, ohne dieselbe zu verlangen und ohne sie zurückzuweisen". Was die übrigen Staaten angeht, berichtet der Cardinal Bernis von Rom aus an Choiseul: „Es ist gewiß, daß England, Preußen, Rußland und Piemont hier die wahren Stützen der Gesellschaft Jesu sind" [1]. Das also war die Stellung der verschiedenen Höfe, Dynastieen und Staaten

[1] Die Stellung der verschiedenen Höfe zur Jesuitenfrage entnehmen wir den Depeschen Grimaldi's vom 18. Mai 1772, Moñino's 23. Juli 1773, Bernis' 30. Januar 1770, 23. Juni und 9. November 1771, Choiseuls 27. Dezember 1768. La Brillière's 12. März 1771 u. s. w. Vgl. Monuments inédits XVII. pag. 229, 269, 139, 241, 244, 238, 235, 236, 237 u. s. w.

Europa's zur Jesuitenfrage im Jahre 1773 — und nun werfe man einen Blick auf die Machtstellung dieser nämlichen Höfe, Dynastieen und Staaten im Jahre 1873! Die Weltgeschichte ist das Weltgericht; sie zeigt die schließlichen Resultate des Kampfes der politischen Heuchelei gegen die katholische Kirche und deren Institute.

Rudolf Cornely S. J.

Der moderne Verfall der Ehe.

II.

Die Ehe ist ein Sacrament der Lebendigen, d. h. sie muß empfangen werden im Stande der Gnade, um jene Wirkungen und jenen Segen zu erlangen, den Christus daran geknüpft hat; im Stande der Todsünde ist ihr Empfang ein Sacrilegium, wenn auch die Ehe gültig ist.

Das Sacrilegium oder die Entweihung einer Person, eines Ortes oder Gegenstandes, die Gott geweiht sind, galt bei allen Völkern als ein schwerer Frevel. Die Kirche betrachtet vor Allem die Entweihung der heiligen Sacramente, ihren unwürdigen Empfang als eine schwere Beleidigung Gottes, die nicht ohne verhängnißvolle Folgen bleiben kann. Welches Urtheil würde wohl jeder Christ über einen Menschen fällen, der in der Priesterweihe nichts erblickte als die Pforte zu einer fetten Pfründe oder zu einer glänzenden Laufbahn des Ehrgeizes? Nun ist aber die Ehe gerade so gut ein Sacrament des Neuen Bundes als die sechs andern, ihr gottesräuberischer Empfang kein geringeres Verbrechen als der der andern, und darum erfordert sie eine ebenso ernste Vorbereitung als die andern. Es besteht allerdings ein Unterschied zwischen ihrem gültigen und würdigen Empfang; gültig ist derselbe, auch wenn die Brautleute nicht im Stande der Gnade sind; sobald ihre Verbindung den Gesetzen der Kirche entspricht und in der von der Kirche festgesetzten Form eingegangen wird, ist das unauflösbare Band geschlungen. Würdig ist er aber erst dann, wenn dieselben auch im Stande der Gnade sich befinden, so daß sie der specifischen Gnade des Sacraments theilhaftig werden können. Gewiß ist es von der höchsten Bedeutung, einen Stand, so wichtig, wie die Ehe, deren Pflichten so schwer, deren Lasten so drückend

und deren Gefahren so groß sind, anzutreten in der richtigen Verfassung und mit all' den Hülfsmitteln, die der Himmel zu geben bereit ist. Wie erschrecklich wird aber dagegen gefrevelt!

Es werden ohne Zweifel noch Ehen abgeschlossen nach dem Herzen Gottes; auch jetzt, wo der Geist des Antichristenthums und der sittlichen Erschlaffung die Völker befallen hat, gibt es noch viele Ehen, die im Himmel geschlossen, mit dem Segen des Himmels beginnen. Es ist selbst nicht ohne Beispiel, daß Männer, die bis dahin leichtfertig und ausgelassen sowohl in religiöser als sittlicher Beziehung gelebt, in der Zeit, wo sie sich entscheiden über ihren Stand und ihrem Geschick eine feste Richtung geben, ernstere Gesinnungen annehmen und mit einer tröstlichen Vorbereitung zu diesem Sacramente hinzutreten. Indeß das Sacrilegium ist in Betreff der Ehe leider eine nur zu häufige Erscheinung.

Da haben wir zuerst ein katholisches Brautpaar. Der Mann hat ein Taufzeugniß vor der Ehe beigebracht, das vollkommen in Ordnung ist, aber er steht auf der Höhe der modernen Bildung, der Katechismus ist für ihn ein überwundener Standpunkt. Die practische Ausübung der Religion hat er seit Jahren unterlassen, er huldigt einem gewissen verschwommenen Unglauben, wie er in weiten Kreisen sich geltend macht. Der Mann tritt an den Altar, um die kirchliche Einsegnung der Ehe zu erhalten. Was für eine Bedeutung und was für eine Wirkung kann ein derartiger Schritt haben bei Menschen, die die religiöse Bedeutung und die Frucht dieses Sacraments gar nicht fühlen und nicht kennen, oder gar nicht daran glauben? Ist das für sie ein bürgerlicher Act? ist es eine im Leben übliche Sitte? ist es eine Willfährigkeit gegenüber der Braut? ist es eine Heuchelei, eine Komödie? Möglich, daß es etwas von alledem ist. Die Religion tritt nur zur Wahrung des äußern Scheines zu jener Ehe hinzu. Man stellt sich allerdings dem Priester, aber weniger um seine Sünden zu beichten und die Lossprechung zu erhalten, als um eine letzte Formalität zu erfüllen und dem Drängen einer frommen Braut zu genügen. Man erscheint am Altare, nicht als ob man eine höhere Kraft und Gnade dort erwarte, sondern aus Rücksicht auf den herrschenden Ton und weil es in der gebildeten Welt noch ein alter überkommener Brauch ist. Der Priester empfängt die Versprechungen der Brautleute, die Worte des Segens werden über die Verbindung ausgesprochen; die Ceremonie ist beendet, das neue Ehepaar geht aus der Kirche und denkt vielleicht nicht daran,

daß es einen Schatz des göttlichen Zornes mit nach Hause nimmt, einen entweihten Segen, der sich in einen Fluch verwandelt.

Der Weg zum Ehestande ist ferner ein schlüpfriger Weg. Darum fordert die katholische Kirche im römischen Katechismus[1] die Pfarrer auf, die unerfahrene Jugend zu warnen vor sündhaften Bekanntschaften, und das römische Rituale macht es dem Pfarrer zur Pflicht, den Brautleuten einzuschärfen, daß sie vor der kirchlichen Einsegnung weder in demselben Hause wohnen, noch auch allein, ohne die Gegenwart von Verwandten oder Andern, zusammen verweilen[2]. Nun aber knüpfen die Bekanntschaften sich an in leichtfertigster Weise, ohne Aussicht auf baldige Ehe werden sie begonnen, Jahre lang unterhalten, an Vorsicht und Behutsamkeit wird nicht gedacht, geheime Zusammenkünfte werden veranstaltet und so gestalten sich dieselben zu einer langen Kette von Sünden. Alle Entschuldigungen und Beschönigungen fruchten da nicht; das ist Flittergold, das einen Abgrund von Sünde und Unsittlichkeiten verhüllt. Und wenn der Hochzeitstag herannaht und es sich darum handelt, das Gewissen zu reinigen, wie oft vermag das Herz sich nicht mehr zu einer übernatürlichen Reue zu stimmen, und wie oft läßt die falsche Scham das Bekenntniß auf den Lippen verstummen! Welch' ein verhängnißvoller Tag wird da der Hochzeitstag mit seinem dreifachen Sacrilegium! Mit einem dreifachen Gottesraub beginnt man den Ehestand, und Jahre, Jahrzehnte lang schleppt man diesen Fluch durch das Leben, nimmt ihn vielleicht mit hinüber in die Ewigkeit vor den Richterstuhl Gottes. Wenn es so manche Ehen gibt, ohne Frieden und Segen und Glück, so manche, in denen die Gatten das Haus sich in eine Hölle verwandeln, in denen die Kinder mißrathen und den Eltern die Tage verkürzen, in denen ein Unstern über allen zeitlichen Unternehmungen zu walten scheint: so hat das in dieser Profanation der Sacramente gewiß nur zu oft seinen Grund.

Auch bei den gemischten Brautpaaren begegnen wir einer gleichen Entheiligung des Sacramentes der Ehe. Die Kirche ertheilt Dispens zur Eingehung dieser Ehen, wenn für den Glauben des katholischen Theils nichts zu befürchten, die katholische Erziehung der zu erwartenden Kinder gewährleistet und außerdem noch ein wichtiger Grund für jeden speciellen Fall vorhanden ist. Die Kirche duldet alsdann

---

[1] C. II. c. 8. n. 25.

[2] Rit. Rom. de Sacr. Matr.

solche Ehen, aber sie billigt sie nicht. Warum nicht? Zum gültigen und würdigen Empfang aller Sacramente ohne Ausnahme ist der Glaube nothwendig: ohne Glauben wird von der Kirche Niemand zum Empfange irgend eines Sacramentes zugelassen. Was geschieht aber beim Abschluß einer gemischten Ehe? Der katholische Theil glaubt, er empfange ein Sacrament, das seiner Seele höhere Gnaden vermittelt; und der nichtkatholische Theil? Wer könnte sagen, was er von der Ehe denkt? Jedenfalls hält er die Ehe nicht für ein Sacrament des Neuen Bundes, seitdem die Reformatoren sie aus deren Zahl gestrichen; und wenn er sich dem katholischen Theile anbequemt, nun so fügt er sich einer im katholischen Leben üblichen Sitte, er übt einen Act der Willfährigkeit gegen den katholischen Theil, im besten Falle nimmt er Theil an einer erbaulichen religiösen Ceremonie; aber für ihn ist kein Empfang der Gnade des Sacramentes möglich, weil ja kein Glaube vorhanden ist; das aber muß in den Augen der Kirche als eine Profanation des Sacraments gelten. Deßhalb erscheint dort, wo die Disciplin der Kirche in ihrer vollen Reinheit und Strenge gehandhabt wird, das gemischte Brautpaar nicht im Heiligthum des Herrn am Fuße der Altäre, sondern an ungeweihter Stätte wird die Ehe eingegangen; auch tritt der Priester nicht auf in seinen feierlichen kirchlichen Gewändern, er vollzieht auch keine Ceremonien und spricht keinen Segen über das Brautpaar, er tritt nur auf als passiver Zeuge, um die Erklärung des Brautpaares zu vernehmen und den Abschluß der Ehe zu constatiren. Die Kirche will nichts thun, was den Anschein der Billigung einer Verbindung hätte, die sie nicht hindern kann. Das ist noch der günstigste Fall bei den gemischten Ehen, wenn bloß von einer Seite das Sacrament profanirt wird. Unendlich trauriger gestaltet sich die Sache, wenn der katholische Theil so tief fällt, daß er mit Hintansetzung seines eigenen Seelenheils und des Seelenheils seiner Kinder die von der Kirche geforderten Garantieen verweigert, die Kirche ihm also die Dispense zur Eingehung der gemischten Ehe nicht ertheilt, und er dann nicht vor der katholischen Kirche, sondern vor dem Prediger die Ehe abschließt und das Sacrament ganz offen profanirt oder am Ende gar nicht einmal das Sacrament der Ehe empfängt, sondern nur ein Concubinat eingeht. Denn überall, wo das betreffende Decret des tridentinischen Concils verkündigt ist, muß die Ehe, um gültig zu sein, vor dem rechtmäßigen katholischen Pfarrer und zwei Zeugen eingegangen sein, weßhalb denn die Päpste für einige Gegenden, wo die gemischten Ehen häufiger vor-

kommen, wie für einige Theile Deutschlands, das betreffende Gesetz aufgehoben und die gemischten Ehen, auch wenn sie nicht vor dem katholischen Pfarrer abgeschlossen sind, als gültig anerkannt, damit jenen verirrten Seelen der Weg zur Rückkehr nicht vollends abgeschnitten und der Zustand, in den sie gerathen, nicht ein Stand fortwährender Sünde sei.

So ist die Zunahme der gemischten Ehen ein sehr trauriges Zeichen der Zeit. Wie sie im religiösen Indifferentismus ihren letzten Grund haben, so können sie auch nur denselben wieder hervorbringen und geben keine Aussicht auf höhere Ehrfurcht von diesem Sacramente in den Generationen, die aus ihnen entspringen.

Leider gibt es aber noch einen andern Mißbrauch, der gebrandmarkt zu werden verdient. Allerdings kommt er in gläubigen Gegenden erst selten vor, in großen, volkreichen, industriellen Städten begegnet er aber nur zu oft. Es sind dieses jene ehelichen Verbindungen, die nur vor dem bürgerlichen Beamten abgeschlossen werden und die auf den Segen der Kirche völlig verzichten. Wie schwer sich auch derjenige versündigt, der das Sacrament der Ehe profanirt, es liegt in seinem Schritt wenigstens noch ein Glaubensbekenntniß, ein Gefühl des Anstandes und der öffentlichen Scham, eine äußere Huldigung gegen die Religion, eine eingestandene Anerkennung der Rechte Gottes und seiner Kirche beim Abschluß der Ehe. Ist sein Vergehen auch schrecklich, so bleibt es doch meistens verborgen zwischen Gott und seinem Gewissen; trennt er sich auch von der Seele der Kirche, so bleibt er doch mit ihrem Leibe verbunden und bricht nicht mit ihr in jener auffallenden Weise, die gewissermaßen die Wege der Versöhnung verschließt. Bei einer vor dem Angesicht der Kirche sündhaft abgeschlossenen Ehe, da sind es auch nicht immer beide Theile, die gemeinsam die Entheiligung begehen; stößt einer von Beiden auch die Gnade zurück, so läßt doch der andere, der frömmere, sie nicht ganz wieder in den Himmel hinaufsteigen. Bei der Unordnung aber, die wir hier brandmarken, sucht man vergeblich nach einem Umstande, ihre Schwere zu mildern. Von welchem Gesichtspunkt man sie auch betrachte, sie bleibt ohne Entschuldigung. Gatten verbinden sich mit einander ohne Anrufung des Namens Gottes, eine neue Familie nimmt ihren Anfang ohne Gebet und den Segen des Himmels! Dies unerhörte Schauspiel, das man selbst in den Tagen des tiefsten Verderbens des Heidenthums kaum gesehen, wird aufgeführt von Christen beim vollen Sonnenlicht des Evangeliums. Das ist eine jener ungeheuerlichen Erscheinungen,

die ihre Erklärung nur finden im Übermaß der Bosheit und Gottlosigkeit. Das heißt nicht bloß die Religion verspotten, sondern sich auch selbst herabwürdigen bis zum unvernünftigen Thier, das geboren wird, sich reproducirt und stirbt ohne Selbstbewußtsein, ohne Blick nach oben und ohne Vorsicht über den Staub hinaus. So tief möchte der Liberalismus die christlichen Völker durch die Civilehe herabwürdigen!

III.

Die Ehe, sagt der Cardinal Bellarmin [1], kann in doppelter Beziehung betrachtet werden: zunächst in ihrer Abschließung vor der Kirche, und dann in ihrem fortdauernden Bestande. In ihrer Fortdauer soll aber die Ehe ein dreifaches Gut verbürgen, nämlich das Gut des Sacramentes oder die Gnade, dann das Gut der gegenseitigen Treue und endlich das Gut einer christlichen Nachkommenschaft. Was hat die antichristliche Strömung der Zeit aus diesem dreifachen Gute in unsern modernen Ehen gemacht?

Indem Christus die Ehe zu einer Quelle der Gnade erhob, wollte er die Familie zu einem Heiligthum machen, in welchem mit dem Leben auch Religion, Tugend und gute Sitte sich fortpflanzen sollten. Es gibt gewiß noch zahlreiche Familien, in denen das geschieht: aber unter dem Einfluß des herrschenden Zeitgeistes werden sie alle Tage seltener. Das practische Christenthum ist zu sehr in den Geistern erstorben, und wenn es nicht in die Ehe mitgebracht wird, wie sollte es in derselben zu blühen vermögen? Wie oft hat der Mann, der eine christliche Braut heimgeführt, nichts Eiligeres zu thun, als durch Spöttereien und ungläubige Reden den Glauben in ihrem Herzen zu untergraben und sie von der Übung aller ihrer religiösen Pflichten abzubringen! Während der herrschende Industrialismus alle Stunden des Tages beansprucht, um durch rastloses Schaffen die Existenz der Familie zu verbürgen, verlangt die Vergnügungssucht die freien Stunden des Abends und die Tage des Herrn für ihre Gesellschaften, Concerte, Theater und Ausflüge: wie sollte da Zeit bleiben für die Übung der Religion? Hält's denn die ganze Aufklärung nicht tief unter ihrer Würde, das Christenthum im Kreise der Familie practisch zu üben? Hören wir nur einen der bedeutendsten modernen Culturhistoriker, einen Protestanten: „Wenn der Familienvater, auch der vornehme und reiche, nicht mit dem Kaffeetisch das

[1] De Matrim. c. 6.

Tagewerk einleitet, sondern mit einem gemeinsamen Gebet, zu welchem sich Weib und Kind und Gesinde — das ganze Haus — um ihn versammeln müssen, dann meint man wohl, das sei ein Zopf und Muckerei. Ein solcher gemeinsamer Antritt des Tagewerks ist aber ein Wahrzeichen des Zusammenhaltens und Zusammenhängens des Hauses. Darum ist er, ganz abgesehen von seiner sittlichen und religiösen Bedeutung, auch in socialem Betrachte Goldes werth. . . . . . Bei einzelnen Bauerschaften geschieht das Alles noch. Wissen denn die städtischen Väter nicht, daß sie mit dem Ausfallen dieser Sitten freiwillig eines der stolzesten Attribute ihrer Stellung im Hause aus der Hand geben? Wahrlich, der Hausvater sollte den letzten Rest, der ihm von der hauspriesterlichen Würde seiner Urahnen verblieben, nämlich das Amt, dem ganzen Hause vorzubeten, nicht so leicht verwerfen. Es steckt mehr Ehre, Rang und Herrscherrecht darin für einen stolzen Geist, als in einer ganzen Collection von Titeln und Orden. Gar viele arme Schächer von Familienvätern sehen das recht gut ein, fürchten aber doch, der fein gebildete Nachbar möchte sie auslachen. Sie schämen sich nicht, wenig und nichts zu sein in ihrem Hause, aber viel zu sein, Priester und Herr des Hauses zu sein, des schämen sie sich! „Die Feigheit ist's, die uns verdirbt", wie es in einem alten Liede heißt. Denn es gehört mehr Muth und Überzeugung dazu, in der Sitte, im socialen Leben, im Hause mit der Revolution zu brechen, als im politischen. Der politisch-conservative Mann kann sich in bewegter Zeit höchstens verhaßt machen, der social-conservative aber wird dem ganzen vornehmen und geringen Pöbel lächerlich erscheinen, und das fürchtet der Philister weit mehr, als jenes. Der nivellirende Radicalismus hat sich jetzt in die feste Citadelle des häuslichen und bürgerlichen Lebenszweiges zurückgezogen und wir dürfen uns nicht verhehlen, daß der social Conservative heute noch ganz in der ungedeckten Position steht, wie der politisch Conservative Anno 48 und er hat nicht darauf zu hoffen, daß ihm jemals Polizeidiener, Gensdarmen und mobile Colonnen secundiren werden. „Viel Feind', viel Ehr'" [1]." Wir meinen, seit das neue deutsche Reich mobil gemacht hat gegen Christenthum und Kirche, seitdem es mit seiner Sündfluth von neuen Kirchengesetzen dem Radicalismus so vortrefflich in die Hände arbeitet, und die Verbannung des Christenthumes aus allen socialen und politischen Institutionen erstrebt, sei die Stellung des

[1] Riehl, die Familie. S. 154.



social Conservativen unendlich erschwert. Eine schöne Zeit, wenn diese Drachenzähnesaat einmal aufgegangen sein wird!

Das zweite Gut der Ehe ist die gegenseitige Treue. Unter Menschen, die sich einander ein Geheimniß sind, weil sie die Tiefen der Seele nicht zu durchschauen vermögen, ist Glauben und Vertrauen die erste Bedingung der Vereinigung. Zu diesem ersten Bande, das auf dem gegenseitigen Versprechen der Treue beruht, gesellt sich ein zweites, die Religion, die dieses Band erhebt und heiligt, indem sie es unter den besondern Schutz des Himmels stellt. Darum galt der Ehebruch bei allen Völkern als großes Verbrechen, und ihre Gesetzbücher ahndeten ihn mit schweren Strafen. Und das mit Recht. Ist er nicht der Bruch eines feierlichen Gelöbnisses, bei dem Gott und die Welt zu Zeugen gerufen worden sind? Ist er nicht die Zerstörung eines durch die Bande des Blutes und der Natur geheiligten Verhältnisses? Und wer ermißt die verderblichen Folgen, die aus ihm zu entspringen vermögen? Wie oft ist der Ehebruch nur der erste Ring einer Kette von Verbrechen: ist der entscheidende Schritt einmal geschehen, und Alles, was die Natur, die Ehe und die Religion Ehrwürdiges und Heiliges haben, einmal mit Füßen getreten, dann gibt es keine hemmenden Schranken mehr. Aus der bösen That erwächst ein verbrecherisches Verhältniß, gegen den unschuldigen Theil entwickelt sich Gleichgültigkeit und Abneigung, die bis zu einem tödtlichen Hasse sich steigern kann, und nicht selten mörderische Pläne ausbrütet, um mit Gift und Dolch zu einer neuen Hochzeit zu gelangen. Wie oft ist er der erste Anstoß zur Zerstörung des Lebensglückes, zum Ruin des Vermögens, zum Verderben der Familie!

Indeß wenn auch in einer Zeit, wo der Glaube in so vielen Geistern erloschen ist, wo die öffentliche Sittlichkeit so tief gesunken und das Familienleben aus den Fugen gegangen ist, wo die Ehe nur als bürgerlicher Contract gilt, die eheliche Treue vielfach verletzt wird; so steht sie doch noch so erhaben da, daß auch die Wüstlinge sie zu achten gezwungen sind. Merkwürdiger Widerspruch der Welt! Sie lacht über die Tugend, aber sie achtet jene, die sie üben; sie schmeichelt dem Laster, aber sie verachtet jene, die sich damit besudeln. Die eheliche Treue ist auf Erden wie eine entthronte Königin, die nur wenig treue Unterthanen mehr, aber ihre ganze Ehre bewahrt hat; ihre Gewalt ist erschüttert, aber ihre Majestät steht noch unangetastet da, sie findet keinen Gehorsam, aber sie steht noch in Ehren bei den Rebellen. Ist

sie denn nicht entthront, die Treue, bei allen Nationen, seitdem die Reformatoren des 16. Jahrhunderts durch die Ehescheidung, und die modernen Gesetzgeber durch die Civilehe den Ehebruch legalisirt haben? Ein Glück, daß die katholische Kirche als Säule und Grundfeste der Wahrheit für die Heiligkeit der Ehe einsteht, und unter ihren Gläubigen kein solches Verderben einzureißen vermag, als in den von ihr getrennten Confessionen.

Das dritte Gut der Ehe sind die Kinder. In ihnen offenbart sich vor Allem der Segen oder der Fluch der Ehe. Materialistisch, wie unsere Zeit ist, hat sie sich zu den schrecklichsten Theorieen verirrt. Da die Blüthe und der Wohlstand eines Landes wesentlich von einer zahlreichen Bevölkerung mitbedingt ist, so suchte die Nationalöconomie die Ehe zu befördern, und da es ihr am Ende gleich war, ob der Arbeiter, wenn er nur kräftige Arme hat, aus einer legitimen Ehe stammt oder nicht, so beförderte sie indirect die Ausschweifung und Sittenlosigkeit, indem sie in manchen Ländern Gemeinden zur Unterstützung ehrloser Mütter und ihrer Kinder verpflichtete. Als man dann aber zur Einsicht kam, daß mit der wachsenden Proportion der Bevölkerung das Wachsthum der Fruchtbarkeit des Bodens und des Verdienstes in Handel und Industrie nicht gleichen Schritt halten und demnach das Wachsthum der Bevölkerung auch eine Gefahr für den Staat in sich schließen könnte, da fiel die Nationalöconomie auf menschenmörderische Theorieen. Während sie den Reichen vor einer zahlreichen Nachkommenschaft warnt, da dieselbe bei gleicher Theilung der Erbschaft sich in ihrem Range und Stande nicht zu erhalten vermöge, spricht sie zum Arbeiter: Dein Taglohn richtet sich nach dem ehernen Gesetze von Angebot und Nachfrage; je mehr fremde Arbeitsuchende, desto geringer ist dein Tagelohn; darum je mehr Kinder du hast, desto zahlreicher ist das Angebot; sei also kein Thor und mache dir nicht selbst Concurrenz. Wir wollen hier nicht reden von den scheußlichen Systemen und mörderischen Berechnungen, die die Generationen im Keime ersticken, alle Zwecke der Natur verkehren und sich an den Einrichtungen Gottes vergreifen: wir weisen nur hin auf die sittliche Verwilderung der heranwachsenden Generationen, auf die stets wachsende Zahl jugendlicher Verbrecher. Sollte diese Entartung und Verkommenheit nicht vielfach ihren Grund haben in der Profanation des Sacraments der Ehe? Will man uns einwenden, das seien übernatürliche Betrachtungen, deren rein religiöser Gegenstand keinen Einfluß übe auf die wirkliche Welt? Aber hat denn Gott, der höchste

Gesetzgeber, die übernatürliche und natürliche Ordnung der Dinge nicht so geordnet, daß sie sich wechselseitig tragen und durchdringen und durchaus unzertrennlich von einander sind? Ist der Gott der Schöpfung, der Erhaltung und der Ausbreitung des Menschengeschlechtes ein anderer, als der Gott des Evangeliums? Die Ehe hat ihre Gefahren, die ohne die Gnade nicht vermieden, ihre Trübsale, die ohne Gebet nicht ertragen, und ihre Pflichten, welche ohne sie nicht erfüllt werden können. Ihre Hauptaufgabe ist die Erziehung der Kinder, wozu es vor Allem der Hülfe des Himmels bedarf. Nun ist aber diese Gnade und Hülfe Gottes an den würdigen Empfang dieses Sacraments geknüpft: wird es verunehrt, darf man sich dann wundern, daß es seinen Segen in Fluch verwandelt? Die Beobachtung dieser Wirkungen entzieht sich allerdings unsern physikalischen, chemischen und optischen Instrumenten, keineswegs aber dem vom Glauben erleuchteten Auge, und selbst der geübte Blick einer aufgeklärten Vernunft kann nicht umhin, hier die Verkettung von Ursache und Wirkung zu erblicken. Geschichte, Erfahrung und Wissenschaft constatiren den Einfluß reiner Sitten, tugendhafter Gewohnheiten der Eltern auf den moralischen Charakter und selbst auf die physische Constitution der Kinder. Aus dem Mangel oder dem Vorhandensein derselben in den Vätern und Müttern schließen sie auf das physische, geistige und moralische Temperament der Kinder. Ist die Vererbung von Neigungen und Leidenschaften mit dem Blute nicht eine Thatsache, die die Erfahrung täglich bestätigt und die Niemand läugnet? Wenn nun aber moralische Einflüsse diese Tragweite haben, muß man dann nicht auch jene Einflüsse der göttlichen Gnade anerkennen, die so eng und unzertrennlich mit der Moral und der Tugend verbunden ist? Wenn die Thätigkeit der Vorsehung in der Leitung der sichtbaren Schöpfung irgendwo eingreift und waltet, dann gewiß dort, wo es sich um die Fortpflanzung des Menschen, des edelsten Geschöpfes, handelt. Der Widerstand, den sie dann in einem gegen seine Gnade rebellischen Herzen findet, muß von den ernsthaftesten Folgen sein. Da werden die Generationen im Keime vergiftet. Mag der Mensch sich auch losreißen von Gott, sich empören gegen ihn: sein ganzes Wesen ruht in der Hand Gottes, dem er sich nicht entziehen kann. Er ist es, der das ganze Wesen des Menschen mit seiner Hand bildet: aber der Mensch kann durch die Unordnung seines freien Willens das Werk Gottes entstellen.

Im Leben und Treiben der großen Städte tritt dieser Verfall der Ehe am grellsten hervor, denn dort concentriren sich alle Elemente, die zersetzend auf dieselbe einwirken, dort ist die Atmosphäre mit allen geistigen Miasmen erfüllt, die zerstörend auf die natürlichen und übernatürlichen Elemente derselben einwirken. Wir sind weit entfernt, das heutige Sittenverderben dem der altheidnischen Welt gleichstellen zu wollen; denn die Sonne des Evangeliums steht noch immer am Himmel, und ihrem Licht kann auch der Unglaube mit aller Mühe sich nicht vollständig entziehen; indeß gleiche Ursachen erzeugen gleiche Wirkungen, und darum müssen Materialismus und Sensualismus im Bunde mit dem modernen Heidenthum auch dieselben Wirkungen der sittlichen Verwilderung und des Verfalls der Ehe hervorrufen. Darf man sich daher wundern, daß die Ehe und das Familienleben in unsern großen Städten einen so traurigen Anblick des Verfalls darbietet? Die Ehe ist schon längst nicht mehr das große Sacrament in Christo und seiner Kirche, sie ist ein Object für die verschiedenen Leidenschaften des Herzens, die ihre Interessen darin finden. Ist ihr Abschluß auch mit religiösen Ceremonien umgeben, so fehlt doch der innere heiligende Geist; die gemischten Ehen wachsen in riesigen Massen; die Civilehe verliert ihren abstoßenden Charakter. Und erst in ihrem Bestande, wie ist da die Ehe verwildert! Da ist keine Rede mehr von Heiligung und christlichem Leben, die eheliche Treue ist ein veralteter Begriff, die Ehescheidung ist an der Tagesordnung, und die Jugend, die aus ihr hervorgeht, erwächst in einem Geiste der Unbotmäßigkeit, der Verwilderung und Gottlosigkeit, der die Aussichten in die Zukunft noch trüber erscheinen läßt. Von den großen Städten ergießt der Strom des Verderbens sich auf's flache Land. Die Leichtigkeit des Verkehrs, der, wenn auch nur zeitweilige, Aufenthalt von Arbeitern und Handwerkern in den großen Städten, der Militärzwang, der die ganze männliche Jugend drei Jahre lang bei den Fahnen hält, das Alles bewirkt, daß der Keim des Verderbens von den großen Städten auch auf's Land verpflanzt und sein Verderben auch dorthin verbreitet wird. Wohin wird dieses Alles unsere Zeit führen, wenn nicht rasch und energisch die richtigen Heilmittel angewendet werden?

B. Rive S. J.

Die „wissenschaftliche“ Begründung der Descendenztheorie.

Huxley, welcher unter den englischen Darwinisten ungefähr die nämliche Rolle spielt, wie Häckel unter den Deutschen, macht uns in der Vorrede seines Werkes über die Stellung des Menschen in der Natur folgendes interessante Geständniß. „Eines Tages“, erzählt er, „verweilte ich ganz allein viele Stunden auf den Grands Mulets (einer Felsengruppe, die sich aus einem der Eisfelder am Montblanc erhebt). Ich war nicht ganz ohne Furcht, denn, wenn ich zu meinen Füßen das Dorf Chamounix sah, schien es mir in einem Abgrund von unerreichbarer Tiefe zu liegen. Practisch genommen war in der That die Tiefe für mich unerreichbar; denn ich kannte den Weg nicht, und wenn ich versucht hätte, ihn allein ausfindig zu machen, würde ich sicher in den Spalten des Gletschers mein Grab gefunden haben. Trotzdem wußte ich ganz gut, daß der Abgrund, der mich von Chamounix trennte — mochte er auch für mich, practisch genommen, unergründlich sein — hundert Male überstiegen worden von Leuten, die den Weg kannten und die nothwendigen Hülfsmittel besaßen. Das nämliche Gefühl, das ich damals empfand, beschleicht mich, so oft ich Mensch und Affe neben einander betrachte. Daß von dem einen zum andern ein Übergang besteht oder bestand, das ist für mich sicher; aber gegenwärtig ist der Abstand zwischen beiden gleichsam ein unergründlicher Abgrund, und ich mag lieber diese Thatsache und meine Unkenntniß des Weges, der von einem zum andern führt, eingestehen, als mich in eine jener Spalten stürzen, welche sich vor den Füßen ungeduldiger Forscher öffnen“. Ähnlich sprechen viele Descendenztheoretiker. Zwischen den einzelnen Arten und noch vielmehr zwischen den einzelnen Gattungen und Familien ist der Abstand so groß, und die Zwischenglieder sind so vollständig verschwunden, daß es unmöglich ist, den Weg wieder aufzufinden, welchen die eine Art eingeschlagen hat, um zur andern zu werden; aber trotzdem existirt ein solcher Weg! Aber woher wißt ihr denn, ihr wissenschaftlichen Herren, daß ein solcher Weg existirt, wenn ihr ihn nicht aufzeigen könnt? Wir unwissenschaftlichen Leute möchten gerne Gründe sehen; eure bloßen Behauptungen ersetzen dieselben nicht. Daß von den Grands Mulets ein Weg in's Chamounixthal hinabführt, weiß

ich sicher, weil Viele denselben zurückgelegt haben; zeigt mir ein Geschöpf, das den Weg vom Affen zum Menschen zurückgelegt hat, und ich will euch glauben, daß der Übergang möglich ist, wenngleich ich die verschiedenen Stationen des Weges nicht kenne. Leider ist weder Darwin noch einer seiner Schüler bis jetzt im Stande gewesen, irgend eine thatsächliche Umwandlung aufzuzeigen, und daher begnügen sich die Herren, die Möglichkeit einer Umwandlung darzuthun, stürzen aber dabei in ganz unwissenschaftliche Abgründe, d. h. in unsinnige Folgerungen, die aller Logik und allen naturwissenschaftlichen Thatsachen in's Gesicht schlagen.

I.

Den ersten Grundstein zum Aufbau seiner Theorie legt Darwin mit der Behauptung, daß die bisherige Ansicht von der objectiven Existenz der sog. Art als eine irrige bezeichnet werden müsse. Seitdem wurde die Veränderlichkeit der Art das Losungswort aller Descendenztheoretiker. In den Werken derselben finden wir zwei Argumente für diese Behauptung, von welchen das eine nicht beweist und das andere nicht bewiesen wird.

Ersteres macht auf die ungeheure Confusion aufmerksam, welche in naturforschenden Kreisen über den Artbegriff herrsche. „Obgleich nämlich ganze Bibliotheken über die Frage geschrieben worden seien, ob diese oder jene beobachtete Form eine Spezies oder Varietät, eine gute oder schlechte Art sei[1]," könne doch kein Naturforscher die Frage beantworten, was eigentlich eine „echte und gute Spezies" sei. — Wir glauben, daß diese Confusion so wenig auf Rechnung der Artenveränderlichkeit geschrieben werden darf, daß sie vielmehr als die natürliche Folge einer ganz andern Ursache anzusehen ist. Hat man nämlich Gelegenheit, etwas aus der Nähe zuzuschauen, wie in vielen Speziesfabriken neue Arten producirt werden, so kann jene Confusion gar nicht Wunder nehmen. Nicht bloß die Thiere, sondern auch die Pflanzen sind lebende Wesen; daher muß Jeder, welcher über die spezifische Identität verschiedener Individuen entscheiden will, dieselben im lebenden Zustande studiren. Die Nothwendigkeit dieser Beachtung der physiologischen Merkmale hat bei den Zoologen mit einigen Ausnahmen schon allgemeine Anerkennung gefunden; auch scheint es, als ob die Botaniker sich derselben allmählig fügen wollten; der Natur der Sache

---

[1] Häckel, S. 244.

nach wird es aber in der Paläontologie unmöglich sein, diese Methode in Anwendung zu bringen, und daher werden viele paläontologische Arten immer einen problematischen Werth behalten. Wo aber bisher nicht todte Thiere, nicht getrocknete Pflanzen in der Frage über ihre systematische Stellung nach allen ihren Beziehungen betrachtet wurden, da mußten viele früher unterschiedene Arten vereinigt, ja ganze Gattungen aufgegeben werden. Wir sind daher durchaus berechtigt, jene Confusion der Naturforscher auf Rechnung der Einseitigkeit zu schreiben, mit welcher viele bei ihren Diagnosen vorangehen.

Überdies geht die ganze Gehaltlosigkeit dieser Darwin'schen Beweisführung daraus hervor, daß man mittelst derselben eine ganze Anzahl physikalischer Phänomene wegzudemonstriren im Stande wäre. So brauchte man ja bloß darauf hinzuweisen, daß trotz der vielen Aufsätze, welche z. B. über das Nordlicht geschrieben wurden, kein Naturforscher sagen könne, was dasselbe eigentlich sei; und man würde der Darwin'schen Schule bewiesen haben, daß ein solches Nordlicht eigentlich gar nicht existire.

Seinen zweiten Beweis für die Veränderlichkeit der Art faßt Darwin[1] in folgende Worte: „Eine bestimmte Grenzlinie wurde bis jetzt weder zwischen Arten und Unterarten, noch zwischen Unterarten und ausgezeichneten Varietäten, noch zwischen diesen und individuellen Verschiedenheiten gezogen. So bilden die individuellen Verschiedenheiten wohl den ersten Schritt zu den unbedeutenden Varietäten, welche dann (durch Zuchtwahl) in auffällige Varietäten, Unterarten und Arten verwandelt wurden. Der Ausdruck „Spezies“ ist demnach ein arbiträrer, von dem „Varietät“ nur dadurch verschieden, daß dieser auf minder abweichende und mehr schwankende Formen angewendet wird.“

Zwar weiß Darwin sehr wohl, daß man jene Grenzlinie immer in der begrenzten oder unbegrenzten Fruchtbarkeit der durch Kreuzung verschiedener Individuen etwa entstandenen Mischlinge finden zu müssen glaubte. Aber er meint, daß „die Fruchtbarkeit keinen fundamentalen Unterscheidungsgrund zwischen Varietäten und Arten abgeben könne.“[2] Es lohnt sich der Mühe, die Beweise, die uns bei Darwin und seinen Schülern für diese Behauptung aufstoßen, etwas näher anzusehen.

Zunächst erfahren wir, daß die sog. Blendlinge, welche durch Ver-

---

[1] Entstehung der Arten, 2. Cap.
[2] A. a. O. 8. Cap.

mischung verschiedener Varietäten derselben Art entstehen, nicht unbegrenzt fruchtbar sein sollen. Zwar „kennen wir keinen hinlänglich glaubwürdigen Fall von Unfruchtbarkeit bei der Kreuzung verschiedener Rassen domestizirter Thiere; bei den Pflanzen aber zeigen einige Fälle, daß die Reproduktionsorgane gewisser Rassen so verändert sind, daß sich dieselben weniger leicht unter einander kreuzen, und eine geringere Anzahl von Samen geben, als die andern Varietäten derselben Arten."[1] Und das ungeheure Versuchsmaterial, auf Grund dessen wir belehrt werden, daß „es ganz unmöglich ist, Varietäten, Spielarten und Rassen von den sog. guten Arten zu unterscheiden"[2], liefert zwei Sorten Zwergmais und die weißen und gelben Varietäten von neun Arten der Wollkerze, welche Gärtner untersuchte. Da dürfen „die jüngeren und aufstrebenden Naturforscher" es allerdings unberücksichtigt lassen, daß alle domestizirten Thierrassen und alle andern Pflanzenvarietäten der gleichen Art sich unbedingt fruchtbar erweisen, ja daß man oft genug in der Vermischung verschiedener Varietäten ein Mittel zur Vermehrung der Fruchtbarkeit findet. Wenn ein angehender Lateinschüler deßhalb, weil copiae (in der Bedeutung: Truppen) und einige Flüsse weiblich sind, die allgemeine Gültigkeit der Regel läugnen würde, daß Männer, Völker, Flüsse, Wind und Monat' Maskulina sind, so würde man ihn jedenfalls auslachen; in der monistischen Schule gilt dasselbe Verfahren als „vorurtheilsfreie Wissenschaft". Si duo faciunt idem, non est idem!

Als zweiter Grund, weßhalb die Fruchtbarkeit keinen fundamentalen Unterscheidungsgrund zwischen Varietät und Art abgeben könne, wird uns angegeben, daß sich bei den sog. Bastarden, welche durch Kreuzung verschiedener Arten entstehen, Abstufungen finden von unbegrenzter Fruchtbarkeit bis zur völligen Sterilität. Wir glauben zunächst nicht, daß irgend ein Systematiker vollständig und unbedingt fruchtbare Produkte einer Mischung als Bastarde ansehen wird; die Eltern derselben wird vielmehr Jeder als Varietäten derselben Art betrachten. Handelt es sich aber um eigentliche Bastarde, so muß zwischen ihrer Fruchtbarkeit bei gegenseitiger Paarung und derjenigen bei der sog. Anpaarung, d. h. ihrer Vermischung mit einer der Stammformen, wohl unterschieden werden. Diese Unterscheidung glauben wir um so stärker betonen zu müssen, je mehr sie von den Anhängern der Descendenztheorie absichtlich oder un-

[1] Darwin, Variiren der Thiere und Pflanzen 1868. Bd. 2, Cap. 16.
[2] Häckel, S. 247.

absichtlich vernachlässigt wird. Dieselben sprechen zwar von „zahlreichen Beispielen fruchtbarer Bastarde, die aus der Kreuzung von zwei ganz verschiedenen Arten hervorgegangen sind und sich trotzdem unter einander fortpflanzen". Unterwerfen wir aber diese Beispiele einer nähern Untersuchung, so finden wir entweder Mischlinge, welche von sehr zweifelhaften Arten herrühren, oder wir können nachweisen, daß jene Fruchtbarkeit nur durch Anpaarung mit einer der Stammarten erreicht worden ist. So werden wir auf die sog. Bastard-Arten der Botaniker aufmerksam gemacht, welche aus den Gattungen der Distel, des Goldregen, der Brombeere u. s. w. längst bekannt seien; das aber vergißt man zu bemerken, daß gerade diese Gattungen Arten sehr fraglicher Natur enthalten. Auch unterläßt man es hinzuzufügen, es sei mehr als wahrscheinlich, daß diese Bastard-Arten nicht durch gegenseitige Vermischung, sondern nur durch Anpaarung erhalten werden. Letzteres geht nämlich aus der Bemerkung Neilreich's[1] über diese hybriden Formen unmittelbar hervor: „Da sie selten scharf begrenzt sind, und sich bald der einen, bald der andern Stammart mehr nähern, so lassen sie sich schwer beschreiben und noch weniger unter eine Diagnose bringen, die in den meisten Fällen nur auf ein bestimmtes Individuum passen würde."

Bezüglich der „Bastard-Arten", welche von Thieren angeführt werden, können wir ganz dasselbe behaupten und beschränken uns daher auf die beiden Fälle, in welchen sich die Descendenztheorie am meisten gefällt. Der erste betrifft das Hasenkaninchen, welches Häckel Lepus Darwinii nannte und das sich nach demselben „so gut, wie eine echte Spezies durch viele Generationen fortzupflanzen scheint."

Leider ist es diesem gründlichen Forscher entgangen, daß, wie Isidor Geoffroy[2] schon vor 12 Jahren und dann auch Jean Reynaud[3] nachgewiesen haben, daß dieser Lepus Darwinii sehr schnell wieder zum Kaninchentypus zurückkehrt, wenn nicht neue Anpaarungen mit dem Hasen stattfinden.

Den zweiten „fruchtbaren Bastard, welcher in Chili seit langer Zeit zu industriellen Zwecken gezogen wird, liefern Schaf und Ziege." Thiere dieser angeblichen Zucht sind in der neuesten Zeit lebend aus Chili nach Deutschland und so auch in den Besitz von Nathu-

[1] Flora von Unter-Österreich, S. 386.
[2] Bulletin de la Soc. Zool. d'acclimatation. Séance du 28 déc. 1860.
[3] Ebendort, Séance du 12 déc. 1862.

sius[1] gekommen. Derselbe kann nun an ihnen auch nicht das geringste Kennzeichen entdecken, welches auf eine Vermischung mit der Ziege schließen ließe, und findet sie als richtige Schafe. Nach demselben Züchter ist kein Bastard von Schaf und Ziege exact beobachtet worden, und es existirt auch in keiner Sammlung ein Präparat eines solchen; daher muß man die Bastardzucht zwischen Schaf und Ziege bezweifeln.

Einen weitern Beweis Darwins für die Fruchtbarkeit der Bastarde führen wir nur der Curiosität wegen an: „Wenn die meisten unserer Hausthiere von zwei oder mehreren Arten abstammen, so sind sehr wahrscheinlich durch Domestikation die Bastarde ganz fruchtbar geworden."[2] Eine solche Argumentation illustrirt sich von selbst und in einer derartigen Logik liegt die ganze Stärke Darwins. Zum Überflusse wollen wir noch hinzufügen, daß Quatrefages[3] mittelst derselben Kriterien, durch welche Darwin die Abstammung aller zahmen Taubenrassen (150) von der Felsentaube nachweist, diejenige aller andern Hausthiere von einer einzigen Stammart sehr wahrscheinlich gemacht hat.

Mit dieser längern Erörterung des zweiten Darwin'schen Beweises für die Veränderlichkeit der Art haben wir demselben eigentlich viel zu große Ehre erwiesen. Denn mit einer solchen Logik kann man geradezu Alles beweisen. So gelangen wir z. B. mittelst derselben zu folgender Schlußreihe: Eine bestimmte Grenzlinie wurde bis jetzt weder zwischen dem Menschen und dem Europäer, noch zwischen diesem und dem Engländer, noch zwischen letzterem und dem Bewohner von Kent gezogen. So bilden wohl die Bewohner der Grafschaft Kent den ersten Schritt zu den Engländern, welche dann (durch Zuchtwahl) in Europäer und Menschen verwandelt wurden.

Wenn wir alle diese Mängel der Darwin'schen Argumentation beachten, so muß es uns sicher auffallend erscheinen, daß irgend Jemand auf solche Beweise hin glauben kann, die Veränderlichkeit der Art sei auch nur wahrscheinlich gemacht. Es muß uns dieses bei Naturforschern um so mehr auffallen, als ihnen doch Beispiele genug bekannt sein müssen, welche ungleich mehr für die Beständigkeit, als für die Veränderlichkeit der Art sprechen. Wir wollen jene Thier- und Pflanzen-Arten nicht erwähnen, welche heute noch von denjenigen durchaus nicht verschieden

[1] Hermann von Nathusius, Vorträge über Viehzucht und Rassenkenntniß. I. Theil. 1872. S. 26.

[2] Entstehung der Arten. 8. Cap.

[3] Revue des cours scientifiques. 1868—69.

sind, die aus den ältesten ägyptischen Denkmälern bekannt wurden; denn man könnte sich hier, wiewohl mit Unrecht, auf die Kürze der Zeit berufen. Aber auf jene Thier=Arten wollen wir aufmerksam machen, welche zugleich in der Ostsee und in gewissen Süßwasserseen von Schweden, Norwegen und Finnland leben. In diesen blieben sie nach der Ansicht schwedischer Geologen zurück, als dieselben durch die Hebung Skandinaviens von der früher mit dem Eismeer zusammenhängenden Ostsee getrennt wurden und ihren Salzgehalt allmählig verloren. Auch weisen wir auf jene unserer Alpenpflanzen hin, welche als die Überreste der nordischen Flora angesehen werden, die sich zur sog. Eiszeit über einen sehr großen Theil der nördlichen Hemisphäre ausbreitete, und dann wieder durch die zunehmende Wärme gezwungen wurde, sich in die rauheren Alpen und nach Skandinavien zurückzuziehen. Endlich glauben wir noch O. Heers Kolonieen von Alpenpflanzen erwähnen zu müssen, welche bei der damals erfolgenden Entgletscherung des Landes in Torfmooren und auf Hügelkuppen von höchstens 4000 Fuß Höhe zurückblieben und mit Pflanzen der Alpen und Skandinaviens völlig identisch sind. Trotzdem also in diesen und in vielen andern Fällen in der Folge der Zeit die Lebensverhältnisse der verschiedenen Repräsentanten dieser Arten sich durchaus anders gestalteten, läßt sich bei denselben auch nicht der Anfang einer örtlichen Veränderung nachweisen. Wir finden uns daher zu dem Schlusse berechtigt, daß die Veränderlichkeit der Art bis jetzt nicht nur nicht erwiesen, sondern gar nicht wahrscheinlich gemacht ist.

Die Darwin'sche Hypothese ist eigentlich nichts anderes, als eine Übertragung des künstlichen Züchtungsverfahrens bei der Kultur unserer domestizirten Organismen auf die Natur. Dieselben drei Momente, auf welchen die Zucht künstlicher Rassen beruht, Variabilität, Vererbung und Auslese, hat Darwin auch in der Natur gefunden und daraus zwei Schlüsse gezogen, welche uns nicht recht einleuchten wollen. Zunächst meint er nämlich, daß die Natur, welche über unmeßbare Zeiten zu verfügen habe und in ihren Werken eine viel größere Beständigkeit zeige, als die Kunst, nicht nur Rassen, wie letztere, sondern Arten hervorbringen könne; denn Rassen seien ja nur beginnende Arten. Sodann schließt er mit echt monistischer Logik: weil also die Arten allein durch die Kräfte der Natur entstehen *können*, deßhalb sind sie *wirklich* so entstanden. Der erste Schluß ist unbegründet und der zweite ist geradezu lächerlich. Denn daraus, daß eine Feuersbrunst entstehen *kann*,

wenn eine Flasche mit Wasser als Brennglas wirkte, folgt sicher nicht, daß dieselbe wirklich so entstanden sei. Wenn daher auch gegen die Erörterung Darwins vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus nichts zu erinnern wäre, so würde daraus noch lange nicht folgen, daß die Arten nach seiner Denkweise entstanden seien.

Sehen wir uns nun die einzelnen Punkte unserer Hypothese etwas genauer an, und beginnen wir mit der Variabilät als der Grundlage derselben. Weil Darwin fand, daß auf der letztern die ganze Züchtungskunst des Menschen beruhe, so mußte er natürlich diese Veränderlichkeit für eine ganz allgemeine Eigenschaft aller Organismen ohne Ausnahme ausgeben. So gerne wir auch zugestehen, daß sich bei unsern kultivirten Arten und auch bei einigen höher organisirten wild lebenden Pflanzen und Thieren in gewissen Grenzen eine Veränderlichkeit findet, eben so sehr müssen wir ihre Allgemeinheit vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus nicht nur als unerwiesen, sondern auch als unwahrscheinlich bezeichnen. Ersteres gesteht die Darwin'sche Schule selbst ein, indem sie zugibt, daß wir individuelle Verschiedenheiten „namentlich bei den niedern Thieren nicht leicht wahrnehmen" könnten, „sie aber auch da nothwendig voraussetzen müßten, wo wir mit unsern groben, sinnlichen Hülfsmitteln nicht im Stande seien, sie zu erkennen." Unwahrscheinlich aber ist die Veränderlichkeit vom rein naturwissenschaftlichen Gesichtspunkte aus deßhalb, weil er die physiologische Thätigkeit der Ernährung als ihre Grundursache ansehen muß. Denn gerade die niedrigsten Wesen, welche als die Stammformen der ganzen Organismenwelt nach der Hypothese am veränderlichsten sein müßten, zeigen sich gegen die sie umgebende Außenwelt (deren Wechselbeziehungen zu ihnen die Ernährung bedingen) außerordentlich indifferent.

Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir die physiologischen Gründe für diese Indifferenz näher auseinandersetzen wollten; wir müssen uns vielmehr begnügen, durch einige Beispiele zu zeigen, wie der größte Wechsel der Umgebung diese Organismen völlig unberührt zu lassen scheint.

Als das niedrigste Wesen der lebenden Schöpfung sieht die heutige Naturforschung die sog. Moneren an, deren ganzer Körper von einem gleichartigen Schleimklümpchen gebildet wird. Da sich wirklich eine einfachere Bildung kaum denken läßt, so müssen sie von den Descendenztheoretikern als die eigentliche Stammform der ganzen organischen Welt und damit als die ältesten Organismen überhaupt in Anspruch genom-

men werden. Geben wir denselben einmal zu, daß diese Moneren vor allen andern lebenden Wesen auf der Erde existirten, obgleich es nie möglich sein wird, dieses zu beweisen, so folgt daraus nothwendig ihre größte Indifferenz gegen die Umgebung. Die außerordentlichen Veränderungen nämlich, welche nach dem einstimmigen Zeugniß der Geologen während der verschiedenen Perioden mit der Erde vor sich gingen, genügten nicht, Bedingungen herzustellen, in welchen diese Wesen nicht hätten gedeihen können. Da sie aber diesen außerordentlichen Wechsel der Lebensbedingungen unverändert überdauerten, da sie heute unter so sehr verschiedenen Verhältnissen noch ebenso einfach sind, wie zu Anfang des organischen Lebens, so folgt nothwendig, daß der sie umgebenden Außenwelt ein verändernder Einfluß auf ihren Körper nicht zugestanden werden kann.

Doch gehen wir von den hypothetischen fossilen Moneren über zu jenen niedrigen Thieren, welche uns in den ältern Schichten Spuren ihres Daseins zurückließen. Um nicht zu lang zu werden, erinnern wir an die zahlreichen Formen derselben, welche sich mehrere geologische Perioden hindurch unverändert erhalten haben. So existirten z. B. heute lebende Rhizopodenarten schon in geringerer Anzahl während der Kreide-, in größerer während der Tertiär-Formation, obgleich sich ihre Lebensbedingungen durchaus anders gestaltet haben. Endlich weisen wir noch auf jene Beispiele hin, welche wir früher zu Gunsten der Arten angeführt haben und die beweisen, wie auch bei höhern Organismen der Nachweis allgemeiner Veränderlichkeit seine Schwierigkeiten hat.

Eben so sehr wie die geologische spricht auch die geographische Verbreitung der Thierwelt für die völlige Indifferenz der niedrigsten Organismen gegen ihre Umgebung und widerspricht somit der Annahme der Variation als einer *allgemeinen* Eigenschaft aller organischen Wesen. So „finden sich unter den Rhizopoden Bewohner des Nordkap wieder im mittelländischen Meere und selbst an den kanarischen Inseln. Beispiele des Vorkommens derselben Art im Mittelmeer und im indischen Ocean, in Westindien und im stillen Meere, zu Drontheim, im rothen Meere und in Westindien oder Australien u. dgl. m. sind gar nicht selten." Europäische Süßwasser-Rhizopoden wurden von Carter in den Flüssen Ostindiens wiedererkannt; und eine von denjenigen Arten, welche die herrliche Erscheinung des Meerleuchtens bedingen (noctiluca miliaris), findet sich sogar in der Ostsee, der Manche, dem atlantischen

Ocean, dem Mittelmeer, dem rothen Meer, am Kap, im Golf von Guinea, in Westindien und an der peruanischen Küste.[1]

Doch nicht nur die Rhizopoden, sondern auch viele andere tief stehenden Thiere zeigen eine sehr große geographische Verbreitung und es scheint, daß solche kosmopolitische Formen mit der genauern Erforschung des Meereslebens an Zahl bedeutend zunehmen. Da nun aber die Lebensbedingungen in so verschiedenen Längen und Breiten zweifellos sehr verschieden sind, so folgt aus der außerordentlichen Verbreitung der Thiere ihre Indifferenz gegen die Umgebung und damit die sehr geringe Wahrscheinlichkeit ihrer Variabilität.

Wie die große Einfachheit der Organisation bei diesen niedern Thieren nothwendig Indifferenz gegen die sie umgebende Außenwelt bedingt, so muß bei den höheren Organismen die größere Komplikation ihres Baues eine gewisse Veränderlichkeit erfordern. Dieselben sind nämlich wegen der schärfer durchgeführten Theilung der einzelnen Lebensfunktionen auf bestimmte Organe von den Verhältnissen ihrer Umgebung viel abhängiger, als die niedern Organismen. Sollten sie daher nicht gerade in ihrer vollkommenern Entwicklung den Grund ihres schnellen Unterganges in sich tragen, so mußten sie in ihrer Gestalt sowohl, als in ihren Instinkten der großen Mannigfaltigkeit ihrer Lebensbedingungen in engern oder weitern Grenzen anpassungsfähig sein. Die Plastizität ihrer Gestalt mußte daher um so größer sein, je mehr sie befähigt oder, wie viele unserer Hausthiere, bestimmt waren, unter den verschiedenartigsten Ernährungsbedingungen ihr Leben fristen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Kemp S. J.

Der Kampf gegen den apostolischen Ausspruch: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen."

Der heiße kirchlich-politische Kampf, der sich gegenwärtig abwickelt, wurde in den gelben Blättern ganz treffend mit einem Trauerspiel verglichen. Denn ein Spiel wird offenbar getrieben mit den inhaltschwersten Fragen, mit den heiligsten Interessen vieler Millionen der ge-

[1] Vgl. Bronn, Klassen und Ordnungen des Thierreichs. Bd. I.

treuesten Unterthanen. Anklagen der schlimmsten Art werden gegen zahlreiche Klassen der Bevölkerung geschleudert, ohne den mindesten Versuch eines Beweises; die gründlichsten Gegenvorstellungen und Denkschriften der berechtigten Organe der in ihrem Heiligsten und Theuersten bedrohten Kirche werden kurz abgefertigt; Tausende von Bittschriften aus allen Theilen des Landes und hervorgegangen aus den competentesten Kreisen, die Nothrufe einer geängstigten Bevölkerung, werden kaum eines mitleidigen Achselzuckens gewürdigt; die unerschrockenen Vertheidiger des unterdrückten Rechtes werden mit schlecht verhehlter, ja mit offen zur Schau getragenen Unlust angehört, um ihre Worte spurlos in der Luft verhallen zu lassen. Ein Spiel wird also getrieben mit dem Glücke und der Wohlfahrt von Millionen, ja mit dem Glücke des gesammten Vaterlandes. Aber ein trauriges Spiel ist es; traurig, da mit solchen Gegenständen gespielt wird; traurig durch die schrankenlose Entfesselung des wildesten Parteihasses und noch trauriger in den Folgen, die unabweislich wie eine verheerende Fluth über das Land hereinbrechen werden.

Wie nun jedes Trauerspiel auf dem harmloseren Gebiete der dramatischen Dichtkunst seinen Knoten hat, dessen Fäden sich durch das ganze Stück verzweigen und der in seinem dunkeln Kerne die Lösung aller Räthsel des Stückes in sich birgt, so laufen auch sämmtliche Fäden des heillosen Trauerspieles, dessen Zeugen wir sind, in einen grandiosen Knoten zusammen, es ist der Kampf gegen den apostolischen Ausspruch: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“ Seit dem denkwürdigen Streite mit dem hochwürdigsten Bischofe von Ermeland bildet dieser bis dahin so ganz als selbstverständlich geltende Satz das Bollwerk, gegen welches die Einen mit Muth unablässig anstürmen, und das von den Andern ebenso muthig als entschlossen vertheidigt und behauptet wird. Wer hätte aber je gedacht, daß der große Geisterkampf, der seit Jahrhunderten hin- und herwogt, sich schließlich dahin zuspitzen würde? Daß es in unserem Zeitalter der Cultur und der Bildung, das sich bis zur Stunde noch christlich nennen will, Menschen geben würde, die es wagten, mit eisiger Kälte diese schneidige Schärfe hervorzukehren? Erinnert das nicht an jenen Geisterkampf, wo der hehre Bannerträger der göttlichen Ordnung den „zum Bewußtsein gekommenen“ Fortschrittlern sein zermalmendes: „Wer ist wie Gott“ zurief? Das moderne „hie Welf, hie Waiblingen“ lautet also dahin: „hie Gehorsam gegen Gott; hie Abfall von Gott, aber Gehorsam gegen die Menschen.“

Wir wollen uns für jetzt darauf beschränken, uns den Sinn

und die Bedeutung des Spruches: Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen, zu vergegenwärtigen und den vollen Gegensatz zu constatiren, in welchen die moderne Kirchenpolitik zu diesen Worten tritt. Nächstens wollen wir dann an der Hand der Geschichte den Nachweis liefern, daß nicht bloß die Christenheit, sondern die gesammte Menschheit von jeher sich für den apostolischen Ausspruch ausgesprochen hat.

I.

Um uns zu orientiren über den Sinn und die Bedeutung des bestrittenen Satzes, vergegenwärtigen wir uns einen Augenblick die Situation, in welcher die epochemachenden Worte gesprochen worden sind. Wir werden da hinaufgeführt bis in die allerersten Zeiten des aufblühenden Christenthums. Seit dem ersten Pfingstfeste, wo die Kirche zum ersten Mal als solche in die Öffentlichkeit trat, sind nur wenige Tage verflossen, und schon bietet sich den Vorstehern der Kirche Gelegenheit dar, mit ihrem wahren Programme offen an's Licht zu treten. Die auf erstaunliche Wunder basirten Erfolge der ersten apostolischen Predigten brachten nämlich die schlichten galiläischen Fischer vor die Schranken des jüdischen Synedriums. Auch hier verkünden sie muthig die Wahrheit von der Auferstehung des Gekreuzigten, und mit Gründen lassen sich ihre begeisterten Worte nicht widerlegen. Da wird zur offenen Vergewaltigung geschritten, durch strenges Verbot soll ihnen der Mund geschlossen werden. Was werden die glaubensmuthigen, jedoch ebenso gewissenhaften Apostel antworten, denen Christus der Herr aufgetragen: „Gehet hinaus in alle Welt und prediget das Evangelium jeglicher Creatur“ (Mark. 16, 15)? Wir sehen sie keinen Augenblick schwanken. Durchdrungen vom lebendigsten Glauben an die Gottheit ihres geliebten Meisters und von der unaussprechlichen Wichtigkeit und allseitigen Berechtigung ihrer lehramtlichen Sendung, appelliren sie an den gesunden Menschenverstand ihrer Gegner: „Urtheilet selbst“, sprechen Petrus und Johannes zu den Hohenpriestern, „ob es recht ist vor Gott, auf euch mehr zu hören, als auf Gott“ (Apostelg. 4, 19). Welche Bedeutung, welche Tragweite hat aber dieser Ausspruch der Apostel für uns und für die ganze Geschichte der Menschheit? Die Apostel sind die höchsten, vom Gottmenschen selbst eingesetzten Regierungsorgane der Kirche, welche das Glaubens- und Sittengesetz zu verkünden und endgiltig zu erklären haben; sie sind zudem vom heiligen Geiste in ganz besonderer Weise erleuchtet, in ihrer Amtsthätigkeit unterstützt und geleitet; sie besitzen für

ihre Lehrthätigkeit die Gabe der Unfehlbarkeit. Wenn nun diese Himmelsgabe sich bei irgend einer Gelegenheit bethätigte, so war es gewiß bei dieser, wo die Apostel vor den Schranken der jüdischen Obrigkeit den feierlichen Ausspruch thaten: Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Nun verweigern die Apostel in vorliegendem Falle dem von einer an und für sich rechtmäßigen Obrigkeit ausgehenden Verbote den Gehorsam, indem sie dieses Verbot als etwas Menschliches, den ihnen anderweitig gewordenen Lehrauftrag als etwas Göttliches bezeichnen. Vor Allem geben sie damit der Überzeugung Ausdruck, daß, so oft menschliches Wollen (welcher Art es immer sein mag) mit klar erkanntem göttlichem Wollen in Collision geräth, es diesem weichen muß. Ohne Zweifel setzen sie voraus, daß jeder Befehl, der von einer rechtmäßigen Obrigkeit ausgeht, so lange als göttliches Wollen aufzufassen ist, als er sich auf Dinge bezieht, welche von Gott ihrer Competenz zuertheilt sind. Aber klar ist es in den apostolischen Worten ausgedrückt, daß in gewissen Fällen auch die an und für sich rechtmäßige Obrigkeit keinen Gehorsam zu beanspruchen hat, in jenen Fällen nämlich, wo diese sich mit den Befehlen Gottes in Widerspruch setzt. Die Apostel behandeln Gehorchen und Befehlen nicht als eine „Machtfrage“, sondern als eine „Pflichtfrage“ und sind der Ansicht, daß nicht die weltliche Macht, sondern das persönliche Gewissen das letzte Wort hat, um im concreten Falle zu entscheiden, ob man einem Befehle gehorchen muß oder nicht darf. Sie machen der verbietenden Obrigkeit gegenüber ihre Überzeugung geltend, daß der ihnen von Christus gewordene Auftrag ein von Gott ausgegangener sei und muthen sogar der Obrigkeit positiv zu, sich auch zu dieser Überzeugung zu erschwingen. Dieser letzte Punkt verdient eine ganz besondere Betonung. Denn die Apostel standen vor dem Forum einer Behörde, der es wohl zugekommen wäre, ihnen die Predigt zu untersagen, wenn nicht Christus in seiner göttlichen Eigenschaft anders verfügt hätte. Deßhalb bildet die Berufung auf die Gottheit Christi den Schwerpunkt der apostolischen Worte, wie sie auch das Wesen der bischöflichen Erklärung vom 26. Mai d. J. ausmacht. In dem Ausspruche: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen“, besitzen wir also ganz authentisch den Kern des in seinen Details oft so verwickelten kirchlich-politischen Rechtsystems. Licht und klar stehen die Grundzüge des kirchlich-politischen Rechtsgebäudes vor unserem Auge. Die wesentlichen Grenzen sind scharf und bestimmt gezogen.

Kann nun der Staat sich etwa mit Recht beklagen, es geschehe ihm

hiemit Unrecht, es sei hiemit Thür und Thor geöffnet zu unbefugten Eingriffen in seine unveräußerlichen Rechte und Befugnisse? Nur derjenige Staat könnte solche Klagen erheben, der gewillt ist, die in der Natur niedergelegten Rechte der Menschheit in den Staub zu treten, und der die Launen seiner Machthaber als einzige Norm seiner Handlungen angesehen wissen will. Denn die christlich-kirchliche Auctorität erkennt das Naturgesetz in seinem ganzen Umfange an, wie das nicht anders möglich ist. Die Staatsrechte und Unterthanenpflichten bleiben unverändert. Nur insofern könnte der Einfluß der Kirche sich geltend machen, als sie in unsichern Fällen, wo sich sonst das einzelne Individuum unter quälenden Zweifeln zu entscheiden hätte, durch ihre Erklärungen die gewünschte Klarheit gibt.

Und die Kirche läßt das Naturrecht nicht nur in jeder Beziehung unangetastet, im Gegentheil sieht sie es als einen Theil ihrer Lebensaufgabe an, Fürsten und Völker zur Beobachtung des Naturrechtes anzuhalten. Es mag sein, daß die Kirche tyrannischen Machthabern ebenso sehr wie revoltirenden Unterthanen als eine lästige Mahnerin vorkommt. Aber das wird einen Staat, der es mit seinen Unterthanen ehrlich meint, nicht zum Mißtrauen gegen die Kirche veranlassen. Hiermit wären die Bedenken, welche der Staat gegen die Kirche etwa erheben könnte, beseitigt. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß die Kirche bereit ist, ihre göttliche Sendung durch Beweise zu erhärten; daß somit Gott es ist, der in der Kirche waltet. Da mag sich also der Staat vollständigst beruhigen. Oder wird etwa Gott der Herr seinen Willen dahin äußern, daß die wirkliche, objective Rechtssphäre des Staates verletzt werde? Ist er nicht selbst der Urheber des Staates, der demselben zum Wohle der Menschheit so außerordentliche Machtbefugnisse zuertheilt hat? Hat nicht Christus selbst seinem Ausspruche: „Gebet Gott, was Gottes ist", die Worte vorausgeschickt: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist?" (Matth. 22, 21.) Zwischen der geistlichen und weltlichen Macht hat demnach Gott selbst eine gesetzmäßige Erbtheilung veranstaltet, und nur Derjenige kann sich beklagen, dem überhaupt jede Theilung zuwider ist, der allein und unumschränkt auf Erden schalten will, gegen die formell ausgesprochene Willensäußerung des höchsten Herrn.

II.

Was der apostolische Grundsatz bedeute und welch' eminente Berechtigung demselben innewohne, haben wir in Kürze gesehen. Jetzt

frägt es sich: Wie stellt sich die moderne Kirchenpolitik zu dieser unantastbaren Fundamentalwahrheit? Tritt sie derselben weder in Wort, noch in That zu nahe? Leider müssen wir Beides verneinen. Denn ein Jeder bekämpft und läugnet diesen Satz, der Forderungen aufstellt, die mit dem klar ausgesprochenen Willen Gottes im Widerspruche stehen. In welch' flagranter Weise aber das von der jetzigen unkirchlichen Kirchenpolitik geschehe, davon kann der flüchtigste Hinblick auf die beklagenswerthen Vorgänge im Berliner Abgeordnetenhause seit dem 30. November 1872 auch den Vertrauensseligsten unumstößlich überzeugen. An jenem verhängnißvollen Tage, an dem wir überrascht wurden mit dem scharf ausgeprägten „Gesetzesentwurf, betreffend die Grenzen des Rechtes zum Gebrauche kirchlicher Straf- und Zuchtmittel", lüftete sich der Schleier über dem raschen Auflösungsproceß, dem die Kirchenpolitik anheimgefallen. Schon damals mußte man sich verwundert fragen: in welchen Zeiten leben wir denn? Soll der hohe preußische Landtag mit einem Colleg über Kirchenrecht und Moral, in erster Linie über den Abschnitt von der Buße bedacht werden? Und noch mehr befremden mußte der selbstherrliche, apodiktische Ton, der durch das ganze Actenstück sich verbreitet, ebenso die zahlreichen, maßlos geschraubten Strafbestimmungen gegen kirchliche Vorgesetzte, welche mit dieser radicalen Umwälzung des kanonischen Rechtes nicht einverstanden sein würden. Aber damit gab sich der entfesselte moderne Geist, der „über die Höhe der Wolken emporsteigen und dem Allerhöchsten gleich sein will" (Js. 14, 14), nicht zufrieden. Durchblättert man die drei kirchenpolitischen Gesetzesentwürfe, die der Herr Cultusminister Dr. Falk am 9. Januar 1873 mit einer begleitenden Erläuterungs- und Empfehlungsrede dem Abgeordnetenhause vorlegte, so könnte sich einem die Vorstellung aufdrängen, als sähe man den „großen Weltbaumeister" grimmigen Blickes durch die ehrwürdigen Hallen der 2000jährigen christ-katholischen Kirche dahinschreiten, Richtschnur und Zollstab in der Hand, um den Grundriß nach Belieben zu modeln und zu drehen. Nur auf wenige Punkte soll hier die Aufmerksamkeit gelenkt werden.

Es soll, laut den Motiven zur Vorlage Nr. 1, dem Staate Raum geschaffen werden für seine obersthoheitlichen Pflichten; dabei wird jedoch zur Beruhigung ängstlicher Gemüther versichert, es solle das geschehen „unter Wahrung des kirchlichen Rechtes". Inwiefern wird nun das kirchliche Recht gewahrt in § 1: „Die kirchliche Disciplinargewalt darf nur von deutschen kirchlichen Behörden ausgeübt werden"? Nicht

bloß das einfach kirchliche Recht, sondern das positiv göttliche Recht wird durch diesen Paragraphen mit Füßen getreten. Oder wozu hat denn Christus der Herr zu Petrus und in seiner Person zu allen dessen Nachfolgern auf dem römischen Stuhle gesprochen: „Weide meine Schafe, weide meine Lämmer"? Offenbar soll demnach hier der Wille von Menschen dem klar und deutlich ausgesprochenen Willen Gottes vorgehen. Einen weitern Beitrag zur Charakteristik der neuesten Kirchenpolitik liefern die Motive zu § 10—11 (Nr. 1). Es heißt dort, die wesentlichen Fälle des geistlichen Amtsmißbrauches stellten sich als eine Übertretung positiver Staatsgesetze dar. O des glücklichen und beneidenswerthen modernen Staates, daß es ihm endlich gelungen ist, den Punkt des Archimedes, der bisher allen kirchenpolitischen Gesetzgebungen abging, glücklich zu finden! Denn jetzt können die Motive zu §§ 24—25 ohne Bedenken den salto mortale wagen und gelassen das große Wort aussprechen: „keine Kirche kann aus ihrer Verfassung Befugnisse ableiten, welche mit den Landesgesetzen in Widerspruch stehen." In diesem Satze finden wir das verhängnißvolle Spiel mit zweideutigen, in sich äußerst verfänglichen und in ihrer praktischen Verwerthung ungeheuer bedeutsamen Worten auf die Spitze getrieben. Jene Folgerung der Motive ist, rechtlich wenigstens, völlig gegenstandslos; sie ist aber im höchsten Grade befremdlich und wirft einen düstern, unheimlichen Schlagschatten auf den Geist, der die ganze moderne Gesetzgebung beseelt; wir hören daraus gleichsam das Krachen und Stöhnen der christlichen Grundlage des Staates, die unbarmherzig und unverständig aus ihren Fugen gerissen wird. Außer allen Zweifel wird Letzteres gesetzt durch die unmittelbar sich anschließenden Worte: „daß dieser Grundsatz, welcher sich aus der Hoheit des Staates von selbst ergibt, durch das in neuerer (erst?) Zeit vielfach aufgestellte Princip negirt wird, wonach bei einer Collision zwischen staatlichen und kirchlichen Verordnungen den letzteren der Vorzug vor den ersteren gebühre, — Syllabus vom 8. Dez. 1864, Nr. 42 — liegt auf der Hand." Wie hoch wollen nun die Motive jene „Hoheit des Staates" veranschlagt wissen? Allerdings eine schwindliche Höhe muß das sein, die selbst den Gottmenschen und die von ihm eingesetzte Heilsordnung, die selbst den ausgesprochenen Willen des Allerhöchsten überragen will. Worauf soll diese absolute Zenithhöhe des Staates sich denn begründen? Jedenfalls nicht auf Gott. Übrigens leitet der moderne Staat seine unerfaßbare Hoheit selbst von einer ganz andern Quelle her, er findet dieselbe in sich selber. Schon aus diesen wenigen

Punkten springt es in die Augen, daß wir es mit einem officiellen Aktenstücke zu thun haben, das im Princip den apostolischen Grundsatz, daß man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen, bekämpft und in Abrede stellt.

Vielleicht ist es aber nicht so schlimm gemeint, als es dem Wortlaute nach den Anschein hat? Hören wir also die Vertreter und Vertheidiger der betreffenden Gesetzesvorlagen. Lassen wir vor Allem den Herrn Cultusminister Dr. Falk selbst sprechen. Wie der kurze Ausspruch der Apostel den Kern des ächt christlich-politischen Rechtssystems in sich begreift, so faßte auch Dr. Falk das moderne kirchen-politische System in wenig Worte zusammen. „Meiner Auffassung nach“, also sprach er, „und dieselbe ist ja bei Abfassung dieser Gesetze zum Theil maßgebend gewesen, stehen sich Staat und Kirche auf ethischem Gebiete völlig gleich, auf dem Rechtsgebiete dagegen steht der Staat über der Kirche“. — Herrliche Ethik! ausgezeichnetes Rechtssystem! Welchem Stadium der culturhistorischen Entwicklung des Menschengeschlechts entspricht diese Auffassung des preußischen Cultusministers? Auf ethischem Gebiete stehen sich also Kirche und Staat völlig gleich. Aber welche Idee sollen wir mit dieser ethischen Gleichheit verbinden? Soll dieses ethische Gebiet etwa das rein innerliche Gebiet des Gewissens bezeichnen, im Gegensatze zu dem in die Äußerlichkeit tretenden Rechtsgebiete? Aber woher nimmt da der Staat seine völlige Gleichheit mit der Kirche? Will er etwa auch über die Gewissen der Unterthanen herrschen? Bei Gott! da soll er die Interessen des Gewissens seiner Unterthanen besser wahrnehmen und nichts von demselben verlangen, was dessen klarsten und unerbittlichsten Aussprüchen widerstrebt. Oder soll es bedeuten: in ethischer Beziehung legen alle Gebote und Aussprüche des Staates und der Kirche dieselbe strenge Verpflichtung auf, beiden wohnt dieselbe bindende Kraft inne? Aber welch ein Mischmasch von Ungereimtheiten läge in dieser so allgemein gefaßten Erklärung! Also dem Staate ist in seiner Doctrin und Disciplin die Gabe der Unfehlbarkeit eigen; also der Staat mit seiner rein natürlichen Ordnung steht der übernatürlichen Ordnung der Kirche völlig gleich; also die menschlichen Gebote des Staates behaupten denselben Rang wie die in der Kirche niedergelegten göttlichen Gebote, also sind im Falle, wo Staat und Kirche sich Widersprechendes befehlen, wie es nunmehr, Dank den Launen des modernen Staates, immer mehr Sitte wird, die Befehle Beider gleich bindend! Aber wehe da den unglücklichen Unterthanen zwischen Hammer

und Ambos und noch mehr wehe der ganzen bestehenden Weltordnung! Denn wenn den Geboten Gottes eine gleich starke Kraft feindlich gegenübertritt, so haben wir den Dualismus des Zoroaster mit seinem Ormuz und Ahriman. Und das religiöse Princip ist alsdann offenbar in ungleich schlimmerer Lage; denn auf ethischem Gebiete sind Staat und Kirche völlig gleich, auf dem Rechtsgebiete aber steht der Staat über der Kirche. Und wie ist auch das wieder zu verstehen? Ist etwa der Staat die Quelle aller Rechte, so daß er auch der Kirche die ihrigen gnädig zumißt? Thatsächlich huldigen die Gesetzesentwürfe sammt den Motiven unverkennbar dieser exorbitanten Ansicht. Da muß wohl der Staat, schon bevor er existirte, auch den ersten Menschen ihre Rechte verliehen haben, und ohne Zweifel hat der göttliche Stifter unserer heiligen Religion nicht ermangelt, bei Herodes oder Pilatus die Erlaubniß zu seiner öffentlichen Thätigkeit zu erbitten und den genau detaillirten Bauplan der zu errichtenden Kirche unterthänigst vorzulegen. Und dabei waren ihm die äußern Verhältnisse ungleich günstiger als sie es jetzt für eine ähnliche Forderung sein würden. Denn nach dem Stimmführer der heutigen Ultraliberalen, Dr. Friedberg, müßte der moderne Staat eine Religion, die heute mit ähnlichen Ansprüchen hervorträte, im Keime ersticken, vernichten und mit Füßen zertreten. Oder sind etwa die Rechte des Staates bloß in sich, in ihrer Wurzel und ihrem innern Gehalte nach vorzüglicher, unantastbarer und heiliger, als die Rechte der Kirche, so daß die Oberhoheit daraus entspränge? Aber wo sind die Gründe, die Rechtstitel, auf welche alle diese Vorzüge sich begründen sollen? Ist es doch ein unverbrüchliches Axiom philosophischer Geister: nichts ohne hinreichenden Grund. Mögen wir nun unsere Sehkraft noch so sehr anstrengen, einen auch nur irgendwie begründeten Rechtstitel für solche Bevorzugung der Staatsrechte können wir schlechterdings nicht entdecken; vielmehr erheben sich sehr gewichtige Bedenken dagegen. Oder sind nicht die Rechte der Kirche sammt ihrem überirdischen Ziele unmittelbar von Gott selbst verliehen? Beziehen sie sich nicht auf eine ungleich höhere, weil durchaus übernatürliche Ordnung der Dinge? Haben sie nicht über Wohl oder Wehe einer ganzen Ewigkeit zu entscheiden?

Da ruft uns aber der Gegner wieder siegesmuthig zu: der Staat steht auf dem Rechtsgebiete dennoch über der Kirche; denn das Rechtsgebiet erstreckt sich auf alles Äußere, was mit der materiellen zeitlichen Ordnung in Verbindung steht; dieses ganze unermeßliche Gebiet ist die

ausschließliche Domaine des Staates; die Herrschaft der Kirche dagegen ist gänzlich auf das innere Gebiet der Seele beschränkt. Aber nun frägt es sich: wer hat obige, so kühn und siegesgewiß verkündete Theilung vollzogen? Ist sie in der Natur der Sache begründet? Ist sie Gottes Werk oder Menschenwerk? — Sie ist eitel Menschenwerk; ja, eine frevelhafte Usurpation, ein Attentat gegen die von Gott gewollte Ordnung ist sie, ruft uns Alles zu. So verkündet uns mit lauter Stimme die menschliche Vernunft, welche des Versuches spottet, die Religion und ihre Ausübung und Herrschaft einzig auf das innerliche Gebiet der Seele festbannen zu wollen. Denn, ruft sie unserem Gegner entgegen: hat Gott bloß die Seele erschaffen? gehört ihm nicht auch der Leib? hat der Schöpfer dem Menschen den Leib bloß dazu verliehen, daß derselbe ihm zum Werkzeuge für sich selbst und für andere Menschen, nicht aber auch für Gott diene? Besteht nicht der eminenteste Vorzug des vernunftbegabten Menschen darin, daß er durch seinen unsterblichen Geist die gesammte Welt nicht bloß sich, sondern vor Allem Gott dem Herrn dienstbar mache? Also auch die äußere, in die Sinne fallende Gottesverehrung ist geboten und folglich kann das Gebiet der Kirche unmöglich rein auf das Innere der Seele beschränkt sein. Die Grenzpfähle des Staates müssen demnach unter jeder Bedingung zurückgeschoben werden. Aber nicht bloß durch die Natur der Dinge hat Gott seinen Willen kund gethan, sondern auch durch ausdrückliche Gebote und Verordnungen: eben durch die Stiftung einer sichtbaren, aus Menschen bestehenden Religionsgesellschaft, die er mit vielen in die Sinne fallenden religiösen Verrichtungen beauftragt hat. Da gilt der unumstößliche Grundsatz: wer ein bestimmtes Ziel mit bestimmten Pflichten erhalten, der besitzt auch entsprechende Rechte, die ihm keine Sophisterei wegdisputiren kann. Alles, was zur Heranbildung und Leitung der Menschen zum ewigen Leben nach den Geboten und Einrichtungen Christi nothwendig ist, das muß als souveränes Eigenthum der Kirche betrachtet werden. Das ist so selbstverständlich, daß wir unter verwandten Verhältnissen alle Völker darnach handeln sehen, wie uns die Geschichte zeigen wird. Es läßt sich demnach der vom Herrn Cultusminister ausgesprochenen Grenzregulirung absolut kein vernünftiger Sinn abgewinnen; es beruht Alles auf erstaunlicher Begriffsverwirrung und vollständiger Unkenntniß oder Mißachtung der einfachsten religiösen Grundwahrheiten. Es birgt jene cultusministerielle Ansicht den Kern zu den abentheuerlichsten religiösen und politischen Umwälzungen in sich.

Der philosophisch, theologisch und juristisch unantastbare Grundsatz, daß man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen, erscheint nach jener Theorie keineswegs als gesichert, ja die stricte Consequenz führt nothwendig zur Bekämpfung und Leugnung derselben.

Folgende kurze Notizen über einige Plänkler auf gegnerischer Seite mögen als Illustration und Bestätigung des schon Gesagten aufgefaßt werden. Wir können uns dabei, unbeschadet der beabsichtigten Klarstellung des Sachverhaltes, um so kürzer fassen, als es die Stimmführer der Regierungspartei durchweg an der wünschenswerthesten Offenheit nicht fehlen lassen. Der hemmenden officiellen Stellung entkleidet, läßt die sichtlich überwallende Siegesfreude sie die diplomatische Zurückhaltung, die ehedem geboten schien, gänzlich vergessen. Es entrollen sich da Nachtbilder, die lebhaft an das unlängst inscenirte Nachtbild des Figaro „Schwarzwildjagd" erinnern. Da hören wir in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 10. Januar 1873 den Abgeordneten Lasker mit besonderer Kraft die Staatsomnipotenz und unzweifelhafte Souverainetät des Staatsgesetzes betonen und behaupten: es sei unzulässig, wenn in der Allocution stehe, daß die Gebote Gottes höher seien, als die der irdischen Macht. — Der Abgeordnete Dr. Virchow fürchtet, der Staat möchte ihm, dem fortgeschrittenen Mediciner, die Himmelsthüre öffnen. Deßhalb erklärt er vorsorglich in der Sitzung vom 17. Januar: „Der Staat habe mit den Schlüsseln des Himmelreiches gar nichts zu thun und nicht das religiöse, sondern nur das sittliche Element zu berücksichtigen." Auch ihm ist der apostolische Grundsatz, von dem wir reden, ein gewaltiger Dorn im Auge. Mit nackten Worten schleudert er in der Sitzung vom 30. Januar den Vertheidigern desselben folgende Kriegserklärung entgegen: „Für die Regierung, sagt er, handle es sich jetzt darum, gegen die preußischen Katholiken — er wünschte allerdings lieber, daß jene Leute katholische Preußen wären — und gegen einen durch Gesetzgebung und lange Praxis entstandenen Grundsatz Front zu machen, nämlich gegen den Grundsatz, daß es Fälle gebe, in denen man den Staatsgesetzen keinen Gehorsam schuldig sei." Herr Virchow zählt sich demnach zu den Bekennern des unbedingten Gehorsams gegen die Staatsgesetze; er gestattet demnach auch im Falle eines entgegenstehenden göttlichen Gebotes keine Ausnahme. In jedem Falle sind wir gemahnt und vergewissert, daß männiglich, der die Staatsgesetze nicht als sein Idol anbeten, sondern beim alten Gotte in Freud und Leid ausharren will,

es nach der Ansicht der jetzt übermächtigen Partei mit der „Front der preußischen Regierung“ zu thun bekommen soll. — Das bestätigt uns der Abg. Graf Bethusy-Huc, der in der Sitzung vom 17. Januar auch eine Lanze gegen unsern staatsgefährlichen Grundsatz glaubte einlegen zu müssen. Nachdem der Herr Graf pflichtschuldigst seine krankhafte Gespensterfurcht vor dem Syllabus an den Tag gelegt, erhebt er sich zu folgender Kraftstelle: „Überhaupt darf man keine Orden im Lande dulden, die ihre Befehle vom Auslande beziehen und dem Grundsatze huldigen: man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“ — Hören wir nur noch die Worte des um die Herbeiführung der neu-heidnischen Ära so hochverdienten Herrn Gneist. „Das Naturrecht — so sagte dieser Herr in der kirchenpolitischen Session vom 11. Februar — sei veraltet; der Staat könne vor dem Dogma nicht stehen bleiben.“ Also an diesem Punkte wären wir bereits angelangt! Nun, Glück auf zur Fahrt in die Tiefe.

Wenn also die Worte noch einen Sinn haben, und wenn klar ausgesprochene Worte mit Recht auf die innere Gesinnung schließen lassen, so müssen wir, so sehr auch unser christliches und menschliches Gefühl sich dagegen sträuben mag, unser Urtheil dahin formuliren: daß gegenwärtig eine Partei tonangebend ist, welche offen und ungescheut Gott dem Herrn selbst den Krieg erklärt und welche sich anschickt, mit Einsetzung der Gesammtmacht des Staates den Willen der Menschen über den Willen Gottes zu stellen. Sollte man da nicht versucht sein, sich selber zu fragen, als sei man von einem tiefen, wunderlichen Traume erwacht: wo befinden wir uns denn? Leben wir nicht in einem christlichen Lande? Haben wir nicht eine großartige, glanzvolle christliche Geschichte von beinahe 2000 Jahren hinter uns, reich und gesegnet in jeder Beziehung? Mit nüchternem Blicke überschauen wir alles das, Dokumente ohne Zahl gewährleisten uns die volle objective Richtigkeit unserer christlichen Ideen, Erinnerungen und Kenntnisse: die kolossalsten christlichen Denkmale legen auf der ganzen Erdenrunde Zeugniß ab von einer herrlichen Vergangenheit. Und doch, wir gewöhnliche Menschenkinder, die wir einen großen Theil wenigstens unseres Lebens in wachem Zustande hinzubringen pflegen, scheinen bei voller Besinnung bisher nur geträumt zu haben! Was sagt aber der moderne Staat zu solcher Bloßlegung seiner haarsträubenden Religionsphilosophie? Empfindet er wenigstens eine leise Regung von Schamgefühl? Weit gefehlt. Diesen seinen religiösen Radicalismus hält er

vielmehr für die beneidenswertheste Errungenschaft der jüngsten Zeit. Die beiläufig 6000 Jahre der bisherigen Weltgeschichte verflossen sammt und sonders im Zustande der Bewußtlosigkeit, bis es den Wiederbelebungsversuchen der Herren Falk, Gneist und Consorten gelang, dem monströsen Cadaver wieder einige Zeichen des Lebens und des Selbstbewußtseins zu entlocken. Gipfelte ja der Beweis für die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit der kirchenpolitischen Gesetzesvorlagen ungefähr in Constatirung des wichtigen Ereignisses, daß der moderne Staat nunmehr „seiner selbst bewußt" geworden sei.

Die heilige Schrift erzählt von einem Blinden, der, soeben durch die göttliche Wunderkraft unseres Heilandes geheilt, sich in ähnlicher Weise bewußt wurde und überrascht und verwirrt ausrief: „Ich sehe die Menschen wie Bäume wandeln" (Marc. 8, 24). Könnte nicht dem modernen, soeben zum Bewußtsein gelangten Staate etwas Ähnliches passiren? Ob und inwiefern das der Fall sei, wollen wir auf historischem Wege untersuchen, indem wir nächstens dem klar erkannten religiös-politischen Standpunkte des modernen Staates das entsprechende Verhalten der verschiedensten Völker gegenüber stellen.

C. Brischar S. J.

Von Southampton nach Quito.

VII.

In Guayaquil.

Die Stadt Guayaquil ist nicht sehr groß; sie wird etwa 8—10,000 Einwohner zählen. Auch macht sie sich des Nachts schöner als am Tag. Denn Nachts sieht man die Lampen und am Tag die Häuser. Indessen haben die ersten Straßen neben dem Strom ein anständiges Äußere, namentlich hat die lange Häuserreihe am Strom einen fast europäischen Anstrich, und reiche Kaufläden finden sich da; in ihnen ist aufgespeichert alles, was die ganze Republik von europäischen und nordamerikanischen Waaren bedarf; denn Industrie jeder Art ist, wie gesagt, im Lande fast unbekannt. Weiter in die Stadt hin sollte man sich aber nicht wagen. Ich hatte die Keckheit mich etwas umsehen zu wollen, wurde aber in ähnlicher Weise, wie in Colon und Panama bestraft. Die Häuser sind elender, als bei uns in den elendesten Dörfern, jede Straße scheint fast eine Kloake zu sein; das vom jetzigen Präsidenten angelegte Straßenpflaster hört bald auf, und trotz der trockenen Jahreszeit sind die Straßen kaum zu passiren. Die Sonne hat viele Wasserlöcher und Pfützen ausgetrocknet, so schnell, daß der Boden nicht Zeit fand, sich zu ebnen, nur

gymnastische Gelenkigkeit der Glieder kann darüber hinweghelfen. Zur Regenzeit braucht man hier gewiß Stelzen, um dieses bodenlose Terrain zu überwinden. Man sollte glauben, die Einwohnerschaft sei dem Präsidenten dankbar, daß er mit unermüdlicher Energie die Pflasterung der Straßen betreibt. Ganz mit Nichten. Der herrliche Platz in Quito, umgeben von der schönen Kathedrale, dem Regierungsgebäude, dem erzbischöflichen Palast, den Gesandtschaftshotels, war eine große Kloake, ein Sammelplatz von allem Unrath. Alle Straßen bis auf diesen Platz waren nämlich schon gepflastert und unter die Aufsicht der Polizei gestellt. Der Präsident legte nun hier einen herrlichen Garten an voll ewig grünender Bäume und blühender Blumen mit schönen Gängen, und ringsum mit reinlichen Straßen umgeben. War ihm die Einwohnerschaft dankbar? Gott bewahre. Des Nachts riß man die jungen Bäume um oder brach sie entzwei und zerstreute die Blumen. Wohlthaten muß man hier zu Lande mit Gewalt aufdrängen und viel Geduld dabei haben. Der Präsident stellte des Nachts seine Soldaten auf den Platz und die blieben solange, bis die Bäume groß waren und die Einwohnerschaft im Laufe der Zeit sich der Unsitte entwöhnt hatte. So sind wir zu dem herrlichen Platz in Quito gelangt, der schräge vor meinem Fenster liegt; denn unser Colleg stößt mit einer Ecke bis zwischen die Kathedrale und das Regierungsgebäude vor, rings von vier Hauptstraßen umgeben.

Ich erzähle solche Kleinigkeiten, um ein möglichst vollständiges Bild des Volkes zu entwerfen, unter das mich die Vorsehung versetzt hat. Auch sind diese Kleinigkeiten in ihrer Verbindung unter einander durchaus nicht mehr kleinlich: ein Wassertropfen ist nichts, und ein zweiter ist auch nichts, viele Wassertropfen aber zusammen bilden eine Pfütze. Seitdem ich unser liebes Deutschland verlassen, habe ich immer mehr Gelegenheit gefunden, unsern deutschen Volkscharakter hoch zu schätzen; nicht umsonst bemühen sich alle amerikanischen Regierungen um die Wette, deutsche Auswanderer in ihre Länder hineinzuziehen. Der deutsche Ansiedler arbeitet, rottet den Urwald aus, bereitet sich fruchtbare Felder, baut sich hübsche, reinliche Häuser, Dörfer, Städte; er legt Straßen an, betreibt alle Zweige der Industrie und drückt in kurzer Zeit einem Lande den Stempel der Civilisation auf; und damit verbessern sich alle gesellschaftlichen Beziehungen: die Künste und Handwerke beginnen zu blühen, die natürlichen Produkte des Landes finden Absatz, und es leben dort viele Menschen im reichen Wohlstand, wo zuvor nur wenige ein kümmerliches Dasein fristeten. Wenn wir Deutsche, recht viele Deutsche hier im Land hätten, wie würde es bald ein ganz anderes Aussehen gewinnen; es wäre ein Paradies, wie es kein zweites auf Erden gibt! Kein Klima gesünder, als das an den Abhängen und in den Hochebenen der Cordilleren, kein Land reicher an Produkten, als die herrlichen Provinzen von Manobi und Esmeraldas, in denen jetzt ausschließlich der Tiger und Panther den Herrn spielen. Die schönsten Häfen ermöglichen dort die Ausfuhr der Produkte, breite Ströme den Binnenhandel; von dort aus können die nächsten und bequemsten Straßen nach Quito, der Hauptstadt des Landes, angelegt werden. Der Präsident Garcia Moreno kennt daher auch keinen sehnlicheren Wunsch, als Deutsche

in's Land zu ziehen, und mit rastlosem Eifer arbeitet er an diesem Projekt. Soll aber der Plan gelingen, so darf seine Ausführung nicht übereilt werden. Tausende von deutschen Einwanderern sind in andern Ländern in unsägliches Elend gerathen, weil sie keine Hülfsmittel besaßen und keine Gelegenheit fanden, den Produkten ihres Fleißes Absatz zu verschaffen. Dieses Unglück soll vermieden werden. Die Einwanderer, so ist das Projekt des Präsidenten, erhalten freie Überfahrt über das Meer bis an die Küsten von Ecuador und bis in das Innere der Provinzen, die ihnen vorbehalten sind; da sie alle katholisch sein sollen, werden sie schon auf dem Schiffe einen deutschen Priester als Seelsorger haben, der sie in die Niederlassungen begleitet; in Ecuador angelangt werden ihnen Geldvorschüsse und Steuerfreiheit für eine Reihe von Jahren gewährt; die Plätze der Ansiedlung sollen mit Sorgfalt ausgewählt werden mit Rücksicht auf Handel und Gewerbe. Sie finden sogleich einfache, aber gesunde Wohnungen an Ort und Stelle, bis sie sich deren selber bessere errichten können; ein jeder erhält Freizügigkeit im ganzen Lande und kann sich ankaufen, wo er will, wenn ihm das geschenkte oder fast geschenkte Terrain, das er bekam, nicht behagt; sie finden endlich fahrbare Straßen bis Quito und zu den Häfen, um ihren Produkten Absatz und sich selbst die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen. Handwerker finden überall im Lande die reichlichste Beschäftigung; ein geschickter deutscher Schreiner oder Schlosser, Schmied oder Drechsler, Faßbinder u. s. w. kann in Quito innerhalb ein paar Jahren ein reicher Mann werden, denn nichts mangelt hier so sehr, als ein guter Handwerkerstand. Vorerst aber müssen Straßen gebaut werden nach den Seehäfen Guayaquil, denen in Manobi und Esmeraldas. Erst wenn diese fertig sind — und die zweite, welche die kürzeste Verbindung Quito's mit dem Meere herstellt, ist es in kurzer Zeit — wird es möglich der Ausführung des Projects näher zu treten.

Die Kathedrale in Guayaquil liegt an einem großen, wüsten Platz; aber sie ist ein schönes, und wenn auch schon etwas theatralisches, doch würdiges Gebäude. Sie besteht ganz aus Holz und ist — charakteristisch für die Baukunst dieses holzreichen Landes — fertig von Nordamerika aus herübertransportirt worden. In Ecuador, das häufigen und furchtbaren Erdbeben ausgesetzt ist, sollte man keine anderen Kirchen als hölzerne bauen. Hölzerne Gebäude oder auch Gebäude von Fachwerk, wie alle in Guayaquil, widerstehen den Erdbeben am besten. Während daher an allen andern Orten die Erdbeben sehr gefürchtet werden, macht man sich in Guayaquil aus ihnen nichts; die Häuser schwanken zwar etwas hin und her, aber sie stürzen nicht ein. Sonst widerstehen am besten niedrige und dabei sehr solid gebaute Häuser aus Stein oder Ziegeln, wie die meisten in Quito, aber hier vertraut man auch auf lange Erfahrung sich stützend, daß die Erdbeben keine übergroße Heftigkeit erlangen. Im übrigen Hochlande bestehen die Häuser fast alle aus gestampfter Erde oder ungebrannten Ziegelsteinen und die Wände sind dabei übermäßig dünn. Kein Wunder, daß bei Gelegenheit der **temblores** (Erdbeben) so viele Häuser zusammenstürzen und so viele Menschenleben zu Grunde gehen. Auch das Dach baut man auf eine höchst unpraktische Weise.

Holz gibt es auf der Hochebene sehr wenig, daher schont man die Balken, nimmt möglichst wenige und übermäßig schwache. Dabei werden die Balken nicht gezapft, sondern mit Stricken aus Thierhäuten oder Aloe aneinander gebunden. Bodenräume legt man nach spanischer Sitte gar keine an. Man spart die Balken, die sonst die untern Enden der Dachbalken mit einander verbinden und so dem Dache Festigkeit geben und das Ausweichen der Mauern verhindern.

Damit hängt die geistreiche Art und Weise zusammen, wie man die Decken der Zimmer und Gänge, selbst in den nobelsten Häusern, construirt. Diese Decken bestehen aus einer großen, aus Stroh geflochtenen Matte, welche man vermittelst Stricken aus Aloe an verschiedenen Stellen der Dachbalken anhängt. Von der Unterseite wird die Strohmatte zunächst mit einer Schichte von Lehm oder eigentlich einer Art kunstvoll bereiteter klebriger Erde, die wir zu deutsch „Dreck" nennen würden, beworfen und hierauf zweimal mit Kalk angestrichen. Es ist nun höchst schwierig, eine solche Decke von vorneherein vollkommen eben zu machen, wäre das eben wirklich ausnahmsweise gelungen, so ändert sich doch schon innerhalb ein paar Wochen ihre Form; die Stricke dehnen sich auf ungleiche Weise aus oder platzen entzwei, und gefahrdrohend, wie das Schwert des Damokles über dem Haupte des Tyrannen von Syrakus, hängt die Decke windschief, wellig, bauschig in allen Formen über dem Kopfe des Unglücklichen, der verurtheilt ist, sein Leben in einem solchen Zimmer zuzubringen. Wie oft beschaut sich nicht der Neuling diese verdächtigen Decken, die jeden Augenblick herunterkommen wollen, und wie oft habe ich nicht während der Stille der Nacht dieses unheimliche Klingen gehört, verursacht durch das Reißen der Stricke, welche über dem Schläfer die Stubendecke tragen sollen.

Merkwürdig ist auch, wie man sich nun vermittelst solcher Decken und Dächer gegen den Regen zu schützen weiß. Unsere deutschen Dachziegel haben den Querschnitt einer vollkommenen Welle, ein Dachziegel greift stets über den andern hinüber. Dem spanischen Dachziegel fehlt diese doppelte Krümmung, er hat einen Querschnitt, der nur einen Theil eines Kreisbogens ausmacht und daher ziemlich flach ist. Man legt nun je zwei Reihen dergleichen Dachziegel neben einander, die Höhlung nach oben und eine dritte Reihe über die Fuge, die Höhlung nach unten. Jedermann würde nun erwarten, daß alle Fugen mit Kalk verkittet werden, denn der Regen erreicht in diesem Lande eine unerhörte Heftigkeit, und spritzt beim Niederfallen mit Gewalt nach allen Seiten. Auch legt man die Dächer zu flach an; der Regen läuft nicht schnell genug ab, und namentlich geschieht dieses dort, wo zwei Dächer in einem Winkel aneinderstoßen; das Wasser staut sich und strömt mit Gewalt durch die Fugen. Unser Polytechnikum hat ein ganz neues Dach, und doch habe ich sehr oft an einzelnen Stellen den Regen ärger in's Haus hinein-, als draußen in den Hof hinabströmen sehen, gleich einem Gießbach, der eine Mühle zu treiben hat. Ja, aber warum verdichtet man die Fugen nicht mit Kalk? Das ist eben ein kitzlicher Punkt, den noch kein äquatorianischer Bauingenieur herausgebracht hat. Von vorneherein legt man die Dächer so, daß

die Verkittung von unten her unmöglich wird, von oben her geht's auch nicht, denn die Dachziegel brechen über der Arbeit entzwei. Warum geht's nicht von unten? Wegen des großen Holzmangels auf der Hochebene ist man gezwungen, die Latten zu sparen; statt deren legt man eine Lage starken Rohrs quer über die Dachbalken, die ziemlich weit von einander abstehen; das Rohr muß die Dachziegel tragen, dient natürlich gar nicht dazu, den Regen ableiten zu helfen, vielmehr verfault es in kurzer Zeit und sinkt sammt den daraufliegenden Dachziegeln ein und macht schließlich das Verkitten der Dachziegel unmöglich. Der durch's Dach dringende Regen sammelt sich nun auf den Decken der Gänge und Zimmer an wie in einem Teiche, er löst zunächst die Schichten Lehm, womit die Decken von unten her überzogen sind und stürzt dann mit fürchterlichem Gepolter Kalk und Lehm mit sich reißend in den Gang oder in das Gemach. Es sind dies kleine Schlammvulkane, Nachahmungen der großen, deren wir in Ecuador so viele besitzen. Alle Tage sieht man in einem großen Hause viele dergleichen Einbrüche, bald hier, bald dort, bald immer wieder an derselben Stelle. Und die wunderbare Geduld dieser äquatorianischen Bauführer! Ich habe gesehen, wie, so zu sagen, Tag für Tag gewisse Stellen einer Decke immer von neuem wieder einfielen und Tag für Tag hat man in dem neuen Bau immer dieselben fatalen Lücken der Decken mit Lehm und Kalk zugekittet; aber das fehlerhafte Dach darüber hat man immer so gelassen, wie es ist.

Wie kann man denn ein Dach zurecht machen, wenn einmal ein Fehler daran ist? Bisweilen zwingt die Noth zu einer solchen Reparatur, sei es um einen zerbrochenen Ziegel zu ersetzen, sei es um verschobene wieder an ihren Platz zu legen. Es ist dann jedesmal ein geistiger Genuß, einer so heiklen Operation beizuwohnen. Man braucht nicht weniger, als drei Mann dazu und wartet die Gelegenheit ab, wenn es einmal wieder durchgeregnet hat. In die verhängnißvolle Stubendecke schneidet man ein handgroßes Loch, genau da, wo sie am nassesten ist; ein mit einer sehr langen Stange bewaffneter Mann stößt mit dieser durch das Loch in perpendikulärer Richtung beständig gegen die genau darüber liegenden Dachziegel und hebt sie fortwährend auf; ein zweiter, der ausbessern soll, kriecht auf dem Dache herum, um die fehlerhafte Stelle zu suchen; ein dritter steht auf der Gasse unten und winkt rechts, links, hinauf, hinab, bis sie glücklich gefunden. Wenn das Pulver nicht schon erfunden wäre, so würden es wahrscheinlich die Äquatorianer erfinden. Wie erwünscht wären nicht deutsche Zimmerleute und Maurer! Wie ich hier eben geschildert, ist jedes neue Haus von vorneherein eine Ruine in jedem Theile seines Baues. Der Maurer baut die Mauer ohne Bleiloth; der Zimmermann macht alles ohne Zollstock; außerdem ist nach spanischer Sitte ein Zimmermann immer zugleich Schreiner und der Schreiner ein Zimmermann. Darnach sind die Arbeiten; jede Zimmermannsarbeit ist zu schwach und jede Schreinerarbeit ist zu roh und über jeden Begriff nachläßig. Einige gute Schreiner indeß haben wir in Quito, nämlich einen Deutschen mit seinen von ihm ausgelernten Gesellen. Er weiß aber, daß er gut arbeitet. Bei den gemeinen Schreinern kostet ein großer Schrank mit Flügelthüre bei sehr nachlässiger

Arbeit 60—100 Pesos (ein Peso = 4 Franken); der Deutsche verlangt vier bis sechsmal soviel. Einen ordentlichen Schlosser haben wir in ganz Quito und Ecuador nicht. Die Schlösser kommen aus Paris und sind vielfach unverbesserlich, wenn sie einmal einen Fehler haben.

Es ist klar, daß eine so lüderliche Bauart, wie die eben beschriebene, nicht geeignet ist, dem Erdbeben Stand zu halten. Dazu kommt, daß kein Mensch an die Reparatur eines Hauses denkt; ein neugebautes Haus läßt man stehen, bis es wieder von selbst einstürzt. Im Städtchen Catacunga brachten wir einen Tag zu, um uns von den Strapazen der Reise zu erholen, wir befanden uns in einem sogenannten Hotel. Die Stubendecken hingen auf die angegebene Art über unseren Köpfen, das Haus war alt und verfallen, das Dach an verschiedenen Stellen eingesunken. Doch fiel das nicht so sehr auf; denn die andern Häuser repräsentirten sich nicht besser. Mit einem Mal schreckte man uns auf, nachdem wir uns gemächlich eingerichtet hatten, was hier der Reisende natürlich immer selbst thun muß, mit dem Rufe: auf! schnell zum Zimmer hinaus, das Haus will eben einfallen! Sehr gemüthliche Aussichten! Ein Erdbeben hatte sich nicht ereignet. Ich gehe hinaus und richtig, man sah mit bloßen Augen, wie der Dachfirst sich immer mehr herabsenkte, und auf der Straßenseite wich eben die Mauer nach außen, indem sie in viele Stücke zersprang. Man stützte diese Mauer durch ein paar schräg angelegte Balken, welche die ganze Straße absperrten. Welches muß aber das Schicksal einer solchen Stadt sein, wenn ein Erdbeben sie schüttelt? In der That ist Catacunga schon mehr als einmal von Erdbeben zerstört worden. Gott bewahre uns von Erdbeben, aber eben so sehr vor solcher unverantwortlichen Nachlässigkeit!

Die Kirchen in Ecuador waren einst sehr stattliche Gebäude; sie rühren aus der alten spanischen Zeit her, wo noch ein geistiger Trieb die Nation beseelte und sie Großes vollbringen ließ. In romanischem Styl erbaut, machen sie noch heute, wo sie sich wie in Quito erhalten haben, einen großartigen Eindruck mit ihren vielen schönen Kuppeln und Thürmen. Leider sind auch diese Kirchen vielfach zerfallen, namentlich in ihrem Äußern. Außerhalb Quito aber sind die meisten nur trostlose Ruinen. Die Wände stehen noch, aber die Gewölbe, die Kuppeln und Thürme sind eingestürzt. Manchmal benutzt man irgend eine Seitenkapelle, die sich noch erhalten hat, zum Gottesdienst, manchmal irgend ein Privatgebäude.

Die Erdbeben haben diese herrlichen Kirchen zertrümmert. Es ist nicht gut, so große Werke aus Stein aufzuführen. Selbst in Quito wurden alle größeren Thürme, wie z. B. der unserer Kirche um die Hälfte kürzer, als vor 2½ Jahren die reiche Stadt Ibàra durch eine furchtbare vulkanische Explosion in einem Momente zerstört wurde und 45,000 Einwohner dieser und der zunächst liegenden Provinzen ums Leben kamen. Der Stoß pflanzte sich nach Quito fort; alle kleineren Gebäude von Stein widerstanden; nur ein Haus stürzte zusammen und begrub neun Unglückliche unter seinen Trümmern. Die Thürme der Stadt schwankten hin und her wie trunkene Leute auf der Straße; ein furchtbarer Anblick! Auch die große, prachtvolle

Kirche der Augustiner stürzte ein, die Mauern waren zu hoch, das Gewölbe zu weit gespannt. Durch die sich voranwälzende Erdwelle, wenn ihre Bewegung senkrecht auf die Längenachse der Kirche erfolgt, wird die eine Längenmauer eher getroffen, als die andere. Mit dem Erdboden und Fundament zugleich nimmt die erste Wand eine schief nach außen geneigte Stellung ein, ehe die zweite ihr in dieser Bewegung folgt. Oben also weichen die beiden Mauern weit auseinander, das Gewölbe findet keine Stütze mehr und stürzt zusammen, Alles unter sich begrabend. Je höher die Wände, je größer ihr Widerstand, desto größer ist die Gefahr. Kleine feste Gewölbe mit niederen, sehr dicken Mauern besitzen eine große Widerstandsfähigkeit, beide Wände schwanken so zu sagen gleichzeitig nach links oder nach rechts. Wohl entstehen unter Umständen Risse, aber das Gewölbe findet um so weniger Zeit zum Fallen, je niedriger die stützenden Mauern sind, die ausgewichene Mauer kehrt schnell in ihre Lage zurück. Die Kirche unseres Collegs zeigt ebenfalls sehr bedeutende Risse. Man sagt, während des Erdbebens hätten dieselben weit auseinander geklafft, aber sie schlossen sich wieder. Die Wände der dreischiffigen Kirche sind nicht sehr hoch und stehen näher aneinander und dabei steht das Gebäude tief auf außerordentlich guten Fundamenten. Es ist sehr möglich, daß die Erdbeben in Ecuador vorzüglich die Richtung von Norden nach Süden haben oder die umgekehrte Richtung, in welcher die großen Vulkane liegen. Die Kirchen nun sind, wie in der ganzen christlichen Welt, von West nach Ost gebaut. Ein kommender Stoß trifft also senkrecht auf die Längenwände der Kirche, die ungünstigste Combination, die es geben kann. Vielleicht sollte man in Ecuador eine Ausnahme von der schönen kirchlichen Gewohnheit machen und den Gotteshäusern eine Lage von Süd nach Nord geben. In allen Fällen wäre eben ein starker hölzerner und theilweise eiserner Bau am zweckmäßigsten.

Nichts läßt sich vergleichen mit den fürchterlichen Katastrophen die bisweilen einzelne Theile des schönen Ecuador in entsetzlicher Weise verwüsten. Die Geschichte kennt keine Ereignisse, die in Bezug auf das Plötzliche des Eintretens, die Ausdehnung ihrer Schrecken über weite Gebiete, die Seltsamkeit der sie begleitenden Erscheinungen und die schauderhafte Wirksamkeit der in ihnen wirkenden Kräfte mit jenen auch nur im Entferntesten verglichen werden könnten. Einzelnheiten über die Katastrophe von Riobamba, welche diese Stadt am 4. Februar 1797 von Grund aus zerstörte, hat uns Humboldt fünf Jahre nach dem traurigen Ereignisse gesammelt. Riobamba liegt wie die meisten größern Städte Ecuadors in dem langen Hochthale zwischen den Ost- und West-Cordilleren, das man gewöhnlich die Hochebene nennt, obschon von einer Ebene wenig zu sehen ist. Manchmal verengt sich dieses Thal so bedeutend, daß die beiden kolossalen Gebirgszüge sich fast berühren, dann senden die letztern einander Ausläufer zu, die sie mit einander verbinden; steile Berge, lange Gebirgszüge, freilich niedriger als die eigentlichen Cordilleren, finden sich überall. Von Nord nach Süd liegen die größern Städte: Ibàra, Quito, Catacùnga, Ambàto, Riobamba und Cuenca. Riobamba, nicht weit vom Fuße des Chimborazzo gelegen, erfreut sich eines der groß-

artigsten Panorama der Welt. Unmittelbar vor ihm erhebt sich der gewaltige Vulkan Tunguràgua, tief herab mit Schnee bedeckt, und plötzlich in der bekannten vulkanischen Form mitten aus der Ebene sich erhebend. Ringsum bilden andere riesige Schneeberge, die beiden Cordilleren, einen Kranz von blendender Schönheit. Das Ereigniß vom 4. Februar 1797 kostete in wenigen Minuten 20,000 Menschen das Leben in der Stadt und Umgebung. Gewöhnlich bestehen die Erdbeben in wellenartigen Schwingungen des Bodens; hier bestand es vorzüglich in heftigen Stößen von unten nach oben. Das Erdbeben war von keinem unterirdischen Getöse begleitet, durch keines vorher verkündigt. Ein ungeheueres Getöse, noch jetzt durch den einfachen Namen el gran ruido bezeichnet, wurde erst 18—20 Minuten später und bloß unter den beiden Städten Quito und Ibàra vernommen, aber nicht Catacùnga und Ambàto, welche dem Hauptschauplatz der Verheerung viel näher liegen. Es gibt kein anderes Ereigniß in den trüben Verhängnissen des Menschengeschlechts, durch welches in wenigen Minuten, und dazu in sparsam bevölkerten Gebirgsländern, so viele Tausende mit einmal den Tod fanden.

Der Stoß von unten nach oben war so fürchterlich, daß die Stadt in einem Momente in Trümmern lag; die Häuser wurden durch die Luft geworfen, viele Leichname der Einwohner wurden auf den mehrere hundert Fuß hohen Hügel Culca, jenseits des Flüßchens Lica, geschleudert. Klüfte öffneten sich abwechselnd und schlossen sich wieder, so daß Menschen sich dadurch retteten, daß sie beide Arme ausstreckten, um nicht zu versinken. Ganze Züge von Reitern und beladenen Maulthieren verschwanden in den sich plötzlich öffnenden Klüften, andere retteten sich mit Noth durch eilige Flucht. Die Schwankungen des Bodens, die ungleichzeitige Hebung und Senkung nahe an einander gelegener Theile desselben waren so groß, daß Personen, welche auf einem mehr als 12 Fuß hohen Chor einer Kirche standen, ohne Sturz auf das Straßenpflaster gelangten. Massiv gebaute Häuser sanken in den Boden unter das umgebende Erdreich. Die Bewohner konnten die innern Thüren öffnen und zwei Tage lang, ehe sie durch Ausgraben entkamen, vermochten sie unversehrt aus einem Zimmer in's andere zu gehen, sich Licht anzuzünden, von zufällig entdeckten Lebensmitteln sich zu nähren und haderten mit einander über die Wahrscheinlichkeit ihrer Errettung. Große Massen von Steinen und Baumaterial verschwanden. Auch kreisende Erschütterungen, bei welchen das Erdreich in horizontaler Richtung in die Runde gedreht wird, die seltensten und fürchterlichsten von allen, wurden beobachtet. Mauern wurden im Winkel umgebogen ohne Einsturz, parallele Baumalleen wurden gekrümmt, Äcker verdreht, auch fand man das ganze Hausgeräth einer Wohnung unter den Ruinen einer andern. Das lockere Erdreich hatte sich wie eine Flüssigkeit in Strömen bewegt.

So ungefähr erzählt Humboldt die Einzelnheiten der Katastrophe von Riobamba. Alles ist sehr glaublich, namentlich, was er aus eigener Anschauung gewonnen hat, weniger, was ihm die Einwohner erzählt. Seit dem großen Erdbeben von Ibàra sind erst 2½ Jahr verflossen und schon im vorigen Jahr wurden allerlei Mythen darüber erzählt. Fragte man den einen, „wann

hat sich das Ereigniß zugetragen?" so gab er zur Antwort: „vor einem Jahr"; ein zweiter meinte vor zwei Jahren, ein dritter vor drei Jahren. Bei solchen Leuten (Spaniern, nicht Indiern) ist nicht gut Geschichte studiren. Man muß sich an die eigenen Anschauungen halten, nur wenige Einzelnheiten des Begegnisses lassen sich mit Sicherheit durch bewährte Augenzeugen feststellen.

Die Katastrophe von Ibàra wurde von einem frommen Augustinerpater vorher verkündigt und als Strafe Gottes angedroht. Die Einwohner dieser Stadt und namentlich der beiden Nachbarstädte Cotocachi (ch immer unser „tsch") und Otaralo waren in große Laster versunken, mehr noch, wie man sagt, als in Quito und Riobamba. Wolle uns Gott vor einem ähnlichen Strafgerichte bewahren! Monsgr. Pigatti, früher Bisthumsverweser der Diöcese Ibàra, hat mit mir die ganze Reise von Brüssel bis Guayaquil gemacht; er war Augenzeuge des Ereignisses; von ihm habe ich einige Einzelnheiten desselben. Am Feste Mariä Himmelfahrt, nun zwei und ein halb Jahr seither, fühlte man einen leichten Stoß, ohne daß man sich viel daraus machte. Nicht solche Ruhe hatte Monsig. Pigatti; unstät trieb es ihn umher, er konnte des Nachts keine Ruhe finden, eine böse Ahnung verfolgte ihn, es war wohl der hl. Schutzengel, der ihn wie durch ein Wunder errettete. Immer war es ihm, als müßte im nächsten Moment das Haus über dem Kopfe zusammenstürzen. Endlich konnte er es nicht mehr aushalten, die Angst trieb ihn vor das Haus hinaus in's Freie. Es war ein paar Minuten nach 9 Uhr. Kaum war er vor der Thüre und so zu sagen noch mit einem Fuß auf der Schwelle, so vernahm er ein furchtbares Getöse, wie von einem fernen, aber schrecklich starken Donnerschlag. In demselben Momente stürzte er zu Boden und hinter ihm sank das Haus unter furchtbarem Krachen in Trümmer und begrub Alles, was Lebendes darin war. Ein Moment, und 4000 Einwohner von Ibàra waren nicht mehr. Indessen ist doch, wie es scheint, der größere Theil der Stadt stehen geblieben und die bei weitem größere Zahl der Einwohner gerettet worden. Wenigstens sieht man heute noch in Ibàra eine große Menge alter Gebäude. Das Unglück hätte ohne Zweifel keine so große Ausdehnung gewonnen, wenn der schlechte Bau der Häuser und deren ruinenhafter Zustand vor der Katastrophe zu dieser nicht beigetragen hätte. Die geretteten Einwohner irrten nach dem schrecklichen Ereignisse tagelang Wahnsinnigen gleich in den Feldern umher; vielfach hatten sie das Gedächtniß verloren. Erst nach einigen Tagen schwand ihre übergroße Aufregung und wagten sie in ihre Wohnungen oder wenigstens zu deren Ruinen zurückzukehren, um zu retten, was noch zu retten war. Indessen war nicht Ibàra der Mittelpunkt des Erdbebens; viel größer war die Verwüstung, welche dasselbe in Otaralo und Cotocachi angerichtet hatte, zweien Städtchen von 10,000 bis 12,000 Einwohnern. Neben Ibàra erhebt sich der große, noch thätige Vulkan Imbabura in der Ostcordillere. Weder er noch ein anderer der vielen feuerspeienden Berge Ecuadors gaben während oder unmittelbar vor oder nach der Katastrophe das geringste Lebenszeichen. Gegenüber auf der Westcordillere steigt der Cotocachi ebenfalls bis über die Grenzen des ewigen Schnees hinauf; an

seinem Fuße liegen die Städtchen Cotocachi und Otaralo. Der Berg ist ein ausgestorbener Vulkan. Niemand ahnte, daß er sich bösartig zeigen könnte. Die Berge der Andeskette bieten bisweilen ganz eigenthümliche Erscheinungen. Sind sie Vulkane, so erregen ihre Schneemassen durch plötzliches Schmelzen — bei Gelegenheit von Eruptionen — furchtbare Ueberschwemmungen: Wasserströme, in denen dampfende Schlacken auf dicken Eismassen schwimmen. Mögen sie aber Vulkane sein oder nicht, immer sickert der schmelzende Schnee in das Erdreich hinein; Höhlungen am Abhange oder am Fuß des Berges verwandeln sich so in unterirdische Wasserbehälter. Zu deren Bildung mögen aber noch mehr die Gebirgswasser beitragen, sicher ist, daß Fische in sie hineingelangen und im Dunkel der Höhle sich erstaunlich vermehren. Wenn Erdstöße die Masse des Berges gewaltig erschüttern, so öffnen sich auf einmal diese unterirdischen Gewölbe und ihnen entstürzen sich gleichzeitig Wasser, Fische, vulkanischer Tuff gemengt mit Steinen und riesigen Felsblöcken. Alles rast mit einander die Gehänge des Berges herab, überall den Lehm, die Gesteine, die ganze Pflanzenvegetation mit sich fortreißend. Ein gewaltiger Strom von Wasser und Schlamm langt unten in der Ebene an, Alles überdeckend, Alles verwüstend. Die Überschwemmungen, welche die deutschen Ströme bisweilen verursachen, sind ein Kinderspiel im Vergleich zu diesen Schlammausbrüchen der Andesgebirge. Als in der Nacht vom 19. zum 20. Juni 1698 der Gipfel des 18,000 Fuß hohen Carguairogo zusammenstürzte, so daß vom Kraterrande nur zwëi ungeheuere Felshörner stehen blieben, da entstürzte ihm ein Strom von flüssigem Tuff und unfruchtbarem Letteuschlamm, der nunmehr fast auf zwei Quadratmeilen die Felder umher bedeckt. Eine große Menge von Fischen war diesem Schlamm untermischt. Ebenso wurden sieben Jahre früher die Faulfieber in Ibàra einem Fischauswurf des Vulkans Imbabura zugeschrieben.

Dießmal bot der Cotocachi, ein Nichtvulkan, die nämliche Erscheinung. War der plötzliche Ausbruch des unterirdischen Sees Ursache der gewaltigen Erderschütterung, oder war er deren Wirkung? Beides ist möglich; aus manchen begleitenden Umständen, namentlich aber aus der furchtbaren Heftigkeit der Erdstöße und deren weite Verbreitung läßt sich der Schluß ziehen, daß die Erderschütterung jenem Ausbruche vorangieng, wenn gleich kein Zeitpunkt zwischen beiden Ereignissen sich ausmitteln läßt. In demselben Augenblick, wo die Städte Cotocachi und Otaralo in einen Schutthaufen verwandelt wurden, öffnete sich das Gebirge hoch oben unter donnerähnlichem Getöse und ein unermeßlich tiefer und breiter Strom von Wasser und Schlamm, riesige Felsblöcke mit sich forttreibend, ergoß sich in rasender Eile die Bergabhänge herab. Viele Stunden weit verfolgt das Auge noch heute die bleibenden Spuren dieses riesigen Stromes. Ein ganzes Dorf wurde unter seinen schmutzigen Fluthen begraben; kaum weiß man die Stelle anzugeben, wo es gestanden hat; denn ein Gebirge von Steinen, Schutt und gewaltigen Felsblöcken hat sich über seinen Trümmern abgelagert. Kein einziger der bei der Katastrophe darin gegenwärtigen Bewohner vermochte sich zu retten, alle fanden einen jähen, unvorbereiteten Tod. Der Hauptstoß mag in Otaralo erfolgt sein. Riesige Klüfte öffneten sich mitten in der Stadt, die Häuser weit

auseinanderreißend. Die Stöße waren so heftig, daß man ihre Gewalt noch heute an der Entfernung bemerken kann, in welche die großen Steine des Marktbrunnens fortgeschleudert wurden.

Diese Stadt, und ebenso Cotocachi wurde im eigentlichen Sinne des Wortes im Nu von Grund aus zerstört. Von 11,000 Einwohnern blieben nur 4000 am Leben, theilweise wurden sie aus dem Schutte hervorgegraben. Einen sonderbaren Anblick gewährt der Berg Cotocachi selbst. Er ist seiner Vegetation fast gänzlich beraubt; kahl und öde steht er da, glatte Wände zeigen sich, wo einst herrliche Wälder oder Alpenwiesen ein üppiges Grün zur Schau trugen. Durch das Erdbeben lösten sich eine Menge von Felsen, ganze Theile des Berges von dem übrigen los und stürzten sich vollends in die Tiefe, Alles vor sich her schiebend, den Boden aufwühlend, in Trümmer zersprengend und Alles mit Schutt überdeckend. Von manchen reichen Hacienden weiß man heute nicht mehr genau die Lage anzugeben; denn sie selbst und alles Land umher sind hundert Fuß hoch mit Felsblöcken und Geröll bedeckt; auch haben Bodenveränderungen, gewaltige Spalten und Schluchten, Hebungen und Senkungen das Aussehen des Terrains gänzlich verändert. So lag z. B. eine Haciende früher auf dem Vorsprung eines jäh abfallenden Hügels, von drei Seiten in der Tiefe von einem Fluß umströmt. Heute liegen die Trümmer dieses Landgutes auf der entgegengesetzten Seite des Flusses. Der Hügel wurde vom Berge getrennt und in gewaltigem Stoß über das Thal hinüber gestoßen, so daß der Fluß auf der entgegengesetzten Seite sich Bahn brechen mußte. Solche Thatsachen würde man nicht glauben, wenn nicht zu viele und gewichtige Zeugen für deren Wahrheit einstünden. Überall findet man auch noch heute in weiten Umkreisen den Erdboden voll tiefer Spalten und gleichsam versägt. Der Reiter muß absteigen und sich zu Fuß einen mühsamen Weg durch dieses Labyrinth von Spalten und Hebungen suchen. Von früheren sehr gut gelegten Wegen sind kaum mehr Spuren zu erkennen; sie sind wellig aufwärts und abwärts gebogen und mit hohem Schutt bedeckt. Eine früher sehr üppige Wiese ist nun 8 bis 9 Fuß gehoben und wegen Wassermangels unfruchtbar geworden. Eine Wohlthat hat das traurige Ereigniß gebracht: die ganze Gegend um Cotocachi herum litt früher bittern Wassermangel; heute laufen eine Menge von Quellen. Hängt das vielleicht auch damit zusammen, daß der Spiegel des Sees des Cotocachi bleibend um 26 Fuß gefallen ist? oder ist dieses Wasser schon damals gleichzeitig mit dem Schlammstrom in die Tiefe gefahren?

Nichts gleicht dem Stumpfsinn und der verzweifelten Gleichgültigkeit derer, welche eine solche Katastrophe überlebten. An Rettung der Verunglückten denkt Niemand; ganze Tage können diese unter dem Schutte liegen, ohne daß sich ihrer eine mitleidige Seele annimmt. Höchstens gehen die Geretteten an die Stätte des Unglücks, um ihre Kostbarkeiten oder werthvolleren Hausgeräthe hervorzuziehen. Auch hier wie überall, war es der Präsident Garcia Moreno, der unsäglich viel Gutes gethan und viele Menschenleben gerettet hat. Auf die erste Nachricht von dem traurigen Ereigniß, eilte er wie ein Sturmwind an Ort und Stelle; Niemand im ganzen Lande kann sich mit



ihm in Schnelligkeit des Reitens messen. In eigener Person leitete er die Ausgrabungen, mit unerbittlicher Strenge die Gleichgültigen zur Arbeit antreibend. Seine Anwesenheit war um so dringender, als sich die Indier der ganzen Gegend erhoben hatten, um das Joch abzuschütteln. Sie hatten in ihren niedrigen Strohhütten auf dem flachen Lande wenig gelitten, nun machten sie sich auf, um den letzten Rest der verhaßten Spanier zu vernichten. Otaralo und Cotocachi waren nicht mehr. Ibàra war auf das Gräulichste verwüstet und die verzweifelten Einwohner erwarteten Tag und Nacht einen Angriff der ringsum mit einander vereinigten Feinde. Ein anderer Trupp Indier marschirte auf Quito los; denn sie dachten, dort hätte das Erdbeben eine ähnliche Verwüstung angerichtet. Erst auf die sichere Nachricht, daß sich dort nichts Sonderliches zugetragen habe, kehrten sie um und bewogen ihre Brüder zur Niederlegung der Waffen.

Ein trauriges Licht werfen einige Thatsachen auf den Charakter und sittlichen Zustand der Bewohner jener Unglücksstätte noch nach dem großen Ereigniß. War dieses ein Gottesgericht über ein Geschlecht, das keiner Besserung mehr fähig war? Ganze Familien von altem Geschlecht sind sammt ihrem Namen untergegangen. In einem Hause zu Otaralo hatten sich sämmtliche Mitglieder einer weitverbreiteten und, wie es heißt, sehr gottlosen Familie vereinigt. Sie feierten ein großes Fest; an Blasphemien soll es nicht gefehlt haben, Alles war berauscht und gewiß nicht auf die Wanderung in's ernste Jenseits vorbereitet. Noch war ihr Fest nicht beendet, und siehe, der Tod hatte sie alle mit einem Mal überrascht; die Trümmer desselben Hauses bedeckte sie alle; Niemand entkam. Wenn aber Gottes Gerechtigkeit die Schuldbeladenen treffen wollte, so gab sie Andern Zeit, um sich zu bekehren. Leider zeigt aber auch diese Katastrophe, daß selbst die furchtbarsten Ereignisse das menschliche Herz oftmals nicht zum Bessern zu stimmen vermögen. Das lehrt uns jenes Scheusal von Sohn, der seinen alten Vater, als dieser jammernd aus den Trümmern herauf ihn um Hülfe anflehte, mit der Art erschlug, um seine Erbschaft sogleich zu besitzen; das lehren uns jene Weiber, die zwei Tage darauf, vielleicht während die Leichen ihrer Männer noch warm waren oder ihr Tod noch nicht sicher festgestellt war, sich mit andern wieder verheiratheten; das zeigen uns jene Festlichkeiten, in denen die Übriggebliebenen, die Erben der unglücklichen Opfer des Erdbebens, auf die Unglücksstätten sich hinbegaben, um auf den Trümmern, auf den Gräbern ihrer Väter, Mütter, Brüder, Schwestern, Freudentänze aufzuführen. War Sodoma und Gomorrha ärger in Gottlosigkeit versunken? Auch erzählt man, der Sohn einer reichen Familie, der einzige, der aus ihr gerettet war, weil er gerade in Quito sich befand, sei Tags darauf, als er die Nachricht vom Tode der Seinigen erhalten, in die Richtung von Ibàra abgereist. Unterwegs sei er einem Trupp Menschen begegnet, die ihm sagten, es sei wahr, daß seine Familie unter den Trümmern des Hauses liege, aber auch sehr möglich, daß der eine oder der andere darunter noch lebe. Auf diese Nachricht ist der junge Mensch nach Quito zurückgeritten; er wollte Niemand retten, er wollte Erbe und der einzige Erbe sein.

Wenden wir unsern Blick von diesen Gräueln hinweg. Bis dahin habe ich kein Wort über die sittlichen Verhältnisse in Ecuador gesagt; ich werde auch ferner keines darüber verlieren. Sie sind traurig genug und namentlich waren sie es auch in Quito bis in die jüngste Zeit hinein. Eine schreckliche Verantwortung liegt auf dem geistlichen Stande, namentlich auf den zahlreichen Mönchen, deren Versunkenheit so grenzenlos war, daß man in Deutschland sich keinen Begriff davon machen kann. Wenn die Hirten so waren, wie mußte dann die Heerde beschaffen sein! Gott sei Dank, diese Zeiten nun sind vorüber. Als die allermeisten Mönche sich weigerten die Reform anzunehmen, welche neue, aus Europa gekommene, Mitglieder bei ihnen einführen sollten, jagte sie der Präsident Garcia Morena sammt und sonders zum Kloster hinaus. Nie hat es eine gerechtere Klosteraufhebung gegeben, oder vielmehr eine Aufhebung schlechter Mitglieder von Ordensgemeinden. Sämmtliche Klöster blieben bestehen, alle ihre Güter unangetastet, es wurden nur europäische Ordensleute berufen, und Alles geschah unter Mitwirkung der höhern geistlichen Behörden und des Papstes. Diese That des Präsidenten zeugt um so mehr von seiner Kraft und Regierungsweisheit, als diese Verkommenen von der Einwohnerschaft als deren Verwandten in jeder möglichen Weise Unterstützungen erhielten, und in allen Feinden des Guten, den Freimaurern und den Widersachern des Präsidenten eifrige Bundesgenossen fanden. Seit einigen Jahren ist nun in Quito ein besserer Geist eingezogen, der sittliche Zustand hebt sich immer mehr und mehr. Die zahlreichen aus Europa berufenen und sehr eifrigen Ordensgesellschaften, namentlich auch die weiblichen Orden und Congregationen, wie die barmherzigen Schwestern, die Frauen vom guten Hirten, die Damen vom heiligen Herzen, die Schulschwestern, wirken unendlich viel Gutes und besiegen langsam die Gleichgültigkeit, welche im Charakter dieser äquatorianischen Spanier liegt. Wir wollen hoffen, daß diese sittliche Besserung sich bald über das ganze Land ausbreiten wird. Dies ist nur möglich durch tüchtige, von Europäern geleitete Schulen; dieser wichtige Punkt ist dem Präsidenten nicht entgangen und als höchst praktischer Mann hat er den Elementarunterricht den Schulbrüdern und Schulschwestern übertragen; diese leisten Unglaubliches und kosten fast Nichts.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Kolberg S. J.



Recensionen.

Essays on the rise and progress of the **Christian Religion in the West of Europe from the reign of Tiberius to the end of the Council of Trent** (Studien über Entstehung und Fortgang der christlichen Religion im Westen Europa's von der Regierung des Tiberius bis zum Ende des Concils von Trient) by **John Earl Russell**. London, Longmans, Green & Comp. SS. XVI. 348. 8°.

1. Seit es dem König Heinrich VIII. von England gefiel, seine rechtmäßige Gemahlin mit dem Fräulein Anna Boleyn zu vertauschen, der Papst aber dem Scheidungsbegehren des Königs ein „Non possumus" entgegensetzte, hat das einst katholische England die Kirche Christi vertauscht mit den Lehren, welche nicht die von Gott gesetzte Auctorität, sondern das Parlament und die Könige aufstellten. Denn, um sein Verlangen durchzusetzen, zerriß der König das Band der katholischen Einheit, machte sich selbst zum Oberhaupte der Kirche, zum Gesetzgeber und Richter in Ehesachen und verlangte von seinen Unterthanen die eidliche Anerkennung dieser seiner Eigenschaft, somit die Abschwörung ihres katholischen Glaubens. In den Getreuen, welche lieber Gut, Freiheit oder Leben opferten, als ihrem Glauben entsagten, wurde die Anhänglichkeit an ihr rechtmäßiges geistliches Oberhaupt, für welches sie so Vieles litten, um so inniger; in den Andern dagegen, welche dem neuen Kirchenoberhaupte anhingen und in ihren Nachkommen bildete sich eine traditionelle Erbitterung gegen den Papst und ein Berg von unbegründeten Vorurtheilen gegen die katholische Kirche, welche bis in unsere Tage fortdauerten; denn man bedurfte eines angeblichen Grundes, die Lossagung zu rechtfertigen. Facile est odisse quem laeseris.

Diese Erbitterung, dieses vielleicht unabsichtliche Befangensein in einem ganzen Schwall historischer Vorurtheile, haben dem Verfasser des vorliegenden Buches die Feder geführt und das Material geliefert. Wenn wir dem Buche einige Worte widmen, so ist es nicht die wissenschaftliche Bedeutung desselben, die uns dazu bewegt, sondern die Überzeugung, daß man in Deutschland von kirchenfeindlicher Seite auch die oberflächlichsten Produkte zu verwerthen und anzupreisen pflegt, wenn es gilt, Krieg zu führen gegen Rom. Daher dürfte auch Russells Werk einer solchen Empfehlung sicher sein und wollen wir unsere Leser im Voraus über die Bedeutung desselben aufklären.

2. Wir beginnen mit einer kurzen Charakteristik des Buches. Wer in demselben eine „Geschichte der christlichen Religion von Tiberius bis zum Trienter Concil" zu finden hoffte, der würde sich enttäuscht sehen. Richtiger

ließe sich der Inhalt desselben vielleicht als eine Polemik bezeichnen, welche Lord Russell gegen die katholische Kirche, theilweise auch gegen alle noch gläubigen Secten führt — auf Grund weniger historischer Thatsachen, vieler historischer Märchen und subjectiver Anschauungen über das Wesen und die Geschichte des Christenthums. Wenn je, so gelten von ihm die Worte des Faust:

„Und was man so den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eig'ner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln."

Der religiöse Standpunkt des Verfassers ist der des rechten Flügels des Protestantenvereins. Christus hat nach ihm vor Allem eine neue Moral, das Gesetz der Liebe, gebracht. Aber:

„Es liegt in der Natur des Menschen, eine jede gute Gabe Gottes zu verderben und zu verkehren. So ward die reine Religion Christi bald durch Aberglauben verderbt, ward sodann verkehrt in eine Quelle von Haß und bösem Willen; ward entwürdigt durch die Usurpation des Bischofs von Rom und endlich in eine Schule des Lasters und der Immoralität verwandelt" (S. 61). (Der Verfasser spricht vom vierten Jahrhundert, vom Concil von Nicäa.) „In der That, der Geist Christi war von der Kirche Christi gewichen" (S. 69, 70). Denn es war (S. 33) „die christliche Religion aus einem Gesetze der Liebe, welches Gott dem Menschen gegeben, verkehrt in eine subtile metaphysische Theorie über die Natur der Dreieinigkeit und die Substanz Christi."

Die Verheißung Christi, bei seiner Kirche zu bleiben bis zum Ende der Zeiten, scheint also Lord Russell für ein leeres Versprechen zu halten, das nicht gehalten wurde. Doch wir würden irren, wenn wir auf Grund solcher Äußerungen den Verfasser nicht für einen bibelgläubigen Christen hielten. Gegen solche Unterstellungen verwahrt er sich ausdrücklich und bekräftigt seine Worte durch die That, indem er zahlreiche Stellen aus der heiligen Schrift mit Andacht aufnimmt. Auch hofft er von der Zukunft eine Entwickelung des Christenthums, welche mehr dem Geiste Christi entspreche und sich vom Dogmatisiren mehr fern halte. Denn

„Wenn man auf den gegenwärtigen Stand der Christenheit in Europa hinblickt, und auf den Fortschritt der Aufklärung unter den christlichen Gemeinden von Amerika, Asien und Afrika, so zeigt sich vieles die Christenheit Ermuthigende, viel Grund zum Hoffen, kein Grund zum Verzweifeln. In Frankreich und Italien ist die Civilehe eingeführt, keine andere Ehe ist legal. In Frankreich und Italien ist die Erziehung in der Hand des Staates, und macht große Fortschritte (!!) . . ." (S. 346). „Ich habe das Vertrauen, daß die Zeit kommen wird, daß hinsichtlich der moralischen, wie der physischen Finsterniß, der Befehl Gottes ertönt: „Es werde Licht und es ward Licht" (S. 348).

Ehe dieß schöne Morgenroth heranbricht, welches, wie es scheint, an Stärke und Dauer das Licht des Evangeliums überstrahlen wird, möge es uns vergönnt sein, das wissenschaftliche Licht des Verfassers einer kleinen Prüfung zu unterziehen, und dabei sowohl seine Quellen, als das daraus geschöpfte Material zu berücksichtigen.

3. Die Quellen, so gesteht uns der Verfasser mit anerkennenswerther Offenheit im Beginn seiner Vorrede, habe er eigentlich weniger benutzt, auch stütze er sich nicht viel auf Thatsachen; daher habe er es für nothwendig gehalten, seinen Namen auf den Titel zu setzen. Ob der edle Lord wohl glaubt, sein in politischen Kreisen wohlbekannter Name habe auch in theologischen Kreisen Gewicht genug, um den Mangel an Kenntniß und Studium der Originalquellen zu ersetzen?

Oder meint er, daß sklavische Benutzung neuerer Werke jenen Mangel ersetzen könne? Wir wollen nicht leugnen, daß ein Staatsmann, der sich als Dilettant auf theologischem Gebiet bewegen will, sich unter Umständen mit secundären Quellen begnügen könne, wenn er sich vorher von ihrer absoluten

Treue vergewissert hat. Jedenfalls aber müßten diese andere sein, als die „reichlich excerpirte" „Geschichte der lateinischen Christenheit" des Dr. Milman, eines Protégé des hohen Lords, namentlich wenn er aus diesen trüben Quellen Männer, die bisher von der ganzen Christenheit verehrt wurden, wie einen hl. Athanasius und viele Andere, dem Haß und der Verachtung preisgeben will. Außer Dean Milman, dem wir überall begegnen, beruft sich der Verfasser wohl am häufigsten auf Sarpi, der die „beste" Geschichte des Trienter Concils geschrieben habe; Pallavicini, der Schritt für Schritt die Sarpi'schen Lügen widerlegt, ist dem Lord eine unbekannte Persönlichkeit. Ferner gehören noch Pascals Provinzialbriefe zu seinen Lieblingsquellen. Nehmen wir dazu noch Llorente, Gibbon und ein paar ähnliche Schriften, so haben wir so ziemlich alle seine Quellen namhaft gemacht, wenn wir nicht zu denselben einen „vollkommenen" (accomplished), aber nicht genannten „Jesuiten" und einen andern ebenfalls nicht genannten „gelehrten" Jesuiten rechnen wollen, welche beide in den vier ersten Jahrhunderten keinen Schriftsteller gefunden haben, der zu Rathe gezogen zu werden verdiene. Ich möchte gern diesen „vollkommenen" und diesen „gelehrten" Ordensbruder kennen. Diese Aufzählung der Quellen genügt wohl, unsere Leser über den wissenschaftlichen Werth der Arbeit aufzuklären.

4. Doch gehen wir auf einige Einzelnheiten ein, und besehen wir uns zuerst die Lehre Lord Russells über die Glaubensregel. Dieselbe liegt ihm sehr am Herzen, wie schon daraus erhellt, daß er den Ausspruch eines gewissen Dr. Jortie darüber als Motto auf den Titel hat drucken lassen. Dieser Ausspruch lautet: „Die heilige Schrift, sagen die Protestanten, ist in Gegenständen, welche zur geoffenbarten Religion gehören, die einzige Glaubensregel, und sie haben Recht. Es gibt kein anderes Christenthum als dieses, keinen andern Mittelpunkt der Einheit, als diesen. Was immer nicht klar in derselben enthalten ist, mag wahr, kann aber nicht von Bedeutung sein. Haec mea est sententia, neque me ex ea ullius unquam aut docti aut indocti movebit oratio."

Hier möchten wir, um gleich die Anwendung dieses Principes zu machen, den hohen Lord fragen, ob er glaube, daß dieß sein Princip von Bedeutung sei? Ob es die geoffenbarte Religion betreffe? Sicher wird er uns Beides bejahen. Nun! Dann wundert es uns aber doch, daß er auch nicht einmal den Versuch macht, zu zeigen, wo in der heiligen Schrift geschrieben steht, daß man Nichts glauben soll, als was in der heiligen Schrift steht!

5. Daß der Verfasser den **Primat** erst im Beginn des vierten Jahrhunderts entstehen läßt, ist nicht so sehr auffallend; setzen unsere Neuprotestanten seine Entstehung ja erst in's achte Jahrhundert oder noch später. Es ist darüber in alter, neuer und neuester Zeit soviel geschrieben worden, daß wir keine Lust haben, noch einmal darauf einzugehen; nur die Bemerkung sei gestattet, daß es selbst für einen Dilettanten in der Theologie zu wohlfeil ist, wenn er die hl. Athanasius, Hieronymus, Augustinus und Ambrosius als die Haupturheber des römischen Primats darstellt.

Das vierte Jahrhundert scheint dem englischen Exminister überhaupt sehr zu mißfallen; denn, wenn wir ihm glauben, haben auch die Wunder damals aufgehört. „Die Gabe der Wunder pflanzte sich fort auf seine (Christi) Apostel, wie uns in der Apostelgeschichte berichtet wird. Diese Gewalt jedoch endete gänzlich nach dem dritten Jahrhundert" (S. 25). Es freut uns, daß der Verfasser noch nicht so weit „fortgeschritten" ist, wie der deutsche Rationalismus, daß er vielmehr die Möglichkeit der Wunder zugibt; und in der That, es muß sie ein Jeder zugeben, welcher noch einen persönlichen, frei wirkenden Gott anerkennt. Aber, diese Möglichkeit einmal zugegeben, wo sind die Beweise, daß nach dem dritten Jahrhundert keine Wunder mehr vorkommen? Lehrt das etwa die heilige Schrift? Allerdings lesen wir

(Mark. 16, 17): „Die Zeichen aber, welche denen folgen werden, welche glauben, sind diese .....;" wir finden aber nicht den Zusatz: Dieß wird nach dem dritten Jahrhundert aufhören. Wenn der Verfasser daher auf einen andern Beweis zu greifen dächte, so bliebe ihm doch wohl nur der Weg, alle die Tausende von Wundern, welche auch nach dem dritten Jahrhundert, bis auf das neunzehnte herab, in den Kanonisationsacten eidlich und gerichtlich durch Zeugen und Sachverständige constatirt sind, als lauter Irrthümer nachzuweisen. Wir müssen aber sehr bezweifeln, daß er bei seiner geringen Vorliebe für die Quellen von diesem gewaltigen Material auch nur einen Begriff hat. Bequemer ist es freilich, mit Falstaff zu sagen: „und wenn die Gründe so wohlfeil wären, als Brombeeren, so soll mir doch Niemand mit Gewalt einen Grund abnöthigen!"

6. Doch wir müssen voraneilen in der langen Reihe der Jahrhunderte. Wir lassen die constantinische Schenkung, die pseudo-isidorischen Decretalen und manches Andere unberücksichtigt am Wege liegen, um uns im 8. Cap. des Verfassers den Mönchsorden zuzuwenden. Welch' wundersam schönes Bild entrollt sich da den Blicken dessen, der die Geschichte der abendländischen Christenheit bis zum Trienter Concil zu schildern sich vorsteckt. Im Gefolge eines hl. Abtes Augustinus besteigen wir das Schiff, um den Völkern Albions das Evangelium zu verkünden; als Begleiter des hl. Bonifacius durchziehen wir die Urwälder Deutschlands, um den stolzen Nacken der ungebändigten Germanen zu beugen unter das sanfte Joch des Erlösers. Und wenn sich inmitten früherer Einöden der ernste Rundbogen romanischer Klöster erhebt, wenn der ungekannte Ton der Glocke ertönt, dann sehen wir die Kinder heranziehen, um beim Klosterbruder die Lehren des Heils und manch' nützliche Kenntniß zu lernen. Wir treten in die einsame Zelle des Mönches, welcher die Geistesschätze des heidnischen und christlichen Alterthums mit sorgsamer Hand auf dauerhaftes Pergament, mit schönen Initialien geziert, überträgt; wir sehen, wie die Bücherschätze eines Fulda und Corvey sich anhäufen; wie ein anderer Sohn des hl. Benedict die noch nackten Wände des neu erbauten Münsters mit Bildern heiliger Geschichte ziert, und wie wiederum ein anderer den künstlichen Bau der Orgel zusammenfügt, daß selbst der eherne Mund in sanfte Harmonie sich auflöse, um die Herzen der Menschen zu erweichen.

Sollen wir solche Bilder bei Lord Russell erwarten? — Wie bitter würden wir alsdann enttäuscht werden! — Kleinlich referirte Anekdoten von Bußwerken, bestimmt, das Ordenswesen lächerlich zu machen; wie ein Einsiedler sein Kleid nicht ablegte, bis es in Stücke zerfiel; wie ein hl. Macarius die Stiche giftiger Fliegen nicht abwehrte und ein hl. Eusebius 150 Pfund Eisen zur Selbstpeinigung an sich trug; dann einige abgerissene albern karrikirte Notizen über den hl. Bernhard, Dominicus und Franciscus, durchwoben mit der Scandalgeschichte von Abälard und Heloise (S. 112 ff.) — Das ist dem Lord Russell die Rolle, welche das Ordenswesen in der Geschichte des Christenthums im westlichen Europa spielt! — Wie lange noch soll es dauern, daß man es wagen darf, in beschränktem Parteihaß aus der katholischen Kirche und ihren Einrichtungen Carrikaturen und Gespenster zu machen!

7. Der Verfasser führt uns nunmehr in das Zeitalter der Scholastik und — in die Zeit der Entstehung des athanasianischen Glaubensbekenntnisses. Denn dieses ist nicht, wie man bisher glaubte, ein Erzeugniß der großen Kämpfe, welche ein hl. Athanasius im vierten Jahrhundert gegen den Arianismus bestand. Es gehört somit nicht dem vierten, fünften oder sechsten Jahrhundert an. Nein! Die Scholastik des Mittelalters, ein Albertus Magnus († 1280), ein hl. Thomas von Aquin († 1274) hatten sich allzu sehr in die platonische und aristotelische Philosophie vertieft und — „die Folge war

das athanasianische Credo" (S. 128). Glücklicher Weise dürfen wir die historische Gründlichkeit der Engländer nicht nach Lord Russell beurtheilen. Wie unsere deutschen gläubigen Protestanten, nehmen auch die Anglikaner in ihrem 8. Artikel das Athanasianum unter ihren Symbolen an. In den letzten Jahren hat sich aber gegen dasselbe von der liberalen Richtung des Anglikanismus ein heftiger Kampf erhoben, in Folgen dessen ein Comité, an dessen Spitze der anglikanische Bischof von Gloucester und Bristol steht, zur genaueren Erforschung des Ursprungs dieses Glaubensbekenntnisses sich gebildet hat. Das Comité hielt es für nöthig, eine sehr alte Handschrift in Utrecht, welche das Athanasianum enthält, untersuchen zu lassen. Am 13. September 1872 war eine Photographie des betreffenden Codex eingegangen, und der officielle Bericht des Sachverständigen, Sir T. Duffus Hardy, kommt zu dem Resultat, „daß die Handschrift dem Ende des sechsten Jahrhunderts angehöre." (Tablet 26. April 1873.) Die anglikanische Saturday-Review behauptet sogar, „es fehle wenig an einem mathematischen Beweis dafür, daß das Manuscript dem sechsten Jahrhundert angehöre; die Theorie des Mr. Foulkes, nach welcher das Athanasianum eine Fälschung des hl. Paulinus aus dem neunten Jahrhundert sei, müsse als vollständig widerlegt angesehen werden" (Tablet 3. Mai), vielmehr also noch die Theorie des edlen Lord, welcher gar erst die Scholastiker des dreizehnten Jahrhunderts für die Urheber hält. Das ist freilich schlimm für unsern gelehrten Verfasser, um so mehr, da er einen förmlichen Haß gegen dieses Glaubensbekenntniß zu haben scheint, der sich dann auch wie ein rother Faden durch sein ganzes Buch hindurchzieht. Er hat eine gar merkwürdige fixe Idee, die wir etwa folgendermaßen präcisiren können: Das Christenthum ist die Religion der Liebe; nun hat aber das Athanasianum den Glauben sehr genau formulirt und erklärt, ohne diesen Glauben sei kein Heil; die Scholastiker haben viele Foliobände über speculative Fragen der Theologie geschrieben; also haben beide das Wesen des Christenthums, die Liebe, verloren. In der That, ein sonderbarer Ideengang, den man nur mit Entkleidung aller Redensarten und alles unwahren Beiwerks hinzustellen braucht, um ihn zu widerlegen! Mit Entrüstung erzählt uns unter Anderm Lord Russell vom hl. Thomas von Aquin:

„Er füllte 21 Foliobände mit seinen Werken an. Das berühmteste derselben, die Summa theologiae, wird uns von Dean Milman (Lord Russell selbst hat es nie gesehen!!) also beschrieben: „„Mein Exemplar der Summa des Aquinaten hat über 1200 Folioseiten vom engsten Druck, in doppelten Columnen, die Indices nicht mitgerechnet."" Zu solcher Gestalt ward der Abriß (the epitome) des Christenthums erweitert und umgeformt" (S. 140).

In der That, herzzerreißend, namentlich, wenn man das „kalte, abstrakte Räsonnement" hinzunimmt, dessen der Heilige sich schuldig macht!

8. Der Kampf gegen das Athanasianum und die genau formulirten Glaubenslehren gewinnt dadurch einen hochkomischen Charakter, daß Lord Russell, wenn wir — wie wir ja nicht anders können — ein bischen gesunde Logik und einige historische Kenntnisse bei ihm voraussetzen, die vom König von England eingesetzten Richter für unfehlbare Glaubenslehrer erklärt. Denn wir lesen wörtlich S. 304:

„Beim Beginn der englischen Reformation ward bestimmt, daß alle Vollmacht zur Entscheidung von Glaubensstreitigkeiten, welche bisher dem Papste zugestanden hatte, auf die vom Könige bestimmten Richter übertragen werden sollte. Die Stabilität der Kirche von England beruht auf dieser Bestimmung; und wenn auch einige Geistliche sich darüber beklagt haben, wie über einen Zügel auf ihrem Nacken und einen Zaum in ihrem Munde, so haben doch die Entscheidungen der letzten Jahre gezeigt, wie werthvoll dieses Eintreten der Richter ist für die Sicherheit der Kirche selbst."

Nach unserm beschränkten Verstande hat nun eine solche Bestimmung nur dann einen vernünftigen Sinn, wenn angenommen wird, entweder daß man eventuell verpflichtet sein könne, Irrthümer zu glauben und zu lehren; oder aber, daß Gott durch besondere Vorsehung, wie wir Katholiken es in Betreff des Papstes annehmen, für die Irrthumslosigkeit der von den englischen Richtern getroffenen Glaubensentscheidungen sorgt. Freilich möchten wir dann an den edlen Verfasser die bescheidene Anfrage richten, wo diese Unfehlbarkeit der Richter Englands in heiliger Schrift, — denn eine andere Glaubensquelle dürfen wir ja nicht annehmen, — verheißen sei?

9. Doch wir müssen noch einen Blick werfen auf die entsetzlichen praktischen Folgen, welche der Verfasser aus dem athanasianischen Glaubensbekenntniß, überhaupt aus der Ausbildung der Dogmatik einerseits und aus dem angeblichen Abhandenkommen des Geistes der Liebe andererseits hervorsprossen sieht.

Hus ward verbrannt, obgleich er „im Besitz eines unverletzlichen Sicherheitsgeleits" war (S. 207). Der Lord weiß wohl nicht, daß dieses Geleit (der salvus conductus) der damaligen Zeit etwa unserem heutigen Paß entspricht? Daß ein Paß, um zum Gericht zu reisen, noch keine vor aller Untersuchung ertheilte Amnestie ist? Er weiß wohl nicht, daß Hus selber vor seiner Abreise zum Concil erklärte: „Wenn es mich eines Irrthums überführen und beweisen sollte, daß ich Glaubens-Widriges gelehrt, so werde ich mich nicht weigern, jegliche Strafen der Häretiker zu erdulden?"

Galiläi, so lesen wir drei- oder viermal, ward auf die Folter gespannt wegen des kopernikanischen Systems. Das müssen wir, auch wenn Dean Milman es sagen sollte, für eine einfache Unwahrheit erklären. Galiläi ward auf's Ehrenvollste behandelt; die Wohnung des Fiscals, dann „der köstliche Palast von Trinita de' Monti" in der schönsten und gesundesten Lage Roms war das Lokal seiner Haft; er selbst aber schreibt Ende 1633, daß er vom Papste „wie ein seiner Achtung würdiger Mann" behandelt sei. Mit der Unfehlbarkeit hat die Sache selbstverständlich nichts zu thun; denn es fällt Niemanden ein, die Congregationen der Cardinäle für unfehlbar zu erklären, eben so wenig, wie die Richter der englischen Krone; und ein bloßes Bücherverbot des Papstes ist eben kein Spruch ex cathedra. Wenn aber die Cardinäle, sei es aus Irrthum oder aus böser Absicht, einen Widerruf verlangten, welchen Galiläi mit gutem Gewissen nicht leisten konnte, so war es seine Sache, denselben zu verweigern und Alles über sich ergehen zu lassen, etwa wie Jemand, der auf falsche Zeugenaussagen hin zum Tode verurtheilt ist.

10. Den Glanzpunkt des Russell'schen Werkes soll, so scheint es, die spanische Inquisition bilden. Denn wo könnte man auch kräftigere Farben finden zu einem Gemälde „katholischer Verfolgungssucht", als dort? Doch die Gerechtigkeit verlangt zuvor das Anerkenntniß, daß der Verfasser, wenn er einerseits die katholischen Heiligen in den Koth zieht, andererseits die Glaubensneuerer des sechszehnten Jahrhunderts wenigstens nicht heilig spricht. Allerdings haben Luther und Erasmus die Bibel wieder unter der Bank hervorgeholt (!) und müssen wir alle jene allbekannten Märchen vom bösen Tetzel, vom Sünden-Verkauf für Geld und vom Ablaß für zukünftige Sünden vernehmen. Allerdings lesen wir (S. 194), wie Luther „die Unschuld der Taube" besessen habe. Trotzdem aber erfahren wir schon auf der nächsten Seite, daß Luther trotz seiner Tauben-Unschuld „in offene Rebellion gegen die Kirche von Rom verfiel" und daß „die Irrthümer Luthers und Calvins viel beigetragen haben, die Christen von der großen Lehre der Liebe zu entfremden" (S. 229). Viel schlimmer ergeht es dem Genfer Reformator. Calvin vereinigte „die geistliche Tyrannei eines Torquemada mit dem politischen Despotismus eines Philipp II. Die Frau des Stadt-Commandanten (in Genf) ward in's Gefängniß abgeführt zu Dieben und schlechten Weibern, weil sie schuldig be-

funden ward, auf einer Hochzeit getanzt zu haben. Die Gefängnisse waren in der Weise besetzt, daß im März 1545 der Gefängnißwärter erklärte, sie seien voll und könnten Niemanden mehr aufnehmen. In den vier Jahren von 1542 bis 1546 wurden in diesem kleinen Gemeinwesen 58 Personen zum Tode und 76 zum Exil verdammt ... Aber der unmenschlichste unter allen seinen Acten von Grausamkeit war die Hinrichtung Servets ... Die päpstliche Inquisition hätte nicht mehr thun können. Nichts schien zu fehlen. Indeß obgleich Bullinger, Peter der Martyrer und Melanchthon die That rechtfertigten, fühlte Calvin doch, daß einige überscrupulöse Personen (!) diese Härte tadeln könnten" (S. 250—252) — ich glaube wohl!

11. Nachdem wir dem Verfasser diese Gerechtigkeit haben widerfahren lassen, wenden wir uns zum „Schrecklichsten der Schrecken", zu der spanischen Inquisition. Daß dieselbe eine Staatsanstalt war, daß somit die katholische Kirche mit Unrecht solidarisch für sie verantwortlich gemacht wird, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Aber stellen wir kurz den „Grausamkeiten" der spanischen Inquisition die Verfolgungen von Seiten der anglikanischen Kirche gegenüber, um zu sehen, ob ein Anglikaner berechtigt ist, einen Stein auf diese Staatsanstalt zu werfen.

Wir wollen absehen von den handelnden Personen und von den Opfern der Verfolgung, da ja hier auf Seiten der spanischen Inquisition gar zu deutlich alle Vortheile des Vergleiches wären; — denn wer wollte einen Ferdinand und eine Isabella, auf welche Lord Russell durch eine Art Ubrykgeschichte vergeblich einen Makel zu werfen sucht, auch nur mit Heinrich VIII. und Elisabeth vergleichen, wer einen Ximenes neben einen Cramner stellen, wer die spanischen Moriskos neben einen Fisher, Morus und die englischen Katholiken? — aber auch die Zahl, selbst der Opfer, bleibt sie in England so tief unter Spanien? Heinrich VIII. ließ hinrichten 2 seiner Gemahlinnen, 2 Cardinäle, 2 Erzbischöfe und 18 Bischöfe, 13 Äbte, 500 Prioren und Mönche, 38 Doctoren der Theologie und Jurisprudenz, 12 Herzoge und Grafen, darunter nahe Verwandte, 164 Edelleute, 124 Bürger, 110 Frauen. Unter Elisabeth wurden in den letzten 20 Regierungsjahren bloß in England (von Irland ganz abgesehen) 142 Priester ihres Glaubens wegen hingerichtet (geköpft, ausgeweidet, geviertheilt); 90 Priester und Laien starben im Gefängniß, 105 wurden auf immer verbannt, 62 angesehene Laien starben den Martertod. Auch die Berechtigung des beiderseitigen Verfahrens bietet einen eigenthümlichen Contrast. In Spanien schützt man die seit Jahrhunderten bestehende Religion, welche einen integrirenden Theil der Staatsverfassung bildet, gegen revolutionäre Neuerungsversuche. Aber Heinrich VIII. verlangt, daß sein ganzes Volk den tausendjährigen Glauben der Väter verlasse, auf welchen es das heiligste Recht besitzt. Und fragen wir endlich nach den Motiven, so nöthigt die Abneigung gegen das athanasianische Credo unserem hohen Verfasser ein Geständniß ab, welches wir allen Inquisitions-Stürmern vorhalten möchten.

„Wenn daher dieses Credo der römischen Kirche (das athanasianische, welches die Annahme des katholischen Glaubens für die Bedingung des Heils erklärt) von den Königen und Königinnen, von den Erzbischöfen und Bischöfen Spaniens aufrichtig geglaubt wurde, können wir uns dann wundern, daß sie die Inquisition und deren Thaten aufrecht erhielten? Sie konnten ja also schließen: Ist es besser, daß eine ganze Nation ewig gerettet werde, oder daß militärischer Ruhm, wissenschaftliche Berühmtheit, weltliches Glück erkauft werden sollten auf Kosten von Millionen lebender und noch ungeborner unschuldiger Seelen?" (S. 155.)

Nicht das Wohl seiner Unterthanen war das Motiv eines Heinrich VIII. und einer Elisabeth. Lord Russell sagt selbst:

„Heinrich war willkürlich und grausam. Er machte sein Königreich unabhängig; er machte sich selbst zum Haupte der Kirche an der Stelle des Papstes. Der tugend-

hafte Sir Thomas More ward enthauptet; ein armer Mönch, welcher nicht einsehen konnte, wie ein weltlicher Fürst sein geistliches Oberhaupt sein konnte, ward verbrannt, um ihn so die Natur der Reformation besser verstehen zu lehren" (S. 273).

Und alles das, damit der König bei seinen verschiedenen Ehe-Schließungen und Trennungen sich an kein Gesetz zu binden brauche! Elisabeth aber „verstand den klugen Rath Cecils, sich auf die Seite der Reformation zu stellen, weil diese das Siegel der Gültigkeit für die Heirath ihrer Mutter (Anna Boleyn) und die einzige Rechtfertigung ihres Anspruches auf die Krone war" (S. 274). Dieser „kluge Rath" aber brachte Unzählige als angebliche „Hochverräther" in den Kerker, auf die Folter, auf's Schaffot. — Wir fragen nochmals den hohen Lord: will er im Angesicht dieser seiner eigenen Äußerungen als Sachwalter der anglikanischen Kirche, deren Oberhaupt Heinrich VIII. und Elisabeth waren, den ersten Stein werfen auf die Inquisition in Spanien?

12. Wir kommen zur neuern Zeit und damit zu einem Vorwurf, welchen wir, da er auch sonst häufig wiederkehrt, nicht mit Schweigen übergehen dürfen. Es ist der angebliche materielle Rückgang der katholischen Länder, insbesondere Spaniens, verschuldet durch die katholische Kirche, und nach unserm Verfasser vor Allem durch das athanasianische Glaubensbekenntniß (S. 155. 156).

Zunächst die Bemerkung, daß der Sohn Gottes nicht gekommen ist, den materiellen Wohlstand zu heben oder mathematische oder geographische Kenntnisse zu verbreiten. Ob aber in der Moralität und in der Kenntniß der Heilswahrheiten Spanien oder Italien den protestantischen Ländern nachsteht, ist eine andere Frage, auf welche Margotti in seinem „Rom und London" die Antwort gibt.

Aber wer ist denn Schuld, wenn in mancher Beziehung die sich katholisch nennenden Länder seit einigen Jahrhunderten zurückgekommen sind? Wenn Italien nicht mehr ist, was es im sechszehnten Jahrhundert war? Wenn Portugals Fahne nicht mehr die Häfen Asiens beherrscht? Wenn Spanien nicht mehr gebietet über die Länder des Westens? Wenn Bürgerkrieg seit Jahren dieß unglückliche Land zerfleischt? Wir antworten kurz und bündig: der Abfall von der katholischen Kirche trägt die Schuld! — Als Spaniens Banner die Mauren vom heimathlichen Boden vertrieb und ferne Welttheile sich unterthan machte, da war es katholisch, nicht bloß dem Namen nach, sondern in Wahrheit. Als Portugals Name auf allen Meeren glänzte, da errichtete es Bisthümer bis fern an die Grenzen China's, da begleiteten Missionäre seine Flotten, da brachte es einem heiligen Franz Xaver seine großartigste Huldigung dar am Hofe des Monarchen von Japan. — Jetzt ist es anders. Und wodurch? Weil französisches Philosophenthum, weil der Jansenismus, von Frankreich importirt, das Land vergiftet hat; wer die Beweise will, findet sie in den Memoiren Pacca's über seinen dortigen Aufenthalt. Spanien hat seine Kolonieen verloren. Wodurch? Zum großen Theil weil ein Aranda, zugleich mit Pombal und Choiseul, die Aufhebung des Jesuiten-Ordens erzwang. An den Ufern des Paraguay, in dieser blühenden Kolonie der Krone von Spanien, wo einst gewaltige Heerden weideten, ist nach Humboldt's Zeugnisse jetzt Verödung eingetreten; die bekehrten Indianer, denen man ihre Missionäre entrissen, sind zurückgekehrt in das Dickicht ihrer Wälder.

Fragt man nach der Hauptursache solchen Verfalls, so glauben wir als solche das freimaurerische Staatskirchenthum bezeichnen zu müssen, nach welchem die weltliche Regierung, irre geführt durch falsche Grundsätze, die Leitung und Gesetzgebung in geistlichen Dingen sich anmaßte. Katholische Institutionen, wie das Ordenswesen, die Erziehung des Klerus, vertragen es nun einmal nicht, von unberufener Hand gemaßregelt zu werden. Nach dem Plane Christi berechnet, in der Hand der Kirche zum Besten der Menschheit

zu dienen, können sie umschlagen in das gerade Gegentheil, wenn eine unerfahrene oder böswillige Hand dieselben mißleitet. Corruptio optimi pessima!

Welche Zustände hat der Josephinismus in Oesterreich herbeigeführt! Welche Corruption in den General-Seminarien eines Joseph II.! Welche Ordensdisciplin in den Klöstern früherer Decennien! Offene Verfolgung durch akatholische Fürsten ist besser, als das Staatskirchenregiment katholisch sein wollender Regierungen. Protestantische Länder werden oft nicht so tief sinken, als katholische, in denen die Kirche geknechtet ist. Wie aber eine solche Knechtung seit drei Jahrhunderten systematisch fast in allen katholischen Ländern vorgenommen ist, wie man der Kirche „die Adern unterbunden", sie „dem Austrocknen" ausgesetzt hat, das beweist die Zusammenstellung zahlreicher Gesetze, welche Friedberg in seinem bekannten Werke über Staat und Kirche aus allen vier Himmelsgegenden aufgerafft und der preußischen Regierung zur Nachahmung empfohlen hat. Sei man doch billig! Will man die katholische Kirche nach ihren socialen Früchten beurtheilen, so wähle man Zustände, in denen sie wenigstens annähernd die ihr gebührende Freiheit genoß; wähle man die Rheinlande und Westfalen während der letzten dreißig Jahre oder Belgien seit 1830!

13. Wir kommen zum Schluß. — Der Inhalt des Werkes ist kurz zusammengefaßt dieser: Das Christenthum, die katholische Kirche hat die reine Lehre Christi, insbesondere das Gesetz der Liebe, verloren, hat unnütze Speculationen an ihre Stelle gesetzt, und so den Beruf verfehlt, welchen Christus ihr gegeben. — Der Beweis dieser Anschuldigung ist nicht erbracht, und kann nie erbracht werden; denn Christus hat gesagt: „Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt." Wohl können einzelne Christen, können selbst Fürsten der Kirche vom rechten Wege abweichen, schon unter den Aposteln war ein Judas. Aber die Kirche im Großen und Ganzen kann nie auf Abwege gerathen, kann vor Allem nie Irrthum als wahre Lehre Jesu Christi lehren und glauben, kann nie aufhören, die Eine, heilige. katholische und apostolische Kirche Jesu Christi zu sein; nie können „die Pforten der Hölle sie überwältigen." Solche, deren Väter sich von ihr losgesagt, können, wenn sie in gutem Glauben sind und die nöthigen Heilsmittel besitzen, ihr Heil wirken; nie aber kann Jemand unter dem Vorgeben, es seien Mißbräuche eingerissen, mit gutem Gewissen sich von der Kirchengemeinschaft lossagen und eine neue Religionsgesellschaft gründen; niemals kann es berechtigte Absonderungen geben, mögen diese sich nach Paulus, Apollo, Kephas (1 Cor. 1, 12), oder nach Zwingli nennen, oder sonst einen neuen Namen erfinden.

So Gott will, ist der Tag nicht mehr fern, daß ganze Nationen erkennen, wie sie durch Geschichtsentstellungen, nach Art der vorliegenden des englischen Lords, betrogen werden um die Vereinigung mit der Kirche Christi, wie man statt der wirklichen katholischen Kirche ein Gespenst ihnen hinstellt, welches auch diejenigen verabscheuen würden, die jetzt, besser mit der Kirche bekannt, mit der ganzen Gluth ihres Herzens sie lieben und Gut und Blut daran setzen würden, die Getrennten zur Erkenntniß derselben zu führen; denn, wie der Verfasser selbst (S. 310), von der Wahrheit gedrängt, am Schluß seines Werkes von der katholischen Kirche unserer Tage bekennen muß: „Der römischen Kirche bleibt eines der größten Elemente ihrer früheren Macht, die Hingabe von Millionen von Herzen."

L. v. Hammerstein S. J.

Frankfurts Reichscorrespondenz nebst andern verwandten Aktenstücken von 1376—1519. Herausgegeben von Dr. **Johannes Janssen,** Professor der Geschichte zu Frankfurt a. M. II. Bd. Aus der

Zeit Kaiser Friedrichs III. bis zum Tode Maximilians I. 1440 —1519. Freiburg, Herder 1872. gr. 8⁰. XL u. 1001 SS.

Eine höchst verdienstvolle, aber langwierige und mühsame Arbeit des rühmlichst bekannten Verfassers hat mit diesem zweiten Bande ihren Abschluß gefunden. Die bisher noch größtentheils ungehobenen Schätze des Archivs von Frankfurt, des reichsten und bedeutendsten aller reichsstädtischen in Deutschland, den Freunden der deutschen Geschichte zu erschließen, war die Absicht Herrn Janssens. Mit Liebe hat er sich an das Werk gemacht, mit unermüdlicher Ausdauer es gefördert und in der klaren Erkenntniß des wichtigen Dienstes, der damit der deutschen Geschichtsforschung geleistet werde, die Kraft gefunden, die Schwierigkeiten zu bewältigen, welche im Laufe der Arbeit sich entgegen stellten. Die Kritik hat darum schon im Jahre 1862 den damals erschienenen ersten Band mit Freuden begrüßt, auf die Wichtigkeit des darin mitgetheilten Materials aufmerksam gemacht und zugleich die fleißige und gewissenhafte Ausführung der Publikation lobend anerkannt. Vor sieben Jahren erschien dann die erste Abtheilung des zweiten Bandes mit 613 Urkunden für die Jahre 1440—1486. Hindernisse, deren frühere Beseitigung nicht in der Macht des Herrn Verfassers lagen, haben die Veröffentlichung des zweiten, längst bearbeiteten und nun erschienenen Theiles bis jetzt verzögert. Dieser enthält weitere 603 Urkunden (Nr. 614—1216) aus der Zeit Kaiser Maximilians I. 1486—1519.

Die Zeitschrift des Herrn von Sybel hat bei Gelegenheit der Besprechung des ersten Bandes dem Verfasser „hohenpriesterliche Geheimnißthuerei" vorgeworfen, weil er den Fundort seiner Quellen nicht angebe, obgleich er schon damals in seinem Vorworte verheißen hatte, bei dem Abschluß des Werkes den Fundort der einzelnen Urkunden speciell verzeichnen zu wollen. Durch die Erfüllung dieses Versprechens ist der „hohenpriesterliche Schleier" nun gelüftet. Der Verfasser gibt zunächst eine allgemeine Übersicht aller Quellen, aus denen er geschöpft, und macht dann in einem langen, nach Nummern geordneten Verzeichniß die Quelle jeder einzelnen seiner 2476 Urkunden, aus denen das ganze Werk besteht, namhaft. Wir sehen daraus, daß außer den Frankfurter Archivalien einzelne andere Quellen ausgebeutet wurden, wie das „**Diarium ad vitam Ruperti regis Romanorum**" aus der Universitätsbibliothek zu Gießen, eine Anzahl Pfälzer Kopialbücher aus dem Karlsruher Archiv, ein Sammelband aus dem Nachlasse Senkenbergs, jetzt Eigenthum des Verfassers, „**Acta et Pacta** für die Geschichte des Königs Ruprecht, und sonstige Briefe und Urkunden, Abschriften zur Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts in fünf Abtheilungen." Diese erst später entdeckten Quellen sind es, welche den Verfasser bewogen haben, eine lange Reihe von Nachträgen seinem ersten Bande beizugeben; in dem zweiten Bande finden wir solche Nachträge nicht, so daß hier alle Urkunden genau chronologisch eingereiht sind. Da indessen der Verfasser bereits wieder mehrere hundert Briefe und Urkunden gesammelt hat, die der Zeit nach beiden Bänden angehören, so beabsichtigt er demnächst unter dem Titel: „Neue Quellen zur deutschen Geschichte im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert" eine weitere Publikation nachzuliefern und derselben eine ausführliche Einleitung beizufügen, worin der Werth der bereits gelieferten Schriftstücke für beide Bände im Einzelnen besprochen werden soll.

An Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des Materials steht die letzte Lieferung nicht nur nicht hinter den frühern zurück, sondern dürfte sie noch eher übertreffen. Vorzüglich sind es die Reichstage, auf deren Vorbereitungen und Verhandlungen eine Menge von Aktenstücken sich beziehen, die theils in ergiebiger Regestenform, theils in ihrem vollen Wortlaute mitgetheilt sind. Viele derselben sind neu und noch niemals veröffentlicht, wie der Verfasser es namentlich hinsichtlich der Mittheilungen über die Reichstage von Cöln 1505,

von Constanz 1507, von Worms 1509, von Augsburg 1510, von Trier und Cöln 1512, von Mainz 1517 und von Augsburg 1518 hervorhebt. Sehr interessant und reich an Detail sind namentlich die zahlreichen Berichte der Abgesandten der Stadt Frankfurt zu den Reichstagen und den Hoflagern des Königs an den Rath von Frankfurt. Aber ein traurig wehmüthiges Gefühl beschleicht den Freund des deutsch-römischen Reiches, den Verehrer seiner ehemaligen Größe bei einem Überblick über die vielen Briefe, Berichte, Verhandlungen, Reden und aller Art Schriftstücke. Unaufhörlich ist die Rede davon, wie das Reich bedroht wird und befehdet von allen Seiten, von den Türken, den Schweizern, den Franzosen; im Innern aber ist kein Reichsregiment, das Kraft besitzt, und Mittel zum Widerstand. Tag auf Tag wird zwar ausgeschrieben und oft auch abgehalten, aber die hohen und mächtigen Herren striken fast ebenso arg wie die Herren im Berliner Reichstag; sie warten und lassen warten, bis sie endlich erscheinen, oder bleiben ganz zu Hause, darum hatten die schönen Entschließungen jener Reichstage so wenig Kraft, so schwachen Nachhalt. Mehr als einmal mochten daher Klagen gehört werden, wie jene des Erzbischofs von Mainz auf dem Tage zu Worms 1497: „O lieben Herren! Es geet gar langsam zu, es ist wenig ernst und flys in den stenden des rychs vom obern bis zum undern, und billich zu erbarmen... Es ist aber zu besorgen, wo man sich nit anders dann noch bisher in die sachen schicken und getrulicher und flyssiger sich zusammenstellen; daß ein der Tage ein frembder kommen, der uns alle mit der ysernen ruten regieren werde." Wenn dann die Boten kommen und die „eilende Hülfe" in des Reiches Noth nach langem Hin- und Herreden beschließen, so pflegt die eilende Hülfe doch selten sich in große Hast zu versetzen und weiß es meistens so einzurichten, daß sie zu spät kommt. Zu allem diesem gesellt sich die stetige Geldnoth des Reichsregiments, daher die unzähligen Gesuche des Kaisers, besonders an die Städte, um Geld-Darleihen, die Mahnungen zur Leistung dessen, was auf den verschiedenen Reichstagen an pecuniärer Hülfe versprochen worden. Es ist daher begreiflich, daß der machtlose, immer nur auf das Bitten angewiesene Kaiser Max auf dem Reichstage zu Augsburg 1500 in die muthlosen Worte ausbrach: „wo man nit anderß thue dan byßher gescheen sy, so wol er nit beiden oder wartten syn, daß man ime die Krone vom haupt nem, sunder wolle sie selbst vor syn fusse werffen und nahe den stucken griffen." Diese Zerfahrenheit und Zusammenhanglosigkeit des deutschen Reiches gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts äußert sich auf allen Gebieten; und lebendigen Schilderungen dieses Zustandes begegnet man fast auf jeder Seite der Reichscorrespondenz. Wenn die deutschen Söldner nach Frankreich laufen, so verbietet es der Kaiser, aber er hat keine Macht, die Ungehorsamen zu strafen, und wenn er es kann, so wagt er es nicht, aus Furcht, die Bestraften möchten dem revolutionären Bundschuh, d. h. den damaligen Social-Demokraten sich anschließen u. dgl.

Wer die Geschichte und die Zustände des deutschen Reiches im fünfzehnten Jahrhunderte und im Anfang des sechszehnten studiren will, dem bietet die Frankfurter Reichscorrespondenz eine Fülle und Mannigfaltigkeit des Stoffes, wie er schwerlich in einer andern zu finden sein wird. Von der Liebe und dem Ernste, mit welchen Herr Janssen seiner schweren Aufgabe sich gewidmet hat, zeugen auch die zahlreichen Erläuterungen, Verweisungen und Citate, mit denen er viele Urkunden begleitet. Dürften wir uns noch einen Wunsch erlauben, so wäre es dieser, der Herr Verfasser möchte in seinem Nachtragsband durch ein, wenn auch nicht sehr umfangreiches Sachregister die Benutzung und Verwerthung des eben so wichtigen wie reichen Materials erleichtern. Zum Schlusse wollen wir noch die große Sorgfalt erwähnen, welche auf die Correctheit des Druckes verwendet wurde, und ebenso die schöne und zweckmäßige Ausstattung des Werkes anerkennen.

R. Bauer S. J.

Die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft. Offenes Sendschreiben an Herrn Dr. Ernst Häckel, von **Aug. Schleicher.** Zweite Auflage. Weimar 1873. 8°. 33 S.

Der Verfasser vorliegender Schrift will den Nachweis liefern, daß die Hauptzüge der Darwin'schen Lehre auf das Leben der Sprachen Anwendung finden, oder mit andern Worten, daß wenigstens in den hauptsächlichsten Zügen für die Organismen der Sprachen dasjenige gelte, was Darwin für die Arten der Thiere und Pflanzen geltend macht. Als einleitenden Gedanken führt er die Anschauung aus, wie die Darwin'sche Theorie durch die Geistesrichtung unserer Tage bedingt sei. Die Richtung des Denkens der Neuzeit laufe unverkennbar auf Monismus hinaus.

Der Dualismus von Geist und Natur z. B. sei für die naturwissenschaftliche Anschauung unserer Tage ein vollkommen überwundener Standpunkt. Es gebe weder Geist noch Materie im gewöhnlichen Sinne, sondern nur eines, das beides zugleich sei (S. 9).

Darwins Lehre ist ihm in der That nur eine nothwendige Folge der in der Naturwissenschaft geltenden Grundsätze, keine zufällige Erscheinung, sondern ein echtes und rechtes Kind unseres Jahrhunderts, — eine Nothwendigkeit.

Das charakterisirt hinlänglich den philosophischen Standpunkt des Verfassers. Um seine Ausführungen auch mit dem nöthigen Eclat und einer über allen Widerspruch und jede Anzweiflung erhabenen Sicherheit vorzutragen, versäumt er es nicht, wiederholt darauf hinzuweisen, daß für die Wissenschaft nur die durch sichere, streng objective Beobachtung festgestellte Thatsache und der auf diese gebaute richtige Schluß Geltung habe (S. 6. 10). Nur Schade, daß uns z. B. auch nicht im Entferntesten angedeutet ist, wie denn das „heutige Wissen“ durch „Beobachtung und den auf sie gegründeten, mit Nothwendigkeit sich ergebenden Schluß“ zum Resultate der Einheit und Gleichheit von Geist und Materie gelangt ist. Wir verspüren ein ordentliches Verlangen, diese exakten Beobachtungen und richtigen Schlüsse kennen zu lernen. Der Herr Professor ist wohl an ein recht demüthig gläubiges Auditorium gewohnt! Da müssen wir Andere uns schon bescheiden mit dem untrüglichen ipse dixit. Hoffentlich wird es aber in dem eigentlichen Haupttheile der Schrift besser bestellt sein!

Nach dem Verfasser bewähren sich die beiden Hauptpunkte der Darwin'schen Lehre auch auf sprachlichem Gebiete, nämlich die Entstehung der Arten durch allmählige Differenzirung und die Erhaltung der höher entwickelten Organismen im Kampfe um's Dasein. Diese beiden Aufstellungen wollen wir nun einer kleinen Prüfung unterziehen und zusehen, ob die sprachlichen Thatsachen dem Darwinismus das Wort reden.

1. Die Entstehung der Arten durch allmählige Differenzirung. Es ist heute eine wissenschaftlich festgestellte Thatsache, daß die indogermanischen Sprachen auf eine Grundsprache, so zu sagen die Urform und Mutter aller dieser, zurückgehen, daß alle diese Sprachen, wie verschieden und mannigfaltig sie auch bei der ersten Beobachtung aussehen mögen, dennoch der historischen Forschung und der über dieser sich aufbauenden systematischen und grammatischen Analyse sich als enge mit einander verwandt und aus derselben Quelle geflossen darstellen. Darüber besteht kein Streit mehr. Eben so klar ist nun aber auch, daß die Sprachen eine Veränderungsfähigkeit haben. Das gibt obige Thatsache unmittelbar an die Hand, daß weiß ohnehin jeder, der nur einmal den Namen althochdeutsch gehört hat. Es frägt sich nun, ob diese Veränderungsfähigkeit der Sprachen, ob diese historisch nachweisbare Entstehung vieler Sprachen aus einer Grundsprache eine Veränderungsfähigkeit, eine Differenzirung ist im Sinne der Darwin'schen Theorie. Wir bringen dabei mit in Anschlag den bekannten Spruch: „jeder Vergleich

hinkt“; müssen aber trotzdem fordern, daß auf beiden Seiten irgendwie analoge Verhältnisse sich herausstellen, wenn nicht die ganze Nebeneinanderstellung und die „unbestreitbare“ Bewährung kläglich in Nichts zerrinnen soll.

Wie steht es nun in dieser Hinsicht?

Die sprachvergleichende Grammatik liefert den Nachweis, daß der grammatische Bau, die Declination und Conjugation, die Wortbildung in allen indogermanischen Sprachen wesentlich identisch sei, daß all' diesen Sprachen das gleiche Gerüste und Gerippe, die gleiche Structur und Anlage unverändert zu Grunde liege. Die eingetretenen Veränderungen beruhen auf bestimmten, für die einzelnen Sprachen nachweisbaren Lautgesetzen, die Textur, das Skelett der Sprache berühren sie nicht. Jede sprachvergleichende Grammatik erbringt diesen Beweis, darin besteht ja gerade das Wesen der vergleichenden Grammatik, und der Verfasser selbst hat in seinem Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen ebendasselbe gethan. Ist nun diese Veränderungsfähigkeit der Sprachen ein Analogon zur Descendenztheorie? Bleibt in der Descendenztheorie der Grundriß, der Grundbau, das Skelett und die anfängliche Anlage ungeändert?

Wir gehen weiter, und das Folgende wird zur Bestätigung und Klarstellung des Vorhergehenden beitragen.

Bei den indogermanischen Sprachen war dieser Nachweis möglich, weil eine verhältnißmäßig lange Geschichte dieser Sprachen uns vorliegt, weil wir durch schriftliche Denkmäler die frühere Gestalt und die nach und nach eintretenden Modificationen beobachten können. Die Mittelstufen sind vorhanden, die verbindenden Brücken stehen da, an der Hand der Geschichte, an der Hand der Thatsachen steigen wir von Glied zu Glied, von Stufe zu Stufe. Trotz der hier zu erstrebenden Kürze erlaube man mir ein Beispiel. Wie weist z. B. die vergleichende Grammatik nach, daß die Pluralbildung der deutschen Sprache identisch ist mit der Pluralbildung des Sanskrit, daß allen indogermanischen Sprachen dieselbe Pluralbildung zu Grunde liegt? Daß althochdeutsch und gothisch in engem Verwandtschaftsverhältnisse stehen, ist bald bereinigt; ebenso, daß der althochdeutsche Plural suni in enger Beziehung zu dem gothischen sunjus steht; daß ferner die gothischen Plurale fiskos, gibas (Fische, Gaben) u. s. f. mit der lateinischen, griechischen, sanskritischen Formation auf es und as zusammenfallen, ist gleichfalls nicht schwer ersichtlich. Der endliche Abfall und die Abschleifung eines s am Schlusse wird durch anderweitige Beobachtungen hinlänglich erhärtet und so kommen wir denn zum einfachen Ergebniß, daß unser jetziges farbloses e der Pluralbildung z. B. in „Fische“ sich nach constanten Gesetzen aus ursprünglichem as herausgebildet hat. Ähnliche Beobachtungen lehren die Identität der Pluralbildung und der anderweitigen grammatischen Verhältnisse für die übrigen Glieder der indogermanischen Sprachenfamilie.

Übergänge, Verschmelzungen, Abschleifungen der Laute haben also stattgefunden, und sie liegen vor, es sind Thatsachen, die aus der Literatur dieser Sprachen erhoben werden können. Kleiden wir dieses in die Ausdrucksweise der Darwin'schen Theorie, so sagen wir: die einzelnen Übergangsformen und Übergangsstufen liegen vor, sie können aufgezeigt werden. Sie können als vorhanden dargethan werden, trotzdem absolut genommen die Literaturen der einzelnen Sprachen nicht sehr weit in die Vergangenheit zurückreichen.

Wie verhält es sich nun mit der Darwin'schen Theorie in diesem Punkte? Sie behauptet eine Unzahl Übergangsformen; ihr steht die ganze Paläontologie zu Gebote mit den langen, langen Zeiträumen und ihren Tausenden und Tausenden von Bildungen — wo sind diese Übergangsformen?

Die Sprachwissenschaft zeigt, daß Übergänge, falls sie stattgefunden, auch geschichtlich aufgewiesen werden können.

Wie bewährt sich also der eine Hauptpunkt der Darwin'schen Lehre in der Sprachwissenschaft? Was muß ich nach den Resultaten der Sprachwissenschaft in Bezug auf die Veränderungsfähigkeit der Sprachen schließen? Zweierlei. Erstens: der Grundriß, das Fachwerk oder Skelett, der innere organische Bau bleibt derselbe. Zweitens: die eingetretenen Veränderungen liegen stufenweise vor. Und das soll ein Analogon sein zu der von den Darwin'schen Theoretikern geforderten Veränderungsfähigkeit?

Wir gehen zum zweiten Hauptpunkte über.

2. Die Erhaltung der höher entwickelten Organismen im Kampfe um's Dasein. Der Herr Verfasser betont zwar, wie wir gesehen, in seiner nicht umfangreichen Schrift wiederholt, daß in der Wissenschaft nur die Beobachtung und der aus ihr mit Nothwendigkeit sich ergebende Schluß Berechtigung und Werth habe; alles a priori Construirte, alles in's Blaue hinein Gedachte sei für die Wissenschaft „werthloser Plunder" (S. 10). Er glaubt auch, daß diese Erkenntniß manchen seiner Collegen von Nutzen wäre (S. 7). Trotzdem aber gefiel es auch ihm, seine Schrift mit a priori Construirtem, also „werthlosem Plunder" an mehr als einer Stelle auszustaffiren. Oder wo sind die Thatsachen und Beobachtungen und die Schlüsse aus ihnen, die aufweisen, daß der Mensch von den Lautgebärden und Schallnachahmungen den Weg zu den Bedeutungslauten gefunden habe? Wo die Beobachtungen und Schlüsse, wegen deren eine „unzählbare Menge von Ursprachen" vorausgesetzt werden muß?[1] Ferner ist es ein bloßes Phantasiestück, wenn der Verfasser „eine Zeit von vielleicht mehreren Zehntausenden von Jahren voraussetzt" vor der in die geschichtliche Periode fallenden, und in diesem Zeitraume die Sprachen einen mörderischen Kampf um's Dasein führen und „höchst wahrscheinlich" mehr sprachliche Gattungen zu Grunde gehen läßt, als deren gegenwärtig noch fortleben. Das sind Träumereien, oder hat der Herr Professor dieses alles den heutigen Sprachen abbeobachtet? Diese Beobachtungen und Schlüsse und deren Begründung hätte er uns doch nicht vorenthalten sollen! Ganz natürlich, in der vorhistorischen Periode, in diesen langen Zeiträumen von mehreren Zehntausenden von Jahren, da ist ja der herrlichste Tummelplatz für den Kampf um's Dasein und für die Phantasie. Thiere und Sprachen kämpfen den Kampf um's Dasein; die höher entwickelten Organismen erhalten sich in diesem Kampfe — in der Theorie; nur Schade, daß in der Praxis sich die nieder und niedrigst Organisirten ebenso erhalten haben. Also „Plunder!" Wie verhält es sich nun mit der Erhaltung der höher entwickelten Organismen in der That?

Recurriren wir auf die durch die Sprachvergleichung gewonnenen Thatsachen! Diese zeigen uns ein Dreifaches.

Erstens: in Betreff der Laute zeigt sich in der Sprachgeschichte, in der Bildung der secundären und abgeleiteten Sprachen und in derselben Sprache bei längerem Bestande ein Proceß der fortwährenden Abschwächung und Abschleifung der Laute; die vollen und kräftigen machen weicheren und milderen Platz, die klaren und distincten ersetzen sich oft durch gequetschte und gemischte Laute. Man denke an die Prakritsprachen und die romanischen.

Zweitens: in Betreff der grammatischen Formen bekunden die älteren Sprachen im Verhältnisse zu ihren jüngeren Abkömmlingen einen größeren Reichthum und eine größere Mannigfaltigkeit der organischen grammatischen Bildung. Das Latein hatte seine Casus, die romanischen Tochtersprachen haben sie größtentheils verloren und eingebüßt; das gothische und altdeutsche bildete mehr Casus, als wir heute bilden können, wir müssen uns z. B. an-

[1] Diese Behauptung wurde bereits früher einer Prüfung unterzogen. Vgl. diese Zeitschrift II. Bd. 1872. S. 406. 519.

statt des **casus instrumentalis** des Altdeutschen mit einer Präposition behelfen; das gleiche Verhältniß begegnet aber in den ältesten Perioden der altindischen Sprache. Kurz, je weiter wir eine indogermanische Sprache zurückverfolgen können, desto größeren Reichthum an organischen Formenbildungen zeigt sie. Was sind nun nach dem Herrn Verfasser diese am Worte selbst, durch Flexion und Endung des Wortes ausgedrückten grammatischen Beziehungen? Er nennt sie die Organe des Wortes. Also je mehr grammatische Beziehungen eine Sprache an und im Worte selbst darzustellen vermag, mit andern Worten, je mehr Casus sie hat und je mehr Formen sie zu bilden vermag, desto mehr Organe hat sie, desto höher ist sie organisirt. Wie kommt's nun, daß die reichst organisirten Sprachen sich verloren haben, von andern nicht so reich organisirten verdrängt wurden? Sanskrit und Latein starben ab; das formenvolle und formenreiche gothische Idiom fiel den formenarmen romanischen Idiomen zum Opfer. Haben also die höher entwickelten Organismen auf diese Weise den Kampf um's Dasein bestanden?

Die vergleichenden Sprachforscher haben es schon mehrmals ausgesprochen, daß der früheren Fülle und dem Formenreichthum gegenüber die modernen Sprachen einem Zustand der Kahlheit und Formlosigkeit entgegengehen, daß sie ihre „Organe", die am Worte selbst und an seiner Flexion haftenden Beziehungsausdrücke mehr und mehr einbüßen und verlieren. Es ist also in den Sprachen kein Ausbau und kein Streben nach Entwickelung, kein Ansatz von Organen — im Gegentheil, die ursprünglichen Organe werden fahren gelassen, die reiche und mannigfaltige Entwickelung, in der die Sprachen uns zuerst entgegentreten, wird allmählig verloren, sie schrumpft zusammen mehr und mehr und stirbt ab. Wie paßt das zur Theorie der fortschreitenden Entwickelung? Das würde eher mit einer Theorie der Verwitterung stimmen. Was geschieht aber? Um diese fortschreitende Entwickelung dennoch zu retten, nimmt man zu der **camera obscura** der vorgeschichtlichen, und natürlich fast endlosen Zeitperioden seine Zuflucht. Da muß diese fortschreitende Entwickelung stattgefunden haben, da müssen sich die Sprachen bis zum Formenreichthum allmählig entfaltet haben, mit dem sie uns in der Geschichte bei ihrem ersten Auftreten gegenüberstehen. Woher weiß man das? Aus der Geschichte? Nein. Aus der Analyse der Sprachen? Nein, die verrathen über jene Zeiten auch nichts. Aus der Natur des menschlichen Geistes und der Sprache? Das wäre eben zu beweisen. Woher also? Doch nicht **a priori**, das ist ja „Plunder!" Woher der Verfasser trotzdem das weiß, ist nicht schwer zu errathen, wenn man S. 13. den Satz liest und erwägt: „es geht durch die Beobachtungswissenschaften der Neuzeit ein gemeinsamer Zug hindurch, bedingt durch eine bestimmte philosophische Grundanschauung".

Drittens: trotz der Darwin-Häckel-Schleicher'schen Theorie von der Erhaltung der höher entwickelten Organismen im Kampfe um's Dasein gehen, wie wir so eben sahen, die höher entwickelten unter und die niedrigst organisirten leben frisch und munter darauf los und beharren noch obendrein, so recht gegen alle Ordnung und Vorschrift der Theoretiker, in ihrem unentwickelten Zustande. Nun schärft uns aber der Herr Verfasser (S. 27) noch einmal ein, wie folgt: „Die oben entwickelte Methode, vom Bekannten auf das Nichtbekannte zu schließen, gestattet uns nicht, für die der unmittelbaren Beobachtung entrückte Vorzeit andere Gesetze des Lebens vorauszusetzen, als die sind, welche wir in dem unserer Beobachtung zugänglichen Zeitabschnitte wahrnehmen." Gut, halten wir uns also an diese Vorschrift! Die sogenannten einsilbigen Sprachen haben die geringste, oder gar keine Organisation; sie sind und bleiben seit Jahrhunderten (man denke an das Chinesische) auf ihrer Stufe; kein Aufstreben, keine Entwickelung! Auch haben sie ohne allen höher entwickelten Organismus den Kampf um's Dasein die ganze Zeit hindurch

recht gut und gedeihlich bestanden. Wenn wir also über die unbekannte Vorzeit keine anderen Gesetze postuliren dürfen, wie verhielt es sich dann in der vorgeschichtlichen Zeit? Ich denke, dann bekommen wir auch in der Vorzeit keinen Darwin'schen Kampf um's Dasein, bei dem die höher entwickelten Organismen siegreich die minder hoch oder gar nicht entwickelten verschlingen; auch die Theorie der fortschreitenden Entwickelung suchen wir vergebens.

Beweise hat der Verfasser überhaupt keine gegeben. Er legte in seinem Briefe nur nieder, „was ihm in den Sinn kam, als er den von E. Häckel verehrten Darwin studirte". Das liegt nun allerdings auf der Hand — und dazu bedurfte es nicht des offenen Briefes — daß in den Sprachen Veränderungen eintreten, daß sich ein indogermanischer Sprachenstammbaum nach den näheren oder entfernteren Verwandtschaftsverhältnissen der indogermanischen Sprachen construiren läßt, daß ferner auch Sprachen im Laufe der Zeiten ausgestorben sind; aber reichen diese allgemeinsten Umrisse schon hin, um in der Sprachengeschichte die Grundzüge des Darwin'schen Systems bewährt zu finden? Oder bewähren sich diese überall, wo Veränderung und Absterben eintritt? Etwas Anderes ist Veränderung im Allgemeinen und Veränderung in dieser speziellen Richtung, in dieser charakteristisch ausgeprägten Tendenz. Es mußte nachgewiesen werden, daß das Spezifische der Darwin'schen Descendenztheorie in der Sprachgeschichte vorliege, nicht daß im Allgemeinen und en gros von Veränderungen und Entstehen neuer Arten u. s. f. gesprochen werden könne.

Da der Verfasser die Beobachtungen so sehr liebt, so erlaube ich mir noch, ihm zu bemerken, daß gegen die Darwin'sche Theorie auch gewichtige Beobachtungsreihen sprechen. Unter andern kann er diese entnehmen aus dem Werke von Barrande: Trilobites. Extrait du Supplément au Vol. I. du Système Silurien du centre de la Bohême. Prague et Paris 1871. Die Anzeige dieses Werkes in Leonhard und Geinitz' Neuem Jahrbuch thut ebenfalls dar, daß „Barrande's umfassende und tiefe Studien in der gründlichsten Weise den Gegensatz zwischen Darwin's Theorie und den paläontologischen Erfahrungen nachgewiesen haben." (Vergl. diese Zeitschrift 1872, S. 254 u. f.) Wohlan, es gelte also die durch sichere und streng objective Beobachtung festgestellte Thatsache!

Joseph Knabenbauer S. J.

Miscellen.

Protestantische Propaganda in Italien. Die Evang.=Lutherische Kirchenzeitung läßt sich in ihrer Nr. 24 vom 13. Juni aus Italien schreiben: „Hinge es allein von der Massenverbreitung christlicher Bücher und Schriften ab, die protestantische Bewegung müßte schon einen ganz bedeutenden Umfang in Italien gewonnen haben. Denn ganz ansehnlich hat sich der Verkauf evangelischer Bücher und Schriften in den letzten fünf Jahren auf der apenninischen Halbinsel vermehrt. Und dabei kommen hier nicht einmal die Bibeln und Theile der hl. Schrift in Betracht, welche die Londoner Bibelgesellschaft durch Colporteure und in ihren Niederlagen verkauft, sondern nur was die Verlagshandlung der Druckerei „Typographia Claudiana" in Florenz umgesetzt hat. Denn während im Jahre 1868 Bücher im Werthe von 10,209 Lire verkauft wurden, geschah es 1869 schon für 15,398, 1870 für 18,701, 1871 für 19,253 und 1872 sogar für 29,255 Lire... Anerkennenswerth ist auch, daß man jetzt mehr und mehr zu der Einsicht kommt, wie verderblich und schädlich es ist, die Bibel oder das neue Testament an Katholiken und noch dazu in aufdringlicher Weise zu verschenken. Denn die so erhaltenen Bücher werden gewöhnlich verkauft, zerrissen, verbrannt oder sonst schimpflich behandelt. Viel Übles haben da namentlich die Engländer gethan, welche die heilige Schrift in recht vielen Exemplaren auch da verschenkten, wo sie sich eigentlich denken konnten, daß es ganz unnütz sei, nur um hernach sagen zu können: auch ich habe an der Evangelisation Italiens mitgearbeitet, denn ich habe so und so viele Bibeln oder neue Testamente verbreitet." Schade für das Geld! Schließlich erzählt sie dann als „einen rohen Akt katholischer Intoleranz", wie in Venedig das aufgebrachte Volk den Schild von einer protestantischen Schule abgerissen und in den nächsten Kanal geworfen, und fragt dann: „Ist das möglich wegen einer Tafel mit solcher Inschrift?" Ja wohl, verehrte Lutherische, zur Zeit, wo es in einem andern Lande die Billigung fast aller protestantischen Kreise findet, daß man katholischen Priestern, welchen man nichts Anderes vorzuwerfen hat, als daß sie katholisch sind, die Ausübung ihrer Religionsübungen verbietet, daß man wehrlose katholische Jungfrauen, denen man nur vorzuwerfen hat, daß sie aus Verlangen nach höherer Vollkommenheit sich dem Unterrichte *katholischer* Kinder widmen, über die Grenzen jagt — und das Alles nicht in einem Augenblick leidenschaftlicher Aufregung, sondern nachdem man zuerst in ruhiger Überlegung Gesetze zu diesem Zweck zu Stande gebracht — in einer solchen Zeit finden wir es auch erklärlich, daß das katholische Volk unwillig darüber, daß man ihm seine Kinder in *akatholische* Schulen lockt, einmal im Zorne das Schild eines Schullokales herabreißt, welches die protestantische Propaganda unter einem harmlos klingenden Titel verbirgt.

Anglikanische Missionsthätigkeit. Im „Globus“ 1873 S. 140 findet sich folgendes interessante Geständniß eines anglikanischen Missionärs über die Missionsthätigkeit seiner Kirche:

„Wir haben keinen Erfolg mit den Missionen gehabt. Wie kam das? Man vergißt ganz und gar, auf welche Art und Weise die Heiden zumeist mit der Religion der Engländer bekannt geworden sind. Die ersten Missionäre derselben waren Kaufleute. Der englische Matrose lehrt den Eingeborenen die Grundsätze seiner Religion, nämlich er flucht: verdammt, Hölle u. s. w. und Rum ist sein höchstes Gut. Dann kommt ein Kriegsschiff, man baut eine Zwingburg und die Union Jack flattert am Flaggenstock. Die Eingeborenen begreifen, was das Alles besagen will, und revoltiren gegen ihre Civilisatoren. Nun treten die scharlachrothen Uniformen auf den Schauplatz, das Land wird britisches Gebiet und dann erscheint auch der Missionär und predigt: Friede auf Erden und allen Menschen ein Wohlgefallen.

„Es ist eine Folge dieser Art, den Boden für die Missionäre umzupflügen, daß in Indien fast nur Leute der niedrigsten Kaste und solche, welche die Kaste verloren haben, das Christenthum annehmen. Von den Neuseeländern darf man nicht erwarten, daß sie die Religion derer annehmen, durch welche sie ausgerottet werden. Die Neger auf Jamaika werden unter dem Kriegsgesetz keine religiösen Eindrücke empfangen. Den Chinesen kann man keine Ehrfurcht zumuthen vor einer Moralität, welche ihnen Opium aufzwingt. Die Japanesen begreifen nicht, daß es eine christliche Nothwendigkeit sei, Städte zu bombardiren, und den Polynesiern behagt der Menschenraub und der Sclavenhandel, welchen die Christen so eifrig treiben, sicherlich nicht. Es ist klar, daß jedes heidnische Volk sehr gewichtige Gründe hat, sich gegen die Eröffnungen, welche wir ihnen machen, durchaus ablehnend zu verhalten.

„Dieselbe Ursache hat auch in Irland gewirkt, wo trotz aller Entrechtungen einerseits und großer Privilegien andererseits unser Missionary Establishement, den Römisch-Katholischen gegenüber, nur vollständiges Mißlingen aufzuweisen hat. In der That, zum Erbarmen ist die Stellung des englischen (anglikanischen) Missionärs. Fast überall tritt er auf die Asche, unter welcher eine Rebellion gährt, die man in Blut erstickt hat. Die Vorläufer seines Evangeliums waren Kriegsschiffe und Feldbatterieen; er selbst gilt bei seinen Zuhörern für einen Mann, welcher der feindlichen Garnison angehört. Er befindet sich in einer durchaus falschen Lage. — Ein Engländer geht hinaus mit dem Vorsatze, so bald als irgend möglich heimzukehren, und auch der Missionär hat Heimweh“ u. s. w.

Das sind allerdings natürliche Gründe genug, um den Mißerfolg der anglikanischen Mission zu erklären; der Hauptpunkt aber, der fehlende Segen wegen der fehlenden rechtmäßigen Sendung, ist nicht einmal berührt.

Zur Civilehe. Die Protestantische Kirchenzeitung bringt in ihrer Nr. 22 (31. Mai 1873) eine beachtenswerthe Notiz aus Baden über den bisherigen Erfolg bei Einführung der Civilehe. Nachdem die überaus „günstigen“ Verhältnisse, unter denen die staatliche Ehe eingeführt wurde, dargelegt worden,

heißt es: „Unter diesen eigenthümlichen Verhältnissen haben auch wir, die wir der Civilehe zugeneigt waren, erwartet, daß ein gut Theil der entschiedenen Liberalen oder Radikalen es als eine Art liberaler Parteipflicht erachten möchte, sich mit der bloß bürgerlichen Trauung zu begnügen. Das ist allerdings auch in den auf ihren Liberalismus stolzen Handels- und Fabrikstädten Mannheim und Pforzheim, aber doch wesentlich nur in den niedern Gesellschaftskreisen, im Anfang eine Zeitlang wirklich so gekommen. Aber auch da hat seitdem sichtlich die alte Gewohnheit wieder die Oberhand gewonnen. Wir können sagen, daß die bloße Civiltrauung in unserm Lande eine Seltenheit geblieben ist, daß, wo die Geistlichen darauf Gewicht legen und darauf hinwirken, sogar manche Ehepaare die kirchliche Trauung nach Jahr und Tag nachgeholt haben." Mag also die Frühlingslerche aus Bayern noch so laut schlagen, — durch ihren neuen Gesetzentwurf im Reichstag wird es auch ihr nicht gelingen, das Christenthum in Deutschland auszurotten. Alle diese Gesetze und Gesetzentwürfe, mögen sie auch die Kirche im Anfang äußerlich ein wenig schädigen, werden doch zuletzt sich als ohnmächtige Waffen gegen den unerschütterlichen Felsen erweisen.

Fortschritt. Der im vorigen Jahre verstorbene Uhlich beschreibt seinen Fortschritt vom Rationalismus zum Atheismus folgendermaßen: „Ich konnte anfangs sagen, wir halten an Jesus fest, an ihm, der zu hoch steht, als daß man sagen dürfte: er war ein bloßer Mensch. — Ich konnte zehn Jahre später sagen: Gott, Tugend, Unsterblichkeit, diese drei sind die ewige Grundlage aller Religion. — Und dann wieder zehn Jahre später konnte ich jene Erklärung aufstellen, in der Gott gar nicht mehr erwähnt wird." — Auf diesem Standpunkt stand Uhlich, als er abberufen wurde; seine Freigemeindler aber sind bereits weiter fortgeschritten; der freigemeindliche „Dichter" Th. Hofferichter belehrt uns in seinen Gedichten, „der Gotteswahn sei das ärgste von allen Übeln, die das Morgenland dem Westen gegeben. Nichts komme von oben, sondern Alles, was gut sei, stamme aus des Menschen Geist von unten. Der Glaube sei mit der Wurzel auszurotten; vom Glauben an Gott sei die Verdummung der Welt, seien die harten Gesetze, sei alles Übel gekommen." — Ob ein noch weiterer „Fortschritt" möglich ist, steht dahin. Unterdessen müssen in einer freien Gemeinde die Kinder bei der sogenannten Confirmation anstatt des apostolischen Glaubensbekenntnisses folgende Formel bekennen: „Ich glaube, daß Gott nicht ist ein Wesen, das mit Wissen und Willen die Welt regiert, sondern daß sich dieselbe durch ewige Naturgesetze selbst regiert. In diesen Gesetzen ist vorhanden ein Sterben und Wiederaufleben, das auf natürliche, ewige Weise begründet ist, und diese Alles durchdringende Kraft ist das Wesen, welches Natur ist und Gott heißt." Was mögen die Kinder von diesem Gallimatthias verstehen? Natürlich gerade so viel, wie ihr Prediger, d. h. nichts; das schadet aber nicht; je weniger verstanden wird, desto größer ist der Fortschritt — zur Thierähnlichkeit, der höchsten Vollkommenheit, zu welcher sich die moderne neuheidnische Welt bestimmt fühlt.

Staat und Kirche.

1. Der Staat ist nicht omnipotent; er verdankt den Umfang seiner Rechte einzig und allein dem Willen Gottes, wie dieser in der Natur der Verhältnisse durch concludente Facta sich ausspricht. Eine ausdrückliche anderweite Regelung der juristischen Ordnung von Seiten Gottes würde dem Staate jeden Rechtsboden unter den Füßen wegziehen, ihm nur die nackte physische Gewalt belassend; dies war das Resultat einer früheren Darlegung [1].

Aber hat Gott in der That für gut befunden, auf irgend einem Felde des menschlichen Seins die Herstellung eines Verbandes von Oberen und Untergebenen, die Schöpfung eines juristischen Organismus, selbst in die Hand zu nehmen? Hat er irgend einen Theil der menschlichen Verhältnisse für so wichtig, für so bedürftig einer höheren Hand gehalten, daß er glaubte, hier die Entwicklung nicht dem natürlichen Laufe der Dinge überlassen zu dürfen, sondern sie selbst vorzuzeichnen und zu regeln? Diese Frage soll hier eine kurze Untersuchung finden. Ein Blick auf die Geschichte genügt übrigens, um dieselbe für das religiöse Gebiet im Allgemeinen sofort zu bejahen. Denn neben Familie, Gemeinde und Staat ist ein neuer Organismus — die Kirche — in's Leben gerufen, von Gott selbst gestiftet und mit Besorgung der religiösen Angelegenheiten betraut. Daraus folgt, daß die Organismen der natürlichen Ordnung, insoweit sie durch die Kirche entbehrlich gemacht werden, jeden Anspruch auf selbstständige Regelung des religiösen Gebietes, falls sie denselben jemals gehabt, verlieren. Man streitet darüber, ob ohne Offenbarung der Staat auf religiösem Gebiete irgend welche Vollmachten besessen haben würde; wir können diesen Streit hier unerörtert lassen; denn mit der Stiftung der Kirche kann die Religion nicht mehr als gleichsam verwaist angesehen werden, und

[1] Vgl. diese Monatschrift 1873. IV. Bd. S. 475. „Was ist der Staat?"

doch wäre diese Verwaisung der einzig mögliche Rechtstitel staatlicher Einmischung. Die Familie bedarf ihres geringen Umfanges wegen einer Ergänzung durch die Gemeinde; darum geräth sie in juristische Abhängigkeit von dieser; die Gemeinde bedarf in ähnlicher Weise einer Ergänzung durch den Staat; darum ist auch die Gemeinde nicht souverän; stände der Staat nicht über der Gemeinde und der Familie, so gäbe es keine Autorität zur Regelung der Allen gemeinsamen bürgerlichen Angelegenheiten. Anders in religiösen Sachen; denn eben durch die Allgemeinheit der Kirche, welche wie in ihrer Bestimmung so auch in ihrer gegenwärtigen Ausdehnung die Staaten an Umfang weit überragt, ist sie selbst in den Stand gesetzt, öffentliche Autorität für Religionssachen zu sein. Die Religion ist nicht mehr verwaist; wollte der Staat sie gegen den Willen der Kirche unter seine Obhut ziehen, so würde er kein Liebeswerk verrichten, sondern eines Raubes sich schuldig machen und die Einheit der Kirche zerstören. Das Steckenpferd eines staatlichen Kirchenhoheitsrechtes entbehrt somit jeder juristischen Basis; es ist, wie so manches Andere, eine bloße Behauptung, deren Beweis man nie zu führen im Stande ist, ja, meist nicht einmal ernstlich versucht. Und wenn jüngst der Cultusminister v. Falk also unterscheiden wollte: „Kirche und Staat seien gleichberechtigt auf ethischem Gebiete, auf juristischem Felde dagegen sei die Kirche dem Staate untergeordnet;" so ist das gleichfalls eine aus der Luft gegriffene Behauptung, für welche sich in der Wissenschaft nirgends ein Fundament findet. Zwischen religiösen und nichtreligiösen Dingen zu unterscheiden, würde wenigstens den Schein eines Fundamentes gehabt haben.

2. Ein Recht des Staates auf Regelung der religiösen Angelegenheiten als solcher findet somit nach Stiftung der Kirche keinen Platz. Stillschweigend geben dies viele unter den Gegnern der kirchlichen Unabhängigkeit zu; denn nicht auf religiösem Gebiete, sondern in nichtreligiösen Dingen suchen sie einen Titel für ihre Einmischung in religiöse Fragen. Nicht bloß die Stiftung einer falschen Religion machten die Juden dem göttlichen Heilande zum Vorwurfe; auf eine solche Anklage hätte sich Pilatus ohne Zweifel für incompetent erklärt, ähnlich wie Gallio in Betreff des hl. Paulus [1]; vielmehr schrieen sie: „Er regt das Volk auf, indem er durch ganz Judäa hin lehrt, von Galiläa bis hier" [2],

---

[1] Apostelgesch. 18, 15.

[2] Lukas 23, 5.

und diese bürgerliche Seite der Sache soll den Titel hergeben zur Einmischung in Religionsfragen. Der hl. Paulus treibt von einer besessenen Wahrsagerin den Teufel aus, und die Herren dieser Sclavin, denen ihr Verdienst jetzt entgeht, verklagen sofort den Apostel wegen Ruhestörung und Verbreitung einer mit den Staatsgesetzen in Widerspruch stehenden Religion; der Magistrat aber läßt den Apostel mit Ruthen streichen [1]. Die Excommunication hat zeitliche Wirkungen für die Ehre des Betheiligten; darum soll der Bischof diesen religiösen Act zu unterlassen verpflichtet sein. Die Kanzel könnte staatsgefährlich werden; denn das neue deutsche Reich hat schwache Nerven; darum macht man einen Kanzelparagraphen. Die nationale Erziehung des Klerus ist auch von bürgerlichem Interesse; darum glaubt man sich berechtigt, die Ausbildung derer zu maßregeln, welche Christus sendet, sein Evangelium allen Völkern zu verkünden. Kurz, wo man noch etwas „politische Heuchelei“ beobachtet und nicht geradezu mit russischer Knute oder mit deren Zwillingsschwester, der liberalen Staatsomnipotenz, in's Geschirr gehen will, da bietet in erneuter Auflage die alte Theorie der Zopf-Zeit-Hof-Canonisten von den **jura circa sacra** (von den Rechten „um die Religion herum“) den vermeintlichen Rechtstitel. Die Theorie ist in ihrer Quintessenz folgende: dem Staate steht direct ein Recht zu auf bürgerliche Angelegenheiten; ein und dieselbe Sache hat aber sehr häufig eine doppelte Seite, eine bürgerliche und eine kirchliche; also gebührt in solchen Fällen indirect dem Staate auch ein Recht auf Maßregelung kirchlicher Dinge.

3. Diametral entgegengesetzt stellt man kirchlicher Seits folgende Lehre auf: Der Kirche steht die Ordnung religiöser, kirchlicher Fragen zu; zeitliche, staatliche Fragen sind aber mit denselben oft unzertrennlich verbunden; also hat in solchen Fällen die Kirche ein Recht, auch über zeitliche Dinge zu verfügen. Einige Beispiele mögen die Sache besser in's Licht stellen. Das Fasten hat neben der religiösen auch eine zeitlich sehr empfindliche Seite; die Kirche hält sich aber für berechtigt, um jener willen auch diese in das Gebiet ihrer Gesetzgebung zu ziehen. Viele Festtage beschränken die Arbeitstage; die Kirche aber hält sich nicht für gebunden, die Einzelnen oder die Regierungen um Erlaubniß zu fragen bei Einsetzung von Festtagen. Sünden gegen das Sittengesetz Gottes, Frevel gegen die Kirche und deren Gebote können passend durch zeitliche Stra-

[1] Apostelgesch. 16, 16 ff.

fen von der Kirche gestraft werden; denn die Menschen sind eben keine Engel, und die Kirche ist keine Vereinigung unsichtbarer Wesen, und so gut, wie im Staate derartige Strafen am Vermögen, an der Freiheit und ähnliche wohl geeignet sind, ihren Zweck. nämlich Wiedervergeltung, Besserung, Abschreckung, zu erreichen; ebenso können sie zu gleichem Zwecke der Kirche dienen. Wenn in ihrer Praxis milder als der Staat, hat sie sich dennoch stets für berechtigt zu denselben gehalten. Kurz: von jeher hat die Kirche eine wahrhaft juristische, eine gesetzgebende, richterliche und executive Gewalt sich zugeschrieben, nicht bloß in rein religiösen Dingen, sondern auch in solchen, welche neben ihrer religiösen zugleich eine zeitliche Beziehung haben; direct beansprucht die Kirche die Regelung der religiösen, der kirchlichen, indirect aber auch die mancher zeitlichen und staatlichen Dinge.

Wer hat nun Recht? Der Staat mit seinem indirecten Recht auf die geistlichen Sachen der Kirche? Oder diese mit dem indirecten Recht auf die zeitlichen Angelegenheiten auch des Staates? Oder haben beide Recht? Oder Niemand?

4. Die Entscheidung der Frage ist einzig und allein im Willen Gottes, im Willen Christi, zu suchen. Ihm, als der Quelle alles Rechts, haben auch die Staaten sich zu fügen. Dieser Wille kann sich kundgeben in ausdrücklichen Worten, und auf sie werden wir später zurückkommen; er kann sich auch kundthun in der Natur der Sache, und diese Manifestation soll hier eine nähere Prüfung finden. Die Möglichkeit einer solchen Kundgebung, einer solchen Legislation leuchtet von selbst ein und muß insbesondere von Seiten der Staaten anerkannt werden. Wollten sie dieselbe in Abrede stellen, so vernichteten sie ihre eigene juristische Basis; denn nicht aus irgend welcher Offenbarung (diese enthält ja für die Staaten nur eine Bestätigung des schon Vorhandenen), sondern einzig aus der Natur der Sache können sie ihre rechtliche Existenz beweisen; sie müssen zu diesem Argumente etwa greifen: Gott hat das gewollt, was zum gedeihlichen Dasein des Menschengeschlechts unentbehrlich, durch die Natur der Verhältnisse selbst indicirt ist; das gilt aber vom Rechte der Staaten; also ist dieses von Gott gewollt. Ein ähnliches Argument zu Gunsten der Kirche verwerfen, hieße auf Logik, auf Consequenz verzichten. Aber wie läßt sich der Wille Gottes in Betreff des Verhältnisses von Staat und Kirche aus der Natur der Sache entziffern?

5. Gesetzt, ein reicher Banquier von Köln wünscht eine Villa in der

Einsamkeit des Siebengebirgs zu besitzen. Das Nähere anzuordnen ist ihm zu weitläufig; er beauftragt daher einen Architecten mit Herstellung derselben, und zugleich einen Ingenieur mit der Sorge für einen geeigneten Fahrweg dorthin. Hier ist zunächst Folgendes klar: Jeder der beiden Mandatare ist gleichsam souverän auf seinem Gebiete, so lange eben das Interesse des andern nicht in Frage kommt. Der Architect wird sich nicht darum zu kümmern haben, ob der Ingenieur die Chaussee von Basalt oder Kalkstein herstellt, und dem Ingenieur, wenn er seine fünf Sinne hat, kann es nicht einfallen wollen, dem Architecten vorzuschreiben, ob die Villa gothisch, romanisch oder im Renaissance-Styl erbaut werden soll. In ähnlicher Weise würde es sonderbar aussehen, wenn etwa ein Bischof sich d'rein mischte, wie bei Krupp die Kanonen gegossen werden sollen; oder wenn die Staatsgesetzgebung oder der Cultusminister das theologische Studium der angehenden Priester zu regeln gedächte. Insoweit ist keine Schwierigkeit; auf ihrem ausschließlichen Gebiete sind Staat und Kirche vollständig unabhängig.

Aber es gibt, wie wir oben sahen, ein gemischtes Gebiet. Gesetzt, der Architect will den Eingang der Villa an die Nordseite verlegen, der Ingenieur aber den Weg zur Südseite hinführen; was dann? Am Nächsten liegt ein gütliches Übereinkommen. Aber das führt nicht immer zum Ziel; denn ein Jeder glaubt stets für sich die durchschlagendsten Gründe zu haben. An zweiter Stelle wird man darauf verfallen, vom gemeinsamen Bauherrn eine Entscheidung treffen zu lassen. Aber wie, wenn jede Communication mit diesem abgeschnitten wäre? Nun! In ähnlicher Lage befinden sich Staat und Kirche; denn Gott sendet keine alttestamentlichen Propheten mehr, etwaige Differenzen zu schlichten. Differenzen aber sind möglich.

Gesetzt, der Staat verbietet, ich weiß nicht aus was für Gründen, eine Procession; die Kirche erklärt jene Gründe für nicht entscheidend und will die Procession aufrecht erhalten; gesetzt, der Staat conscribirt in zeitlichem Interesse heute Alles zum Militär; morgen eximirt die Kirche im Interesse der Religion ihren Klerus, übermorgen hebt der Staat diese Exemption auf und Tags darauf stellt die Kirche sie wieder her. Ist das ein Rechtszustand, der von Gott gewollt sein kann? Dem gegenüber sind wir vor die Alternative gestellt, zu sagen, Gott habe einen solchen sinnlosen Rechtszustand gewollt, oder aber zu erklären, Gott habe einem von Beiden, dem Staate oder der Kirche, die Hegemonie

insoweit gegeben, daß bei ihm die endliche juristische Entscheidung streitiger Fragen ist. Ein untergeordnetes indirectes Recht mag man immerhin auf beiden Seiten zugleich anerkennen; ein Recht der Entscheidung und Leitung in letzter Instanz muß einem und nur einem der beiden Theile zustehen. Dieß ist so evident, daß Stahl [1] sich also ausdrückt:

„Das Eine oder das Andere muß sein: entweder die indirecte Gewalt des Papstes über die weltlichen Angelegenheiten, oder die indirecte Gewalt des Fürsten über die geistlichen Angelegenheiten. Es gibt kein Drittes."

6. Doch Manche, namentlich Gallikaner [2], wollen ein Drittes gefunden haben, um zwischen Scylla und Charybdis hindurchzufahren, um einerseits eine gewisse Superiorität der Kirche, welche deren höherer Zweck von selbst im Auge jedes Christen verlangt, zu wahren, und andererseits die heilige Ehrfurcht vor dem Staat nicht in soweit aus dem Auge zu verlieren, daß sie ihn in eine wahrhaft juristische Abhängigkeit von der Kirche versetzten. Statt des indirecten Rechtes, welches schon vom hl. Thomas (oder wer sonst der Verfasser ist) in dem Werke de regimine principis verfochten wird und überhaupt wohl die herrschende Ansicht in der Kirche stets bildete, sprechen sie von einer potestas mere directiva, einer nur leitenden Gewalt, nach welcher die Kirche den Staat zwar über seine vorhandenen Pflichten (z. B. den Klerus zu eximiren) belehren, nicht aber solche Pflichten schaffen könnte. Doch es scheint, dieser Theorie geht es, wie so mancher vermittelnden Doctrin: sie befriedigt nach keiner Seite. Wem Gott einen Auftrag gibt, dem gibt er auch die nöthigen Vollmachten; hat also die Kirche neben ihrer besondern Thätigkeit auch noch die gemeinsame Leitung zu führen, wo Staat und Kirche ineinander greifen, so hat sie auch ein entsprechendes Jurisdictionsrecht, wenigstens auf Anerkennung und Befolgung ihres Ausspruches; hat sie dieses nicht, so wird ihr Gott auch jene Leitung nicht übertragen haben. Fußt nicht der ganze Beweis für die Berechtigung der Staaten gegenüber den Gemeinden und Einzelnen auf demselben Principe, daß wer zur Leitung gemeinsamer Angelegenheiten berufen ist, auch die entsprechenden Vollmachten haben muß? Also muß diese potestas directiva als eine wahre indirecte Gewalt, sei es nun des Staates oder der Kirche, gedacht werden, oder sie ist praktisch ungenügend für die Bedürfnisse der Christenheit.

---

[1] Stahl, Rechtsgutachten, S. 69; bei Hergenröther, Kath. Kirche und christlicher Staat, S. 458.

[2] Vgl. über das Historische: Hergenröther, l. c. S. 448 ff.

7. Die Kreise sind enger und enger gezogen. Nur zwischen zwei Extremen bleibt die Wahl, und diese Wahl entscheidet principiell über das ganze Verhältniß von Staat und Kirche; diese Wahl beantwortet entscheidend die Frage, welche wir anfangs stellten: Inwieweit ist dem natürlichen Rechte der Staaten derogirt durch positives Eingreifen Gottes?

Wohlgemerkt, es handelt sich nicht um die ganze Souveränetät der einen oder der andern Gewalt; für das rein Staatliche bleibt diese dem Staate, für das rein Kirchliche der Kirche, auch wenn dem andern Theile insoweit eine indirecte Gewalt zusteht, als das Kirchliche in's Staatliche oder dieses in jenes hineingreift. Es fragt sich nur: wem gebührt die Hegemonie auf dem gemeinsamen Territorium? Wer hat endgültig zu entscheiden, ob der Klerus rechtlich zum Militär gezwungen werden kann oder nicht? Ob der Altar dem Verbrecher ein Asyl gewährt oder nicht?

Kehren wir zurück zu unserer Villa im Siebengebirge! Wer hat zu entscheiden, wer hat zu folgen, wenn gütliche Übereinkunft nicht zum Ziel führt? Wer hat sich überhaupt dem Andern anzubequemen, der Architect oder der Ingenieur? Daß Beide gewisse Rücksichten nehmen sollen, ist klar; aber wenn es sich um den Eingang handelt, und wenn sowohl Weg als Portal sowohl an der Nord- als an der Südseite ein geeignetes Terrain finden, hat dann der Ingenieur die Lage zu bestimmen, oder der Architect? Es scheint der Architect; denn man macht Wege, um zum Hause zu kommen, man baut aber nicht Häuser, um einen Endpunkt für den Weg zu haben. Das Zweck-Verhältniß der beiderseitigen Angelegenheiten ist der natürliche, also vom gemeinsamen Herrn gewollte Entscheidungsgrund beider Fragen, welcher Behörde der Ausschlag zukommt.

Wer hat nun in der Leitung des Menschengeschlechtes, in dem Concert von Staat und Kirche, den letzten Zweck, die Hauptsache, wer die Nebensache zu besorgen? Diese oder jener? Die Antwort muß verschieden ausfallen nach der ganzen Weltanschauung eines Jeden. Wem der Mensch nur ein glücklich veredeltes Thier, wem das Leben nach dem Tode ein Priester-Betrug ist, der findet nothwendig mit Epicur das Ziel und Ende des Menschen im Diesseits, und zwar in einem möglichst potenzirten Lebensgenuß. Insoweit etwas diesen Genuß fördert, hat es Bedeutung; sonst nicht. Nun läßt sich aber nicht verkennen, daß der Staat diesen Zweck allseitiger und unmittelbarer fördert, als

die Kirche; also gebührt ihm die Hauptpartie und die gemeinsame Leitung. Die Kirche trägt allerdings bei, die nicht denkenden Massen durch Priester-Betrug im Zaum zu halten, und insofern ist sie eine willkommene Polizei-Anstalt des Staates; auf etwas mehr hat sie keinen Anspruch. Von einer göttlichen Stiftung der Kirche ist selbstverständlich in solchem Ideenkreise keine Rede mehr.

Scheut man sich etwa, in Gesellschaft eines David Strauß mit solchen Factoren zu rechnen? Dann sei man ehrlich genug, die Consequenzen anzuerkennen, zu welchen nothwendiger Weise die entgegengesetzte Weltanschauung führt.

Des Menschen Bestimmung ist es, Gott zu verehren, ihm zu dienen und hiedurch sein ewiges Glück zu gründen; — wer diese Grundwahrheit jeder wirklichen Religion auf sein Banner schreibt, der gibt eben hierdurch der Religion den Vorrang und den nichtreligiösen Dingen die Nebenrolle; der gibt in strittigen Fragen, in Fragen, welche beide Theile angehen, und welche auf gütigem Wege nicht geregelt werden können, der Kirche den Ausschlag und nicht dem Staate; der bejaht das indirecte Recht der Kirche in zeitlichen Dingen und verneint das unabhängige indirecte Recht der Staaten in Sachen der Religion. Also vertheidige man das Kirchenhoheitsrecht oder das jus circa sacra der Staaten — und die unerbittlichste Consequenz drängt zu Karl Vogt, David Strauß und in's Thierreich; also halte man die ersten Principien aller wahren Religion wie einen rettenden Anker umschlungen — und die unerbittlichste Consequenz führt zur Annahme einer indirecten Gewalt der Kirche, und — was praktisch das Wichtigste ist — zum Beweis der Nicht-Existenz eines Hoheitsrechtes des Staates. Diese Wahrheiten sind so klar, daß nur der antichristliche Haß gegen die katholische Kirche die Begriffe in der Art hat verkehren können, wie wir es heutigen Tages sehen. Man will noch Christ, noch Katholik sein, und doch gesteht man dem Staate eine Superiorität über die Kirche zu! Das klassische Heidenthum, dessen klare Begriffe durch Nebeninteressen und treibhausartige Ideen-Verdrehung weniger getrübt waren, sah hierin klarer. „Voransteht die Sorge für das, was die Götter betrifft“ [1], so schreibt Aristoteles; und ein Römer spricht: „Alles hat unser Staat beständig der Religion nachsetzen zu müssen geglaubt.“ [2]

---

[1] Arist. Polit. 7, 8: *Πρῶτον ἡ περὶ τῶν θείων ἐπιμέλεια.*

[2] Valerius Maxim. l. 1. c. 1. de rel. Omnia namque post religionem

Auf ein anderes Moment wollen wir nur kurz hindeuten: Ist es wohl die Absicht Christi gewesen, daß seine Kirche durch ein Hoheitsrecht des Staates in so viele Theile zerrissen werde, als es Staaten gibt? Oder wollte er vielmehr in der Kirche einen Einigungspunkt schaffen, welcher das zerrissene Menschengeschlecht zu einer großen Völkerfamilie auf's Neue verbände?

8. Doch hier liegt ein praktischer Einwand nahe. Wenn nicht die profanen, sondern die religiösen Interessen, und wenn in Folge dessen nicht der Staat, sondern die Kirche den Vorrang hat auch bei der schließlichen juristischen Entscheidung solcher Fragen, welche in beide Gebiete eingreifen, so entsteht, sagt man, eine unlösliche Schwierigkeit. Nehmen wir einen Staat wie Preußen mit vorherrschend nicht-katholischer Bevölkerung; dort werden die übrigen Religionsgesellschaften die gleichen Ansprüche erheben, wie die katholische Kirche; der Staat muß sich auch ihnen fügen, muß z. B. den Mormonen die Vielweiberei gestatten, die Mennoniten mit dem Eide und dem Militär-Dienste verschonen. Mit solchen Principien kann aber kein Staat bestehen; insbesondere wird seine Einheit gesprengt, in ähnlicher Weise wie nach katholischem Standpunkte die Einheit der Kirche gesprengt würde, falls man sie nöthigte, den Gesetzgebungen der verschiedenen Staaten der Erde, wo diese das religiöse Gebiet berühren, sich zu fügen. Es muß sich also die katholische Kirche den Landesgesetzen fügen; dem Staat gebührt eine indirecte Gewalt über kirchliche Dinge, nicht umgekehrt.

Der Einwand hat einigen Schein, aber eben auch nur Schein der Berechtigung. Wir fragen: können die übrigen Religionen denselben Rechtstitel für sich in Anspruch nehmen, wie die katholische Kirche? Nein! denn sie entbehren der inneren wie der äußeren Berechtigung; der innern, denn sie sind nicht die wahre Religion, und die Berechtigung, welche wir aus der Natur der Sache für die wahre Religion ableiteten, weil diese den Menschen seinem höchsten Ziele zuführt, diese Berechtigung kann dem Irrthum nicht zukommen, der zwar das Gleiche zu leisten behauptet, aber nicht leistet. Es fehlt denselben auch die äußere Berechtigung; denn, — von etwaigem historischen Rechte sehen wir hier ab, — sie können sich nicht darauf berufen, daß Christus ihnen bestimmte Vollmachten verliehen habe, schon deßhalb nicht, weil sie Christus nie

---

ponenda semper nostra civitas duxit, etiam in quibus summae majestatis conspici decus voluit.

sahen, sondern nachweislich spät nach Christi Zeiten, sei es nun 1517 oder 1817 oder 1870 oder wann immer, als Religionsgesellschaft sich constituirten. Also weil die katholische Kirche gewisse Rechte hat, können nicht alle übrigen Religionen dieselben Rechte beanspruchen. Sonst hätte jeder beliebige Kron=Prätendent dieselben legitimen Ansprüche auf Frankreichs Thron wie Heinrich V.

Aber der Einwand, so scheint es, behält dennoch in etwa seine Kraft. Man sagt: der Staat kann sich auf Untersuchung der religiösen Legitimität nicht einlassen. Das ist allerdings ein eigenthümlicher Einwand! Denn der Staat so gut wie der Einzelne ist verpflichtet, sich darauf einzulassen, nicht anders als die ostindischen Behörden den von England gesandten Gouverneur, der seine Legitimationspapiere vorlegt, nicht mit der Bemerkung abspeisen dürfen, sie könnten sich auf deren Prüfung nicht einlassen. Die katholische Kirche ist eben von Gott gesandt, sie hat ihre genügende Legitimation, sie braucht also in ihrem guten Recht sich nicht stören zu lassen, weder durch die Concurrenz vieler unberechtigter Religionen, noch durch den Indifferentismus einer Regierung, welche wohl oder übel sich darauf steift, indifferent zu bleiben gegen ihren Schöpfer und Herrn.

So steht die Sache streng nach den allgemeinen Principien; in der Praxis gestaltet sie sich übrigens anders. Denn die Gegner wissen gut genug, daß selbst der Syllabus diese Principien nicht dort urgiren will, wo die Verhältnisse dem Staate große Schwierigkeiten bereiten. Die katholische Kirche wäre meistens sehr zufrieden, wenn man ihr nur diejenige Freiheit beließe, welche man jeder beliebigen Actien=Gesellschaft gestattet.

9. Noch einen andern Einwand wollen wir hier kurz berühren. Man könnte zugeben, daß unter übrigens gleichen Bedingungen der Religion und somit der Kirche der Vorrang gebühre. Aber es können Verhältnisse sein, wo das kirchliche Interesse sehr wenig, das staatliche sehr stark in Frage kommt; hier scheint also dem Staate ein indirectes Recht, ein **jus circa sacra**, ein Oberhoheitsrecht über die Kirche oder wie sonst immer man es nennen will, zuzustehen.

Zur Antwort erinnern wir einfach an unsern Vergleich von oben. Kein Vernünftiger wird bezweifeln, daß der Architect sich in manchen Dingen gern dem Ingenieur anbequemt; so wird auch kein Ultramontaner bestreiten, daß die Kirche, dem Willen Gottes gemäß, alle Rücksicht nehmen soll auf die Interessen des Staates, und das hat sie immer gethan; wir

erinnern nur an die colossalen Geldopfer des französischen Klerus während der vorigen Jahrhunderte. Ob der Staat auf diese Rücksicht ein eigentliches Recht habe, können wir hier dahingestellt sein lassen; was wir aber läugenen müssen, ist, daß auf dem gemeinsamen Gebiete dem Staate das letzte entscheidende Wort gebührt; dies könnten wir ohne die offenbarste Absurdität nicht zugestehen. Auch der Staat wird durch Menschen vertreten und kann sich irren. Gesetzt, er erklärt, eine althergebrachte Wallfahrt habe, ich weiß nicht welche, sehr nachtheilige Folgen; gesetzt, die Kirche läugnet es; wer soll dann endlich entscheiden, da Gott einmal keine Propheten mehr schickt? Es ist ja gerade dies in Frage, wessen Interesse stärker berührt werde, das der Kirche oder das des Staates! So wahr in einem Concerte nicht zwei unabhängige Dirigenten existiren können, so wahr kann in dem großen Concerte des öffentlichen Lebens die letzte allgemeine Direction nur bei Einem sein, beim Staate oder bei der Kirche. Man läugne die Unsterblichkeit und man übergibt die Direction dem Staate; man glaube an ein Leben nach dem Tode — und die Direction fällt unfehlbar der Kirche zu.

Das Resultat aber, welches wir aus der ganzen bisherigen Entwicklung ziehen und als festen, unverrückbaren Grenzstein hinstellen möchten, ist dieses: Der Staat ist nie und nimmer und auf gar keinen Rechtstitel hin befugt, gegen den Willen der Kirche sich in kirchliche Dinge zu mischen. Auch wenn sein zeitliches Interesse dieses zu fordern scheint; auch wenn er andern Gesellschaften gegenüber zu ähnlichen Maßregeln berechtigt wäre: der Kirche gegenüber ist und bleibt er incompetent, seine Gesetze sind nichtig, sind keine Rechts-, sondern Gewalt-Acte.

10. Ziehen wir nunmehr aus dem Obigen die praktischen Folgerungen! Wenn wir einerseits auf die Handlungsweise der Kirche blicken, so sehen wir, daß Vieles, was man als hierarchische Anmaßung begeifert, oder im besten Falle aus dem historischen Rechte vergangener Zeiten erklärt, nichts Anderes ist, als eine Bethätigung der von Gott der Kirche verliehenen Vollmachten. Die Kirche hätte rechtlich oft viel weiter gehen können, als sie gegangen ist; die Immunitäten des Klerus und des Kirchengutes, die Gesetzgebung in Betreff desselben konnte die Kirche kraft eigenen Rechtes sich nehmen. Sie zog es meist vor, auf contractlichem Wege darüber mit der Staatsgewalt sich in's Einvernehmen zu setzen und hat treu an dem Zugestandenen gehalten. — Haben die Staaten, welche doppelt zu gleicher Treue verpflichtet waren, stets Dasselbe gethan?

Werfen wir andererseits den Blick auf die staatliche Gesetzgebung der letzten Jahrhunderte, was erblicken wir dort? Wir sehen meist ein Vorgehen, welches die Frage der staatlichen Competenz nicht einmal aufwirft. Und doch läge diese Frage dem Staate viel näher als der Kirche! Und doch ist es ein unverrückbares Princip, daß Gesetze wie richterliche Urtheile, ohne Competenz erlassen, an unheilbarer Nichtigkeit leiden! Daß hiernach vielleicht die Mehrzahl aller Staatsgesetze, welche sich während der letzten drei Jahrhunderte mit den Rechtsverhältnissen des Klerus, mit dem kirchlichen Vermögensrecht, mit der Ehe, mit der Erziehung, überhaupt mit kirchlichen Dingen beschäftigten, juristisch null und nichtig sind, liegt auf der Hand und bedarf keiner weiteren Erörterung.

11. Das sind so etwa die Rechtsprincipien, welche in ganz besonderer Weise die Ehre haben, mit den „modernen Ideen" in recht grellem Widerspruche zu stehen. Von wem aber hätten die Völker mehr Glück und Segen zu hoffen, von der Herrschaft dieser „hierarchischen Übergriffe", wie sie die Gegner so gern nennen, oder von jenen Ideen der Neuzeit?

Die „modernen Ideen" reißen die Schranken nieder, welche Gottes Vorsehung der Staatsgewalt setzt; sie überliefern das Volk dem Cäsaropapismus oder einer zügellosen Kammermajorität zur unabwendbaren Knechtschaft, welche dann umgekehrt einer vulkanischen Eruption von unten mit ihrem ganzen Terrorismus Platz macht. Die „hierarchischen Übergriffe" stellen beiden einen von Gott gesetzten Admonitor zur Seite, welcher, wenn keine andere Stimme mehr sich vernehmen läßt, für den Bedrückten eintritt und dem Dränger zuruft: „Bis hieher und nicht weiter."

Die „modernen Ideen" haben jene Völkerfamilie gesprengt, welche das Christenthum einst gebildet; Krieg auf Leben und Tod scheint die Zukunft den Völkern Europa's zu verheißen. Die „hierarchischen Übergriffe" würden den Staaten einen Schiedsrichter zeigen, dessen Ausspruch, ehrlich befolgt, Tausenden von Opfern des Ehrgeizes, welche jetzt von Zeit zu Zeit auf den Schlachtfeldern verbluten, das Leben rettete.

Die „modernen Ideen" haben in Folge des permanenten Kriegsfußes die Schuldenlast und damit die Steuern in's Fabelhafte gesteigert; sie entreißen Millionen in der besten Blüthe des Lebens auf Jahre ihrem eigentlichen Berufe. Die „hierarchischen Übergriffe" würden zur praktischen Folge haben, daß wer jetzt 100 Thlr. zahlt, vielleicht mit

5 Thlr. seiner Steuerpflicht genügte, und daß die stehenden Heere auf ein Minimum reducirt würden.

Die „modernen Ideen“ haben geholfen, die sociale Frage heraufzubeschwören; dieselbe zu lösen sind sie nicht im Stande. Die Kirche, — könnte sie ihre Thätigkeit ungehindert entfalten, — würde einzig und allein es vermögen, durch die christliche Charitas, insbesondere durch ihre religiösen Genossenschaften, das menschliche Elend zu mildern und den Armen mit dem Reichen zu versöhnen.

Die „modernen Ideen“ haben die Ehe profanirt und sittliche Zustände geschaffen, wie sie uns vor nicht langer Zeit die historisch-politischen Blätter aus Berlin vor Augen führten. Nur die Kirche, ließe man ihr die von Gott gegebene Freiheit, wäre im Stande, Zucht und Sitte zu erneuern.

Die „modernen Ideen“, stolz auf ihre Aufklärung, haben eine Zwangserziehung der Jugend zuwege gebracht, in welcher diese oft alles Andere eher lernt, als die zur Seligkeit nothwendigen Stücke. Sie prangt mit (dazu meist ganz schiefen oder unwahren) Statistiken über Lesen- und Schreibenkönnen, als wäre es eine Kunst, durch Polizeistrafen die halbe Bevölkerung selbst zum Seiltanzen zu bringen! Die Statistiken über das Contingent, welches kirchenfeindliche Schulen der Hölle stellen, würden andere Dinge berichten. Der Kirche hat man seit bald einem Jahrhundert durch die schreiendste Ungerechtigkeit und die schlimmste aller Säcularisationen die Jugend mehr oder weniger entrissen. Gebe man ihr die volle Freiheit zurück, auch an den Kindern ihre göttliche Sendung zu üben, — und es werden wahre Bildung, wahres Glück allmählich in das aufgewühlte Europa heimkehren; es werden Millionen Seelen ihre ewige Bestimmung erreichen, während sie jetzt schon in der Jugend um Glauben und Unschuld betrogen ein Raub nie endender Qualen werden.

L. v. Hammerstein S. J.

Das Königthum im Liberalismus.

Vielfach hat sich die Meinung verbreitet, als ob das christliche Königthum gleichbedeutend sei mit Despotismus. Das ist himmelweit gefehlt. Wohl war der christliche König von Gottes Gnaden stark und

eigentlicher Regent seines Volkes; aber er war nur mächtig innerhalb des christlichen Gesetzes und Rechtes; und sobald er sich der niedrigen Leidenschaft des Herrscherübermuths hingab, standen ihm die Kirche, die Stände und die Justiz als unüberwindliche Bollwerke im Wege. Weitaus die meisten Kämpfe der Päpste gegen das Herrscherthum gingen um die von Gott garantirte Freiheit der Kirche und des christlichen Gewissens, um die Freiheit der Völker von orientalischem Despotismus. Der stolze Sinn des im Übrigen so monarchisch gesinnten Spaniers, der deutschen Reichsstädte, der niederländischen Stände, besonders in ihrem Kampfe gegen Joseph II. von Österreich, beweisen uns zur Genüge, daß auch neben dem alten christlichen Königthum von bürgerlicher Freiheit gesprochen werden konnte.

Die eigentliche Stiftung des liberalen Königthums geschah zu Paris in den Augusttagen von 1789, als die siebenzehn Artikel der sogenannten Menschenrechte aufgestellt wurden [1]. Da dieselben der ursprünglichste Ausdruck und das feierliche Glaubensbekenntniß der seitdem gebietenden politischen Lehre geworden sind, auch mehr oder weniger die Stellung des liberalen Königs betreffen, so setzen wir sie vollständig hieher und heben nur die den König zunächst berührenden Sätze stärker hervor:

„In Anbetracht, daß die Unkenntniß, Vergessenheit oder Verachtung der Menschenrechte die einzigen Ursachen des öffentlichen Unheils und der Verderbtheit der Regierungen sind, haben sich die Vertreter des französischen Volkes entschlossen, in einer feierlichen Erklärung die natürlichen, unveräußerlichen und geheiligten Rechte des Menschen auseinanderzusetzen . . . Folgerichtig anerkennt die Nationalversammlung im Angesichte und unter den Auspicien des höchsten Wesens die folgenden Rechte des Menschen und Bürgers:

---

[1] Bekanntlich hatte diese „Erklärung der Menschenrechte“ eine Vorlage an der Unabhängigkeitserklärung der nordamerikanischen Freistaaten von 1776, welche mit den Worten beginnt: „Als unbestreitbar und von selbst einleuchtend betrachten wir die folgenden Wahrheiten: daß alle Menschen als gleiche erschaffen sind; daß sie vom Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt wurden; daß man unter diese Rechte an erster Stelle rechnen muß das auf's Leben, auf die Freiheit und auf Streben nach Glück; daß die Menschen zum Zwecke, sich den Genuß dieser Rechte zu sichern, in ihrer Mitte Regierungen einsetzten, deren rechtmäßige Gewalt von der Zustimmung der Regierten ausfließt; daß das Volk jedesmal, so oft irgend eine beliebige Regierungsform jene Früchte zerstörte, um derenwillen sie errichtet ist, das Recht hat, die Regierung zu verändern, abzuschaffen, und dafür eine andere einzusetzen auf Grundlage der genannten Principien, und sie mit jenen Vollmachten zu organisiren, welche zur Wahrung der Sicherheit und Wohlfahrt am geeignetsten erscheinen.“ — Seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag üben die nordamerikanischen Ideen eine wahre Zaubermacht auf Europa aus.

1. Die Menschen werden frei geboren und bleiben frei und gleich an Recht. Die gesellschaftlichen Unterschiede können nur auf dem allgemeinen Nutzen beruhen.

2. Der Zweck jedes politischen Verbandes ist die Erhaltung der natürlichen und unverjährbaren Rechte des Menschen. Diese Rechte sind die Freiheit, das Eigenthum, die Sicherheit, der Widerstand gegen die Unterdrückung.

3. Das Princip jeder Souveränetät ruht wesentlich in der Nation. Keine Körperschaft und kein Individuum kann eine Auctorität ausüben, die nicht ausdrücklich von der Nation ausfließt.

4. Die Freiheit besteht darin, daß man Alles thun kann, was Anderen nicht schadet. So hat die Ausübung der natürlichen Rechte bei jedem Menschen nur jene Grenzen, welche den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft den Genuß dieser nämlichen Rechte sicher stellen. Diese Grenzen können nur durch das Gesetz festgestellt werden.

5. Das Gesetz kann nur die der Gesellschaft schädlichen Handlungen verbieten.

6. Das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens; zu seiner Erlassung entweder persönlich oder durch Vertreter mitzuwirken, sind alle Bürger berechtigt. Es muß für Alle gleich sein. Auch sind vor ihm alle Bürger gleich; ebenso müssen ihnen alle Staatsämter gleich zugänglich sein, ohne daß außer den Talenten oder Tugenden noch ein anderer Unterschied stattfindet.

7. Kein Mensch kann angeklagt, festgenommen oder gefangen gehalten werden, außer in den gesetzlich bestimmten Fällen. Aber jeder Kraft des Gesetzes vor Gericht gerufene oder festgenommene Bürger muß augenblicklich gehorchen.

8. Das Gesetz kann nur strengnothwendige Strafen festsetzen.

9. Niemand kann gestraft werden, außer in Kraft eines vorgängig veröffentlichten Gesetzes.

10. Niemand darf wegen seiner Meinungen, wären es auch religiöse, beunruhigt werden, wenn deren Bekanntgebung nicht die durch das Gesetz bestimmte öffentliche Ordnung stört.

11. Der freie Austausch der Gedanken und Meinungen ist eines der kostbarsten Menschenrechte; jeder Bürger kann also sprechen, schreiben und drucken lassen, unbeschadet jedoch seiner Verantwortlichkeit für den Mißbrauch dieser Freiheit, in den vom Gesetze bestimmten Fällen.

12. Die Garantie der Menschenrechte bedarf einer öffentlichen Gewalt.

13. Für den Unterhalt der öffentlichen Gewalt und die Verwaltungskosten ist ein gemeinsamer Geldbeitrag unerläßlich. Er muß gleichmäßig nach Verhältniß des Vermögens auf alle Bürger vertheilt werden.

14. Alle Bürger haben das Recht, entweder persönlich oder durch ihre Vertreter den Bedarf an Steuern zu konstatiren und dieselben frei zu verwilligen, ihre Verwendung zu beaufsichtigen und ihre Höhe festzustellen.

15. Die Gesellschaft hat das Recht, jeden öffentlichen Diener über seine Verwaltung zur Rechenschaft zu ziehen.

16. Eine Gesellschaft, wo die Garantie der Rechte nicht ver-

sichert, die Scheidung der Gewalten nicht fest bestimmt ist, hat keine Constitution.

17. Da das Eigenthum ein unverletzliches und heiliges Recht ist, so kann Niemand desselben verlustig erklärt werden, außer wenn die gesetzlich constatirte öffentliche Noth dieß augenscheinlich erfordert und unter der Bedingung einer gerechten und vorgängigen Schadloshaltung."

So waren die von Montesquieu angebahnten und von Rousseau im Contrat social weiter ausgeführten Ideen über Staat und Königthum in's Leben eingetreten und die neue Grundlage der menschlichen Gesellschaft, oder vielmehr aller künftigen Revolutionen geworden.

Im Grunde war die demokratische Republik als einzig gesetzliche Regierungsform aufgestellt und die Monarchie verworfen, wie denn aus dem Jahre 1789 naturnothwendig 1792 und 1793 sich ergeben mußten. Ebenso liegt der Socialismus in nuce schon im ersten Artikel; und selbst in dem siebenzehnten, welcher eigentlich als Schleuse gegen die Gewässer der Tiefe angebracht wurde, entdeckt man bei ruhigem Nachdenken die sociale Liquidation als letzte Folge.

Auf dem Credo von 17 Artikeln aus dem genannten Jahre hat nun der Liberalismus sein Königthum aufgebaut, und beinahe alle Monarchen Europa's, bald durch sanfte, bald durch drastische Mittel, dahin gebracht, den Nacken unter das liebliche Joch des modernen Constitutionalismus zu beugen. Betrachten wir im Folgenden das liberale Königthum in seinem Princip, seinen Lebensäußerungen und in dem letzten Endziele, auf welches es wohl oder übel durch die innere Consequenz hinausgetrieben wird.

I. Die Grundlage des liberalen Königthums.

Nicht mehr Gott ist das letzte Princip der Gewalt, nicht mehr in seinem Namen regieren die Könige, und beschließen die Gesetzgeber dasjenige, was gerecht ist; sondern an seiner Stelle ist der Mensch, d. h. die Gesammtheit oder beziehungsweise Mehrheit der Bürger eines Staates getreten. So beruht der Staat auf sich selbst, er ist absolut geworden. Wir haben hier wieder einen Beweis, wie jeder religiöse Irrthum über kurz oder lang politisch wird. Denn wer erkennt nicht in der neuen Staatslehre die consequente Fortentwicklung und politische Verwerthung jenes englischen Deismus, welcher von Großbritannien aus sich weithin auf dem Festlande verbreitet hatte? Wenn Gott nach deistischer Meinung im besten Falle die Welt aus Nichts oder einem ewigen Urstoffe geschaffen, sie nachher aber sich selbst über-

lassen hat und höchstens hinter den Bergen als theilnahmsloser Zuschauer das Thun und Treiben der Menschen beobachtet, so ist es selbstverständlich, daß die Regenten nicht von ihm ihre Gewalt beziehen, also nicht in seinem Namen Gehorsam fordern können; sondern dann haben sie entweder durch die Gewalt der Faust, oder durch die größere List des Geistes die Gewalt an sich gerissen und das einmal Geschehene und Vollbrachte als dauerndes Recht für die folgenden Geschlechter hingestellt. Der Erste, welcher als faustgewaltiger Ajas oder als listiger Odysseus vor seine Mitbürger hintrat und sprach: „Ich bin euer Herrscher“, und seine Nebenmenschen, die so dumm waren, so Etwas zu glauben — sie zusammen haben das Königthum gestiftet. Daher hat das Volk als einziger und letzter Träger der Staatsgewalt das Recht, ja die Pflicht, die unveräußerlichen Menschenrechte von dem vermeintlichen Usurpator zurückzufordern. Und um diesem äußersten Falle vorzubeugen, kann der Herrscher nichts Weiseres thun, als freiwillig seine Gewalt abtreten, um wenigstens noch den Namen und den äußeren Glanz des Königthums zu retten.

So ist die Souveränetät vom Herrscher gewichen und auf die Nation übergegangen. Der König kann nur durch seine Namensunterschrift den von den Abgeordneten ihm vorgelegten Nationalwillen noch bescheinigen, aber für seine Person keinen Herrscheract mehr vollziehen, sondern muß durch Minister handeln, welche selbst wieder vor der Nation oder den Vertretern derselben verantwortlich sind. Die Majestät der Krone ist dahin.

Auf diese Weise vernichtet der Liberalismus das Princip aller Auctorität; er anerkennt gar keine. Die über die Gesellschaft gesetzte Obrigkeit, sei sie nun in Einer Person concentrirt, oder auf ein Collegium vertheilt, hat ihr Recht bloß vom ausdrücklichen oder stillschweigenden Zugeständnisse der Beherrschten; der König ist Mandatar, nicht Vorgesetzter des Volkes. Ja sogar der Name „Volk“ klingt noch zu königlich, zu christlich-altfränkisch, er erinnert zu sehr an das „Folgen“ und an die frühere Leistung der Heerfolge unter einem in Gottes Namen starken Anführer; daher zieht man den Namen „Nation“ vor, ob er etymologisch, ethnographisch und sprachlich passe, oder nicht.

Damit ist zugleich der höchste Adel des Königthums, im Namen und Auftrage Gottes das christliche Volk zu regieren, aufgehoben, und die religiöse Weihe von der Krone weggewischt, die kirchliche Königssalbung gegenstandslos, ja anticonstitutionell geworden. Darum konnte Lud-

wig XVIII. wegen politischer Kränklichkeit sich gar nicht, Karl X. von Frankreich nur unter großem Widerspruche der Liberalen zu Rheims sich salben lassen, und verweigerten die Kammern zu Stockholm vor wenigen Monaten die zur Krönung König Oskars II. erforderlichen 80,000 Reichsthaler. Nicht mehr Gott, sondern der Mensch ist Quelle des Rechtes und Verleiher der Krone. Das Gottesgnadenthum kann vor dem Liberalismus nicht Stand halten, und wo es noch vorkommt, ist es ein veralteter Titel, welchen man als unschuldige Ruine aus der Vergangenheit sich übermoosen läßt, ohne Weiteres dabei zuzugestehen. Nennt sich doch der König von Piemont auch König von Jerusalem, ohne daß darüber der Großtürke seine Besatzung am heiligen Grabe verstärkt.

Wie nun nach oben der eigentliche Adel des Königthums, die Stellvertretung Gottes und der Oberbefehl im Namen des Allerhöchsten, vernichtet ist, so ist auch nach unten das Göttliche und Höhere aus dem Gehorsam entfernt. Der Obrigkeit um Gottes, nicht um der Menschen willen zu gehorchen, mag noch als religiöse Spielerei in kleineren Kreisen hingehen; staatsrechtlich ist die Quelle aller Gewalt im Volke selbst, welches in der Obrigkeit nur seine Beamten, im König seinen ersten Diener erblickt, und nur so lange Gehorsam leistet, als es will. Man gehorcht, weil und so lange man will, und nur Jenen, welchen man die Gewalt übertragen hat, und denen man sie jeden Augenblick wieder nehmen kann. Somit gehorchen eigentlich die Bürger nur sich selbst. Statt ein Princip der Auctorität zu schaffen, erzeugt der Liberalismus die Revolution und macht sie permanent. Was hilft vor einem solchen Systeme der obligate Paragraph am Kopfe unserer Verfassungsurkunden: „Die Person des Königs ist heilig und unverletzlich“? Und gar seitdem derartige Paragraphen so leicht und schnell corrigirt werden?

Nun aber ist die Auctorität, die über dem Menschen und seiner Laune steht, die unersetzliche Vorbedingung einer dauernden, starken, das allgemeine Wohl fördernden Regierung, ja die Grundbedingung des Königthums und jeder staatlichen Existenz; indem also das liberale Princip den Gehorsam selbst aufhebt, ist es gleichbedeutend mit dem Umsturze der gesellschaftlichen Ordnung und vor Allem des Königthums. Man spreche uns nicht von dem der Mehrheit schuldigen Gehorsame. Denn erfahrungsmäßig sind diese Mehrheiten der liberalen Staaten keine wahren, sondern künstliche; sodann wäre es thöricht, die einmal hergezauberte Mehrheit in ruhigem Besitzstande zu lassen, und nicht durch

Überredung, List oder Gewalt umzugestalten. Und wenn der Mensch als Freier geboren ist im liberalen Sinne des Wortes, warum sollte er sich von Andern, und wären es auch noch so Viele, zum Unfreien machen lassen?

Ist aber die Nation die letzte Quelle und die Verleiherin des Königthums, und ruht in ihr die ganze Legislation, so ergeben sich als vollgiltige Rechtsquellen die sogenannten nationalen Wünsche, welchen der König rückhaltslos zu folgen hat, so wahr er der Gekrönte des Volkes bleiben will. Dieselben sind wohl vielleicht angenehm, so lange sie zur Mehrung des Reiches führen und vor lästiger Verantwortung schützen, können aber auch das Grab des Königthums werden, wenn sie eines Tages den Freistaat für lieblicher und wohlfeiler ansehen und vom eigenen Könige das Nämliche fordern, was er früher in ihrem Auftrage an anderen Regenten vollzogen hatte. Ja sie sind überhaupt das Grab jeglichen Gehorsams und der ganzen Sittlichkeit. Denn die öffentliche Moral soll und darf keine andere sein, als jene für das Individuum; sind aber die Nationalwünsche als solche erlaubt, berechtigt und sittlich, so müssen es auch die individuellen sein. Man mag dann dem einzelnen Bürger tausendmal sagen, er habe sich der Mehrheit zu fügen; er kann eben so oft erwiedern: „Wenn ich will, ja; wenn nicht, nein; denn ich bin mein eigener Gesetzgeber. Ich lasse zwischen mir und meinem souveränen Gewissen Nichts einschieben.“

Sagen wir es also frei und offen: die Grundlage des Königthums, wie jeder Obrigkeit, ist die Religion, der Glaube an einen höchsten Gesetzgeber, um dessentwillen man seinen menschlichen Stellvertretern Gehorsam leistet. Auf einer andern Grundlage kann kein Thron feststehen, am wenigsten auf dem Flugsande der Nationalsouveränetät. Die höchste Constitution ist der göttliche Wille, welcher uns von Jesus Christus vollauf offenbar geworden ist, und welchem sich alle Menschenwillen beugen müssen; nicht aber der allgemeine Wille einer Nation, oder vielmehr einer künstlichen Mehrheit, d. h. einer Partei.

II. Die Lebensäußerungen des liberalen Königthums.

Der Liberalismus war in seinem ersten Auftreten der natürliche Rückschlag gegen jenen königlichen Absolutismus der Bourbonen seit Ludwig XIV., der seine gekrönte Person mit dem Staate identificirte und seine Vollmachten für unbeschränkt ansah, weßhalb ihm Kirche und Staatsgrundgesetz willfährig und unterthan sein müßten. Das war

allerdings eine starke Ausartung des alten christlichen Königthums, des schützenden Hortes für die Kirche und ihr Glaubensleben, für die Länder und ihre alten heiligen Rechte. Für, nicht gegen Glauben und Recht hatte der Gesalbte des christlichen Volkes Scepter und Schwert erhalten. Er war stark durch Gottes Schutz und des Volkes Gehorsam, wenn er Gutes that; schwach, verlassen und von muthigen Feinden umgeben, wenn er gottlos, schlecht und rechtlos handelte. Dagegen meinte der bourbonische Absolutismus, Alles, was vom Könige ausgehe, sei Gesetz und Recht, eben weil es der Wille des Königs festsetze.

Um dem Mißbrauch der Macht durch die Krone vorzubeugen, hat der Liberalismus den Schwerpunkt der Staatsgewalt in's Volk verlegt, und sein Dogma von der Nationalsouveränetät, die sich konkret in den Volksvertretern ausspricht, aufgestellt. An die Stelle des göttlichen Rechtes ist das absolute menschliche Recht getreten, und so ist die liberale Lehre von der einen Sackgasse, dem königlichen Absolutismus, in die andere, den Absolutismus der Kammern, blindlings hineingelaufen. Das liberale Königthum aber ist im Grunde nichts Anderes, als die Nationalsouveränetät mit äußerer monarchischer Form, oder, wenn man will, die erbliche Präsidentenwürde in einem scheinbar demokratischen, in der That aber von einer Partei regierten Staate.

So begegnen wir auch auf diesem Felde wieder jenem berüchtigten Walde von Schwierigkeiten, in welchen sich der Liberalismus stets verläuft, wenn er einer Schwierigkeit ausweichen will. Wir haben einen Souverän, welcher die Krone trägt, ohne souverän zu sein; der König ist Regent und doch nur der vollziehende Diener des Volkes; das Volk unterthan und zugleich souverän; die Freiheit ist proclamirt, und der Absolutismus einer zufälligen Mehrheit drückt auf Alle; das Volk ehrt angeblich nur seinen eigenen Willen im Gesetze, und doch sind die Gesetze gegen den Willen des Volkes; die Bürger sollten mit wahrem Fanatismus gehorchen, weil ja angeblich nur ihr Wille geschieht, und nirgends kostet der Gehorsam größeren Zwang. Kurz, wir haben ein ewiges Balanciren und Ringen zwischen zwei sich ausschließenden Dingen: Souveränetät der Krone und des Volkes. Somit ergeben sich die Lebensäußerungen des liberalen Königthums von selbst.

Zuerst muß es unausgesetzt um seine eigene Existenz kämpfen. Die Majestät der Krone und die erhabene Würde des Gehorsams aus Religion sind in die Tiefe des rein Menschlichen, in das Belieben der Massen herabgedrückt. Allerdings hatte auch der frühere christliche

König seine Stände; diese selbst aber waren die Vertretung der Interessen der verschiedenen Volksklassen, waren ein Schutz des Rechtes für den König wie für das Volk; sie erschufen nicht aus sich und auf absolute Weise das Recht, sondern hüteten es vor Verletzung, waren also bis in die Wurzel hinein verschieden von unseren heutigen Legislativen, und für des Königs heilige Macht vielmehr ein Bollwerk, als eine Gefahr. Ihr Grundsatz war: „Es gibt kein Recht gegen das Recht" (il n'y a pas de droit contre le droit). Das ist nun gründlich anders geworden. Das Königthum ist den Kammern auf Gnade und Ungnade überliefert. Die zwei Balancen, Königthum (beziehungsweise Ministerium) und Kammermehrheit, bestehen nicht etwa bloß, um sich gegenseitig zu regeln und zu controliren, sondern gegeneinander, um die Regierung zu bekämpfen, so daß der Regent nicht etwa nur im Bösen, sondern sogar im Besten gehemmt ist, und höchstens noch, wie der Gott des Deismus, im Hintergrunde stumm und thatlos mitansehen darf, was die Menschen thun. Darum muß jede Velleität, welche sich mit leidenschaftlicher Hitze an die Oberfläche des Tages erhebt, mit ängstlicher Voraussicht beobachtet und berücksichtigt werden. Darum muß man große Summen, womit man das Wohl des Landes fördern könnte, für Bestechung der Presse und Erkaufung gefährlicher Federn vergeuden und so von oben herab die Wahrheit bekämpfen oder die Lüge besolden; am Ende ist nur noch wahr und gut, wofür am meisten bezahlt wird. Wie kann hiebei noch Bürgertugend und ritterliche Treue, wie Vertrauen und Hochachtung bestehen? Wie das Königthum andauern?

Wohl oder übel muß sich das liberale Königthum auf die augenblickliche Mehrheit der Legislative stützen. Deßhalb muß es schon vor den Wahlen alle Hebel in Bewegung setzen, damit die vielen Tausenden von Einzelwillen keine Sprünge machen; bei den Wahlen drücken und pressen, um den Regierungskandidaten auf den Schild zu heben; nach den Wahlen die hochmögenden Vertreter durch die beiden Hauptmotive der Hoffnung und Furcht gefügig stimmen. Und gelingt es nicht, die verwünschte Majorität für die bisherige Regierungsweise zu gewinnen, so bleibt beim Kampfe um die Existenz Nichts mehr übrig, als ein plötzlicher Systemwechsel, welcher aus Hochverräthern Thronräthe, aus Königstreuen Landesfeinde macht. Das Loos der Könige unter liberaler Zwingherrschaft ist „thränenreich und Thränen werth." Kein Gift aber wirkt so corrosiv auf Scepter und Krone, als diese

Wandelungen beim heftigen Principienstreite der Gegenwart, wo es sich nicht etwa um eine Meinungsverschiedenheit innerhalb der Wahrheit und des Rechtes, sondern entweder um die Wahrheit und das Recht, oder um die Lüge und die Revolution handelt. Soll die Auctorität oder die Majorität gelten? Der Liberalismus ist schnell mit seiner Antwort zu Gunsten der letzteren, der brutalen Kopfzahl, fertig, raubt aber auch der Königskrone damit den letzten Rest von Glanz und Kraft. Denn wie der einzelne Mann, welcher wiederholt seine Grundsätze ändert, verächtlich wird, so muß es verhängnißvoll für einen König sein, welcher je nach den wechselnden Launen und Zufällen der Mehrheiten seine ganze Regierungsweise ändern muß. So geräth die ganze moderne Gesellschaft vom Haupte bis zu den Gliedern in jene fieberhafte Unruhe, welche für Bildung, Glück und Tugend der Völker Verderben bringt, und vor welcher keine Dynastie auf eine längere Dauer zählen kann.

Das liberale Königthum wird immer und überall in den unglückseligsten aller Kriege, jenen gegen die Kirche Gottes, verwickelt. Die zwei homogensten Gewalten in der Menschheit, Kirche und Staat, deren wechselseitige Verbindung für die allgemeine Wohlfahrt und den Bestand der Staaten unentbehrlich ist, müssen von einander gesprengt werden, sich als kriegführende Mächte gegenüber stehen, wo sich der Liberalismus als Keil in's öffentliche Leben eingetrieben hat. Denn antitheistisch ist er in seiner Entstehung, die er den französischen Freigeistern und den nächtlichen Geheimbünden verdankt; in seinen Grundsätzen, welche den Menschen an die Stelle Gottes, den zügellosen Einzelwillen an die Stelle des Gehorsams setzten; in seinen Endzielen, da er über die Altäre weg zu den Thronen vordrängen will. So wird das Heiligste des Menschen, die Religion, mit roher Faust angetastet von der Obrigkeit, die besten und opferwilligsten Bürger werden in eine schiefe Stellung zur Regierung gebracht, die eigentlich erhaltenden Kräfte in der Gesellschaft matt gesetzt, das Königthum seiner natürlichsten und treuesten Bundesgenossin, der christlichen Kirche, beraubt. Dann drängen sich die destruktivsten Geister in Wissenschaft und Staatskunst als helfende Samiels auf, bis sie im gegebenen Augenblicke die reife Frucht pflücken, welche aus der abenteuerlichen Verbindung des Königthums mit der Revolution gegen die Kirche Gottes sproßte.

Das liberale Königthum verliert seine Wurzeln im Volke. So sehr nämlich die moderne Lehre Begeisterung für die

Souveränetät des Volkes an den Tag legt, so kommt doch niemals die ungeheuere Mehrheit der Bürger zum Ausdrucke ihrer Wünsche. Was sich der Zügel bemächtigt, ist immer nur eine kleine Partei, welche mit der heißesten politischen Leidenschaft auftritt, oder die beste geheime Organisation hinter ihrem Rücken hat. So ist der liberale König nicht mehr der Vater des Landes und des ganzen Volkes, sondern das Haupt einer Partei, welche tyrannisch ihren Willen zum Gesetze für Alle macht und der Krone die nöthige Unterschrift abringt; einer Partei, welche die geschichtlichen Rechte und liebgewordenen Eigenthümlichkeiten zu Diensten der Einheit und Centralisation niedertritt, und aus naheliegenden Gründen die Zügel zur Erzwingung des Gehorsams am strammsten anzieht. Das frühere Königthum fand in einer väterlichen und patriarchalischen Regierung seinen größten Ruhm und überall Gehorsam genug, und in trüben Tagen die hingebendste Treue; jetzt wäre diese Weise zu herrschen unmöglich, obgleich sie Kennzeichen hoher Cultur ist. Früher gehörte das Recht auf die Waffen zu den Kennzeichen des rechtschaffenen und freien Bürgers; jetzt mußte Frankreich seine Nationalgarde aufheben und Italien gedenkt dasselbe zu thun. Früher waren wenige Soldaten zur Aufrechthaltung der Ordnung in den Ländern genug, jetzt starren die Völker in Waffen, nicht bloß gegen äußere Feinde, sondern auch zur Erzwingung des Gehorsams im Inneren. Das liberale Königthum hat keine Wurzeln im Volke, weil es nicht auf der Geschichte und der Auctorität, sondern auf der Majorität und den Bajonetten beruht. Die Leidenschaft der Massen oder einer Partei wird maßgebend und eigentlich souverän; das Königthum ist nur mehr tolerirt, je nach Laune niedergeworfen und abgeschafft. Der ewige Apell an die öffentliche Meinung, die Erkaufung und Vergiftung derselben durch die verwerflichsten Mittel, das ewige Wahlfieber bis in die tiefsten Schichten des Volkes, die Permanenz der stillen und öffentlichen Verschwörung gegen die augenblicklich herrschende Partei, das ewige Kritisiren jedes einzelnen Regierungsactes, die Zerrissenheit des Volkes in Parteien: — das sind lauter trübe Aussichten für eine dem Liberalismus verfallene Monarchie. Man spreche doch nicht von dem der Majorität schuldigen Gehorsam; dieß eben ist die schlechteste Stütze für einen Herrscher. Denn ist der menschliche Wille souverän, so ist auch der meinige zur Herrschaft berufen, sobald ich thätig und pfiffig genug bin, mich hinaufzuschwingen; die Überstimmten von Gestern können die Mehrheit von Heute und die Meister vom morgigen Tage werden.

Sind doch alle Revolutionen von Minderheiten gemacht worden. Bei allen diesen politischen Zuckungen und Schwankungen leidet Niemand mehr als die Würde des Königthums und die Liebe des Volkes zum angestammten Herrscherhause. Es ist in ganz Europa keine einzige Dynastie, welche in diesem Punkte nicht empfindliche Verluste zu verzeichnen hätte.

Durch diese Vorgänge ergeht es dem Königthum des Liberalismus wie einem Jahrhunderte alten Baume, welcher fest im Boden gewurzelt war und den Stürmen trotzte, von welchem man aber später eine Fuhre Erde um die andere wegschaffte, bis seine Wurzeln großentheils bloßlagen, der Stamm kränkelte, die Äste erstarben. Endlich reichte ein schwacher Windstoß hin, um den ehrwürdigen Zeugen früherer Kraft und Schönheit zu Boden zu werfen. Es gibt keine Obrigkeit und kein Königthum, als von Gott und für Gott. Der pure Mensch will keinen Herrn über sich haben, sondern selbst Meister sein.

III. Zu welchem Ziele treibt das liberale Königthum?

Der bekannte Altmeister des niederländischen Liberalismus, Minister Thorbecke, gesteht selbst (Parlementaire Rede vœringen, 1870, Nar. 15): „daß die constitutionelle Monarchie eine künstliche Beschränkung sei, welche bald vor dem Drange der republikanischen Forderungen werde weichen müssen.“ Wäre er nicht mit ganzer Seele innerhalb des liberalen „Systems“ geblieben, so hätte er noch deutlicher sprechen können. Nein, nicht zur bloßen Republik wird das doktrinäre Königthum getrieben; denn die Republik an und für sich erfordert einen durchaus conservativen und gehorsamen Geist in der Bevölkerung, Hochachtung vor dem Rechte und der selbstgewählten Obrigkeit; sondern es gelangt zur socialen Zersetzung, zur Anarchie und Tyrannei.

Die Anarchie ist ihm als Pathengeschenk schon bei der Geburt mitgegeben, wenn gleich sie nicht mit Einem Streiche vollgewappnet dasteht. Denn thatsächlich ist im liberalen Königthum die Auctorität Nichts mehr, die Majorität Alles; doch auch diese selbst kann principiell nur ein vorläufiges Sichbeugen vor ihren Ukasen verlangen, fordert also die heute geschlagene Minderheit zu verdoppelter Anstrengung heraus, um den spätern Sieg für sich zu holen. Der Grundsatz, „daß das Princip der Souveränetät wesentlich in der Nation liege, daß weder eine Körperschaft, noch ein Individuum eine Auctorität, die nicht ausdrücklich von der Nation ausfließe, ausüben könne“, — dieser Grund-

satz wäre nur in einer Gesellschaft von Heiligen ungefährlich, wirft aber unter Menschen, wie wir eben einmal sind, Recht und Obrigkeit über den Haufen, führt zur Parteiherrschaft und zu Parteikämpfen, d. h. schließlich zur Anarchie, da jede Partei nur auf ihre Häupter wird hören wollen. Aber was noch verhängnißvoller ist, die monarchische Gesinnung wird auch grundsätzlich in den Gemüthern ausgetilgt. Wir sprechen diesmal nicht von den stillen Mächten, welche leitend und schiebend hinter dem Liberalismus stehen und etwas ganz Anderes wollen, als eine sogenannte constitutionelle Monarchie, sondern zunächst nur von dem Einen Acte des Selbstmordes, welchen das liberale Königthum im Kampfe mit der Kirche an seiner eigenen Auctorität vollzieht. Die heiligste aller Gewalten ist die Kirche, noch unendlich heiliger, als alle irdischen Mächte. Wird sie nun angetastet, möglicherweise in einem Staate ruinirt, so stürzt ebendamit alle Auctorität, zuvörderst die königliche, zusammen. Sodann bedenke man wohl, daß die politischen Parteien in der Gegenwart sich nach den religiösen Anschauungen gruppiren. Die strenggläubigen Christen bilden die Partei des Erhaltens, des historischen Rechtes, der Billigkeit gegen alle guten Bestrebungen; sie sind in den Monarchien die königstreue oder legitimistische Partei. Was im Christenthum erschlafft ist, rekrutirt den flachen und grundsatzlosen Liberalismus, welcher selbst weder Vogel noch Fisch und als schwankende Mittelpartei zum Aussterben verurtheilt, am wenigsten eine Stütze der Throne ist. Der Atheismus bevölkert das Lager der Socialdemokratie. Auf wen muß sich nun die liberale Monarchie im Kampfe gegen die Kirche stützen? Auf die halbe und die ganze Revolution, d. h. auf den Liberalismus und die Socialdemokratie, auf die eigenen Feinde gegen die ergebensten Freunde! Diese Getreuen allerdings werden sich nicht empören, daher müssen sie unritterlicher Weise stets als Ausgleichsobjecte den Drohungen der Revolution hingeopfert werden; sie werden innerhalb des passiven Widerstandes bleiben, aber auch um alle politische Bedeutung gebracht und sind theilnahmlos bei Allem, was über die „Obrigkeit“ kommt und kommen muß. So stehen sich endlich nur noch der allgemein gehaßte Liberalismus und die Socialdemokratie gegenüber. Wer aber von diesen beiden Anspruch auf größere Kraft und Aussicht auf wahrscheinlicheren Sieg habe, das weiß Jedermann. Der Sieg der Socialisten nun bedeutet den Untergang der Monarchie und in der Gesellschaft den Despotismus der Massen, mit anderem Worte die Anarchie.

Ferner durchsäuert die liberale Nationalsouveränetät, das Recht der

Mehrheit, die sämmtlichen Schichten der Bevölkerung; sie prägt sich nicht nur den Unterthanen im Verhältniß zu ihrem Regenten, sondern auch der gesammten Geisterwelt als Stempel auf. Die Gemeinde wird sich souverän fühlen gegenüber der Gemeindeverwaltung, die Schüler gegen ihre Lehrer, die Arbeiter gegen die Arbeitgeber, die Kinder gegen ihre Eltern. Wir sprechen hier kein Theorema aus, sondern die platte Wirklichkeit. Der Liberalismus hat die Zerbröckelung des gesammten Gesellschaftsorganismus furchtbar gefördert und überall den Geist des sich bäumenden Ungehorsams gezüchtet; das fühlt der Gemeindevorsteher im Kreise seiner Mitbürger, der Lehrer in der Schule, der Handwerksmeister in seiner Werkstätte, der Groß-Industrielle in der Fabrik, der König inmitten seines Volkes, der Vater im eigenen Hause. Wir gehen der Anarchie entgegen, wenn wir nicht umkehren.

Diese anarchischen Gelüste drängen sich bei jedem Unglücke des Staates mit verdoppelter Macht an die Oberfläche; der Krone unter der Gewalt des Liberalismus bleibt dann als letzte Ausflucht nur übrig, mit den gährenden Masse zu pactiren und ihr Ministerium weiter links zu suchen. Wie lange kann dies noch vorhalten? Ja ist es nicht an sich schon ein Beweis vom Niedergange der Monarchie? Man sehe nur nach Spanien. Bis zum Anfange unseres Jahrhunderts war das Volk südlich von den Pyrenäen das monarchischeste in Europa. Und jetzt nach sechszigjähriger liberaler Zersetzung ist dortzuland nicht einmal mehr die Republik möglich, sondern nur noch Anarchie. Ist es anders in Italien, wenn der Liberalismus noch etliche Jahre das schöne Land heimsuchen darf? Was aber im Jahre 1830 in Paris und Frankreich geschah, war nur die zweite Blüthe des liberalen Irrwahns, mit welchem auch die Restauration nicht vollständig hatte brechen wollen, und welcher seitdem der Hauptsache nach Meister geblieben war, ganz besonders unter dem Imperium Napoleons, als die anarchische Fäulniß trotz alles scheinbaren Absolutismus in Mark und Bein der Plutokratie, des Beamtenstandes und des Heeres hineingesenkt, und alle besseren Elemente des im Grunde edeln Volkes sorglich von der Staatsmaschine ferngehalten wurden. Wir wissen wohl, daß man derartige Erscheinungen mit der banalen Berliner Phrase von der Verderbtheit der romanischen Völker auf die Seite drücken will. Aber seien wir gerecht und gestehen wir ehrlich ein, daß jene Völker lange heldenmüthig gerungen haben, um sich des von auswärts importirten Übels zu erwehren, und heute noch ritterliche, wenn auch vorderhand erfolglose Anstrengungen zum Besseren

machen. In Deutschland aber vollends möge man vorsichtig über fremde Völker urtheilen, seitdem der Liberalismus daselbst Herr geworden ist. Das Waffenunglück Österreichs 1859 und 1866 war nicht bloß ein Unglück für das schöne Donaureich, sondern auch wegen der Folgen für das Königthum in Europa. Und das beispiellose Waffenglück Deutschlands 1870/71 hat den Royalisten wenig Trost, dem armen Vaterlande aber den Sieg der deutschen Piemontesen, der Nationalliberalen, und die schlammigen Fluthen von 1789 gebracht. Was der Protestant Konstantin Frantz, „die Religion des Nationalliberalismus", hierüber geschrieben hat [1], war allen Christen und Royalisten Deutschlands aus der Seele gesprochen. Unser Volk wird im Sturmschritt auf die Stufe der „romanischen Völker" gebracht. Darüber aber geht nicht bloß der christliche Geist zu Schaden, sondern auch die monarchische Gesinnung zu Grunde. Daß die Anarchie selbst unter der Zwangsjacke des Cäsarismus lustig blühen kann, hat der Sturz des dritten Bonaparte bewiesen.

Die Kehrseite der Anarchie ist die Tyrannei, zu welcher gleichfalls das Königthum in den Händen des Liberalismus mißbraucht wird. Der Despotismus ist ja den Grundsätzen von 1789 angeboren. Man wollte die angebliche Zwingherrschaft der Könige abwerfen und führte die der Majorität ein. Beim Autokraten wohnt der absolute Willen in einem Individuum von Fleisch und Bein, aber doch auch neben einem menschlich fühlenden Herzen; unter liberaler Knute aber sitzt der nämliche absolute Willen in der Stimmenmehrheit, welche vom liberalen König gern oder ungern sanctionirt werden muß. Man nennt das unfaßbare abstracte Ding euphemistisch Volk und Volkswille, eigentlich aber ist es das Endresultat der Manöver einer Partei, deren Schutzgeister und Inspiratoren unsichtbar bleiben und am liebsten bei Nacht zusammenkommen. Stat pro ratione voluntas gilt bei jeder Majoritätsregierung und setzt die Krone, welche dazu Ja und Amen sagen muß, der Gehässigkeit aus. Bei jedem solchen Majoritätsbeschlusse ist sodann eine Minderheit, hinter welcher vielleicht die Masse des eigentlichen Volkes steht, unter Hörnerton und Peitschenknall niedergestimmt worden: mit desto größerer Härte muß das Gesetz durchgeführt werden, also wieder Tyrannei. Die sogenannte Mehrheit im Liberalismus ist endlich absolut unabhängig von Gott und Gewissen, von der Volkssitte und dem historischen Rechte, sie schreitet über alle diese Kleinigkeiten weg zu ihrem

[1] Vgl. diese Monatschrift 1873. IV. Bd. S. 388 ff.

Ziele: das ist aber erst recht die volle Tyrannei. Und dazu muß wiederum das liberale Königthum seine Namensunterschrift spenden. Die niedergeworfene Minderheit wird Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um siegreich zu werden; ein Unfall, welchem durch „kräftige“ Mittel vorgebeugt werden muß, da eine starker Staat so Etwas nicht zulassen kann: — also immer die alte Zwingherrschaft unter dem weiten Mantel des liberalisirten Königthums. So haben wir die Allmacht des Staates bis in's Gewissen hinein, die Brutalität der herrschenden Partei, die schlechtesten Leidenschaften, entfesselt und bewaffnet gegen die unantastbaren Rechte, die Partei über dem Volke, die Laune über dem Rechte, den Nutzen über dem Gewissen, den Menschen über Gott — und an der Spitze dieses Treibens das entweihte Königthum, willenlos in den Händen der Mehrheit von Heute. Welch ein Abgrund ist zwischen einem Karl dem Großen und einem Victor Emmanuel! Wie lang kann unter solchen Zeichen die Erblichkeit fortdauern?

Der Beruf des Königthums ist Schutz der Religion gegen die sociale Apostasie, des Rechtes gegen die menschlichen Leidenschaften, des Schwachen gegen die rohe Übermacht, der menschlichen Gesellschaft gegen die Zuckungen der Revolution. Darum ist ihm von Gott das Schwert gegeben, darum jubeln ihm mit freudigem Gehorsam die besten Unterthanen entgegen. Dieses starke und christliche Königthum ist heute noch das Ideal der gläubigen Völker. Dasselbe kostet allerdings einen scharfen Geist und noch mehr Riesenkraft des Willens; aber die Erfüllung dieses Berufes ist immerhin die Grundbedingung für die Fortdauer des Königthums in unseren Ländern. Wenn es aber die Religion an den Unglauben, das Recht an die Revolution, den Schwachen an das Faustrecht ausliefert, wenn es statt zu regieren, Zugeständnisse macht, um sich an der Spitze der Revolution noch eine kurze Gnadenfrist zu erkaufen: — was ist dann zu erwarten? Hat aber das Königthum die Stütze im Volke verloren, und erweist es sich als entbehrlich, dann kann das Wort des ersten Napoleon vom Kosakisch- oder Republikanisch-Werden Europa's eintreffen; die Republik aber wird die social-demokratische sein.

Wie es scheint, soll unser Geschlecht die letzten Folgen des Liberalismus in schauerlichem Lapidarstil mit Augen sehen, mit Händen greifen und auf dem Rücken fühlen, damit es endlich zur Bekehrung erwache. Entweder die Menschenrechte von 1789 in ihren Consequenzen, oder der Syllabus des Papstes! Ein Drittes gibt es nicht. Vielleicht sind die

Jahre nicht mehr zu fern, wenn wir altfränkische Ultramontane mit unseren Grundsätzen als die Männer der Zeit und als Helfer in der Noth dastehen, und den Völkern endlich die Augen aufgehen, so daß sie verbrennen, was sie früher anbeteten, und anbeten, was sie seit hundert Jahren verbrannten.

M. Pachtler S. J.

Der Materialismus und die „Philosophie des Unbewußten.“

Philosophie! Bei diesem Worte überläuft schon Manchen ein Gefühl des Ablehnens und des Mißbehagens. Zu den Dingen, in welchen unser Jahrhundert einen Gegensatz zu dem vorigen bildet, gehört auch die Beachtung der Philosophie. Während vor hundert Jahren jeder Gebildete ein Philosoph sein wollte und mit Hast zu Schriftstücken griff, in denen man „philosophirte“, zeigt sich gegenwärtig eine bange Scheu vor allem, was Philosophie heißt. Wenn man nun auch in unsern Tagen nicht mehr im Namen der Philosophie an der Beglückung der Menschheit arbeitet und die Umwälzungen im Staatsleben als Triumph der Philosophie ausposaunt, wie das gegen Ende des letzten Jahrhunderts der Fall war, so ist und bleibt doch gerade die Philosophie der beste Gradmesser für die Zeitströmung, und gerne unterschreiben wir die Worte des Gepriesensten der jetzigen Philosophen (v. Hartmann): „Die Philosophie, als der letzte Summenzieher der eine Culturperiode tragenden Ideen, kann als der treueste Repräsentant des geistigen Horizontes eines Zeitabschnittes im engsten und handlichsten Rahmen gelten.“ Darum wird Jeder, dem das Verständniß der Zeit einigermaßen am Herzen liegt, gerne einmal von dem Entwicklungsstadium der Philosophie Kenntniß nehmen, wenn er sich auch sonst als „Laie“ von der Beachtung der philosophischen Phänomene zu dispensiren pflegt. Glücklicher Weise können wir Deutsche in unserm Vaterlande bleiben — denn die deutsche Philosophie ist bereits seit fast einem Jahrhundert für das ganze moderne Europa, oder sagen wir lieber sogleich für die ganze „gebildete Welt“, tonangebend. Auch hier in Deutschland brauchen wir nicht auf das ephemere Geschrei eines jeden philosophischen

„Kärrners“ zu lauschen, es genügt, daß wir die bauenden „Könige“ beachten. Und da drängt sich uns das Werk eines Denkers auf, welches, angefangen von den höchstgebildeten Kreisen der höchstgebildeten Nation bis in die letzten Ecken der philosophirenden Welt hinein, ein allgemeines beifälliges Aufsehen erregt hat. Es ist das die „Philosophie des Unbewußten“ von Eduard v. Hartmann[1]: „Kein zweites philosophisches Werk ist bekannt, das in Deutschland einen gleichen Erfolg aufzuweisen hätte; es erlebte gleich unzählige Anzeigen, Recensionen, Besprechungen in den gelesensten Zeitschriften und Zeitblättern“ (so der Allg. lit. Anzeiger 1872, S. 353). „Eben darum, weil E. v. H. der glänzendste Vertreter der jetzt herrschenden Ansichten ist, weil Form und Inhalt sich in seinem Werke auf bewunderungswürdigste Weise decken, ist sein Buch gewissermaßen zum neuen Evangelium geworden, von dem Keiner sagen darf, daß er es nicht kennt.“ (So in der Sonntagsbeilage Nr. 20, der „Post“ 1872, Nr. 241.) „La philosophie de l'Inconscient est l'événement litéraire et son auteur M. Ed. de H. le lion du jour“ (so in der Revue chrétienne 1872, n. 9). In dieser und ähnlicher Weise haben sich alle für die „Gebildeten“ maßgebenden Organe des In- und Auslandes über die Hartmann'sche Schöpfung ausgesprochen; ja dieselbe ist bereits der Mittelpunkt einer ganzen Literatur geworden. Wer sollte da nicht neugierig werden, zu erfahren, was für eine Lebensanschauung es denn ist, welche das ganze „gebildete“ Europa als die modernste Errungenschaft des Wissens anerkennt? Hartmann versucht es mit wissenschaftlicher Gründlichkeit, uns unter dem Namen „das Unbewußte“ jenen Götzen vorzuführen, welcher unter dem Namen „die Natur“ im modernen Culturleben die durch den Wegfall Gottes entstandene Lücke ausfüllt. Unter dem „Unbewußten“ haben wir uns Ein unheimliches Ungethüm zu denken, welches in uns und außer uns Alles ist und Alles thut; es ist zugleich der große Baumeister, der durch die Verwirklichung der Welt einen herzlich dummen Streich begangen hat; es ist zugleich die Welt selber; als Welt betrachtet ist es zwar so vollkommen als möglich, aber doch so unendlich miserabel, daß es besser nicht wäre. Es hat eminent viel Verstand, wird sich aber doch nie bewußt: nur da, wo es auf Hirn stößt, wird es afficirt; darüber erschrickt es und dieses Erschrecken ist das beim Thier und noch mehr

[1] Die erste Auflage erschien 1869; so eben liegt die fünfte (erste Stereotyp-) Auflage vor.

beim Menschen vorkommende „Bewußtsein". Das Bewußtsein ist ein Unglück, es verdirbt die Natur; darum ist auch das Thier vollkommener als der Mensch. Jenes Allwesen entwickelt sich im Fortschritt, aber nur, um die Menschen stets unglücklicher zu machen; das Ende vom Lied wird ein Akt der Verzweiflung sein, indem das Unbewußte durch Vermittlung des bewußten Gesammtwillens einen Selbstmord begeht. Moral, Religion ist natürlich eitel Täuschung; der Mensch kann nichts Besseres thun, als dem Instinkte folgend sich in das Leben zu stürzen. Dieß in Kürze der Inhalt der Philosophie, der die gebildete Welt applaudirt, der Philosophie, die — wie das Magazin für die Lit. des Auslandes 1872, Nr. 33 sich ausdrückt — „ein befruchtendes Element in die Gesammtwissenschaft geworfen hat, welches von unabsehbaren günstigen Folgen sein wird." — So wäre es denn wirklich wahr, daß wir im „Unbewußten" nicht die Privatansicht eines einsamen Forschers, sondern eine Hindeutung auf den Abgrund vor uns haben, dem die gesammte naturalistische Zeitentwicklung entgegeneilt! — Die Hartmann'sche Philosophie kann eben deßhalb als das treffendste Characteristicum unserer Culturströmung gelten, weil sie sich auf den beiden Säulen aufbaut, welche die Träger des ganzen modernen Culturstrebens sind; es ist das zuerst eine, wenn auch einseitige, so doch sorgfältige Beachtung der Naturthatsachen, und zweitens eine principiell gewollte Abkehr von Gott. Wenn nun eine solche Philosophie mit dem Fleiße und der Consequenz ausgeführt wird, wie das hier der Fall ist, so muß sie zwei bedeutsame Erfolge haben: erstens muß sie in ihrer von dämonischem Gotteshasse durchtränkten Speculation die totale Hohlheit des modernen „Gedankens" recht offenkundig machen, und zweitens muß sie in ihren thatsächlichen Detailausführungen der alten Wahrheit Zeugniß geben. Dieser zweite Punkt scheint uns nicht weniger beachtenswerth zu sein, als der erste.

Man wird es leicht erklärlich finden, daß die christliche Kritik sich in abfälligster Weise über das „Unbewußte" ausgesprochen hat. Dabei wurden die zwei ersten der drei Theile des Buches weniger berücksichtigt. In der That enthalten diese beiden Theile nur die Vorarbeiten zu dem eigentlichen System, indem der Verfasser zuerst auf dem Gebiet der Leiblichkeit und dann auf dem Gebiet des menschlichen Geistes mit geschickter Compilationsgabe die Thatsachen zusammensucht, welche zeigen sollen, daß überall ein zweckmäßiges Wollen und darum auch ein intelligentes Vorstellen sich in unbewußter Weise geltend macht. Für dieses Mal wollen wir

unserm „Löwen des Tages" auf das Gebiet der Leiblichkeit folgen. Wir wollen also zunächst die anzuerkennenden Thatsachen uns vergegenwärtigen, aber mit Weglassung der subjectiven Zuthaten, mit denen Hartmann seine ganze Darstellung tendenziös durchwoben hat, die einer nachfolgenden Discussion vorbehalten bleiben. Wir werden uns dadurch einestheils in den Stand setzen, die Frage zu beantworten, ob wirklich „Thatsachen" zu der Hartmann'schen Anschauung zwingen, als setzten die leiblichen Wesen selber in unbewußter Weise wahre Willensakte und zwar in Begleitung von intelligenten Vorstellungsakten; — es ist das freilich für das ganze Hartmann'sche System eine Vorfrage, aber doch eine Frage von wesentlicher Bedeutung; — anderntheils aber werden wir durch die Beachtung dieser Thatsachen erkennen, wie berechtigt die Opposition ist, die der auf Thatsachen fußende Hartmann (im Einklang mit der alten katholischen Philosophie) gegen die landläufige Form des Materialismus macht, welche von einer Zweckthätigkeit in der Natur nichts wissen will. Wir folgen, so viel als möglich, der Ordnung des Verfassers.

1. Zuerst also ist anzuerkennen, daß sich nicht bloß im Gehirn und den mit Gehirn begabten Thieren, sondern durch den ganzen thierischen Organismus hindurch ein von ihm ausgehendes bestimmtes Streben und Begehren geltend macht. Dieses zeigt sich am klarsten in den bei den Thieren vorkommenden Rückenmark- und Ganglienfunctionen.

Ein geköpfter Frosch z. B. überwindet verschiedene Hindernisse bei gleichem Hautreiz an gleicher Stelle auf verschiedene Weise, aber gleich zweckmäßig. Daß ein jeder einzelne Ganglienknoten aus sich heraus einen bestimmten Trieb bethätige, erhellt beispielsweise daraus, daß von einem zerschnittenen Ohrwurm häufig, von einer australischen Ameise regelmäßig sich beide Hälften gegeneinander kehren und unter den unverkennbaren Affekten des Zorns sich mit Freßzange resp. Stachel bis zur Erschöpfung wüthend bekämpfen. Aber selbst auf die Ganglien werden wir die Begehrungsthätigkeit nicht beschränken dürfen, denn wir finden sogar bei jenen tiefstehenden Thieren noch Begehrungen, wo das Mikroskop des Anatomen noch keine Spur, weder von Muskelfibrin, noch von Nerven, sondern statt beider nur die Mulder'schen Fibroine (jetzt Protoplasma genannt) entdeckt hat. Wenn man einen Polypen in einem Glas mit Wasser hat und ein lebendes Infusionsthierchen hineinthut, so erregt er mit seinen Armen einen Wasserstrudel, um es zu verschlingen; nähert sich ihm dagegen ein todtes Infusionsthierchen, so bekümmert er sich gar nicht darum. Der Polyp nimmt also das Thierchen als zur Nahrung geeignet wahr und trifft Anstalten, um es bis zu seinem Munde heranzubringen; nicht selten sieht man auch zwei Polypen um eine Beute in erbittertem Kampfe. Wenn nun aber die Ganglien niederer Thiere, und sogar die schleimige Körpersubstanz der niedrigsten Thiere ihre eigene Begehrung haben, warum sollen denn die soviel höher organisirten Ganglien und Rücken-

mark der höhern Thiere und des Menschen nicht auch ihren bestimmten Trieb, ihr Begehren haben?

2. Mit diesem Streben und Begehren muß ein unbewußtes Vorstellen verbunden sein. Dieses kann am leichtesten bei der willkürlichen Bewegung erwiesen werden.

Ich will z. B. meinen kleinen Finger bewegen und die Hebung desselben findet statt. Die Erfahrung lehrt, daß es für jede Bewegung nur eine einzige Stelle gibt — nämlich die centrale Endigung der betreffenden Nervenfaser, — welche im Stande ist, den Willensimpuls für diese bestimmte Bewegung dieses bestimmten Gliedes zu empfangen und auszuführen. Jene centralen Endigungsstellen der motorischen Nervenfasern können wir uns gleichsam als eine Claviatur im Gehirn denken. Wenn ich also eine ganz bestimmte Bewegung, z. B. die Hebung des kleinen Fingers, beabsichtige, so kommt es darauf an, daß ich diejenigen Muskeln zur Contraction nöthige, welche in ihrer combinirten Wirksamkeit diese Bewegung hervorbringen. Werden bei dem Accord eine oder mehrere falsche Tasten angeschlagen, so entsteht eine mit der beabsichtigten nicht übereinstimmende Bewegung, z. B. beim Verschreiben, Versprechen, Fehltreten u. s. w. Wo ist nun die ursächliche Verbindung? Der Willensimpuls kann das Treffen der richtigen Tasten nicht dem Zufall überlassen. Thut's die Übung oder Erfahrung? Aber wie geschah es das erste Mal? Ein bewußtes Suchen unter den Tasten konnte nicht stattfinden, denn Niemand findet in seinem Bewußtsein eine Vorstellung oder ein Gefühl dieser unendlichen Menge von centralen Endigungen. Die Übung erleichtert freilich die Ausübung, aber sie erklärt sie nicht. Die Thiere führen vor jeder Erfahrung schon die umfassendsten Bewegungscombinationen zu irgend einem bestimmten Zwecke mit staunenswerther Sicherheit aus; ein eben auskriechendes Insekt z. B. bewegt seine sechs Beine zum Gehen so richtig in der Ordnung, als wenn es ihm gar nichts Neues wäre; die von einem Haushuhn im Stalle ausgebrüteten Rebhühner brauchen sofort trotz allen Vorsichtsmaßregeln die Bewegungsmuskeln ihrer Beine richtig dazu, um die Freiheit ihrer Eltern wieder zu erobern.

Bloßer Mechanismus erklärt hier gar nichts. Abgesehen davon, daß bei den bewußten Vorstellungen (ich will meinen Finger erheben) das große Gehirn mit thätig ist, während die Bewegungsnerven im verlängerten Mark oder kleinen Gehirn endigen; so steht das materielle beschränkte Gehirn zu der Vielheit und Mannigfaltigkeit der möglichen Willensimpulse in gar keinem Verhältniß. Man kommt nothgedrungen zu der Annahme eines seelischen Vorganges; der Mensch, der den bewußten Willen hat, den Finger zu heben, erzeugt in sich den unbewußten Trieb, den bestimmten centralen Punkt des Bewegungsnerven anzuregen und dieser bestimmte Trieb — so glaubt der Verfasser annehmen zu müssen — setzt irgend eine (unbewußte) Vorstellung dieses Punktes, also auch die (unbewußte) Kenntniß seiner Lage voraus.

3. Das Dasein von unbewußtem Begehren und Vorstellen auf dem Gebiete der Leiblichkeit wird in unwiderleglicher Weise durch jene

Klasse von Erscheinungen bestätigt, welche man dem Instinkt im engern Sinne des Wortes zuzuschreiben pflegt. Sehr oft bemerken wir, daß Thiere aus eigener Selbstbestimmung handeln, um einen Zweck zu erreichen, der ihnen durch die äußern Sinneswahrnehmungen in keiner Weise vorgestellt sein konnte.

Man betrachte z. B. die Raupe des Nachtpfauenauges: sie frißt die Blätter auf dem Gesträuch, wo sie ausgekrochen. geht höchstens bei Regen auf die Unterseite des Blattes, und wechselt von Zeit zu Zeit ihre Haut — das ist ihr ganzes Leben. Nun aber spinnt sie sich zur Verpuppung ein und baut sich aus steifen, mit den Spitzen zusammentreffenden Borsten ein doppeltes Gewölbe, das von Innen sehr leicht zu öffnen ist, nach außen aber jedem Versuch einzubringen genügenden Widerstand entgegensetzt. Sollte ein sich bewußter Verstand diese Vorrichtung treffen, so bedürfte es folgender Überlegung: ich werde in Puppenzustand gerathen und unbeweglich, wie ich bin, jedem Angriff ausgesetzt sein; darum werde ich mich einspinnen; da ich aber als Schmetterling nicht im Stande sein werde, mir aus dem Gespinnst weder durch mechanische noch durch chemische Mittel (wie manche andere Raupen) einen Ausgang zu bahnen, so muß ich mir einen solchen offen lassen; damit aber diesen meine Verfolger nicht benützen, so werde ich ihn durch federne Borsten verschließen, die ich wohl von innen leicht auseinander biegen kann, die aber gegen außen nach der Theorie des Gewölbes Widerstand leisten. Bei diesen und ähnlichen Vorgängen muß offenbar eine Voraussicht vorausgesetzt werden, die mit dem äußerlich sinnlichen Leben des Thieres in gar keinem Verhältniß steht. Aus unzähligen nur noch einige Beispiele. Wenn die Hirschhornkäferlarve sich behufs der Verpuppung eine passende Höhle gräbt, so macht die weibliche Larve die Höhle genau so groß wie sie selbst ist; die männliche hingegen bei gleicher Leibesgröße noch einmal so groß, weil das ihr wachsende Geweih ziemlich die Länge des Thieres hat. Frettchen und Bussarde fallen über nicht giftige Schlangen ohne weiteres her und packen sie wie es kommt; die Kreuzotter hingegen greifen sie, auch wenn sie vorher noch keine gesehen haben (was sich ja bei gefangenen Thieren leicht controliren läßt), mit der größten Vorsicht an und suchen vor allen Dingen, um nicht gebissen zu werden, ihr den Kopf zu zermalmen. Überhaupt kennen die meisten Thiere ihre natürlichen Feinde vor jeder Erfahrung über deren feindliche Absichten. Kein Thier, dessen Instinkt nicht durch naturwidrige Gewöhnung ertödtet ist, frißt Giftgewächse. Jedes Thier wählt von vorne herein gerade diejenigen Stoffe, welche seiner Verdauungseinrichtung entsprechen. Iltis, Marder und Wiesel machen an der entgegengesetzten Seite des auszuleerenden Eies kleine Löcher, damit die Luft beim Saugen ausströmen könne. Die Feldmäuse beißen den eingesammelten Körnern die Keime aus, damit sie im Winter nicht auswachsen. Tauben und Hunde, die zwanzigmal herumgedreht im Sack forttransportirt sind, laufen doch im unbekannten Terrain den geraden Weg nach Hause. Am wunderbarsten sind die auf die Fortpflanzung bezüglichen Instinkte. Viele Seefische z. B. gehen in die Flüsse hinauf, um ihre Eier dort zu legen, wo dieselben allein die Bedingungen zu ihrer Entwicklung vorfinden. Die Insekten legen ihre Eier oft an solche Orte, wo erst später die Nahrung der Larve entsteht, z. B. in Raupen, die erst als Puppen den Schmarotzerlarven als Nahrung und Schutz dienen; bisweilen auch an solche Orte, von denen sie erst auf vielen Umwegen an den eigentlichen Ort ihrer Entwicklung befördert werden, z. B. an solche Stellen, wo die Pferde sich zu lecken pflegen, wodurch die Eier in die Eingeweide derselben als ihren Entwicklungsort gelangen.

Es fragt sich nun, wodurch die Thiere zu diesen Handlungen gedrängt und geleitet werden. Hier Alles lediglich als Folge der körperlichen Organisation auffassen wollen, wäre mit den Thatsachen unvereinbar. Alle Spinnen z. B. haben denselben Spinnapparat, aber die eine Art spinnt strahlenförmige, die andere unregelmäßige Netze, die dritte gar keine, sondern lebt in Höhlen, deren Wände sie überspinnt. Zum Nestbau haben fast alle Vögel im Wesentlichen dieselbe Organisation, und wie unendlich verschieden sind ihre Nester an Gestalt, Befestigungsweise, Örtlichkeit. Ebenso wenig kann die verschiedene Sangesweise der Vögel durch die Verschiedenheit der Stimmwerkzeuge, oder die eigenthümliche Bauart der Bienen und Ameisen durch ihre Körperorganisation genügend erklärt werden; in allen diesen Fällen befähigt die Organisation nur zum Singen, resp. Bauen, hat aber das Wie der Ausführung nicht genau bestimmt. Oft kommen auch bei verschiedener Organisation dieselben Instinkte vor. Auf den Bäumen leben Vögel mit und ohne Kletterfüße, Affen mit und ohne Wickelschwanz. Der Hamster trägt mit seinen Backentaschen Wintervorräthe ein, die Feldmaus thut dasselbe ohne besondere Einrichtung. Man wird hiernach anerkennen müssen, daß der Instinkt in hohem Maße von der körperlichen Organisation unabhängig ist. Eher möchte man sagen daß letztere vom Instinkt bestimmt wurde. Dasselbe ist zu sagen von dem Wohlgefühl, welches in manchen Fällen als unmittelbares Motiv zur Handlung auftritt; dasselbe erscheint eher vom Instinkt für manche Fälle herbeigeführt, um die Ausführung der Thätigkeit zu sichern; das Wie der Thätigkeit ist dadurch nicht bestimmt; das Wie der Thätigkeit enthält aber gerade das zu lösende Problem.

Niemand würde es Instinkt nennen, wenn die Spinne den Saft aus ihrer überfüllten Spinndrüse auslaufen ließe, um sich das Wohlgefühl der Entleerung zu verschaffen; oder der Fisch seinen Samen einfach in's Wasser entleerte; der Instinkt und das Auffallende fängt erst damit an, daß die Spinne Fäden spinnt und aus den Fäden ein Netz bildet und daß der Fisch seinen Samen nur über den Eiern seiner Gattung entleert. Und zudem gibt es zahlreiche Fälle, in denen es klar ist, daß Wohlgefühl nicht einmal hinreichendes Motiv zum Handeln ist. Man denke nur an die Unruhe und Trauer aller Wanderthiere, die man am Wandern hindert; an den Muth, mit dem das schwächste Mutterthier den Kampf mit dem überlegensten Gegner aufnimmt und für seine Jun-

gen den Tod erleidet. Wäre z. B. das Wohlgefühl der Entleerung der Spinndrüse das Motiv, warum die Raupe überhaupt spinnt, so würde sie nur so lange spinnen, als bis ihr Drüsenbehälter entleert ist, aber nicht das immer wieder zerstörte Gespinnst immer wieder ausbessern, bis sie vor Erschöpfung stirbt.

Ebensowenig wie körperliche Organisation und Wohlgefühl, reicht der innere Gehirnmechanismus zur völligen Erklärung der Instinkthandlung aus. Denn zunächst tritt stets eine Anregung in Gestalt einer bewußten Wahrnehmung in der Seele auf; das ist erst das Anfangsglied des Processes; nun tritt eine Operation unter den mannigfaltigsten Variationen ein, je nachdem die äußern Umstände variiren; constant ist dabei nichts als der angestrebte Zweck; hier ist also kein Platz für eine Maschinerie, oder man müßte denn für alle wirklichen und möglichen Variationen und Modificationen des Instinkts nach den äußern Umständen eine besondere maschinenmäßige Vorrichtung voraussetzen, wodurch der Mechanismus in eine geradezu unendliche Complication gerathen würde. Man kommt somit nothwendig zu der Annahme, daß dem Entschluß zur Instinkthandlung irgend ein Begehren und Vorstellen des Zweckes (welches für das Thier natürlich durchaus unbewußt ist) zu Grunde liegt. Der Vogel z. B. fühlt sich zum Bebrüten der Eier getrieben, insofern er es als nützlich erkennt, um die Küchlein zur Reife zu bringen, gerade so wie das Lamm seine Beine in Bewegung setzt, um dem als Feind erkannten Wolf zu entgehen. Hiebei muß natürlich ein Erkennen vorausgesetzt werden, welches weiter reicht, als die bloß äußerliche Sinneswahrnehmung; ein Hellsehen könnte man es nennen.

Hartmann beschließt das dritte Kapitel mit den sehr wahren Worten Schellings (I. Bd. 7 S. 455): „Es sind keine anderen als die Erscheinungen des thierischen Instinkts, die für jeden nachdenkenden Menschen zu den allergrößten gehören — wahre Probirsteine echter Philosophie."

4. Die Voraussetzung von unbewußtem Begehren und Vorstellen scheint auch auf die Instinkthandlungen der untergeordneten Nervencentra, auf die Reflexbewegungen, wie man sie gewöhnlich nennt, ausgedehnt werden zu müssen, wenn auch hier die mechanische Reizung vielleicht eine mehr hervortretende Rolle spielt.

Solche Bewegungen sind z. B. Seufzen, Lachen, Husten, unwillkürliches Schreien, Weinen u. s. w. Häufiger kommen sie vor bei Sinneswahrnehmungen; unbewußt

wird alsdann das betreffende Sinnesorgan in eine solche Stellung gebracht, wie zum deutlichen Wahrnehmen erforderlich ist. Beim Tasten entsteht ein Hin- und Herbewegen der Finger, beim Schmecken Absonderung von Speichel, beim Riechen kurze rasche Inspirationen durch erweiterte Nasenlöcher, beim Sehen Stellung beider Augen nach der Stelle des größten Reizes, Accommodation der Linse zur Entfernung, und der Iris zur Lichtstärke. Wunderbarere reflectorische Leistungen bestehen in den complicirten Bewegungen beim Wahren der Balance, wie sie beim Ausgleiten, Gehen u. s. w. stattfinden. Es gibt übrigens keine willkürliche Bewegung, die nicht zugleich als eine Combination von unbewußten Reflexwirkungen aufgefaßt werden müßte; man will z. B. sprechen, singen, wie viele Combinationen von zahlreichen Muskelbewegungen sind dazu erforderlich, deren man sich nicht bewußt ist! In allen diesen Fällen ist es einleuchtend, daß die erregten Nerven ihre Erregtheit zunächst einem Centralorgan (Nervencentrum) mittheilen, woraus durch Vermittlung des letztern der Reiz auf motorische Nerven überspringt und nun erst durch Muskelbewegung sich geltend macht. Das Nervencentrum übernimmt gleichsam die Ausführung, so daß der bewußte Wille sich um die Details nicht weiter zu kümmern braucht. So kommt es ja auch vor, daß man oft fortfährt zu lesen, zu gehen, zu rauchen, zu stricken, Klavier zu spielen, während die bewußten Gedanken anderswo sind. Und merkwürdiger Weise gehen die den Nervencentra überwiesenen Functionen meistens viel leichter, sicherer, graziöser von statten, wenn sie ohne bewußten Willen als einfache Reflexbewegungen vollzogen werden; die Einmischung des Bewußtseins wirkt oft nur hemmend; man erinnere sich nur an Stotterer; daher gehen Maulthiere sicherer auf gefährlichen Wegen als Menschen, und Nachtwandler gehen dort, wo sie im bewußten Zustande unfehlbar verunglücken.

Wie sind nun alle diese Vorgänge zu erklären? Soll das Ganze weiter nichts als ein todter Mechanismus sein? oder müssen wir nicht vielmehr in den Centralorganen thätiges Begehren und Vorstellen voraussetzen? Zunächst lassen sich einmal gar keine Einrichtungen denken, welche einen und denselben Strom bald auf nahe bald auf ferne Theile überspringen, bald in dieser bald in jener Reihenfolge die Reaktion auf einander folgen lassen. Das Nichtvorhandensein eines solchen prästabilirten Mechanismus läßt sich aber noch viel schlagender nachweisen. Wenn man nämlich den Rückgrat durch verschiedene Einschnitte zerlegt — ohne jedoch die Isolirung vollständig zu machen, so findet die Reflexbewegung doch statt; die Leitung des Reizes sucht sich also neue Bahnen, muß also von einem über der Nerveneinrichtung stehenden Princip influenzirt sein. Wie könnte übrigens auch der unermeßliche Reichthum von Combinationen, deren jede für ihren besondern Fall angemessen ist, lediglich durch einen maschinenmäßigen Mechanismus in Scene gesetzt werden? Wir kommen wiederum zur Annahme einer immanenten Zweckmäßigkeit, einer individuellen Vorsehung. Wir müssen uns unbedingt den Vorgang so vorstellen, daß auf irgend einen aufgefaßten Reiz hin der zu erstrebende Zweck vorgestellt, zugleich

auch die Vorstellung des jetzt anzuwendenden Mittels erzeugt wird, welches nun als Gegenstand der Begehrung erscheint.

5. Werfen wir nun unsern Blick auf das organische Bilden, so gewahren wir hier wiederum, daß nach einem Plane, nach einer im organischen Wesen liegenden Gattungsidee gearbeitet wird.

Im Thiere bilden sich die sieben Systeme aus: der örtlichen Bewegung, der Sinneswerkzeuge, der Verdauung, des Blutlaufes, der Athmung, der Nerven und endlich der Fortpflanzung. Mit welcher Planmäßigkeit hiebei verfahren wird, dafür diene als Beispiel die Construction des menschlichen Oberschenkelknochens (nach den im 50. Bande von Virchow's Archiv mitgetheilten Untersuchungen von Dr. J. Wolff). Daß derselbe deßhalb eine Röhre bildet, weil er so mit gleicher Festigkeit leichter sein kann, war schon früher bekannt; das aber ist neu, daß die die Knochenhöhle am obern und untern Ende des Knochens durchsetzenden, in regelmäßigen Curven (die sich rechtwinklich schneiden) angeordneten Bälkchen und Streben so eingerichtet sind, daß sie genau übereinstimmen mit denjenigen Constructionen, welche sich nach den Grundsätzen der Mechanik ergeben, wenn die Druck- und Zugkräfte nach Maßgabe der auf den menschlichen Oberschenkel wirkenden Belastung in Rechnung gestellt, und die Druck- und Zuglinien im Innern des Knochens ermittelt werden. Die Natur hat also hier, um die auf innere Verschiebung und Zersplitterung hinwirkenden „scherenden Kräfte" unschädlich zu machen, in unbewußter Weise jene künstlichen Regeln der Mechanik realisirt, wie sie erst in allerjüngster Zeit immer noch unvollkommener Weise bei unsern modernen Eisenconstructionen (von Brücken, Krahnen u. s. w.) vom bewußten Geiste angewandt worden sind.

Noch wunderbarer ist jedenfalls das Nervensystem; diese complicirteste aller Maschinen ist dazu da, um die betreffenden chemischen und mechanischen Kräfte zur Vollbringung der Lebensfunctionen zu engagiren. Hier nur ein kurzer Hinweis auf die motorischen Nerven. Dieselben bilden eine Kraftmaschine behufs der Muskelcontraction und müssen zu diesem Zweck Innervationsströme erzeugen, welche den gewaltigsten galvanischen Strömen gleichkommen. Letztere werden in Wirksamkeit gesetzt wahrscheinlich durch Drehung einiger Nervenmoleküle, wodurch die diesen eigene Polarität zur Geltung kommt. Und alle diese Mechanismen, durch welche die Seele später die Arbeit der Stoffbeherrschung den niedern Kräften überträgt, stellt sie sich selbst im Fötusleben her, lange bevor sie in Gebrauch treten, so daß Schopenhauer in gewissem Sinne nicht mit Unrecht sagt: „Jedes Wesen steht als sein eigenes Werk vor uns."

Der Organismus bildet sich nicht nur selbst, er erhält sich auch in ebenso wunderbarer Weise. Die ganze Ernährung des Körpers, in der nach beendetem Wachsthum die Hauptaufgabe der organischen Thätigkeit besteht, ist ein und dasselbe mit Neubildung, sie ist eine Summe unendlich vieler, unendlich kleiner Neubildungen nach einem einliegenden Plane. Jedes Theilchen muß aus der Nährflüssigkeit herausnehmen, was ihm paßt; wenn wir nun aber wissen, daß nach chemischen Gesetzen sowohl die zu ernährenden Gebilde, als die Nährflüssigkeit fortwährend die Tendenz zur Zersetzung haben, der sie nachkommen, sobald durch den Tod die Macht der unbewußten Seele über sie aufgehört hat, so können wir unmöglich glauben, daß ohne jeden seelischen Einfluß diese Assimilation in allen den feinen örtlichen Nüancen vor sich gehen kann, wie sie für den Bestand des Organismus nothwendig ist. — Daß die Fortpflanzung ebenfalls nur eine modificirte Art von planmäßiger Bildungsthätigkeit ist, ist bekannt.

Das im Organismus waltende planmäßige Wirken tritt besonders in den Phänomenen der Naturheilkraft hervor. Betrachtet man z. B. einen durchschnittenen Regenwurm, so sieht man an der Schnittwunde ein weißes Knöpfchen hervorsprossen, welches allmählig größer wird, bald verschiedene Ringe bekommt und Verlängerungen des Verdauungskanals, des Blutgefäßsystems und des Gangliensystems enthält. Auf der einen Seite bildet sich der Kopf mit seinen besondern Organen und auf der andern der Schwanz mit den seinigen, und zwar mit Organen, die in dem bildenden Rumpfstück gar kein Analogon finden; da wird die Annahme einer todten Wirksamkeit, eines materiellen Mechanismus ohne ideelles Moment zu einer baaren Unmöglichkeit. Das eigentlich Bestimmende bei diesen Vorgängen ist die Vorzeichnung dessen, was der Gattungsidee nach in dem bestimmten Falle geleistet werden muß. Spallazani sah bei Salamandern die vier Beine mit ihren 98 Knochen nebst dem Schwanze mit seinen Wirbeln binnen drei Monaten sechsmal sich wiedererzeugen. Wenn bei den vollkommenern Säugethieren und dem Menschen derartige Regenerationen auch nicht vorkommen, so finden wir hier doch die Erscheinungen genug, um Überzeugung daraus zu schöpfen, daß nicht die Maschinerie der materiellen Vorgänge genügt, sondern daß irgend ein psychisches Moment es ist, welches (mit der unbewußten Vorstellung des Gattungstypus und der für den Endzweck der Selbsterhaltung in jedem besondern Falle erforderlichen Mittel) diejenigen Umstände herbeiführt, vermöge welcher nach den allgemeinen physikalischen Gesetzen die Wiederherstellung der normalen Zustände erfolgen muß. Bei Säugethieren, denen man die Linse aus dem Auge gezogen hatte, beobachtete man häufig einen vollkommenen Ersatz derselben; auch bei staaroperirten Menschen findet bisweilen eine unvollkommene Regeneration der Linse statt. Wenn ein Knochenbruch nicht zusammenheilen kann, so sucht sich der Organismus anderweitig zu helfen: die Bruchenden schließen und runden sich ab und werden entweder durch einen sehnigen Strang aneinander gehalten, oder durch ein sogenanntes falsches Gelenk vereint, indem das eine Ende eine Höhle bildet, welche das andere kugelige Ende in sich aufnimmt.

Wenn man bei diesen und ähnlichen Erscheinungen von chemischen Contractwirkungen und dergleichen spricht, so erklärt man wohl die Erscheinung nach ihrer nächsten wirkenden Ursache richtig; diese wirkende Ursache aber läßt ihrerseits nur eine einzige endgültige Erklärung, nämlich in idealer Richtung zu. — Abgesehen nun auch von den zuletzt erwähnten außergewöhnlichen Störungen, bewegt sich die Funktion eines jeden einzelnen Organs, wie des ganzen Körpers in einem unaufhörlichen Abwehren und Ausgleichen herantretender Störungen und nur dadurch wird das Dasein erhalten. So kann man sich der Idee einer individuellen Vorsehung unmöglich entziehen, denn nur das Individuum selbst kann es sein, welches die Zwecke vorstellt, nach welchen es handelt.

Hiermit hätten wir in das Gebiet der Thatsachen einen genügenden Einblick gethan. Aus denselben ergibt sich zur Evidenz, daß die alte katholische Philosophie Recht hatte, indem sie auf dem Gebiete der Leiblichkeit neben dem materiellen Element mit seinen mechanischen Vorgängen ein Streben und Begehren hervorgehend aus irgend einem idealen

Moment annahm. Ohne noch in den eigentlichen Kern des Hartmann'schen Systems einzudringen, wollen wir zunächst die Frage erörtern, mit welchem Recht der Verfasser jenes Vorstellen als ein intelligentes, und jenes Begehren als ein wirkliches Wollen auffaßt. An der Hand der „induktiv-naturwissenschaftlichen Methode" haben wir das in der Leiblichkeit vorhandene Begehren und Vorstellen auf das rechte Maß zurückzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

T. Pesch S. J.

Geschichte der Auflehnung gegen die päpstliche Auctorität.

XIII.

Die Declaration des Klerus von 1682.

Mit dem Gewaltschritt gegen die Sorbonne hatte das Parlament zwar einen Sieg, aber keinen vollständigen errungen; denn da diesem Schritte der kirchliche Charakter mangelte, so konnte die Parlamentsacte nur so lange in der Sorbonne selbst in Kraft bleiben, als die Gewalt ihr Nachdruck verlieh. Wenn nicht auch der Episcopat unterjocht wurde, so konnte der zweifelhafte Sieg sich keine Dauer versprechen. Gerade die Bischöfe hatten sich aber in diesem Jahrhundert wiederholt ganz entschieden zu Gunsten der päpstlichen Unfehlbarkeit ausgesprochen. Im Jahre 1626 hatte die Versammlung derselben sich geäußert: Die Bischöfe verehren den heiligen Vater, den Papst, den Nachfolger des hl. Petrus, auf welchen Christus die Kirche gegründet hat, indem er ihm die Schlüssel des Himmels mit der Unfehlbarkeit des Glaubens verliehen, die unwandelbar in seinen Nachfolgern bis jetzt fortgedauert hat [1]. In dem Briefe der 88 Bischöfe am 12. April 1651 an Innocenz X. wegen der fünf Propositionen des Jansenius heißt es: es sei Gebrauch der Kirche, wichtigere Angelegenheiten an den heiligen Stuhl zu bringen,

---

[1] Vgl. Msgr. Dechamps L'assemblée générale du clergé de France de 1625—1626 et l'article 137 de ses avis sur l'infaillible magistère du chef de l'église. Malines 1873. und diese Monatschrift 1873. IV. Bd. S. 606 ff.

der mit Recht behaupte, daß er den nie irrenden Glauben Petri beständig bewahre. — In dem Antwort- und Dankschreiben vom 15. Juli 1653 auf die von Innocenz gefällte Entscheidung sagen die Bischöfe: die katholische Kirche habe sowohl aus der Verheißung Christi, wie aus den Handlungen früherer Päpste gewußt, daß die Glaubensentscheidungen der Päpste, ob eine vorhergehende Berathung mit den Bischöfen erwähnt sei oder nicht, göttliches und höchstes Ansehen in der Kirche hätten, und daß ihnen die Christen wahren, inneren Gehorsam schuldig seien.

Es waren aber doch bei allem Glanze, der im Zeitalter Ludwigs XIV. auch die französische Kirche umstrahlte, in letzter Zeit Elemente in den Episcopat gekommen, denen die erwähnte Sprache nicht aus dem Herzen geredet war. Wir haben solche Anzeichen schon gefunden, z. B. in den 19 Bischöfen, die 1667 für die vier jansenististischen sich interessirten, oder in den 29, die um dieselbe Zeit das Rituale von Alet approbirten. Mazarin hatte es mit der kirchlichen Gesinnung und dem sittenreinen Wandel der zu ernennenden Bischöfe nicht so genau genommen; ihm war es darum zu thun, geschmeidige Prälaten und lenksame Werkzeuge des Staates zu erhalten. So war denn Hoffnung, die Regierung würde mit etwelcher moralischer Nachhülfe auch die Bischöfe leicht für ihre Pläne gewinnen. Vorläufig zwar suchte der König nicht die Sache auf die Spitze zu treiben, da seit dem Frieden von Pisa 1664 zwischen ihm und dem Papste wenigstens keine offene Feindseligkeit bestand, aber bei dem empfindlichen, auf Ruhm äußerst erpichten Charakter Ludwigs war der geringste Anlaß genügend, um die maßlosesten Übergriffe zu veranlassen.

Die Kirche Frankreichs war doch, näher beim Lichte betrachtet, in einem trostlosen Zustand, weil sie wie keine andere unter die Botmäßigkeit des Staates gekommen war. Man kann es noch als eines der kleinern Übel ansehen, daß der Klerus mit Steuern aller Art, mit ordentlichen und außerordentlichen freiwilligen Zwangs-Geschenken, die nach Millionen zählten, überbürdet wurde. Schlimmer war es, daß der König über die Revenüen der Bisthümer und Klöster wie ein Oberherr verfügte, und aus deren Einkünften die Auszahlung beträchtlicher Pensionen an seine Günstlinge nach Belieben verordnete. Das Verderblichste war die Art, wie die Bischofsstühle und Abteien besetzt wurden. Nicht nur sanken viele derselben fast zu Domänen gewisser Familien herab, die sich in dem erblichen Besitze derselben zu erhalten

wußten, sondern die Beförderung von ganz unfähigen und unwürdigen Leuten, die aber um den Hof sich verdient gemacht oder seine Gunst erworben hatten, wurde immer häufiger. Die Commendaturäbte, ein Schlag Menschen, deren einzige Beschäftigung es war, die Einkünfte der Klöster zu verzehren, die sonst aber nach Charakter und Stand reine Weltlinge waren, wurden je länger je mehr eine Landplage Frankeichs; es war nichts Seltenes, daß sogar Kinder in diese Würden vorangeschoben wurden. Die Bisthümer schienen fast zur Ausstattung der königlichen und anderer Bastarde gestiftet zu sein. Ludwig XIV. klagte über Härte, als Innocenz XI. einem seiner vielen Söhne, der aus doppeltem Ehebruch erzeugt war, die Ernennung zu mehreren Abteien verweigerte. Da Ludwig XIV. im eigenen Lande mehr Papst war, als der römische Papst, so bildete sich im Klerus vielfach ein äußerst serviler Geist der Staatsgewalt gegenüber aus, zu dessen Vermehrung die glänzenden und in mancher Beziehung wirklich lobenswerthen Eigenschaften dieses Königs, namentlich aber das große Glück seiner Waffen bedeutend mitwirkten [1]. Man kann trotz aller Anmuth und Eleganz der französischen Literatur in ihrem goldenen Zeitalter des Ekels sich nicht erwehren, den das übersprudelnde Lob dieses „frommen, religiösen, für die Religion väterlich besorgten und fast mit Ruhm eines Apostels umstrahlten Fürsten“ in den damaligen Schriften erweckt. Die Kenntniß solcher Zustände ist nothwendig für denjenigen, der über die Kriecherei eines großen Theils der damaligen französischen Bischöfe und des Klerus sich wundern will. — Weil Ludwig für seine Kriege ungeheuere Summen brauchte, so suchte er dieselben auf alle Arten aufzutreiben und scheute sich dabei am wenigsten, als unumschränkter Souverän und als oberster Herr aller „zeitlichen Güter“ seines Reiches, wie er wähnte, auch an der Kirche sich zu vergreifen. Dieses führte den

1. Regalienstreit seit 1673 herbei. — Man begreift unter diesem Regalienrecht ein doppeltes Recht, welches der König von Frankreich beanspruchte: 1) die kirchlichen Stellen und Beneficien (mit Ausnahme jedoch der Pfarreien, wegen der damit verbundenen Seelsorge) während der Erledigung des Bisthums zu besetzen; 2) die Einkünfte der Bisthümer zu beziehen, bis der neue Bischof den Treueeid geleistet

---

[1] Au nom de Louis XIV., toutes les trompettes de la renommée s'enflent pour célébrer sa gloire, meint in aufrichtiger Gutmüthigkeit Barruel du Pape, pag. 478.

und der Rechnungskammer zu Paris eine gewisse Summe bezahlt hätte. — Die Schriftsteller sind höchst uneinig und je nach ihrem Standpunkte höchst willkürlich in Bezeichnung des Rechtsgrundes der Regalien, denn einige leiten sie aus dem Souveränetätsrecht, andere aus dem Schutzrecht oder dem Patronatsrechte oder endlich aus dem Feudalrechte ab; am besten hat wohl de Marca[1] geurtheilt, wenn er sie mit den alten Investituren in Verbindung bringt und sie mit denselben identificirt. Ebenso ist die Zeit der Entstehung äußerst unsicher, aber es ist gewiß, daß gegen Ende des 12. Jahrhunderts schon Spuren derselben sich zeigen.

Das Concil von Lyon verbot 1274 unter Excommunication die Ausdehnung des Regalienrechtes auf Bisthümer, wo dasselbe noch nicht bestand und Ludwig XII. verbot 1499 seinen Beamten unter gleicher Strafe, wie sie auf Gottesraub gesetzt war, die Anwendung desselben auf freie Diöcesen. Ein Spruch des Parlamentes vom 24. April 1608 aber sprach schon das allgemeine Princip aus, daß der König das Regalienrecht auf alle Kirchen des Königreiches besitze; indessen bestand der König damals nicht auf der Ausführung, weil die Bischöfe protestirten[2]. Ludwig XIV. erließ am 10. Februar 1673 eine Declaration, worin er auf Grund dieses Spruches von 1608 bestimmte: 1) alle Kirchen des Reiches unterliegen der Regalienpflicht; 2) die Bischöfe sollen künftig in zwei Monaten, vom Tage ihres Eides der Treue an gerechnet, die königlichen Patente in den Rechnungskammer eintragen lassen; 3) jene, welche bereits den Eid geleistet, aber noch keine Patente erhalten haben, sollen sie in zwei Monaten lösen, wenn sie es unterlassen, so wird die Regalienlast fortdauern und sollen die Stellen als erledigt betrachtet werden; 4) jene aber, die in den bisher als exempt betrachteten Provinzen von Languedoc, Guyenne, Provence und der Dauphiné schon im Besitze ihrer Beneficien sind, sollen nach abgelegtem Eide darin erhalten bleiben[3]. — Am selben Tage erschien aber noch eine zweite Declaration für die besagten exempten Provinzen, worin gesagt war: 1) die Bischöfe derselben sollen den Eid leisten, Patente

[1] De Marca, de concord. l. VIII. c. 17, n. 4. — Pithou hat im Artikel 66 seiner libertés de l'égl. gallicane die Regalien als eine Folgerung aus dem allgemeinen Grundsatze betrachtet, daß der König in Frankreich in weltlichen Dingen unabhängig sei.

[2] Gérin, 43. — Van Espen, jus eccl. univ. P. II. sect. 3. tit. 8. c. 8. tom. I. 785.

[3] Durand de Maillane, dict. du droit IV. 267.

lösen und dafür genau bestimmte Taxen bezahlen; 2) die gegenwärtigen Bischöfe seien aber von der Bezahlung befreit [1].

Es ist räthselhaft, daß die Bischöfe Frankreichs, unter denen doch viele sehr ehrenwerthe Charaktere sich befanden, wie z. B. der Erzbischof von Auch, diese eigenmächtige Gewaltthat des Königs über sich ergehen ließen, ohne jetzt oder später eine Miene zum Widerstande zu machen; nicht weniger räthselhaft aber ist es, daß die zwei einzigen Bischöfe, welche sich offen zur Wehre setzten und für diese Sachen wahre Märtyrer wurden, gerade Jansenisten waren, der von Alet Nicl. Pavillon († 1677) und der von Pamiers, Franz Caulet († 1680), während auf der andern Seite jene Bischöfe, die gegen die Jansenisten am entschiedensten auftraten, dem Könige am gefügigsten waren, wie die Erzbischöfe von Toulouse und Narbonne. — Freilich waren viele Bischöfe mit den Verfügungen des Hofes höchst unzufrieden, aber ihr Widerstand beschränkte sich auf geheimen Protest und stille Klagen. Zuerst trat Pavillon mit einem Mandate am 5. März 1675 gegen jene Eindringlinge auf [2], die in Folge des prätendirten und vom Bischof nicht gelösten oder geschlossenen Regalienrechtes, vom Könige ernannt worden. Die Folge aber war, daß der König sein Edict am 2. April 1675 erneuerte [3]. Umsonst wandte sich Pavillon am 28. Juni an den König selbst und einige Tage später an den Erzbischof von Paris, an seinen eigenen Metropolit von Narbonne und an die Versammlung des Klerus [4]. Mitten in diesen Kämpfen starb er am 8. December 1677, hatte aber noch zuvor an den Papst appellirt und sterbend dem Könige am 25. October

[1] Durand de Maill., l. c. IV. 482. — Durch diese Declarationen wurden 60 Bisthümer wider alles Recht den Regalien unterworfen. In der Provence die Erzbisthümer Aix und Arles mit 8 Suffraganen; in der Dauphiné die Erzbisthümer Embrun und Vienne mit 9 Suffraganen; in Languedoc Narbonne und Toulouse mit 16 Suffraganen und 7 Suffraganen von Bourges, von denen aber Albi 1680 selbst Erzbisthum wurde und 5, jenes 7 Suffragane erhielt; in Guyenne Auch mit 10 und Bordeaux mit 2 Suffraganen; denn seine andern 7 Bisthümer waren schon längst den Regalien unterworfen. Wer also erzählt, es habe sich bloß um einige Bisthümer in der Nähe der Alpen und Pyrenäen gehandelt, der dehnt die Nachbarschaft sehr weit aus. — Der General-Vicar Cerles von Pamiers, so wie die Pastoren dieser Stadt, reden in ihren Briefen vom 13. April und 26. März 1682 an Innocenz XI. sogar von mehr als 80 Kirchen. Sfondrati, Gallia vindicata ed. 2. S. Galli 1702, pag. 327. 355.

[2] Sfondrati, l. c. pag. 175.

[3] Van Espen, jus eccles. pars I. tit. 14. c. 5, tom. I. 106.

[4] Sfondrati, Gallia vindicata pag. 178, 210—213.

in's Gewissen geredet. — Schon vorher hatte Caulet von Pamiers am 27. April 1677 ein ähnliches Mandat erlassen und war darüber mit dem Erzbischof von Toulouse, der dasselbe am 1. September cassirte, in heftigen Streit gerathen, weil er das Urtheil als unbefugt verwarf, und sein Mandat in Pamiers zur Vollziehung brachte [1]. Auch ein Befehl des Staatsrathes vom 28. November, in zwei Monaten sich zu ergeben, vermochte nicht den Muth des kühnen Mannes zu brechen, noch auch die darauf folgende Entziehung aller Einkünfte, so daß er von Almosen leben mußte, noch endlich die Ausdehnung dieser harten Maßregel auf das ganze Kapitel, dessen Treue gegen den Bischof man nicht verschmerzen konnte. Caulet aber appellirte am 4. Mai 1678 an den Papst, nachdem sein Recurs an den König nichts gefruchtet.

Innocenz XI. hatte lange der Sache zugesehen, endlich aber am 12. März 1678 an den König sich gewandt und ihn gewarnt, er möge von seinen Gewaltthaten ablassen. Dieser antwortete am 5. April einfach, die Regalien seien sein Kronrecht und er habe dasselbe von seinen Vorfahren erhalten. In einem zweiten, recht väterlichen Schreiben vom 21. September belehrte der Papst hierauf den König über seine falsche Ansicht, erhielt aber keine Antwort mehr. Jetzt erließ Innocenz XI. am 29. December 1679 an den König ein drittes Breve, in einem festen, entschlossenen, fast schneidenden Tone, wie man ihn in Frankreich nicht gewohnt war und wie besonders Ludwig XIV. ihn noch nie gehört hatte. Die Gallicaner geriethen in Zorn, daß ein Papst es wage, als Richter aufzutreten, wo er bloß Vermittler sein dürfe [2], und wollten sofort ein Nationalconcil berufen. Aber Ludwig selbst zügelte diesen übermäßigen Diensteifer und schrieb dem Papst am 21. Juni 1680, er werde ihm den Kardinal d'Estree wegen der Angelegenheit als Gesandten schicken. Der Papst mochte die Hoffnung hegen, den Zwist auf gütlichem Wege zu schlichten; aber die Ankunft des Kardinals belehrte ihn bald, daß man in Paris von Recht und Billigkeit nichts wisse. Innocenz XI. goß daher den ganzen Schmerz seiner getäuschten Hoffnung in einem vierten Breve [3] an den König am 3. März 1681 aus, als schon manches Ereigniß das Feuer zu noch helleren Flammen geschürt hatte.

---

[1] Ibid. 180, 185, 196.

[2] Bausset, hist. de Bossuet l. VI. c. 5.

[3] Alle 4 Breven stehen bei Sfondrati, Gallia vind. 198—210 und Regale sacerdotium ed. 4 anno 1749, pag. 17—39.



Die apostolischen Breven und deren entschiedene Sprache flößten dem französischen Klerus nicht nur keinen Muth ein, sondern die Versammlung desselben zu St. Germain-en-Laye richtete sogar am 10. Juli 1680 ein äußerst kriechendes Schreiben an den König. Darin erniedrigt sie sich bis in den Staub vor seiner Majestät und hat nur Worte des Erstaunens und der Entrüstung darüber, daß der Papst es gewagt habe, zu dem ältesten Sohne und dem Beschützer der Kirche in drohender Sprache zu reden [1]. Der König verstand genugsam, daß er auf eine große Anzahl seiner Bischöfe sich verlassen könne.

In Pamiers nahm die Verfolgung einen immer härteren Charakter an, besonders seit dem Tode des muthigen Bischofes am 7. August 1680. Gegen den vom Kapitel gewählten Generalvikar Cerles, der an Muth und Entschiedenheit dem verstorbenen Bischof nichts nachgab, fällte der Senat von Toulouse, durch die Hetzereien des Erzbischofs dieser Stadt bewogen, sogar das Todesurtheil, und führte dasselbe, da Cerles sich selbst verbarg, in effigie aus [2]. Der Papst verbot dem Erzbischof unter Excommunication alle Eingriffe in Pamiers, cassirte sämmtliche Verfügungen und Ernennungen, die er bisher getroffen hatte und erklärte die den eingedrängten Pastoren abgelegten Beichten, wie auch die von ihnen eingesegneten Ehen für ungiltig [3]. Das Parlament fand für gut, dieses Breve am 31. März zu unterdrücken. Innocenz XI. beauftragte hierauf den General-Vikar der Jesuiten in Rom, Carl Noyelle, die Provinziale in Frankreich mit der Publication des Breve zu betrauen. Dieser schickte am 23. April das Breve nebst dem nicht unterzeichneten Befehl, den der Assessor der Inquisition ausgestellt hatte, den Jesuiten von Toulouse, Pamiers und Paris. Die Parlamente jedoch forderten die Jesuiten alsbald vor ihre Schranken, das von Paris am 20. Juni, das von Toulouse am 7. Juli und verboten ihnen und allen andern Orden die Publication dieses Breve und die Execution irgend eines andern, welches den Orden selbst nicht betreffe [4].

Zu allem dem kam noch der Unfug von Charonne. Diesem in der Erzdiöcese von Paris gelegenen Nonnenkloster von der Regel des

---

[1] Sfondrati, Reg. sacerdot. pag. 14.

[2] Brief Cerles an Innocenz XI., 14. Juni 1681. Sfondrati, Gall. vind. 318.

[3] Breve vom 1. Januar 1681. Sfondrati, l. c. 308.

[4] Biner, Apparat. erud. VIII. 694. — Documents concernant la Comp. de Jésus, Paris 1827, n. II. pag. 24. — Crétineau-Joly, hist. de la Comp. de Jésus. Brux. 1851. tom. IV. chap. 5 (al. 30), pag. 320.

hl. Augustin drängte Harlay, der Erzbischof von Paris, im Namen des Königs eine Cisterciensenserin zur Äbtissin auf, mit Verletzung der vom Papste zugestandenen Wahlfreiheit [1]. Mit Gewalt wurden die Kirchenthüren erbrochen, die Ernannte eingeführt und die Widerspenstigsten unter den Nonnen nach Lothringen verbannt; die übrigen aber wandten sich hülfeflehend an den Papst. Innocenz XI. verurtheilte durch Breve vom 7. August 1680 die Gewaltthat, verbot der eingedrungenen Angelica zu gehorchen [2], und erlaubte den Nonnen selbst eine Oberin zu erwählen. Der Staatsrath jedoch sprach am 19. September, die geschehene Wahl sei nichtig und am 24. September legte der Staatsprocurator de Harlay Appel comme d'abus beim Parlamente gegen das päpstliche Breve ein.

Bei diesen und andern zwischen dem Papste, dem König und der französischen Hof-Geistlichkeit sich mehrenden Schwierigkeiten reichten die Generalagenten des Klerus beim Könige die unterthänigste Bitte ein, er möge gnädigst geruhen, daß die eben in Paris anwesenden Bischöfe sich außerordentlich versammeln dürften, um Mittel gegen die Anmaßungen Roms zu berathen. Es waren nicht weniger als 52 Bischöfe *zufällig* anwesend [3], die nach des Königs Wünschen unter der Leitung des Erzbischofs Harlay von Paris und des Erzbischofs Le Tellier von Rheims, im März und Mai 1681 (im April hatte ihnen der König Unterbrechung der anstrengenden Arbeit geboten) zu der sogen. „*kleinen Versammlung*" sich gruppirten.

Die Vorschläge des Erzbischofs von Rheims lauteten: 1) die Bischöfe hätten wohl daran gethan, um des lieben Friedens willen den Declarationen von 1673 und 1675 sich zu fügen; 2) der Papst habe unrecht gehandelt in seiner Entscheidung wegen Charonne, er hätte zuerst den hochwürdigsten Herrn von Paris hören sollen; 3) dem Erzbischof von Toulouse gegenüber habe der Papst die gallicanischen Freiheiten und das Concordat verletzt durch seine Verfügungen wegen Pamiers. Man könne dem Papste schreiben, er habe wegen des Bagatelles der Regalien zu viel Lärm erhoben, es stehe aber zu befürchten, der Papst werde ihnen sagen, sie repräsentiren nicht die ganze französische Kirche, deßwegen solle man nochmals den König um die Gnade bitten, ein *National-Concil* oder eine *Generalversammlung* des Klerus zu gestatten.

Dieser Vorschlag Le Telliers wurde am 2. Mai angenommen und

---

[1] Sfondrati, l. c. 86.
[2] Sfondrati, Reg. sacerd. 81.
[3] Gérin, l'assemblée de 1681, pag. 63.

am 7. Mai unterzeichneten die Anwesenden den Verbalproceß der Versammlung [1]. — Dem Könige war ein National-Concil nicht angenehm, aus dem sehr einleuchtenden Grunde, daß zu seiner Versammlung die Erlaubniß des Papstes nothwendig war; die Generalversammlung des Klerus dagegen hatte einen politischen Charakter und bedurfte die vor-

[1] Es liegt über den Regalienstreit ein noch nicht aufgehelltes Dunkel, nämlich über dem Einfluß, den der Jansenismus dabei übte, und doch fiel derselbe schwer in's Gewicht. Nicht nur waren die Gegner der Regalien fast sämmtlich Jansenisten, wie die beiden Bischöfe von Alet und Pamiers und der Generalvikar Cerles, sondern sie waren es, welche den Deckmantel des clementinischen Friedens zu immer weiterer Ausbreitung der Secte benützten. Die Briefe des D. Cerles an Innocenz XI. sind so voll von bitterer Ausfälle gegen die Jesuiten und die Molinisten, daß derjenige, der mit der jansenistischen Literatur vertraut ist, die Melodie gleich erkennt. Der vorzüglichste Zorn entladet sich gegen den freilich nicht unschuldigen und im Regalienstreit leider tief verwickelten, P. la Chaise, den Beichtvater des Königs. In dem Schreiben vom 7. November 1682 sucht er sogar durch eine, ganz außerhalb der Streitfrage liegende, oratorische Schilderung von dem Verderben des Probabilismus, dem Innocenz XI. bekanntlich abhold war, das Gemüth des Papstes gegen sie zu erbittern. Der Gedanke liegt daher nicht ferne, daß jansenistische Nebenzwecke den Eifer im Regalienstreit angespornt haben.

Man begegnet daher auch einer Auffassung der Sache, als habe der König von vorn herein durch die Erregung des Regalienhandels den Jansenismus in den Bisthümern von Alet und Pamiers niederzuschlagen beabsichtigt. Daraus will man dann den König entschuldigen, den Papst aber einer zu straffen Form der Gerechtigkeit zeihen. Comme eux (Pavillon und Caulet) il avait, sagt Bausset, cet entêtement qu'il est si facile et si commun de confondre avec la fermeté. Es lassen sich indessen gegen diese Auffassung große Bedenken erheben. Wie wußte der König, als er am 10. Februar 1673 die Declaration erließ, daß man in Alet und Pamiers das Regalienrecht bestreiten würde, daß er folglich Anlaß erhalte, dort aufzuräumen? In allen Fällen hätte die Maßregel mit dem Papste vereinbart werden sollen, auch wenn derselbe, wie das Gerücht ging, den Jansenisten zu günstig gesinnt war. (Ce pape, ennemi du roi, sagt Voltaire siècle de Louis XIV. chp. 35, von der Beziehung Innocenz' XI. zu den Jansenisten, les favorisait, sans les aimer.) Der König stellte ein allgemeines, falsches Princip auf, das Regalienrecht sei mit seiner Krone „unveräußerlich und unverjährbar" verbunden, und müsse sich auf alle Bisthümer, also auch auf die noch zu erobernden, erstrecken. Gegen ein solches Princip durfte kein Papst schweigen. Wenn endlich Innocenz sprach, so geschah es weder voreilig noch maßlos, denn es vergingen mehrere Jahre, bis er seine Stimme erhob, und erst dann wurde seine Sprache drohender, als er sah, er habe es mit einem Fürsten zu thun, der ihn keiner Antwort würdige und für Verhandlungen ganz unzugänglich sei. Man hat den Papst der Schroffheit und Unklugheit beschuldigt, weil er sich einer Maßregel entgegensetzte, die er schließlich doch nicht hindern konnte; aber Innocenz gehörte nicht zu jenen Charakteren, von denen die Welt voll ist und die man allezeit die Klugen genannt hat, weil sie den vollendeten Thatsachen nachjubeln und über die Austreibung eines bösen Geistes sich freuen können, während dafür sieben andere in's Haus einziehen.

läufige Genehmigung des Papstes nicht, daher berief Ludwig XIV. am 16. Juni eine solche Versammlung auf den 1. Oktober 1681.

2. Berufung und Charakter der Versammlung. — Die Versammlungen des Klerus (Assemblée du clergé) sind eine eigenthümliche französische Erscheinung, die seit den Hugenottenkriegen in's Leben trat. Auf dem Religionsgespräche zu Poissy 1561 wurde von der Königin und ihrer Regierung dem Klerus die Zumuthung gemacht, dem Staate wegen seiner bedrängten Lage außer den gewöhnlichen Leistungen noch außerordentliche Geschenke anzubieten. Der Klerus willigte wirklich in einen Vertrag, nach welchem er innerhalb 16 Jahren die Summe von 17,160,000 Livres zu liefern versprach. Die Regierung fand Geschmack an der ausgiebigen Hülfe und versuchte diese freiwilligen Geschenke zu verewigen. Zur Bewilligung dieser Beiträge sollte der Klerus jeder Provinz oder Erzdiöcese eine bestimmte Anzahl Abgeordnete zu der Versammlung wählen, die jedesmal mit Erlaubniß, eigentlich auf Befehl des Königs, gehalten wurde. Seit 1586 wurden diese Versammlungen, welche man die größeren oder auch die des Vortrages nannte, alle zehn Jahre regelmäßig gehalten, und jede Provinz schickte je zwei Bischöfe und zwei Abgeordnete aus der niedern Geistlichkeit dahin; die kleinern Versammlungen, bestimmt, die Rechnungsablagen zu revidiren, daher auch die der Rechnungen genannt, erneuerten sich alle fünf Jahre und hatten nur die Hälfte der Abgeordnetenzahl. Neben diesen regelmäßigen wurden noch viele außerordentliche Versammlungen, je nach dem Ermessen und den Wünschen des Königs, berufen.

Der Unterschied zwischen diesen Versammlungen und den Nationalconcilien ist also ein vielfacher. Er besteht zunächst in der Berufung, die eine rein weltliche für die Versammlung war, mandato regis seien sie versammelt, sagen die Deputirten von 1682, ein Concil aber bedurfte der Erlaubniß des Papstes; dann war der Gegenstand der Berathung ein weltlicher, nämlich Steuern, und nur gelegentlich kamen auch Besprechungen über rein kirchliche Gegenstände vor; es fanden nur Deputirte der Provinzen Zutritt, während auf den Concilien keine Corporationen vertreten waren, sondern jeder Bischof entweder persönlich, oder durch Procuratoren erschien; endlich war bei diesen Versammlungen auch der niedere Klerus stimmberechtigt, auf den Concilien aber nur die Bischöfe [1].

---

[1] Patru, sur les assemblées du clergé. Oeuvres diverses II. pag. 445. — Durand de Maillane, Dict. de droit canon. I. 219.

Eine solche außerordentliche Versammlung nun sollte nach dem Wunsche des Königs die Schlichtung des Regalienconfliktes versuchen. An äußerem Glanze und großem Gepränge fehlte es solchen Versammlungen nicht, aber es ging ihnen wie den Würdeträgern alternder Staaten, deren Titel und Ehrenzeichen in dem Maße pompöser werden, wie deren eigentliche Macht zusammenschrumpft. Je mehr von Freiheit, Würde und kirchlichem Eifer die Rede war, um so weniger wurde das Wesen derselben gefunden; alles lag in den Händen der Regierung, die schon längst einen Mechanismus in diese Versammlungen zu bringen gewußt hatte, wodurch sie äußerst zahme Werkzeuge ihrer Pläne geworden waren; sie bestimmte die Dauer der Sitzungen, den Gegenstand der Berathung, die personae gratae, welche der dankbare, über die fromme und erhabene Gesinnung des Königs entzückte Klerus zu Abgeordneten wählen mußte. So Unerhörtes aber, wie für die gegenwärtige Versammlung, war zur Disciplinirung der gefährlichen Freiheit noch niemals geleistet worden.

Am 29. Juni schickte sie ein Cirkular herum, in welchem genau vorgeschrieben war, welche Vollmachten, sans y rien changer, die Wähler ihren Deputirten zu ertheilen hätten. Dahin gehörte der Auftrag, alle Mittel anzuwenden, um das in der Angelegenheit von Charonne, Pamiers und Toulouse von der Curie in Rom verletzte Concordat zu schützen [1]. Das hieß also, es sei von vorn herein ausgemacht, der Papst habe Unrecht und er habe einen Vertrag gebrochen. — Bisher hatten die abgeordneten Kleriker zweiten Ranges wie die Bischöfe Sitz und Stimme in der Versammlung; dieses Mal aber sollte diese, ohne den Namen oder den Charakter eines Nationalconcils zu haben, in den Geschäften die Rolle eines solchen übernehmen; daher verordnete die Regierung, die einfachen Geistlichen dürften nur Rathschläge ertheilen, aber nicht abstimmen. Damit jedoch die königliche Gewalt nicht zu sehr im Vordergrunde erscheine, mußten die ganz unbefugten Agenten [2] des Klerus zu Paris das Odium dieser Verfügungen übernehmen, während die Regierung die Executive sich vorbehielt. Dieses war die Illustration zu der schönen Phrase des Convocationsschreibens vom 16. Juni, worin

---

[1] Gérin, 126.

[2] Es waren dieses zwei Geistliche, die alle 5 Jahre von je zwei Provinzen abwechselnd erwählt wurden, um als Procuratoren des Klerus die Rechnungen der votirten Gelder zu führen und, wegen ihres Aufenthaltes zu Paris, zugleich die Mittelspersonen in Geschäften zwischen dem Könige und dem Klerus zu sein.

befohlen war, die durch Frömmigkeit, Wissenschaft und Erfahrung ausgezeichnetsten Geistlichen zu wählen.

So kamen auf den 30. October 1681 diese „ausgezeichnetsten Geistlichen" in Paris zusammen, 34 Erzbischöfe und Bischöfe und 37 Kleriker zweiten Ranges. Die Charakterschilderung, welche Gerin, auf Documente der damaligen Zeit gestützt, von den Einzelnen entwirft, stimmt aber die Erwartung von der Vortrefflichkeit der größeren Mehrzahl der einberufenen Prälaten tief herunter.

3. Die Versammlung. Nov. 1681 — 1. Juli 1682. — Die bedeutendsten Männer derselben waren der Erzbischof von Paris, Franz de Harlay (1671 bis 1695), der königliche Kammerdiener von blindem Gehorsam, wie Bossuet ihn nennt; der zweite Präsident, der Erzbischof Karl Mauriz Le Tellier von Rheims (1671 bis 1710), ein Sohn des Kanzlers, der vor der Erlaubniß des Papstes es gewagt hatte, das Pallium zu tragen; Nicolaus Colbert, ein Sohn des mächtigen Ministers, seit 1680 Coadjutor von Rouen, 1691 Erzbischof daselbst bis 1707; Gilbert Choiseul, Graf von Plessis, Bischof von Tournay (1671 bis 1689). Der Glanzpunkt der ganzen Versammlung aber war Bossuet, der kürzlich am 2. Mai 1681 zum Bischof von Meaux (bis 1704) ernannt worden war, dem es bei größerer Entschiedenheit des Charakters und mäßigerer Devotion vor der königl. Majestät vielleicht gelungen wäre, den König und die Bischöfe vor einem unglücklichen Fehltritte zu bewahren.

Bossuet erhielt den ehrenvollen Auftrag, die Eröffnungsrede der Versammlung am 9. Nov. zu halten; er kam demselben nach durch die lange und glanzvolle Rede über die Einheit der Kirche, nachdem er dieselbe zuerst am 7. Nov. den Erzbischöfen von Paris und Rheims [1] vorgelesen hatte, die nichts darin zu verbessern fanden. Bei aller Versicherung aber, die Bossuet selbst gibt, er hätte die Rede in Rom halten dürfen [2], er habe sich gehütet, die römische Majestät zu verletzen [3], der Papst habe sie gelobt [4], steigen doch Zweifel dagegen auf, wenn man den Mißton wahrnimmt, der durch das Ganze sich hindurchzieht. Die Keime der spätern Declaration liegen hier schon vorhanden, am deutlichsten aber da, wo er von der Unterordnung des Papstes unter die Concilien und von der

[1] Lettre au Card. d'Estrée, 1 Dec. 1681. Bossuet, Oeuv. t. 44, pag. 242.
[2] Lettre à M. Dirois, 10 Nov. 1681, ibid. p. 239.
[3] Au Card. d'Estrée, ibid. p. 245.
[4] Lettre à Mme. de Luynes, 25 Sept. 1693, ib. t. 47, p. 11.

Geltung der gallikanischen Freiheiten spricht. Um so gewisser aber ist es, daß die Rede dem Könige gefiel, und daß die Versammlung den Druck derselben ausnahmsweise verordnete [1].

Der angebliche Zweck, die Versammlung zu berufen, war der Regalienzwist; dieser aber war nur der Vorwand, um eine viel tiefer greifende Frage anzuregen, den Papst zu kränken, und seine Unfehlbarkeit wegzudecretiren. Die beiden Le Tellier, Vater und Sohn, der Kanzler und der Erzbischof von Rheims, hatten zwar schon seit längerer Zeit den Plan gefaßt, die sechs Artikel der Sorbonne zur allgemeinen und schärfer betonten Doctrin der Franzosen zu erheben [2]. Beide standen unter dem Einflusse eines Doctors der Sorbonne, des Jansenisten Cocquelin, der in der Versammlung selbst in diesem Sinne thätig erscheint [3]. Aus Scheu jedoch vor den Folgen hatten sie den Plan aufgegeben. Um so energischer ging darauf der Minister Colbert, vom Erzbischof von Paris und vom P. la Chaise unterstützt, an's Werk. Er ruhte nicht mit seinen Gehülfen, bis er den König beredet hatte, den Befehl zu ertheilen, die Unfehlbarkeit des Papstes zu behandeln, weil die Gelegenheit günstig sei, und die Frage bloß zur Zeit einer Spannung mit Rom erledigt werden könne [4]. Die Versammlung hatte also zwei Gegenstände zu behandeln, die Regalien und die gallikanischen Doctrinen.

a. Die Regalien. — Die Gesinnung der Deputirten war dem Könige, wie zu erwarten stand, sehr günstig, aber er wollte ihnen nichts zu danken haben, sondern die Regalien als ein Kronrecht, nicht als eine Concession der Kirche betrachten und behandeln. Daher wurde am 24. Jan. 1682 im Parlamente ein im gleichen Monat erlassenes Edict des Königs einregistrirt, worin er das Regalienrecht beansprucht, und dieses für die Bischöfe als ein freudenreiches Ereigniß bezeichnet, weil er sich so viele Mühe gebe, die Häresie auszurotten. Aber er gewährt einige Milderungen und verspricht, zu den Seelsorge-Stellen nur fähige Männer von erforderlichem Alter in Kraft des Regalienrechtes ernennen zu wollen, die Einsetzung selbst aber den Ordinarien oder Generalvikaren zu überlassen [5]. Die Gallikaner priesen die Mäßigung des

---

[1] Bausset, vie de Bossuet, l. VI. 7.

[2] Bausset, l. c. VI. 12. tom. II. pag. 200. — Gérin, l. c. 285.

[3] Bausset, VI. 13. — Rapin, Mémoires III. 140.

[4] Bausset, VI. 12. — Gérin, 263.

[5] Durand de Maillane, Dict. de droit IV. 277. — Fleury (P. Alexander), hist. eccl. tom. 64. p. 711.

Königs, und der Jubel über diese vermeintlichen Errungenschaften erscholl bis in unser Jahrhundert hinein.

Eine so kriechende Versammlung, wie sie damals in Paris zusammensaß, hätte es nicht wagen dürfen, dem Willen des Monarchen zu widerstehen; das Edict war für sie ein Gebot. Am 3. Februar schrieben sie dem Papste, er möge doch bedenken, welchen frommen König sie hätten, der den Bischöfen so gut sei, und die Ketzereien vertilge, daher solle er mit ihm nicht um der Regalien willen einen Krieg anfangen, besonders da er ihnen jetzt so große Zugeständnisse gemacht habe. Der König besitze dieses Recht schon in den meisten Bisthümern; die wenigen, auf welche er es auch noch ausdehnen wolle, seien den Lärm nicht werth. Da die Magistraten nun einmal die Überzeugung hätten, die Regalien seien ein Kronrecht, so möge der Papst sich in das Unvermeidliche fügen. Sie bäten um Frieden und nur um Frieden, damit nicht die größten Übel hereinbrächen. „Was hat der Erdkreis Größeres gesehen, als den großen Ludwig?" Daher fielen sie auf die Kniee, Gott anflehend, daß er den Papst gegen einen so vortrefflichen König friedlich stimme [1]. Mit Recht nennt Arnauld den Brief, den Bossuet verfaßt hatte, einen erbärmlichen.

Innocenz XI. ließ in gerechter Entrüstung das Schreiben uneröffnet liegen und verzögerte über zwei Monate die Antwort. Endlich langte im Anfang des Mai das meisterhaft verfaßte Breve vom 11. April in Paris an [2]. Der Papst macht der Versammlung den Vorwurf, daß sie schon im Eingange ihres Briefes von ganz unpriesterlicher Furcht rede; sie habe sich gefürchtet, wo nichts zu fürchten sei. Es wäre ihre Pflicht gewesen, dem Könige in das Gewissen zu sprechen, auch auf die Gefahr hin, ihn zu erzürnen, und dieses um so mehr, als gar keine Gefahr da sei, weil der König, wie sie selbst schreiben, so fromm, so gerecht, den Bischöfen so gewogen sei. Da die Bischöfe nicht einmal einen Wider-

[1] Sfondrati, Gall. vind. 335. Reg. Sacerd. 72. — Bossuet, Oeuvres ed. Gauthier tom. 26, p. 181. — Fleury, t. 64. p. 712.

[2] Sfondrati, Gall. vind. 345. Reg. Sacerd. 45. — Bossuet l. c. 201. — Fleury, t. 65. p. 2. — Schon früh hat man in diesem Breve, wie z. B. Guarnaci, vitae Pont. Rom. I. 111, eine Verurtheilung der gallikanischen Artikel sehen wollen. Als dann Pius VI. in der Bulle Auctorem fidei vom 28. August 1794 bei Verurtheilung des 85. Satzes der Synode von Pistoja auf dieses Breve sich berief, fingen die Schriftsteller sehr allgemein an, dieses Breve vom 11. April 1682 als die erste Verwerfung der vier Artikel anzuführen. Innocenz spricht aber darin bloß von den Regalien.

stand versucht hätten, so verstehe er nicht, wie sie sagen könnten, sie seien im Streithandel unterlegen. Wie kann der fallen, der nie stand, wie der besiegt werden, der nie kämpfte? Mit Entsetzen habe er, der Papst, gelesen, daß sie von ihren Rechten Abstand nähmen und sie dem Könige übertragen. Welches Recht könnten sie denn abtreten, da sie nicht Eigenthümer, sondern bloß Verwalter der Kirchen seien? Endlich mißbilligt und verwirft Innocenz XI. Alles, was sie in der Regaliensache gethan haben oder noch thun würden, und hofft, daß sie durch schleunigen Widerruf ihrem Gewissen Genüge leisten.

In Paris gerieth man über dieses Breve in großen Zorn. Am 6. Mai wurde ein von 33 Bischöfen und 35 andern Deputirten unterschriebener Protest gegen die bisherigen Breven des Papstes in der Angelegenheit von Pamiers, des Erzbischofs von Toulouse und der Nonnen von Charonne aufgesetzt, um ihn dem Nuntius einzureichen [1]. Dem Papste wurde am nämlichen Tage ein Brief voller Anmaßung und Drohung zugeschickt. Während der König, hieß es darin, in seiner ausgezeichneten Tugend sich alle Mühe gebe, die Häresie auszurotten und noch jüngst zum Erstaunen Europa's die Stadt Straßburg eingenommen habe, werde dieser König, die Bewunderung der Welt, der Verkünder des wahren Glaubens, der Vertheidiger der Kirche, der Schützer der Provinzen, der Hüter des Vaterlandes, der Besieger der Völker, mit einer Unzahl beleidigender Breven, die in allen Provinzen verbreitet werden, vom römischen Hofe verfolgt, und die Rechte des Reiches mit Füßen getreten. Der französische Klerus seufzt über die Verletzung der Kirchengesetze, die der Erzbischof von Toulouse erfahren müsse. Das Übel werde täglich größer, deßwegen habe die Versammlung beim Könige Hülfe gesucht. Dann geben die Bischöfe dem Papste Lection, wie er bei Appellationen an den hl. Stuhl gegen die Franzosen sich benehmen solle, und dgl. [2]

Damit war das Maß der Unverschämtheit noch nicht voll. Bossuet erhielt Auftrag, ein Rundschreiben an die Bischöfe und den Klerus von Frankreich zu verfassen. Er that es in einem langen bitteren Briefe, worin er sich besonders über den Vorwurf der Feigheit beklagt. Nicht feige, klug seien sie gewesen; das Bagatell der Regalien hätten sie geopfert, dafür aber Größeres, die Jurisdiction, vom Könige erlangt. Sie,

---

[1] Fleury, hist. eccl. t. 65. p. 51.
[2] Sfondrati, Gallic. vind. 349. Reg. Sacerd. 65. — Fleury, n. 65. p. 43.

die Bischöfe, hätten den Zeitumständen Rechnung getragen; Innocenz aber sei betrogen und hintergangen worden, daher seine heftige Sprache[1]. Dieser Brief blieb aber unveröffentlicht. Nachdem nämlich die Versammlung die Mohrendienste gethan hatte, wurde sie überflüssig; das Meisterstück der gallikanischen Declaration war damals schon geliefert. Dem Könige erschienen diese letzten Schritte zu maßlos, daher hob er die Versammlung auf; Bossuets Brief kam deßhalb auch nicht in die Akten, wurde vergessen und kam erst 1778 in einer Ausgabe seiner Werke wieder zum Vorschein.

b. Die Declaration. — Der Hof hatte Befehl ertheilt, die Frage der sechs Artikel der Sorbonne, besonders den über die Unfehlbarkeit des Papstes, vorzunehmen. Es wurde daher am 26. Nov. 1681 eine Commission von 12 Mitgliedern ernannt, unter denen sich Choiseul, Bischof von Tournay, und Bossuet befanden; der Erzbischof von Paris wurde ebenfalls, wie der Hofstyl lautete, wegen seiner Klugheit und wegen seines reinen Eifers hereingezogen. Bossuet, der von vornherein der Frage abgeneigt war, suchte auch jetzt noch abzulenken und verlangte die Erforschung der ganzen Tradition; der staatsmännische Erzbischof de Harlay aber ließ dem Hofe berichten, dieser Weg sei zu lange, und Ludwig XIV. gab den zweiten Befehl, über das Ansehen des Papstes rasch zu entscheiden[2]. Der Bischof von Tournay wurde zuerst mit der Redaction der Erklärung beauftragt; sie fiel aber, wie Fleury sich äußert[3], schlecht und scholastisch aus; das Schlechteste darin war, daß Choiseul den Primat des Papstes und die Indefectibilität des römischen Stuhles leugnete.

Hier trat Bossuet als Gegner auf; denn so sehr er selbst gegen die Unfehlbarkeit des Papstes war, so lebhaft erkannte er, daß man den katholischen Glauben verlasse, wenn man die Unfehlbarkeit (eigentlich Indefectibilität) der römischen Kirche läugne, weil derselben von Christus gesagt worden sei: „Ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht abnehme.“

Äußerst interessant ist der Dialog der beiden Bischöfe über den Gegenstand, aus welchem die Ansicht Bossuets zu erkennen ist. Nach ihm ist der Sitz Petri, der hl. Stuhl, unfehlbar in seinem Glauben,

[1] Bossuet, Oeuvr. t. 26. p. 209.
[2] Bausset liv. VI. 12. vol. II. p. 203. Gérin, 263. Katholik XV. 164.
[3] Gérin, 263.

aber nicht der Papst; die Kirche von Rom, nicht der einzelne Mensch; diese Kirche kann wegen der Verheißung Christi nicht hartnäckig (contumaci animo) häretisch werden, weil das Haupt der Kirche nicht von ihr abfallen kann; dagegen aber sei diese Kirche nicht unfehlbar in ihren Entscheidungen. — Wenn aber der Sitz des Papstes, die römische Kirche, entgegnete Choiseul, nicht unfehlbar in ihren Entscheidungen sei, so würde sie wenigstens dann vom Glauben abfallen, wenn sie eine falsche Entscheidung gebe.

Bossuet mußte darauf nur zu erwiedern, die römische Kirche werde nicht hartnäckig, wie etwa die orientalischen, im Irrthum beharren, sondern bald zurückkehren und von den andern Kirchen wieder auf die rechte Bahn gelenkt werden; ihr Fehler werde bloß ein läßlicher sein, dem Willen nach werde sie immer bei der Wahrheit bleiben [1].

So argumentirte Bossuet im selben Augenblicke, in welchem er die römische Kirche gegen Choiseul deßhalb vertheidigte, weil sie das Fundament der ganzen Kirche sei, und doch behauptet er jetzt, dieses Fundament werde von den andern, darauf gebauten Kirchen getragen! — War es Höflichkeit oder höherer Befehl, denn geschlagen war er nicht, Choiseul gab nach, entsagte der Redaction und dieselbe wurde Bossuet anvertraut.

Dieser mußte jetzt mit seiner Arbeit eilen, denn neuerdings hatte der König durch Colbert und den Erzbischof von Paris sich drängen lassen, eine rasche Entscheidung zu verlangen [2]. Er konnte der Versammlung bald vier Projecte gallikanischer Thesen überreichen, von denen uns nur jenes erhalten ist, welches angenommen wurde. Der Bischof von Tournay erstattete am 17. März in einer langen, trockenen Abhandlung der Versammlung Bericht über die Verhandlungen [3], worin die Lehre jedenfalls neu war, unter dem hl. Stuhle sei die ganze Kirche zu verstehen, welcher er dann höchst gnädig die Unfehlbarkeit (Indefectibilität) des Glaubens zugesteht. Soweit ging Bossuet nicht.

Ohne Discussion, wie es scheint — denn der Wille des Königs ersetzte den auf seinen Befehl Versammelten alle Verantwortlichkeit —

---

[1] Fenelon, der diese Discussion aus dem Munde Bossuets vernommen, hat sie aufgezeichnet; veröffentlicht aber wurde sie erst von Emery in den nouv. opuscules de M. l'abbé Fleury, Paris 1807. Man findet sie abgedruckt bei Guillemain, Memorandum des libertés et des servitudes de l'égl. gallic. p. 256.

[2] Bausset VI. 13.

[3] Bausset VI. 14. Katholik XV. 175.

wurden nur zwei Tage später, am 19. März, die bekannten vier Artikel des gallikanischen Klerus angenommen und von 34 Bischöfen und 37 anderen Geistlichen unterzeichnet [1].

Im ersten Artikel wurde gesagt, die Fürsten seien in zeitlichen Dingen ganz unabhängig von der kirchlichen Gewalt, sie könnten weder direct, noch indirect abgesetzt werden [2].

---

[1] Cleri gallicani de ecclesiastica potestate declaratio. Bossuet Oeuv. tom. 26. p. 179. — Dupin de potest. eccles. Maguet. 1788. p. XVIII. Bausset VI. 14. Zahl und Namen der Unterschriften stimmen nirgends überein.

[2] Man hat diesen Artikel vielleicht zu sehr und zu ausschließlich mit jener in Frankreich öfter agitirten Frage über die directe oder indirecte Gewalt der Kirche über die Staaten in Verbindung gebracht. Er hatte aber in der Wirklichkeit eine viel größere Tragweite. Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß er aus Anlaß und mit Bezug auf den Regalienstreit aufgestellt wurde. Zudem hatten die französischen Legisten um jene Zeit sehr häufig die Ansicht ausgesprochen, die Kirche sei bloß durch die Concession des Staates besitzfähig; man hörte, der König sei als Feudalherr, Schützer und Gründer der Kirche der wahre Eigenthümer ihrer Güter, sie selbst sei nur die Nutznießerin derselben; man vernahm, alle zeitlichen Dinge (und als solche galten später sogar die Sacramente) gehörten dem Staate, und dieser könne sie als Universal-Herr nach Belieben zurückfordern. — Die Art, wie Ludwig XIV. über die Kirchengüter nach Willkür verfügte, berechtigte die Furcht, daß auch er solchen Theorien huldige. Wenn also eine unbefugte Versammlung unter diesen Umständen erklärt, der Fürst sei in allen zeitlichen Dingen ganz unabhängig von der Kirche, so lag darin nicht nur ein Protest gegen die mißverstandene Bulle Unam sanctam, sondern eine empörende Begünstigung des willkürlichsten Absolutismus und ein begründeter Verdacht, daß damit der 16., in Wiclef verdammte Satz aufgefrischt werde. Dieser erste Artikel der Declaration schloß noch eine andere, viel offener hervortretende Behauptung in sich, daß der Fürst im Gebrauche seiner weltlichen Macht ganz unabhängig von der Beobachtung der kirchlichen Lehren und Gebote sei. — Einen ähnlichen, aber viel weitläufiger abgefaßten Artikel, hatte der dritte Stand schon am 15. Dez. 1614 auf den Generalstaaten zu Paris in seine Beschlüsse aufgenommen und die vollständige Unabhängigkeit der weltlichen Macht als einen Fundamentalartikel des Königreiches hingestellt. Damals hielt der Cardinal Du Perron, Bischof von Evreux, im Namen des Clerus am 2. Januar 1615 seine berühmte meisterhafte Rede (Harangue du Cardinal du Perron sur l'article du serment, prononcée devant les Tiers, aux États-Généraux de 1614. Paris 1826) vor den Bürgerständen, um sie vor dem unbefugten übereilten Schritte zu warnen. Aber weder die Rede, noch die Bitten des Klerus, noch die Beistimmung des Adels vermochten die einmal im Schuß begriffenen demokratischen Brauseköpfe zu zügeln. Das Parlament, immer sprungfertig, wenn gegen Rom Sporen zu verdienen waren, sah mit Eifersucht vom dritten Stande sich überholt und erließ darum in aller Eile am selben 2. Januar 1615 den hochweisen Entscheid, Jedermänniglich sei es verboten, andere als gallikanische Meinungen zu hegen und keiner Macht stehe das Recht zu, diese Meinungen als unsicher und zweifelhaft zu bezeichnen. Der Klerus jedoch und der Adel, den der nachmalige Cardinal Richelieu gewonnen hatte, nahmen eine so entschiedene Haltung an, daß

Im zweiten wurden die Decrete der vierten und fünften Sitzung von Constanz anerkannt, und zwar unbeschränkt, nicht allein für die Zeit des Schisma's, — also die Oberhoheit der Concilien über den Papst.

Nach dem dritten kann der Papst seine Gewalt nur in Gemäßheit der heiligen Kanones ausüben [1], und muß nebenbei auch noch die Gewohnheiten der Franzosen respectiren.

Der vierte endlich, der uns hauptsächlich angeht, heißt: In Glaubensfragen hat der Papst den höchsten Rang und seine Decrete gehen alle Kirchen und jede einzelne an, aber sein Urtheil ist nicht unabänderlich (irreformabile), wenn nicht die Beistimmung der Kirche hinzukommt [2].

---

die Regierung nach längerem Sträuben sich bewogen fand, den Artikel des dritten Standes am 16. Januar zu unterdrücken, den Parlamentsspruch dem Staatsrath zu überweisen und den Drucker desselben in's Gefängniß zu setzen. Georges Picot, hist. des états généraux. Paris 1872. III. 355—371, 510—517.

[1] Es ist dieses nichts Anderes, als die Döllinger'sche Erklärung des Florentiner Decretes mit seinem quemadmodum et.

[2] Nach Bossuet und den Gallikanern ruht also die Infallibilität in der Zustimmung der Kirche. Der römische Stuhl ist in seinem Glauben zwar indefectibilis, aber nicht unfehlbar. Indefectibilis quidem, äußerte sich Bossuet in dem Dispute mit Choiseul, est hujus sedis fides, neque tamen infallibilia sunt ejus judicia. Der einzelne Papst ist fehlbar, aber nicht die ganze Reihe der Päpste. Accipiendi Romani Pontifices tanquam una persona Petri, in qua nunquam fides penitus deficiat, atque ut in aliquibus vacillet, aut concidat, non tamen deficit in totum, quae statim revictura sit. Def. decl. l. 10. c. 5. — Cardinal de la Luzerne, selbst Gallikaner, erläutert mit der ihm eigenen Klarheit den Gedanken der Gallikaner folgendermaßen: Der Papst hat in Glaubenssachen eine sehr hohe Auctorität, aber nicht eine endgiltige und unfehlbare, wenn nicht die Beistimmung der Kirche ihr vorausgeht, sie begleitet, oder ihr nachfolgt. Sur la déclaration de l'assemblée en 1682 pag. 14. Deßwegen sind seine Decrete nur für den äußern Gehorsam, nicht für die innere Unterwerfung verpflichtend, pag. 50. Der römischen Kirche, d. h. der ganzen Reihe der Nachfolger des hl. Petrus, nicht dem Klerus oder Volke von Rom ist die Indéfectibilité verheißen, daß nämlich der Glaube nicht gänzlich zu Grunde gehen kann; diese besteht auch dann noch, wenn einzelne Päpste, wie Liberius und Honorius, in einen Irrthum fallen, weil der hl. Stuhl sich bald wieder erhebt. Die Infallibilität dagegen kann nie, auch nicht für einen Augenblick, bei Glaubensentscheidungen verloren gehen; diese aber haben die allgemeinen Concilien, pag. 140—141. — Nun mag man, wenn die Gallikaner selbst gestehen, der Papst könne in Glaubenssachen nur den äußern, nicht den innern Gehorsam verlangen, darüber urtheilen, ob Bossuet Gallia orthod. n. 9. mit Recht über Gonzalez sich entrüstete, weil dieser de infallib. R. P. disp. I. sect. 9. § 9. n. 10—11 gesagt hatte, diese Declaration begünstige den Jansenismus, denn man könne mit diesem Systeme die Jansenisten zwar wegen Ungehorsam gegen königliche Befehle strafen, aber nicht als Häretiker verdammen.

Mit diesem letzten, sich selbst widersprechenden Satze war also förmlich und positiv die Unfehlbarkeit des Papstes geläugnet; die neutrale Stellung, wie noch die Sorbonne in ihren sechs Thesen sie einnahm, war aufgegeben.

Durch ein Rundschreiben vom selben Tage, welches der Bischof von Tournay verfaßt hatte, wurde diese Declaration mit einer kurzen Erläuterung derselben an die Bischöfe des ganzen Reiches geschickt. Darin wurde der Papst mit süßen Worten gelobt, zugleich aber die Nothwendigkeit der Concilien hervorgehoben und der Klerus aufgefordert, treu zu wachen, daß weder in Kirche noch Schule das Gegentheil (rien de contraire) von dieser Declaration gelehrt werde[1]. — Endlich richtete die Versammlung ebenfalls am 19. März die Bitte an den König, er möge das Beschlossene gnädigst bestätigen und durch ein kräftiges Edict zur allgemeinen Durchführung bringen[2].

Die rasche Bestätigung, die schon am 22. März erfolgte[3], ließ das Ganze als eine verabredete Comödie erscheinen. Darin bestätigt der König nicht nur die Beschlüsse der Versammlung und befiehlt, sie im Parlamente, in allen Universitäten, Herrschaften u. s. w. einzuregistriren, sondern er verbietet allen Theologen, das Gegentheil zu lehren. Die

---

In diesem Systeme ist die, seit Bossuet berühmt gewordene, Unterscheidung zwischen dem Sitze und dem Sitzenden, der sedes und dem sedens, enthalten. Schon Canus loci theol. l. 8. c. 8. redet von derselben; Bossuet aber und mit ihm die Gallikaner haben ihr ein eigenes Gepräge gegeben. Unter der sedes versteht er die ganze Papst-Reihe, unter dem sedens den einzelnen Papst. Ecclesiam Romanam ita esse a Christo institutam, ut si quis sedens erraverit, sedes tamen integra, illaesa Pontificum series maneat, et quod unus forte commiserit, alterius diligentia ac fide facile arceatur. Gallia orth. n. 85. Vgl. Def. decl. l. 10. c. 5. Der sedes spricht er die Indefectibilitas, d. h. in seinem Sinne die passive Infallibilität zu; dem sedens aber nicht; die active Infallibilität besitzt nach ihm nur die ganze (lehrende) Kirche, oder das allgemeine Concil.

Viele, die gegen Bossuet geschrieben, bewegen sich in einem doppelten Mißverständnisse. Sie glauben, er habe unter dem sedens die Päpste überhaupt, unter der sedes die Kirche, das Bisthum von Rom verstanden; dann nehmen sie die Indefectibilitas und die Infallibilitas als gleichbedeutend, was gegen den Sinn Bossuets ist. Das erste hat Bossuet selbst durch seine nicht immer klare Sprache veranlaßt, das zweite beruht auf dem Mangel der Vergleichung beider Ausdrücke bei ihm.

[1] Migne (André), cours de droit canon. II. 424. — Dupin Ellies, de potest. eccl. p. XIV.

[2] Katholik XV., 176.

[3] Guillemain, p. 298, setzt den 20. März, in dem Revocationsschreiben Ludwigs XIV. an den Papst steht der 22. März.

Professoren sollen vor Antritt ihres Lehramtes die Declaration beschwören, dann alljährlich ihre Collegienhefte dem Generalprocurator vorlegen; die Doctrin der vier Artikel solle an allen Collegien gelehrt werden, und die Syndiken sollen den Bischöfen genauen Bericht ererstatten, welche Lehren jedes Jahr dieselben vorzutragen haben. Kein Baccalaureus könne künftig das Licentiat erhalten, wenn er nicht vorerst die Artikel öffentlich in seinen Thesen vertheidigt habe; die Syndiken endlich werden verantwortlich gemacht für die feste Durchführung dieser Verordnung [1].

Das Parlament war sogleich bereit und registrirte das Edict am 23. März ein; gleichwohl fügte der Generalprocurator de Harlay einen geheimen Protest hinzu, daß es den Klerus nichts angehe, Doctrinen über die königliche Gewalt aufzustellen; es sollte dieses ein Schild sein gegen eine künftige, vielleicht weniger fügsame Versammlung.

Angesichts dieses schroffen Edictes des weltlichen Regimentes, welches die Versammlung sogar bis in seine einzelnen Theile erfleht hatte [2], nimmt sich ihre Versicherung, sie habe nur eine Meinung adoptiren, nicht eine Lehre aufstellen wollen [3], höchst sonderbar aus. Wozu denn das strenge Verbot, das Gegentheil einer bloßen Meinung zu lehren? Weßhalb die Drohung: wer nicht positiv die Declaration vorträgt, kann nicht zu Amt und Würde gelangen? Warum wird sogar den Bischöfen verboten, von der gallikanischen Meinung abzuweichen?

Die Versammlung scheint sich in der Rolle gefallen zu haben, die sie auf Befehl des Hofes in der Declaration zu spielen gewürdigt wurde, und wollte dieselbe nun auch selbstständig fortspielen. In dieser Stim-

---

[1] Migne (André), l. c. II. 427. — Durand de Maillane, dict. de droit III. 212. — Sfondrati, Reg. Sacerd. 129. — Dupin, l. c. p. XXI.

[2] Bausset, VI. n. 14. tom. II. p. 216.

[3] Bossuet gibt sich viele Mühe, dieser Versicherung Glauben zu verschaffen. Gall. orthod. n. 6. On ne prétendait pas en faire une décision de foi. — Mens nostra non fuit quidquam decernere. Id enim nec per somnium cogitabant. Ibid. n. 6. 10. — Clerus Gallicanus ea ut sibi certa, non ut fide credenda proponit. Append. ad defens. decl. l. I. c. 1. Daselbst stellt er auch jene Behauptung auf, die wir neuerdings wieder gehört haben, es sei für alle Zeiten genug, wenn man sich an die Professio fidei Pius' IV. halte. — Die Versammlung selbst äußert sich wie Bossuet, sie habe keinen Glaubenssatz aufstellen wollen. In dem Briefe, den sie am 1. Juli wegen der Bekehrung der Protestanten an die Bischöfe richtete, heißt es: Censuimus, non de fidei doctrina, non de morum institutis, verum de disciplinae rationibus aliquot, nos cum ministris summi Pontificis contendere. Die Frage von der Unfehlbarkeit ein bloßer Disciplinarstreit!

mung erließ sie den ehrfurchtslosen Brief vom 6. Mai an den Papst, und eine noch viel maßlosere Protestation wegen der Regaliensache. Das schien dem tactvollen Ludwig XIV. indessen des Guten zu viel zu sein, und am 9. Mai kam der Befehl, die Sitzungen zu suspendiren. Thatenlos verstrichen die Tage, bis endlich am 29. Juni ein neues Edict des Königs erschien, welches die Auflösung der Versammlung befahl. Den Tag ihres ruhmlosen Todes hat Niemand mit Sicherheit überliefert, denn die Gelehrten streiten darüber, ob es der 23. oder der 29. Juni sei [1]. Wir aber glauben, er sei am 1. Juli erfolgt, denn von diesem Tage liegt noch ein Brief der Versammlung an die französischen Bischöfe vor über das Bekehrungswerk der Calvinisten, ein anderer an diese selbst [2], und in einem Schreiben vom 5. Juli heißt es, am Mittwoch (= 1. Juli) habe die Versammlung die überraschende Neuigkeit vernommen, daß der König sie auflöse [3].

Hätte der König mit dieser Auflösung seine schismatischen Gelüste zugleich abgelegt, so könnte man dem Herrn de Maistre beistimmen, der darin eine solche Weisheit erblickt, daß man darüber dem Könige fast die Zusammenberufung verzeihe; aber leider dachte Ludwig selbst noch lange nicht daran, auf den rechten Weg zurückzukehren. — Vorläufig gestattete er indessen nicht, daß die Acten dieser Versammlung gedruckt würden, ja wollte nicht einmal, daß man sie im gewöhnlichen Archiv des Klerus aufbewahre. So kamen sie zunächst in den Besitz des Erzbischofs von Paris, seit dessen Tod 1695 in den des Erzbischofs Le Tellier von Rheims, und erst als auch dieser 1710 starb, in das Archiv.

(Fortsetzung folgt.)

Renward Bauer S. J.

Die Bulgaren und die griechisch-schismatische Kirche.

IV.

Ausbruch und Verlauf des griechisch-bulgarischen Conflicts.

Es ist Zeit, die Resultate unserer Untersuchung zusammenzustellen. Erstens, den von Anfang an, seit dem ersten Erscheinen der Bul-

---

[1] Gérin, p. 277.

[2] Actes de l'assemblée de 1682 concernant la religion. Paris 1682 in 4. — Fleury, hist. eccl. tom. 65, p. 88—105. [3] Gérin, p. 278.

garen an der Donau, zwischen ihnen und den Griechen bestehenden nationalen Gegensatz hat keine Zeit zu verwischen vermocht; das gemeinsam getragene türkische Joch hat vorübergehend dem Antagonismus ein nur scheinbares Ende gemacht. Eine Kluft, heute so tief wie jemals, trennt sie beide.

Zweitens, kaum hatte der Osmane zu Stambul sich festgesetzt und dem griechisch-schismatischen Patriarchat von Constantinopel die weitgehendsten Rechte eingeräumt und alle, auch die slavischen, der „orthodoxen" Kirche angehörenden Völkerschaften unter dessen Autorität gestellt, so ruhte es nicht, bis es das Jahrhunderte hindurch hartnäckig angestrebte Ziel erreichte; auch in religiöser Beziehung wurden ihm die Bulgaren untergeordnet, die autonome bulgarische Kirche ist mit dem Jahre 1767 verschwunden, kein noch so altes und vererbtes und kein verbrieftes Recht, kein kaiserliches Siegel, keine von den griechischen Patriarchen selbst aufgestellte Urkunde hat dieses gerettet.

Drittens, die Griechen haben die ihnen eingeräumte höchste Civil- und religiöse Autorität zur brutalen Unterdrückung der Bulgaren mißbraucht. Vor dem Aussaugesystem der Phanarioten und dem Egoismus der hellenischen Race mußten alle andern, auch die heiligsten Interessen in den Hintergrund treten. Für den Bulgaren, den kondro kephali (hohlen Dickkopf) hatte man nur Verachtung; das Schaf war dazu da, geschoren zu werden. Für ihn hat man keine Schulen, keine Seminarien gegründet; er hatte die griechische Sprache zu erlernen, alles Slavische war verboten.[1] Um sich die hieraus entspringenden trostlosen Folgen, die erlittenen Kränkungen und Unbilden und demgemäß auch die Forderungen der Bulgaren in ihren Hauptumrissen zu vergegenwärtigen, dürfte es nicht unangemessen sein, sie nach einer bulgarischen, bald nach dem offenen Ausspruch des Streites erschienen Broschüre[2], nochmals kurz vorzuführen:

1. Indem Patriarch und Synode die Bisthümer nur als ein Capital ansehen, aus dem der größtmögliche Gewinn zu ziehen ist, wählen sie zu Bischöfen nicht Männer von soliden Kenntnissen und erbaulichem Lebenswandel, sondern jene, die das meiste Geld dafür geben. 2. Für Geld geben sie Unmündigen das Priesterthum, für Geld erklären sie legitime Ehen für nichtig, ungesetzmäßige für giltig; für Geld verurtheilen

---

[1] Daher denn auch zum Theil die Thatsache, von der Cyprien Robert berichtet, daß fast alle thracischen Bulgaren griechisch verstehen. Bradaschka in Petermanns Geogr. Mittheilungen 1869. S. 444.

[2] Les Bulgares et le haut clergé grec; vgl. das Märzheft dieser Zeitschrift, S. 253.

sie unschuldige Priester und absolviren schuldige; für Geld verletzen sie alle Gesetze der Kirche. Ein Bischof übt kein Amt aus und gibt keine Dispens, ohne daß ein abscheulicher Handel vorausgeht oder eine Bedrückung nachfolgt. 3. . . . 4. Weit entfernt, das Volk in der Frömmigkeit zu unterrichten oder durch den Gottesdienst zu erbauen, sind die griechischen Bischöfe nicht einmal fähig, ihren heiligen Pflichten zu genügen, erstlich weil sie zu „ungeschliffen und ignorant“ sind, sodann weil sie unsere Sprache nicht verstehen. Ja, sie hindern diejenigen daran, die dazu fähig sind, indem sie alle Mittel, die ihnen zur Hand sind, anwenden, um unsere Sprache aus unsern Kirchen zu verbannen und durch Einführung der griechischen zu verdrängen, die von unserer Bevölkerung nicht im mindesten verstanden wird. 5. Endlich überlassen sich unsere griechischen Bischöfe nicht nur einem unchristlichen Leben, sondern selbst den scandalösesten Ausschweifungen. So ist der griechische Klerus, so seine Aufführung!

Es läßt sich nicht läugnen, diese Sprache ist leidenschaftlich erregt und bediente sich in der Hitze des Streites schreiender Farben, um ein Gemälde von dem Zustand der griechischen Kirche zu entwerfen; aber auch soviel ist gewiß, es drückt die Meinung aus, die sich bei der bulgarischen Nation gebildet hat; und daß die Vorwürfe im Wesentlichen begründet waren und das Volk in intellectueller, moralischer und finanzieller Hinsicht beispiellos geschädigt worden, dafür sind die Belege von uns geliefert worden.

Reformen waren unbedingt nothwendig, die Pforte nahm die Sache in die Hand und griff das Übel bei der Wurzel an. Am 4. Februar 1850 hieß sie den Patriarchen von Constantinopel und seine Bischöfe zusammentreten, um hierüber zu berathen und insbesondere die Gehälter der geistlichen Stellen zu fixiren; dem Schacher mit dem Heiligthum würde dadurch gesteuert und zur Besserung der Zustände die Möglichkeit geboten worden sein. Daß die Initiative von Türken ausging, ist zwar ein Schandfleck mehr in den Annalen der griechischen Geschichte, aber begreiflich. Ist der Schismatiker einmal so tief gesunken, bei dem Muhammedaner über den Gebrauch von Wasser beim heiligen Meßopfer anzufragen [1], so muß er auch gewärtigen, in andern Fragen von gleich eminent kirchlichem Charakter von ihm Anweisungen zu empfangen, und das um so mehr, wenn, wie in unserm Falle, mit deren Lösung Folgen von unabsehbarer Tragweite verknüpft sind.

Dem Patriarchen war es jedoch um die Abstellung der Mißbräuche gar nicht zu thun, er lehnte deßhalb die Aufforderung mit dem Bemerken ab, Neuerungen seien als den Traditionen der Kirche entgegen ausgeschlossen, und was die Fixation der Gehälter betreffe, so könne

[1] Vgl. Pitzipios, l'église orientale II. 141.



man daran nicht denken, bevor die sieben Millionen Piaster Schulden, mit denen die Patriarchatskasse belastet sei, abgetragen seien. Weitere Verhandlungen unterbrach die Ankunft des außerordentlichen russischen Gesandten F. Menschikoff in Constantinopel im Februar 1853 und die orientalische Krisis dieses Jahres. Der Fürst hatte den Auftrag, die Unzufriedenheit der griechischen Unterthanen des Sultans zur Sprache zu bringen und einen Vertrag abzuschließen, der ihr ein- für allemal ein Ende mache. In demselben sollten die Gewährleistung aller Freiheiten und Privilegien der griechischen Kirche, die Unabsetzbarkeit ihrer Patriarchen (mit Ausnahme von gewissen festgesetzten Fällen) und das Recht der Repräsentanten des russischen Hofes ausgesprochen werden, den Kirchen von Constantinopel und andern Orten und Städten, sowie den Geistlichen Befehle zu ertheilen. Wiederholt forderte er Garantieen, unwiderrufliche Garantieen, um sich der Integrität eines Cultus zu versichern, zu dem sich der russische Kaiser und der größte Theil der christlichen Unterthanen des Sultans bekenne; fortan sollte dieser den Winken des Russen überantwortet werden, das war der kurze Sinn des beanspruchten „Protectionsrechtes“.

Die Pforte verstand sich zum Erlaß eines Hattischerifs vom 6. Juni 1853, durch welchen den christlichen Gemeinden volle Sicherheit in der Übung ihres Glaubens, Unverletzlichkeit ihrer Rechte und ihres Eigenthums bestätigt wurde. Die griechische Kirche gab sich damit zufrieden und ihr Patriarch dankte, freilich erst nachdem er den Besuch des englischen Gesandten Strafford Canning empfangen, mit seinen Bischöfen dem Sultan, „dem Wohlthäter der Welt und dem ihren insbesondere, der Zierde seiner Zeit und der Krone der Sultane, dem Gegenstand der Bewunderung der ganzen Erde.“ Jedes andere Ansinnen wies die Pforte als mit ihrer Ehre, ihrer Unabhängigkeit und ihrer Souveränetät unverträglich zurück. Es ist bekannt, daß Rußland seinen Versuch, gewaltsam die griechische Kirche des osmanischen Reiches in goldene Fesseln zu schlagen, mit der Intervention der westeuropäischen Großmächte und dem Fall von Sebastopol büßte.

Bei den Friedensverhandlungen zu Paris ward auch über unsere Reformen berathen. Um der Einmischung zuvorzukommen, verhandelte die Pforte mit den Botschaftern von England, Frankreich und Österreich, und Frucht davon war der berühmte Hatti-Humaiun vom 6./18. Februar 1856, der den Großmächten mitgetheilt und vor den Patriarchen und Notabeln der christlichen Kirchengemeinschaften feierlich verlesen

wurde. Die geistlichen Privilegien, nämlich ungehinderte Freiheit in der Religionsübung aller anerkannten christlichen Culte, freie Regierung der Kirche und selbstständige Verwaltung des Kirchenvermögens, wurden bestätigt. Festgesetzt wurden die Ernennung der Patriarchen auf Lebenszeit, die Fixation der Gehälter der höheren und niedern Geistlichkeit, die Reorganisation der Administrationsbehörde für die griechischen (wie auch armenischen) Rajah's und zeitgemäße Reformen; hieher gehörten ein neues Wahlreglement für die Erwählung des Patriarchen und die Übertragung der weltlichen Verwaltung an einen aus Geistlichen und Laien zu wählenden Rath. Der Liberalismus begrüßte den Hat als ein Meisterwerk des modernen Fortschritts, die Masse des griechischen Volkes ergoß ihren Unmuth über ihn in Witzen und Schmähungen, der hohe Klerus war empört, namentlich über die Theilung der Gewalt und der Controle mit den Laien. Fand er einen Stein, um ihn der Ausführung in den Weg zu legen, so geschah es sicher.

Mehr als ein Jahr war bereits verflossen (April 1857), da wurde der Patriarch von Constantinopel ernstlich gemahnt, die Synode [1] zu berufen, um zur Durchführung des Hat die Hand zu bieten; „diejenigen würden nicht ungestraft bleiben, welche durch schlaue Kunstgriffe den officiell verkündeten Entschluß der Regierung zu umgehen" wagen. Zu der neuen Synode, oder um uns eines angemessenes Ausdruckes zu bedienen, zu dieser Nationalversammlung oder Parlament hatten der Patriarch und die Metropoliten sieben Bischöfe aus ihrer Mitte zu wählen, die übrigen Mitglieder waren Laien; die Notablen und Zünfte der Hauptstadt sollten deren zehn, die Notablen in den Provinzen 28 wählen, der Vorsitz sollte dem Patriarchen zukommen und bei jeder Sitzung ein Commissär der Regierung zur Wahrung ihrer Rechte zugegen sein. Die nächste Aufgabe der Versammlung sollte sein, die Wahlordnung bezüglich des Patriarchen und der Bischöfe festzusetzen, desgleichen die Zusammensetzung des Rathes für die weltliche Verwaltung, die Steuerquoten der Laien für die Bestreitung der Kosten des Cultus und der Verwaltung und für die Tilgung der Schulden des Patriarchats und der Nation. Endlich, neuerdings (November) vom Großherrn gemahnt, bequemte sich der Patriarch mit seiner heiligen Synode dazu, dem Groß-

---

[1] Die eingehendste Darlegung des Verlaufs der Verhandlungen, doch etwas liberal gefärbt, bei Dr. Pischon, Studien und Kritiken 1864, Heft 1 u. 2; vgl. auch Eichmann, die Reformen des Osmanischen Reiches.

vezier 20 Laien zu präsentiren, von denen er die Hälfte auswählte, welche als Deputirte die Hauptstadt zu vertreten hatte. Doch erlebte er den Zusammentritt der Versammlung nicht mehr, er starb 7. Januar 1857 nach dreitägiger Krankheit, nach der Bemerkung Pischons „wie alle Welt glaubte an Gift."

Sogleich nach Eröffnung der Versammlung zeigten sich die Befürchtungen begründet, die Liberalen hatten die Oberhand, an ihrer Spitze stand Karatheodori, ein Arzt, der die Traditionen seiner Kirche längst über Bord geworfen hatte. Er arbeitete einen Entwurf aus, demgemäß alle Mitglieder der heiligen Synode gleichen Rang, der Patriarch nur die Ehre des Vorsitzes (als primus inter pares) haben sollte. Als von dem Antrag solch' einer Umgestaltung der „heiligen Synode" etwas deren Mitgliedern zu Ohren kam, geriethen sie in Harnisch, zumal die Vornehmsten derselben, Geronten genannt, die Metropoliten nämlich von Ephesus, Heraklea, Cyzikus, Nikomedia und Chalcedon [1]. Ihr Einfluß auf viele Mitglieder der Versammlung wußte jeden mißliebigen Beschluß zu vereiteln. Die Liberalen griffen zur List und Gewalt und brachten es bei der Pforte dahin, daß Patriarch Cyrillus angewiesen wurde, sie in ihre Sprengel zu verweisen, da der stete Aufenthalt in der Hauptstadt mit ihren geistlichen Pflichten sich nicht vereinbaren lasse. Sie gingen, jedoch nicht ohne vorher unter Protest vom 18. Juli 1859, dem die Metropoliten von Nicäa und Derkon beitraten, alle in ihrer Abwesenheit gefaßten Beschlüsse für nichtig zu erklären. Karatheodori, mit der Beantwortung des Protestes beauftragt, war es ein Leichtes, die Gerusia als eine unnöthige moderne Errungenschaft aus den Akten der Synoden und den Unterschriften der ältesten Concilien nachzuweisen. Daß er aber das einmal bestehende verjährte Recht [2] schroff umgestoßen wissen wollte, und daß er in seinen maßlosen Behauptungen so weit ging, die ehrwürdigsten und unbestreitbarsten Überlieferungen der Kirche zu läugnen, mußte die griechischen Gläubigen tief verletzen. Christus, meinte er, habe keinen Rangunterschied unter seinen Jüngern gewollt,

[1] Unter die vier Letztgenannten ist das aus vier Stücken bestehende Patriarchatssiegel vertheilt, sie müssen stets in Constantionopel anwesend sein und nehmen als besonders zur stetigen Mitverwaltung der Synodalgeschäfte geeignet eine eigenthümliche Stellung ein, so Prof. Silbernagl, Verfassung der Kirchen des Orients, S. 8.

[2] Vgl. die vorige Anmerkung; „die genannten Prälaten haben das Recht," sagt Dr. Silbernagl, „immer in der Hauptstadt zu residiren, und dem Patriarchen steht die Befugniß nicht zu, sie in ihre Diöcesen zu relegiren."

auch die Nachfolger der Apostel seien alle gleich gewesen, die Bischöfe hätten unter den Geistlichen nur den Vorsitz geführt u. s. w.

Beim Anblick dieses endlosen Haders bemächtigte sich der Bulgaren Schmerz und Erbitterung. Sie hatten ganz andere Beschwerden, allein ihre Klagen fanden bei beiden Parteien, den phanariotischen Bischöfen und den liberalen Laien, gleich taube Ohren. Bulgarische Deputirte gab es in der Versammlung nur vier; zwei gingen an aller Aussicht auf Erfolg verzweifelnd fort; die zwei zurückgebliebenen konnten in der That nichts erlangen. Allgemein brach sich die Meinung Bahn, die Gründung einer eigenen bulgarisch-orthodoxen Kirche sei der einzige Rettungsweg, die russische Gesandtschaft in Constantinopel bestärkte sie in ihren Forderungen, und ein bedeutungsvoller Besuch, die Ankunft des Großfürsten Constantin zur Zeit der größten Hitze des Streites (Juni 1859), wird damit in Zusammenhang[1] gebracht. Zum bessern Verständniß wird man uns eine kleine Abschweifung schon gestatten.

Man mag von dem angeblichen Testament Peters des Großen halten, was man will, so viel ist sicher, es bildete den Angelpunkt der russischen Politik bis auf den heutigen Tag. Kein Mittel aber erwies sich dem Zweck so förderlich, als die religiöse Agitation bei den Orthodoxen des osmanischen Reiches. Der mächtige Schutz des Großherrn aller Reußen, wie mußte er die Herzen der gedrückten Rajah's elektrisiren! Machte sich doch schon im Jahre 1619 der griechisch-schismatische Patriarch von Jerusalem[2] verbindlich, „am Grabe des Erlösers unablässige Gebete zu dem Allmächtigen hinaufzusenden, daß er dem Czar seine Feinde zu Füßen lege, auf daß er der einzige Herrscher werde auf der ganzen Erde." Und am Anfang des vorigen Jahrhunderts schrieb ein Missionär aus Saloniki[3]: „Die Griechen sind überzeugt, man weiß nicht auf welchen Grund hin, daß der Czar von Moskau sie eines Tags von der Herrschaft der Türken befreien werde." So durften alle Schismatiker des Orients stets auf den Russen rechnen, seine Unterstützung war gewiß. Als Eugen Boré (im Jahre 1838) den armenischen Patriarchen Johann in seinem Hauptsitze Etschmiadzin besuchte, fand er ihn in einem vergoldeten Thronsessel, der „mit dem schwarzen kaiserlichen Adler beschattet war, dessen Fittige sich über das Oberhaupt der armenischen Schisma-

[1] Pischon, a. a. O. H. 2, S. 270.
[2] Vgl. Tübinger Q.-Schr. 1846. S. 105 f.
[3] Lettres édif. Paris 1780. to. 2, pag. 239, Correspondant t. 32, pag. 574.

tiker ausbreiteten."[1] Ein paar Jahre vorher hatten die Jakobiten in Syrien den durch seinen glühenden Haß gegen die Katholiken bekannten Erzbischof Elias von Mosul zu ihrem Patriarchen gewählt. Sogleich begab er sich nach Constantinopel, um Fermane zur Beeinträchtigung der Katholiken zu erhalten, und er erlangte sie durch russische Unterstützung. Als es sich darum handelte, die griechischen Katholiken Saida's eines Theils ihrer Kirche zu berauben, reussirten sie, Dank dem russischen[2] Einfluß. Ganz besonders hat der Russe auf die heiligen Stätten Jerusalems sein Augenwerk gerichtet. Bei der zunehmenden Vergewaltigung der Hüter des heiligen Grabes, der Söhne des heiligen Franziskus, bei der ohne Unterlaß systematisch betriebenen Beraubung der Katholiken dürfen die Schismatiker stets auf Rußland zählen. Um seinen Glauben, seine Größe und seine Macht den aus allen Enden der Erde zusammenströmenden Pilgern zu zeigen, setzte Kaiser Nikolaus einen russischen Bischof dorthin, läßt dort für ihn Palais und Kirche, für die Reisenden Hospizien, kolossale Bauten in glänzendster Pracht aufführen. Wie Nikolaus endlich mit dem Ansinnen hervortreten konnte, die Sache der Orthodoxen kurzweg mit der seinen zu identificiren, und wie seine Plane im Krimkrieg scheiterten, bedarf keiner Wiederholung.

Eine zweite Thüre zur Erreichung seiner Absichten suchte sich der Moskowite dadurch zu öffnen, daß er die stammverwandten Racen durch den Aushängeschild des nationalen Elementes an sich zu ketten strebte, daher die Propaganda des Panslavismus! Frühzeitig hatte er auch in diesem Sinne agitirt, gleichwohl fand er, als seine Armee im Jahr 1829 im Balkan einrückte, bei dem bulgarischen Landvolk eine ziemlich kühle Aufnahme. Seitdem hat er nicht aufgehört, nur um so eifriger den nationalen Geist zu wecken. Als noch Niemand an eine bulgarische Frage ernstlich dachte, ließ er eine vortreffliche Karte Bulgariens fertigen, die vor der Viquesnel'schen (v. J. 1854) erschien und lang geheim gehalten wurde; und das russische Consulat zu Philippopel war es, durch welches im Jahre 1845 die erste Schule für die orthodoxen Slaven der Provinz eröffnet wurde[3]. Seine Agenten durchstreiften das Reich nach allen Richtungen, studirten den Charakter der Bewohner, er-

---

[1] Boré, Correspondances et mémoires d'un voyage en Orient II. 40.

[2] Oeuvre des écoles d'Orient mars 1859. S. 11 f. Die Beispiele ließen sich sehr leicht vervielfältigen.

[3] Dumont in der Revue des deux mondes, Oct. 1871. 556.

muthigten ihre Hoffnungen, schürten die Unzufriedenheit. Gerade zu der Zeit, von welcher wir handeln, wurde zu Moskau (Februar 1858) ein Slavencomité gebildet mit der Tendenz: Einigung aller slavischen Stämme unter russischem Scepter, Zweigcomité's schlossen sich daran zu St. Petersburg, Kiew, Odessa u. s. w. Ihnen gehören die höchststehenden Personen und die angesehensten Namen an, der Adel und der hohe Klerus, der Handelsstand und die Gewerbe, die Magistrate und das Volk, Alles ist vertreten, kurz, keine Idee ist so populär als diese. Graf Tolstoi, der Minister des Unterrichts und der Volksaufklärung, unterstützt sie Jahr für Jahr durch Summen aus den Staatsfonds. Sie liefern die Gelder zu allen Unternehmungen slavischen Charakters, zur Gründung slavischer Schulen, zum Besuche slavischer Universitäten und Seminarien, zum Bau und zur Verschönerung slavischer Kirchen; sie senden kostbare Meßgewänder und strahlende Altargeräthe, slavische, besonders russische profane und liturgische Bücher in die slavischen Länder. Das herrlichste aller bulgarischen Klöster, das auf dem Rilo-Dagh, wurde mittelst russischen Geldes neu aufgebaut. Den Comité's geht die slavische Presse zur Seite, voran das „Journal des Ministeriums der Volksaufklärung" und der tonangebende Golos; Organe in Moskau wie in Belgrad, in Pest wie in Agram, in Prag wie in Bukarest, Constantinopel nicht zu vergessen, verbreiten die Ideen, lenken die Strömung. Überall endlich, wo orthodoxe Slaven zu Ansprüchen sich berechtigt hielten, durften sie die Gunst der russischen Consulate sich versichert halten. Man wird nun begreifen, warum ihr plötzliches heftiges Auftreten zur Ankunft des Großfürsten Constantin und zur Thätigkeit des Fürsten Lobanoff in Constantinopel in Beziehung gebracht wird.

Fast zwei Jahre (bis Februar 1860) tagte die Versammlung der Griechen, für die Befriedigung der Wünsche der Bulgaren fiel keine Brosame ab. Und doch drohten die stürmischen Wogen von dieser Seite in dem Grade, daß die Pforte, von der Diplomatie gedrängt, den Küprüsli Pascha und Suleyman Bey veranlaßte, das Land zu bereisen, um sich über die Lage der Christen, der Bulgaren insbesondere, zu informiren; die Untersuchung ließ an der Allgemeinheit und Intensität ihrer Bewegung nicht zweifeln. Eben damals (um April 1860) erschien in bulgarischer und französischer Sprache die oben besprochene Anklageschrift gegen die Griechen, der Bruch war vollständig. Die bulgarischen Deputirten, die bis jetzt nie gehört worden waren, reichten aufgefordert ihr

Verlangen schriftlich ein. Wir entnehmen daraus[1] die Hauptgrundzüge der Verfassung der bulgarisch-orthodoxen Kirche, mit deren Constituirung man sich beschäftigte:

1) Der Patriarch von Constantinopel wird anerkannt mit dem Ehrenprimat (honoris causa) der orthodoxen Kirche. 2) Die Bulgaren erhalten eine Hierarchie ihrer Nation, die Bischöfe unterstehen dem Erzbischof, der in Constantinopel residiren soll. 3) Der Erzbischof wird von den Bulgaren gewählt, vom Patriarchen bestätigt. 4) Die Bischöfe werden vom einheimischen Klerus und Volk gewählt, von ihrem Erzbischof bestätigt. 5) Die Autonomie ihrer Kirchenverwaltung darf ihnen von den Griechen nicht vorenthalten werden. Dagegen verpflichten sie sich zu einem Jahresbeitrag zu den Kosten des Patriarchats und zur Tilgung seiner Schulden.

Vom Standpunkt der allgemeinen orthodoxen Kirche aus konnte auf diese Anträge eingegangen werden; denn nichts ward gefordert, was nicht der benachbarten serbischen Schwesterkirche schon längst eingeräumt worden war[2]. Aber ohne die fünf Millionen Bulgaren und ihre Einkünfte war es um die Macht und das Ansehen des Patriarchats geschehen. Patriarch Cyrillus suchte vergebens durch nachgiebiges Vermitteln zu versöhnen; Hilarion, den er zur Beschwichtigung mit etwa noch einem oder dem andern bulgarischen Priester zum Bischof[3] geweiht hatte, wurde Führer seiner Stammgenossen und erwähnte beim festlichen Gottesdienst am Osterfeste dieses Jahres nicht mehr, wie üblich, den Namen des Patriarchen; Cyrillus, der selbst erschienen war, wurde von der Menge öffentlich insultirt. Zur Verantwortung vorgeladen, erklärte Hilarion: er könne und werde sich dem Willen seiner Nation nicht widersetzen, könne auch zu einer Änderung seiner Ansichten sich nicht verstehen.

Gleicher Weise wurde in jenen Städten, in welchen die Bulgaren

---

[1] Bogoboieff, in einer Reihe von Artikeln in der Union chrétienne, besonders 3. Dez. 1865; wir hatten nur einen Auszug in der Pariser Zeitschrift Études 1866, 9. S. 116 vor Augen.

[2] Abgesehen von einem Punkte untergeordneter Bedeutung, nämlich der Residenz des Erzbischofs.

[3] Sein Bisthum wird bald Makariopolis, bald Marianopolis, bald wieder anders geschrieben. Ein Bisthum Makariopolis existirte früher wohl schwerlich; ein Bisthum Marianopolis war in der Provinz Euphratesia; ein Marcianopolis war die Metropole von Moesia II, die Nieder-Bulgariens. Der Name thut wenig zur Sache. Hilarion hatte ein Titelbisthum und war der Bischof der bulgarischen Gemeinde zu Constantinopel.

in der Majorität waren, den vom Patriarchen gesandten Bischöfen die Anerkennung versagt, die Abgaben verweigert. Daß in Städten wie Ternowa, dem Sitz altbulgarischer Größe, oder in Sophia, Bazarschik, Samokov griechische Priester gewaltsam vertrieben, die griechische Sprache proscribirt, die altslavische beim Gottesdienst wieder eingeführt, die bulgarische in den Schulen gelehrt wurde, ist weniger zu verwundern, aber dasselbe geschah selbst in Adrianopel, in Schumla und Philippopel, in welcher Stadt seitdem der russische Consul regelmäßig in der bulgarischen Kirche erscheint [1], ja auf der fernen Halbinsel Cassandra, deren Bischof einer der ersten (wohl schon 1859) verjagt wurde; in vielen Dörfern von hier ging man einen Schritt weiter, man schickte zu den katholischen Missionären in Thessalonich, der Vaterstadt der heiligen Apostel Cyrillus und Methodius, mit der Bitte um Aufnahme in die katholische Kirche [2].

Patriarch Cyrillus fühlte seine Ohnmacht und dankte ab, vielleicht gezwungen und mit Vorwürfen überhäuft (am 2./14. Juli 1860). Nach dem vom Sultan trotz der Proteste griechischer Metropoliten bestätigten neuen Wahlgesetz, der einzigen Frucht der zweijährigen Berathungen der Nationalversammlung, erfolgt die Neuwahl Mitte October. Joachim, der Erkorene, meinte den Sturm durch Kraft und Energie zu beschwören; sie diente, ihn zu beschleunigen. Er befiehlt dem Bischof Hilarion, ihm die Aufwartung zu machen. Unmöglich, entgegnete dieser, denn alsdann dürfe er den Seinen nicht mehr vor die Augen treten. Die Notabeln stehen hinter ihm; einstimmig ward in einer Versammlung derselben der Beschluß gefaßt, jede Verhandlung zurückzuweisen und das Verlangen eines eigenen Patriarchats zu erneuern. Ein Ultimatum ging am 23. November an Joachim und an die Pforte ab. Man war auf abschlägigen Bescheid gefaßt und — die Welt vernahm es mit Erstaunen — zur Union mit Rom bereit. Was sie wünschten, die Autonomie ihrer Kirche und den Schutz des nationalen Elementes, das fanden sie in der Union; das lehrte sie ein Blick auf die Vergangenheit, ihre eigene Geschichte und auf die Gegenwart, das Wohl der Armenier hier in Stambul. Gerade Hassun, der armenische Primas, war es, an den sie sich um Vermittlung wandten. Eine Unionsacte wurde aufgesetzt „im Namen

---

[1] Dumont a. a. O.

[2] Vgl. Oeuvre des écoles d'Orient 1864, S. 238 ff. Diese Zeitschrift und die Missions catholiques haben regelmäßig die sorgfältigsten Berichte über den Stand der katholischen Bewegung gebracht.

der bulgarischen Nation;" sogleich unterschrieben Zweitausend, unter ihnen Bischof Hilarion und Vertreter von über hundert Gemeinden.

„Die ganze Welt weiß es," beginnt sie[1], „daß das bulgarische Volk sich einst seiner nationalen, unabhängigen Hierarchie erfreute, einer Hierarchie, welche durch die Bande kindlicher Unterwürfigkeit mit der heil. römischen Kirche verknüpft und von ihr als rechtmäßig und selbstständig anerkannt worden war. Durch die Macht der Zeitverhältnisse und ein unverantwortliches Vorgehen gelang es dem griechischen Patriarchen von Constantinopel, die bulgarische Nation dieser Institution zu berauben und mit seinem Stuhl zu vereinen. Sie hat seit dieser Epoche nie aufgehört, laut mit Entrüstung gegen die Usurpation ihrer heiligsten Rechte zu protestiren. Von dieser Überzeugung ist sie gegenwärtig durchdrungen, und nicht minder von dem Glauben, daß ihr Recht ihr nicht durch die Zeit geraubt oder vernichtet werden könne. Im Vertrauen auf die im Hatti-Humaium vom 6./18. Febr. 1856 von Sr. Majestät dem Sultan garantirte Gewissensfreiheit protestirt sie heute gleich ihren Ahnen, und das um so mehr, als sie die Moral und die intellectuelle Entwicklung durch die Unterdrückung und die Mißbräuche des griechischen Klerus bedroht sieht. Scandalisirt von der unsittlichen Aufführung und dem ausschweifenden Leben der griechischen Bischöfe, deren mehrere jetzt vor den Tribunalen wegen Verbrechen und Gewaltthat stehen, und bestrebt, den orthodoxen Glauben in der von den Vorfahren überlieferten Reinheit zu erhalten, hat die bulgarische Nation beschlossen, sich von der illegalen Autorität des griechischen Patriarchen von Constantinopel loszusagen und die alten Bande mit der heil. abendländischen Kirche und ihrem obersten Hirten, dem Nachfolger des hl. Petrus und Oberhaupt der römischen Kirche, wieder anzuknüpfen und zu erneuern!" Ferner gab man der Überzeugung Ausdruck, daß ihre Riten, ihre Liturgie, ihre religiösen Gebräuche unversehrt erhalten werden, gerade so wie das ja auch in den orientalischen katholischen Kirchen der Fall ist und das Concil von Florenz bestimmt hat. Auch baten sie den Kaiser Napoleon, als „ältesten Sohn der Kirche", um seine Vermittlung beim Sultan, damit ihre „Hierarchie als unabhängig" anerkannt würde, sowie um den Schutz Frankreichs.

Der 18./30. Dezember 1860 war der denkwürdige Tag, an dem sich 200 Abgeordnete der bulgarischen Nation, unter ihnen zwei Archimandriten, drei andere Geistliche und etwa 20 Chefs bulgarischer Gemeinden, in der Heiligengeist-Kirche der unirten Armenier zu Constantinopel versammelten und sich von da zum apostolischen Delegaten Erzbischof Brunoni, bei dem sich auch Hassun, der Primas der unirten Armenier, eingefunden hatte, begaben, um sich die Aufnahme in den Schooß der katholischen Kirche zu erbitten und die Unionsacte mit den 2000 Unterschriften, sowie ein Schreiben an Papst Pius IX. zu überreichen.

„Wir bekennen," heißt es darin, „daß der Papst Haupt der gesammten Kirche, Nachfolger des hl. Petrus und Stellvertreter Christi ist, und wir nehmen alle Wahrheiten an, welche die heil. römische Kirche lehrt."

Aber Manoli Yvanoff, nicht Bischof Hilarion, führte das Wort;

[1] La Bulgarie chrétienne, S. 79 ff.

im letzten Augenblicke war der Bischof untreu geworden; wir werden später auf ihn zurückkommen. Im Antwortschreiben vom 21. Januar 1861 sprach Papst Pius das Übermaß seiner Freude über das große Ereigniß aus; in Bezug auf die erbetene Beibehaltung des bulgarischen Ritus war die Erwiederung leicht. Es bedurfte nur eines Hinweises auf die bald nach dem Antritte seines Pontificates am 6. Januar 1848 an die Orientalen erlassene Encyclika. Mittlerweile brach der 6. Januar 1861 herein, es war bei den Bulgaren gemäß dem griechischen Kalender Weihnachten, das Stiftungsfest der neuen Kirche sollte an diesem gefeiert werden. Mit begeisternden Worten sprach der Archimandrit Makarios, anknüpfend an das Geheimniß des Tages, von der Wiedergeburt der bulgarischen Kirche und vom Stuhl Petri, „dem unzerstörbaren Eckstein", der in Papst Nikolaus I. seine Nation vor einem Jahrtausend zum christlichen Leben gezeugt habe.

Papst Pius IX. zögerte nicht, der neuen Heerde einen eigenen Hirten zu geben. Aus besonderem Wohlwollen beschied er ihn zu sich nach Rom. Joseph Sokolski, so hieß der Erwählte, Archimandrit eines Klosters bei Gabrowa, begab sich dahin in Begleitung des Diakons Raphael Popoff und zweier Laien, Mirkowisch und Zankoff, eines der thätigsten Förderer der Union. Am 14. April ertheilte ihm der Papst selbst die heiligen Weihen in der Sixtinischen Kapelle; das Osterfest feierte der neue Erzbischof bereits wieder im Kreise der Seinen, auf das Freudigste empfangen. Sogleich verbreiteten Couriere die Botschaft durch das Land, wie ein Lauffeuer ging es von Ort zu Ort, welche Ehre den Bulgaren widerfahren, und die Pforte, treu dem von ihr verbrieften Toleranzprincip, anerkannte ihn als Chef eines selbstständigen bulgarisch-unirten Millets, als Haupt der bulgarisch-katholischen Nation, frei von jeder Abhängigkeit vom griechischen Patriarchen, mit eigener Kanzlei, mit eigenem Siegel und eigenem Civilregister.

Im ersten Augenblicke nach den Schlag auf Schlag folgenden Ereignissen schien die Tragweite unberechenbar. Schon träumten Sanguiniker, ja meldeten Geschichtschreiber von der Rückkehr des gesammten bulgarischen Volkes zur katholischen Kirche. Und wer hätte den Gang der Zukunft ermessen wollen, wenn diese fünf Millionen den übrigen Katholiken der illyrischen Halbinsel, einer halben Million von Bosniern, einer noch größern Anzahl von Albanesen rc. die Hand geboten hätten? Allein es kam anders. Überrascht von dem ungeahnten Aufschwung des Katholicismus, vereinigten sich zum gemeinsamen Kampfe gegen ihn

Kräfte, die sich bis jetzt einander gegenüber gestanden, der Patriarch von Constantinopel, die Schismatiker der verschiedensten Riten, die Sendboten der protestantischen Sekten, die Pforte, deren Mißtrauen erregt worden, vor Allen Rußland; so viele Jahre hatte es, man darf sagen, gewühlt, seine Diplomaten und Agenten, sein Gold und seine Presse aufgeboten, um hier zu dominiren, und solch' ein Strich durch die Rechnung, unter allen Eventualitäten gerade die schlimmste! Das durfte um keinen Preis geschehen. Schrieb doch damals ein Correspondent des liberalen Weltblattes [1]: Die Russen äußern sich mit Zuversicht dahin, daß sie nächsten Frühling über den Balkan ziehen; denn ein großer Theil der Bulgaren sei zur Union mit der katholischen Kirche verleitet worden, „was Rußland unter keiner Bedingung zugeben könne und werde." Und England? Sonst in allen Fragen sein erklärter Gegner, ging Arm in Arm mit ihm. Nur die Eifersucht gegen Frankreich und sein protestantischer Parteigeist konnte es zu einem so falschen und unpolitischen Schritt verleitet haben. Das entging auch dem Organ der englischen Protestanten in Constantinopel, dem Levant Herald nicht. Freilich schmeichelte es sich in erster Linie mit der aberwitzigen Hoffnung, die Bulgaren möchten protestantisch werden. Wenn aber nicht, dann, so schrieb es im Februar 1861 [2], tausendmal lieber römisch-katholisch, sie alle bis auf den letzten Mann, als daß sie dem Schatten einer Nationalkirche verfallen. Als Protestanten, wie als Katholiken werden sie der Civilisation sich erfreuen; als griechische Russen werden sie Tataren. Wir wiederholen es im Interesse der Pforte, sollten sie nicht Protestanten werden, so ist es tausendmal besser, sie werden katholisch, als in der Kirche die Diener, in der Politik die Instrumente des russischen Schisma's.

Auf der andern Seite wurde die Bewegung der Bulgaren nicht so unterstützt, wie sie zu hoffen berechtigt waren. Keiner Macht wäre sie in dem Grade zu Statten gekommen, als der in der nächsten Nähe, der österreichischen, aber von Unterstützung von dieser Seite her verlautete viel zu wenig. Es fehlten selbst genügende Mittel, um den dringendsten Bedürfnissen zu genügen. Das Eisen mußte man schmieden, so lange es warm war. Von etwa 50 Dörfern der Provinz Saloniki liefen Petitionen um Missionäre ein, andere waren nach Philippopel, Widdin,

---

[1] A. A. Z. 17. Novb. 1860, Beilage.

[2] Oeuvre des écoles etc. 1861. S. 13.

Monastir zu entsenden. Eine Centralstation wurde nothwendig in Adrianopel errichtet, ringsumher proclamirten Dörfer mit ihren Geistlichen, unbeirrt von der Verfolgung des griechischen Bischofs, die Union. Eine weitere Centralisation wurde in Kissanlik eröffnet. Flüchtige Priester, die dem Schisma und ihrem Einkommen entsagt hatten, mußten mit dem Nothwendigen versehen werden. Überall wo eine, auch noch so kleine Gemeinde sich gebildet hatte, verlangte sie eine Kirche oder doch eine provisorische Kapelle; überall wollte man Schulen; für Heranbildung eines einheimischen Klerus mußte eine Anstalt errichtet werden. Auch die Gründung eines Journals, der Bulgaria, um die Bewegung im Fluß zu erhalten, erheischte eine Subvention. Kurz, Bedürfnisse waren viele, die Kosten groß, die finanziellen Mittel wenig. Die Theilnahme der Katholiken Europa's entsprach nicht dem Grade der Noth. Freilich waren die Zeitumstände die allerungünstigsten. Unbestritten das Meiste geschah von Seiten der französischen Katholiken. Aber ihre Opferwilligkeit hatte eben das Höchste geleistet für die Bedrängniß des heiligen Vaters, der nach der Erdrückung jener Heldenschaar bei Castelfidardo seiner Provinzen beraubt worden, und für die armen Kinder Syriens und des Libanons, die durch den Christenmord der Drusen Eltern und Eigenthum verloren hatten. Kurz, Noth nach Innen, Verfolgung von Außen, das ging über die Kräfte Sokolski's.

Er, allerdings ein ehrwürdiger Mann mit langem weißem Barte, einer der bulgarischen Priester, welcher die Union angenommen, Oberer eines Klosters, das er gegründet, aber auch von der Last der Jahre gebeugt, wenig unterrichtet, noch in manchen seiner frühern schismatischen Vorurtheilen befangen, ohne Menschenkenntniß, ohne Energie des Willens und Scharfblick des Geistes, sah sich plötzlich unerwarteten Schwierigkeiten gegenüber. Er mochte gedacht haben, im ersten Eifer werde die ganze Nation ihm zufallen. Schon in Rom hatte er gebeten, Pius IX. möchte das Patriarchat wieder herstellen, der Papst ihm aber voll Güte entgegnet, das setze 5—6 Bischöfe und 5—600,000 Gläubige zum mindesten voraus, seine und seines Klerus Aufgabe sei es, zur Ausführung die Hand zu bieten. Jetzt beschlich ihn Mißmuth und Niedergeschlagenheit, böse, reactionäre Zuflüsterungen fanden Eingang, ein russischer Agent gewann sein Vertrauen, und eines Tages am 18. Juli 1861 verschwand er. Er war an diesem Tage im Palast der russischen Gesandtschaft gesehen worden, am folgenden war er am Bord des russischen Stationsschiffes Inkermann; ein Fahrzeug erwartete ihn bei ein-

brechender Nacht, um ihn auf das Paketboot Elburz und von da nach Odessa zu bringen; dann wurde er in ein Kloster von Kiew gesteckt. Sein Pope Theodor, vom russischen Consul in Rodosto gewonnen, war ihm einige Tage vorausgeeilt. Den Investiturberat der Pforte und die Bullen des Papstes und die in Rom ihm geschenkten bischöflichen Insignien nahm er mit sich. Die Mehrzahl der convertirten bulgarischen Priester sagte sich nun wieder von der Union los.

Alles schien verloren. Aber eine bedeutende Zahl der Gläubigen blieb standhaft, ihre Haltung war bewunderungswürdig. Sie wählten sich zur Verwaltung der Gemeinde einen Rath von zwölf Männern und baten den Papst, der jungen Kirche einen neuen Bischof zu senden. Auch kam ihr der Sensation erregende Übertritt des griechischen Bischofs Meletios von Drama sehr zu Statten (November 1861; obwohl er in bedrängten Verhältnissen lebte, wies er die lockendsten Anerbieten zur Rückkehr zum Schisma zurück, wurde Chef einer griechisch-unirten Gemeinde und starb im vorigen Jahre im Schooß der katholischen Kirche). Zunächst wurde Peter Arabadschiski, ein Priester des lateinischen Ritus zu Philippopel, als Nachfolger Sokolski's von Rom ausersehen und ihm gestattet, denselben mit dem bulgarischen Ritus zu vertauschen; auch trug die Pforte kein Bedenken, ihn als Civilchef der katholischen Bulgaren anzuerkennen. Für die geistliche Verwaltung wurde ihm Anfangs Malczinski, ein polnischer Priester (später Bischof von Alessio), beigegeben [1]. Doch war er als Pole den Bulgaren und der Pforte nicht erwünscht; er und Arabadschiski zogen sich daher zurück und Papst Pius IX. ernannte am 4. August 1865 Raphael Popoff, denselben Diakon, der Sokolski nach Rom begleitet hatte, zum Bischof; doch hieß er nur Administrator des Erzbisthums, da Genaueres über das Loos Sokolski's nicht vorlag [2]. Der wackere Convertit steht noch heute an der Spitze der katholischen Bulgaren. Die Hoffnungen der Sanguiniker waren beim Beginne der Bewegung ebenso überspannt, als beim scheinbaren Scheitern derselben die Befürchtungen der Pessimisten übertrieben, die bulgarisch-katholische Kirche hat sich fest constituirt und der junge Baum treibt Jahr für Jahr schönere

[1] Marcellin de Civezza, Annales des missions Franciscaines, trad. de l'italien. II. 96. Les missions cathol. 22 juil. 1870.

[2] Der Gothaische Hofkalender 1873 führt Jossif als Patriarchen der unirten Bulgaren an, noch heute, nach seiner Entfernung vor 12 Jahren! Zudem haben sie nicht einen „Patriarchen" im strengen Sinne des Wortes.

Knospen und Blüthen. Für dieses Mal sei genug, auf eine Statistik[1] der unirten Bulgaren vom Jahre 1870 hinzuweisen.

Adrianopel und 14 Dörfer . . .	6500.
Saloniki und 2 Dörfer	1000.
Monastir und 4 Dörfer	1500.
Constantinopel	1000.
Da und dort zerstreut	1000.

(Schluß folgt.)

D. Rattinger S. J.

Kirchenmusikalische Briefe.

IV.

Mein lieber Freund!

Die Brücke von meinem letzten zu diesem Briefe hat uns unser erhabener päpstlicher Führer selbst geschlagen, wenn er bei Nummer 7 seiner Encyclica bemerkt, wie aus dem bisher gewonnenen Resultate, daß die Kirche die Kunstmusik im guten Gebrauch bei ihrem Culte nicht verschmähe, die ganz praktische Frage sich ergebe, welches denn die gesunden Formen eines guten, und welches die Mißstaltungen eines schlechten Gebrauches hierin seien. Der Beantwortung dieser Frage ist auch, wie ich schon früher Dir bemerkt habe, der für uns jetzt in Betracht kommende zweite Theil von Benedikts Encyclica gewidmet. Es handelt sich also diesmal um einen Schritt, ähnlich dem von der Theorie zur Praxis, oder dem vom Idealen zum Realen. Dabei ist aber immer, wie Du wohl weißt, eine via mala, ein „böser Tritt" zu passiren, der schon manchem armen Menschenkinde halb oder ganz den Hals gebrochen hat. Aus alter Freundschaft mache ich Dich, mein Lieber! also aufmerksam, wohl auf unsere Brücke zu achten und nicht viele Tritte und Schritte rechts oder links von ihr zu wagen. Sic nos servabit Apollo. Du verstehst mich? Ich meine nämlich, daß es mir heute nicht einfalle, Dir alle kirchlichen Verordnungen in unserer Frage hier herzuschreiben, sondern daß ich mich auf unsere Encyclica beschränken wolle, wenn auch als Glosse und Commentar bisweilen ein weiteres Wörtchen mir aus der Feder fließen sollte. Ebenso wenig kommt es mir in

---

[1] Missions cath. 8 juil. 1870.

den Sinn, Dir zu demonstriren, wo auf Gottes schöner Erde diese benediktinischen Verordnungen ein- und durchzuführen seien. Die Encyclica Annus qui hunc vertentem ist und bleibt an die Bischöfe des Kirchenstaates addressirt. Dies benimmt ihr freilich nicht alle weiter tragende Kraft, die jedoch auch nicht zu überschätzen ist. Wollte Papst Benedikt seine Encyclica für eine specieller bestimmende formelle Erklärung allgemeiner Kirchengesetze, z. B. der Tridentinischen Vorordnungen angesehen wissen, so mußte er dies — das liegt auf der Hand — selbst für ihre enger lautende Adresse ausdrücklich bemerken.

Ich bitte Dich, diese Aviso's nicht zu übersehen. Hæc meminisse juvabit!

Den ganzen zweiten Theil seiner Encyclica zerlegt Papst Benedikt, um, wie er sagt, in Ordnung voranzugehen, in drei Punkte, deren zwei den Gesang betreffen, der dritte aber der Instrumentalmusik gilt.

II. Theil.

A. Der erste Punkt befaßt sich mit dem Texte des kirchlichen Gesangs und handelt auch dabei eingehend nur von dem lateinischen Kirchenliede, dem sogenannten Motett, wie Du es in Proske's und andern Sammlungen findest. Das Motett hat im Laufe der Zeiten auch erfahren, daß kein Erdenglück und kein Erdenglanz beständig ist. Anfangs als das Wunderkind der sich neu und jung erschließenden Welt der Harmonie und Polyphonie bewundert und geliebt, fand es nach und nach, auch nicht ohne seine eigene Schuld, ernste Tadler und bittere Feinde. Der Bischof Wilhelm Durandus [1] wollte es sogar conciliarisch aus Gottes Haus hinausgeschafft wissen. Papst Johann XXII. duldete es noch. Mit der Kunst, die es geboren, wuchs auch unser Kirchenlied heran; je mehr sich die musikalischen Formen selbst heraus kristallisiren, desto reiner und klarer wird auch seine Gestalt. Als Pierluigi da Prenestino die schönsten Gebilde der kirchlichen Tonkunst schuf, hauchte sein

---

[1] Vgl. diese Monatschrift 1873 IV, S. 576. Statt „in einem seiner Werke" muß es dort heißen: „in seinem Werke". Dieß kleine Versehen im Drucke möchte eine Verwechselung dieses Durandus mit seinem gleichnamigen Onkel, der ebenfalls Bischof von Mende war, veranlassen. Bekannt unter dem Ehrennamen Speculator, starb der Letztere schon 1296. Der jüngere Wilhelm Durandus hinterließ uns nur die eine Schrift de modo generalis concilii celebrandi. So schroff und extravagant er darin bisweilen spricht, bleibt ein echt bischöflicher Ernst und warme Begeisterung für strenge kirchliche Disciplin der schönste und schätzenswertheste Zug seiner Denkschrift. Er starb 1328.

frommer Genius auch der Motettform seinen zarten und doch nicht weichen, seinen festen und doch nicht störrischen und wilden Charakter ein. Er scheint's den Engeln abgelauscht zu haben, wenn er singt: Veni sponsa accipe coronam, und er läßt es wie vom Himmel her klingen, wenn er in seinen Tönen mit dem Herrn spricht: Tu es Petrus. — Die großen Meister, welche Zeit und Schule um diesen Fürsten der Musik herumgruppiren, wirkten und schufen wie er, aber die kleinen Geister verdarben wiederum Alles. Du wirst, mein Lieber! vielleicht beobachten, daß die großen Compositeure dem Texte gewöhnlich am gerechtesten werden. Der Grund davon liegt eben darin, daß ihr Talent ihnen die Objectivität möglich macht. Die dii minores vermögen sich nicht anzupassen, sondern treiben Alles groß und klein, kurz und lang, durch ihren Allerweltsmodel. Wenn nur Etwas herauskommt, sei es auch ein Kleinkinderbrei. — Das erfuhr auch das Kirchenlied. Die Meister hatten in den Klängen und Worten der liturgischen Texte gesungen, die kleinen Geister verstümmelten und massacrirten dieselben, oder häuselten sich selbst etwas dergleichen zusammen. Weil der kleine Raum des Motetts auch mit Spatzenflügeln durchflogen werden konnte, ward es zum Tummelplatz für Alle, die nichts Längeres und Größeres fertig bekommen, und es wucherte bald so stark auf, daß statt der liturgisch fest bestimmten Texte des Hochamtes und der Vespern Alles von Motetten wiederklang. Die Römer scheinen es dabei so ziemlich den Andern gleich, wenn nicht vorausgethan zu haben. Da erschien Alexanders VII. Constitution Piæ sollicitudinis vom 23. August 1637, welche für den liturgischen Gottesdienst [1] und vor ausgesetztem Sacramente Motetten zu singen verbot, deren Text nicht entweder dem Breviere oder dem Missale entnommen sei. Man habe sich dabei überdies an die treffende Feier der Festes des Kirchenjahres oder der Feste der Heiligen zu halten, wie diese in den Officien de proprio oder de communi gegeben seien. Wolle man sonst Stellen aus der heiligen Schrift oder den Werken der heiligen Väter zu Motetten gebrauchen, so müsse die getroffene Wahl derselben erst der heiligen Congregation der Riten zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt werden. — Die Wichtigkeit dieser Verordnung liegt auf der Hand. Der Text berührt tausendmal eher als alle Musik den feinsten Lebensnerv der Kirche — das Dogma. — Innocenz XI. hatte die Constitution Piæ sollicitudinis wohl wiederum

---

[1] Dum Officia divina celebrantur.

bestätigt [1]; aber, mein Lieber, in Bezug auf die Musikanten hat es die Kirche mit einem nicht gerade bösen, aber doch ein bischen leichten Völkchen zu thun, von dem leicht Alles vergessen wird. Der Cardinalvikar von Rom erließ am 20. Aug. 1692 wiederum ein Dekret, worin er sagt, daß die willkürlichen Auslegungen der Kapellmeister und Chorregenten die heilsamen Wirkungen der Verordnungen Alexanders VII. und Innocenz' XI. lähmten und vereitelten, und um diesen Mißständen ein für allemal ein Ende zu machen, wolle Seine Heiligkeit Papst Innocenz XII.: 1. daß der Gesang von Motetten oder sonstigen derartigen Compositionen beim Hochamte und bei den Vespern, außer für den treffenden Introitus, das Graduale und Offertorium im Ersteren und für die Antiphonen vor und nach den Psalmen in Letzteren ganz und gar unterbleiben müsse. 2. Der Gang des liturgischen Gottesdienstes dürfe durch die Musik auf keine Weise gestört werden. 3. Der Musikchor habe sich durchweg dem kanonischen Chore zu conformiren und dürfe sich ebensowenig als jener Änderungen und Einschaltungen im Officium und bei der heiligen Messe erlauben. Endlich 4. wird gestattet, zur Wandlung im Hochamte und wann das hochwürdigste Gut zur Anbetung ausgesetzt ist, Lieder — Motetten zu singen, deren Worte, jedoch ohne jede Veränderung, dem Officium oder der Messe vom heiligsten Sakrament entnommen sind.

So weit Innocenz XII. Du siehst, er läßt der Kunstform des Motetts ihre Berechtigung, weist ihm aber für Text und Gebrauch engere Schranken und ziemlich knappen Spielraum an.

De Heerdt, der als Liturgist gewiß einen bedeutenden Namen hat, sagt, nachdem er gerade auf die ebengenannten päpstlichen Erlasse hingewiesen hat: Es darf also nichts gesungen werden, als was die Kirche vorschreibt, oder wenigstens eine begründete oder lobenswürdige alte Gewohnheit mit stillschweigender oder ausdrücklicher Genehmigung der Bischöfe gut heißt. Die angefügte Clausel wird Dich nicht stoßen, sie fließt und ist gerechtfertigt aus den klarsten Principien des kanonischen Rechtes.

Mit den päpstlichen Verordnungen in gleichem Sinne sprachen sich auch die Provinzialconcilien aus. So beschloß die Synode von Avignon [2] — 1725 —, daß die Motetten nicht aus Worten nach der Er=

[1] 3. Dezember 1678.

[2] Collectio Lacens. col. 497. d.

findung der Compositeure bestehen dürften, sondern einen kirchlichen Hymnus oder Psalmverse zum Texte haben müßten. Die Bischöfe der Provinz Tarragona [1] gestatten zu diesen Kirchenliedern nur Hymnen, Psalmverse, oder sonstige ernste und andächtige lateinische Gedichte als Text zu gebrauchen. Sie verwahren sich gegen jeden Gebrauch dieses Kirchenliedes, welcher die eigentlichen Gesangtheile des Hochamtes, z. B. Gloria, Credo, Præfatio, Pater noster beeinträchtigen oder verdrängen würde. In unseren Zeiten hat das Concil von Köln (1860) sogar eine Prüfung solcher Gesänge angeordnet und jedes Lied, jedes Gesangstück, das zum treffenden Officium nicht gehört, untersagt [2]. Der Cardinal hatte schon zuvor (1842) befohlen, daß der Kirchengesang mit dem kirchlichen Officium übereinstimmen müsse und seine Texte nur aus Worten des Meßbuches, des Breviere oder der heiligen Schrift bestehen dürften [3].

Ich will Dich aber nicht mit noch mehreren Citaten hinhalten. Alles in Allem ist der von mir aus de Heerdt ausgehobene Satz wohl das allgemein Richtigste, Zweckmäßigste und überall unschwer Durchführbare. — Nicht so klar und einfach steht die Frage über das deutsche Kirchenlied. Es ist richtig, daß mehrere Responsa der heiligen Congregation der Riten dem Kirchenliede in der Volkssprache ungünstig lauten. Ich bestreite auch nicht, daß man in Rom demselben wenig gewogen ist und jetzt in Bezug auf unser deutsches Kirchenlied wegen des Nationalkirchenschwindels, der ja auch aus lauter Antiinfallibilitätsüberzeugung viel deutsch singen läßt, nicht minder mißtrauisch sein mag; das aber ist Thatsache, daß das römische Volk in seinen Kirchen auch italienisch singt, und daß man in Rom in den Decreten des Kölner Provinzialconcils die Stelle, welche den deutschen Kirchengesang betrifft, nicht gestrichen hat, also mit dem Ganzen gut hieß. — Daß der deutsche Volksgesang beim Hochamte und bei den liturgischen Vespern unstatthaft sei, darin stimmen wohl Alle überein.

Ganz in diesem Sinne verordnete schon am 7. März 1856 der hochselige Bischof Arnoldi von Trier: „Gesänge, welche in der Volkssprache abgefaßt sind, sollen, soweit dieß geschehen kann, bei größern Festlichkeiten der Kirche unter dem Hochamte und den Vespern nicht ge-

[1] Ibid. col. 787 d. (anno 1738).
[2] Acta et decreta p. 125.
[3] De Heerdt, pag. I. n. 40. V.

hört werden, sondern sind nur bei mindern Festlichkeiten des Cultus und im täglichen Officium zuzulassen." — Für die Diöcese Regensburg wurde im bischöflichen Verordnungsblatte vom 24. April 1857 bestimmt: „Kirchliche Gesänge in der Landessprache sollen nur bei geringeren Feierlichkeiten, bei Volksandachten, Processionen, Bittgängen, Abendandachten, auch bei der heiligen Messe, wenn diese still gelesen wird, nicht aber bei dem Hochamte und der feierlichen Vesper in Anwendung kommen." — Der Generalvicar von Augsburg erklärt, daß die Kirchenmusik je nach den Zeiten des Kirchenjahres und nach Verschiedenheit der kirchlichen Andachten in den drei naturgemäßen Gliederungen, nämlich im Choral, im Figural und in der frommen Volksmelodie abwechselnd sich bewegen möge (29. September 1859). — Endlich das schon wiederholt genannte Kölner Concil empfiehlt in Bezug auf das deutsche Kirchenlied die wachsamste Aufmerksamkeit auf den Text, damit er nichts gegen den Glauben, die Frömmigkeit und die Anforderungen des Kirchengesanges überhaupt enthalte [1]. — Du wirst mir gewiß nicht bestreiten, daß in der Sache das nächste Wort dem Diöcesanbischofe zusteht. Das spricht auch Suarez im Prinzipe aus, wenn er sich dem Kirchenliede, selbst in der Volkssprache, nicht abgeneigt zeigt und zur Begründung seiner Ansicht sich auf Sitte und Gebrauch einiger Kirchen beruft, wo solcher Gesang nicht beanstandet werde, obwohl einsichtsvolle Bischöfe diese Kirchen leiteten [2]. — Und Benedikt XIV., der in unserer Encyclica diese Worte des großen Theologen citirt, hat dafür keine Gegenbemerkung, keine Silbe des Tadels. — Man muß, mein Lieber! nicht Alles in Bausch und Bogen unter das heilige Siegel der Liturgie bringen, um so seine eigenen Ideen und Wünsche in die Sakristei zu tragen. Der beste Taktstock ist noch keine Wünschelruthe für das Reich des Kanones und der Generalbaß macht noch keinen Kanonisten.

Wie Papst Benedikt § 9 seiner Encyclica richtig bemerkt, ist mit der Einschränkung und Regelung des von Natur aus schon freien und loser gehaltenen Kirchenliedes zwar manchem Mißbrauche abgeholfen oder vorgebeugt, aller Schaden jedoch dadurch noch nicht geheilt, noch nicht fern gehalten. Auch im Gebrauche des erlaubten, ja des nothwendigen liturgischen Textes — des Gloria, Credo, u. s. w. beim Hochamte —

---

[1] Acta et decreta p. 125.

[2] De religione, l. 4, cap. 13, n. 16 de horis canonicis.

kann sich die Tonkunst Übergriffe erlauben, welche der Auffassung und den Absichten der Kirche beim Kirchengesange mehr oder minder zuwiderlaufen. Der zweite Punkt erörtert deßhalb das Verhältniß des Tones zum Worte, des musikalischen Elementes zum liturgischen.

B. Benedikt stellt an die Musik in dieser Beziehung eine doppelte Forderung: sie soll wahren 1) die Integrität des Textes; 2) dessen Verständniß.

1. Die Integrität des liturgischen Textes leidet, wenn derselbe verkürzt, verstümmelt oder verändert wird. Vorab ist natürlich gegen diese Integrität, an Stelle des liturgischen Textes einen ganz andern, z. B. statt des Agnus Dei ein beliebiges Mottet oder gar ein deutsches Lied zu singen. — Die Componisten unserer Zeit haben freilich gegen die Integrität des Textes in ihren Messen und Vespern bisweilen arg gesündigt, allein auch in früherer Zeit war man hierin nicht schuldfrei. Das Concil von Neapel im Jahre 1699 beklagt sich bitter über Verstümmelungen der Hymnen, Abkürzungen der Psalmen und dergleichen [1]. Dieselbe Klage führte früher das Concil von Köln aus dem Jahre 1536 [2]. Es tadelt, daß man über all' dem Singen und Musiciren sogar den Gesang des Priesters kürze und auslasse, wie z. B. die Praefatio, das Pater noster. Also — nil novi sub sole! Das Abkürzen des Textes entsprang dem Bemühen, kurze Messen und Vespern zu liefern. Das ist an und für sich nicht zu tadeln, darf aber eben die gesetzlichen und vernünftigen Schranken nicht verletzen. Die älteren Meister haben mitunter auch ziemlich kurze Messen geliefert, ohne den Text zu kürzen; sie verstanden es, sich zu schmiegen. Eine kurze musikalische Vesper, die der Textintegrität noch ganz entspräche, ist schlechterdings wegen des Umfanges des Textes unmöglich. Der einfache Choral oder die Falsi bordone können hierin allein die richtige Mitte halten.

Der Generalvikar von Rom, Cardinal Patrizzi, gedenkt in seinem Circulare vom 18. November 1856 auch dieser langen Instrumental-Vesper und verbietet strenge, daß ihretwegen entweder der Gottesdienst ungebührend verlängert, oder im Texte, wie er vorgeschrieben, Etwas ausgelassen, verkürzt, geschädigt werde (Nro. 5, 6, 7, 11). Deßgleichen erinnert er, daß ein Abändern und willkürliches Durcheinanderwerfen der Worte selbstverständlich immer verboten bleibe (Nro. 3).

---

[1] Coll. Lacens. col. 168. d.

[2] C. 2, tit. de offic. priv.

2. Der ganze Text muß aber auch ganz verstanden werden. Diese Forderung ergibt sich schon aus dem Zwecke des kirchlichen Gesanges, vielleicht auch aus der Stellung des Chores selbst. Ich sage „vielleicht", denn ich kann mich eben von einem gewissen Eintreten, Sicheinfügen des Chores — wie wir ihn haben und kennen — in die liturgische Handlung nicht recht überzeugen. Wie ließe sich damit noch die Zulassung von Frauenspersonen zum Chore ordentlich reimen? Der Chor tritt nicht zur Liturgie, sondern empfängt sie. Sein Zweck jedoch, wie ihn schon das Concil von Cambray[1] trefflich zeichnet, bleibt. Er muß auf seine Weise das Volk zum Verständniß der heiligen Handlung und darum in seinen Gesängen vor allem das Wort zum Verständnisse bringen. — Das Verständniß des Textes wurde immer von der Kirche gefordert. Benedikt XIV. führt selbst mehrere Concilien an, welche mit allem Ernste dieß aussprechen. Die von Pius IV. eingesetzte Commission zur Reform der Kirchenmusik machte das klare Textverständniß zu einer Hauptbedingung für die Weiterexistenz des polyphonen Gesanges und Pierluigi ward dadurch in eine sehr schwierige Lage gedrängt. Die alte Sitte, oder besser Unsitte, mit dem Texte der Messe auch den ihres Motives singen zu lassen, mochte er leicht beseitigen, aber das konnte er sich nicht verhehlen, daß die strenge Methode der Fugen und Nachahmungen nach Art der niederländischen Schule diesem Textverständnisse nicht sehr förderlich wäre und jene Kunstgebilde daher nur selten und mit feiner Discretion gebraucht werden durften. Baini[2] weist nach, wie diese Umstände den Meister sogar in der Wahl der Anzahl und Art der Stimmen für seine drei Probemessen leiteten. Und wirklich erhielt gerade die Missa papae Marcelli, worin sich Paläſtrina von diesen fremden Fesseln am meisten frei gemacht hatte, den größten und vollsten Beifall der Commission. Damit ist aber auch gegeben, wie weit die kirchlichen Forderungen in Bezug auf das Textverständniß echt und recht geltend gemacht werden können. Jedenfalls nicht weiter als Pierluigi in seiner Missa papae Marcelli sie erfüllt. Und wenn Benedikt XIV., wenn das Kölner Concil und der Erlaß des Kardinals Patrizzi (Nro. 1) den Stil à la Paläſtrina auf den Schild erheben, so billigen sie offenbar auch dessen Textbehandlung und geben mit ihr wenigstens die Grenze des Erlaubten

[1] Anno 1565. Caeterum quae in choro cani debent ad instructionem ea canantur voce, ut intelligantur mente.

[2] Bei Kandler-Kiesewetter S. 47 ff.

an. Ich darf aber nicht übergehen, daß das Kölner Concil neben dem Namen Palästrina's auch den des Orlandus Lassus als eines leitenden Sternes hinstellt [1]. Dazu darf man nicht vergessen, daß, wie jedes Gesetz, so auch die kirchliche Bestimmung über das Textverständniß eine Norm für seine Erklärung und Anwendung bietet. Je bekannter aber ein Text ist, desto leichter wird er verstanden. Bei ganz gewöhnlichen Texten erfüllt der Componist also auch leichter seine Aufgabe und sein Styl kann wohl blühender und reicher sich um die leicht erfaßten Worte herumranken.

Wo die lateinische Sprache überhaupt nicht verstanden wird, fällt auch ein Theil des Endzweckes der kirchlichen Gesetzgebung weg. Ich sage ein Theil, denn im Ganzen und Allgemeinen muß der Text immer offen liegen, weil ihn so ein gut unterrichtetes Volk wohl erfaßt. Es versteht nicht die Worte, weiß aber immer den Sinn der Phrase. Hier stellt sich auch die Rede über die Zulässigkeit der Textrepetition ein. Benedikt XIV. und bei ihm mehrere Concilien beklagen sich auch über solche Ausschreitungen. Eine Wiederholung der Textworte ganz zu verbieten, liegt nicht im Sinne der Kirche. Palästrina hat sie in seiner Missa papae Marcelli auch nicht vermieden. Sie liegt zudem in der Natur des Kunstgesanges, wie wir ihn für die Kirche zulässig erklären. Der Cardinal Patrizzi sagt, zu vermeiden ist jede überflüssige Wiederholung der Worte. Überflüssig ist sie aber nicht, wenn sie in das Gebilde, die Entwicklung des Tonstückes paßt, aus ihm herauswächst, ohne die Integrität des Textes durch Versetzung und Verstümmelung oder dem Gange der liturgischen Handlung durch zu langes Ausspinnen zu schaden. Durch Letzteres fehlt vielleicht ein oder das andere Mal Beethoven in seiner großen C-Messe, deren Partitur ich eben vor mir habe. Übrigens kann die Art, wie der Meister den liturgischen Text behandelt, wie mir scheint, nicht getadelt werden. Ich kann ihn auch hierin nur bewundern. Er beweist mir, daß die kirchlichen Forderungen dem ästhetischen Feingefühle ganz und gar entsprechen, denn obwohl — wie ich glaube — nur vom letzteren geführt, trifft das Genie des außerordentlichen Mannes doch die rechte Fährte. Doch darüber ließe sich zu viel sagen, und mich drängt der Raum. — Wenn die Kirche dem Componisten auferlegt, den Text verständlich zu compo-

---

[1] Pag. 123. Redeant ergo chori rectores ad opera illa, quae ab auctoribus, quorum primus est Joannes Aloysius Praenestinus, et illo vix secundus Orlandus Lassus, sublimi et devoto exarata sunt stylo.

niren, so verlangt sie auch vom Sänger, ihn verständlich vorzutragen. Dieß empfehlen, abgesehen von den Forderungen der Kunst, auch schon seit Jahrhunderten die Concilien und kirchlichen Verordnungen, und der Cardinal Patrizzi wünscht eine klare und verständliche Aussprache, weil von dem angemessenen Vortrage des Sängers, der religiöse Eindruck der Kirchenmusik größtentheils abhängt. (Nr. 8.) Die letzten Worte zeigen, daß die Kirche wünscht, es möchte auch durch den ganzen Vortrag des Tonstückes das Verständniß des Textes ermöglicht und gefördert werden, und daß sie deßhalb dem Componisten selbst auch nicht verwehre, die für die Heiligkeit des Ortes schicklichen Mittel seiner Kunst zu diesem Zwecke eintreten und wirken zu lassen. — Nebenbei will ich Dir noch bemerken, daß das Concil von Köln die Lieder mit sogenannter Brummstimmen-Begleitung, ohne Compliment vor die Thüre weist[1], was Dich gewiß doppelt freuen wird, da Du mit mir in dieser Brummerei immer eine einfältige Effekthascherei sahst.

Nehmen wir jetzt den dritten Punkt auf. Er handelt von der Instrumentalmusik. Benedikt beantwortet:

1. Die Frage, welche Instrumente in die Kirche zugelassen werden könnten. Vorab natürlich die Orgel, über deren Zulässigkeit oder Unzulässigkeit es eigentlich Angesichts des 28. Capitels des Ceremoniale Episcoporum keine offene Frage mehr gibt. Da ist sonnenklar gesagt, daß die Orgel in der Kirche gespielt werden darf. In Bezug auf die übrigen Instrumente zeigt der Papst an Beispielen, wie verschieden die Urtheile hierin in der Folge der Zeit gewesen seien und wie die Einen verworfen hätten, was die Andern für zulässig erklärten.

Die angeführten Beispiele könnten leicht noch vermehrt werden. Hierauf erklärt sich Benedikt unter Berufung auf das reifliche Urtheil sachkundiger Männer für folgende Instrumente: Violon, Violoncello, Viola und Violine, Fagott[2], weil diese Instrumente zur Hebung und Unterstützung der Singstimmen dienen[3].

Dagegen verwirft der Papst: Pauken, Jagdhörner (corni da

[1] Acta et decreta pag. 123: Omnino denique arcendus est ille mollis cantandi modus, quo pars cantorum murmurando solum cantum committatur.

[2] Der lateinische Text lautet: Barbiton, tetracordon majus, tetracordon minus, monaulon pneumaticum, fidiculas, lyras tetracordes. Die italienische Übersetzung gibt: violoni, violoncelli, fagotti, viole e violini.

[3] Haec enim instrumenta inserviunt ad corroborandas sustinendasque cantantium voces.

caccia), Trompeten, Oboen, Flöten, Piccolo's, Klaviere (psalteria, symphonica, i salterii moderni), Mandolinen und ähnliche Instrumente, welche zur Theatermusik gehörten. Er stellt also eine doppelte Norm auf: Verwerflich ist, was charakteristisch zur Bühnenmusik gehört, und zulässig (wenn es nicht durch die erstere Norm schon ausgeschlossen wird), was dient zur ruhigen, unterstützenden Begleitung der Stimmen. Auf diesem Grundsatze fußte auch das Concil von Köln, wenn es erklärte: „Ohne Zweifel sind jene Instrumente fortzulassen, welche zu lärmend sind, wie z. B. die Pauken und Cymbeln, oder welche zu weich tönen, wie die verschiedenen Flöten und Piccolo's. Beim Gebrauche der übrigen Instrumente soll aber ein gewisses kriegerisches Schmettern und zu große Schallentwickelung vermieden werden, da dadurch der Text des Gesanges nicht verstanden werden kann."

Die Principien sind einfach, ihre Anwendung aber wird immer schwankend bleiben. Wenn Benedikt und seine Gewährsmänner unsere unstreitig vollkommenere Instrumente hörten, würde ihr Urtheil wohl noch milder ausfallen. Herr Karl Greith instrumentirte seine **Missa in honorem Sancti Josephi** zu 2 Violinen, Viola, Cello und Violon, Orgel, Flöte, 2 Oboen, 2 Hörner und 2 Trompeten. Drei Posaunen und die Pauken stehen **ad libitum**. Diese Wahl tadelte in Eichstätt, so viel ich hörte, Niemand. Der Effect und Erfolg hätte den Tadel auch Lügen gestraft. Ob die Pauken dort wirklich gebraucht wurden, kann ich nicht sagen. Ich erinnere mich nicht, sie gehört zu haben. Sie störten also nicht. Nach modernsten Begriffen ist dieß Orchester auch wirklich noch kein Theaterorchester. Meyerbeer und Wagner würden sich arm fühlen vor einem solchen spärlichen Farbenkasten und das Publikum — schliefe am Ende über solcher sanfter Musik ein. Beethoven gebraucht zu seiner C-Messe: 2 Violinen, Viola, 2 Flöten, 2 Oboen, 2 Clarinetten, 2 Fagotte, 2 Hörner, 2 Trompeten, Pauken, die Bässe und die Orgel. Willst du ihn darum vor die Kirche weisen?

2. Es fragt sich nun, wie sich diese Instrumente in ihrer Behandlung zum Gesange zu verhalten hätten. Papst Benedikt verlangt, sie müßten ihn kräftigen und zwar dieß auch in Bezug auf seinen Text, um dessen Sinn tiefer in die Herzen der Hörer hineinzusenken und sie durch Rührung zur Betrachtung des Geistigen und zur Liebe Gottes und des Himmlischen emporzuheben.

Kann man noch schöner für die Kunst sprechen als hier Papst

Benedikt? — In diesen Worten ist Alles gesagt, was die Instrumentation vermeiden muß und was sie leisten darf. Die Gesangstimmen müssen vorherrschen und zwar so, daß sie den Text zum klaren Verständnisse bringen können. Sie dürfen also nicht übertönt werden durch eine zu große Schallmasse der Instrumente, nicht überwuchert werden durch eine zu üppige, brillante, Alles auf sich ziehende Stimmführung der Instrumente. Dagegen dürfen sie sich mit ihren feinen und starken, innigen und erschütternden Klangfarben erklärend, aufhellend, verstärkend an das gesungene Wort lehnen, seinen Sinn in ihren Tönen wiederhallen lassen, ihn ausführen, ausmalen, commentiren, aber immer so, daß nicht sie den eigentlichen Druck auf's Menschenherz üben, sondern das Wort im Gesange, den sie an Kraft und Macht erhöhen. Ich glaube nicht, mein Lieber! daß dadurch reine Instrumentalsätze zur Einleitung oder im Verlaufe der Gesangstücke ausgeschlossen sind. Denn sie greifen, wenn sie kurz sind, in das geordnete Verhältniß der Instrumente zum Gesange nicht störend ein, und Benedikt XIV. schließt überhaupt reine Instrumentalstücke nicht ganz aus, wie er Dir noch sagen wird.

3. Er erklärt, daß diese Instrumentalsymphonien, wo sie einmal im Gebrauche seien, geduldet werden könnten, nur müssen sie ernst sein und nicht zu lange, so daß Diejenigen, welche während der Messe oder der Vesper am Altare oder im Chore anwesend wären, ihrer nicht überdrüssig würden. Nimmer jedoch dürften sie sich in die ernsten und heiligen Zeiten der Buße und Trauer, in die Leidensklänge der Charwoche mischen. Dieß Verbot wird durch eindringliche Worte Pius' V. bestätigt, der voll des Lobes ist über den eifrigen Bischof Alexander von Lucca, weil er in seinen Kirchen solchen unwürdigen Unfug mit aller Entschiedenheit abgeschafft habe.

Damit schließt Papst Benedikt seine Erörterungen und Verordnungen über die Kirchenmusik. Du wirst gerne zugestehen, daß der große Papst gewiß bis auf's äußerste billig ist. Er sagt nicht, daß man von aller dieser Nachsicht Gebrauch machen solle und müsse; aber er spricht auch nicht herrisch ab. Papst Benedikt behält für sich seine Sixtinische Kapelle und ihren Paläſtrina, aber läßt auch Andern ihren Geschmack, ihre Gebräuche, ihre Musik, wenn diese nur der Heiligkeit ihres Berufes und der Unterwürfigkeit unter die kirchlichen Forderungen treu bleibt. — So spricht nur ein Papst. Gott befohlen, mein Lieber!

Dein **Theodor Schmid** S. J.

Recensionen.

Die harmonikale Symbolik des Alterthums, von Albert Freiherr von Thimus. Köln, Verlag der M. Du Mont-Schauberg'schen Buchhandlung. 1868. 4°. XX. 396 S. mit 4 Tafeln Abbildungen.

Wenn die Laacher Stimmen gegenwärtig „die harmonikale Symbolik" besprechen, nachdem bereits fünf Jahre seit ihrem Erscheinen verflossen sind, so haben sie dafür mehr als hinreichende Gründe. Zunächst hat nämlich das Werk nicht bloß für die Fachwissenschaft, die es behandelt, eine ganz eminente Bedeutung, sondern ist auch für die Geschichte der Philosophie, für die alte Kirchenmusik und für die christliche Forschung überhaupt von hoher Wichtigkeit. Die Resultate, die Freiherr von Thimus mit Hilfe eines überaus reichen Wissensschatzes und mit ebenso gediegener Kritik wie dialektischer Schärfe zu Tage fördert, sind so überraschend und großartig, daß man unbedingt erwarten sollte, die „harmonikale Symbolik" könne von Niemanden mehr ignorirt werden, der auf dem einschlägigen Gebiete noch weiter forschen wolle. Trotzdem hat es den Anschein, als solle das Werk von gewisser Seite her geflissentlich todt geschwiegen werden. Freilich ist es begreiflich, wenn Gelehrte, die auf ihre „exacte Forschung" stolz sind, dabei aber in ihrer rationalistischen und materialistischen Weltanschauung nur Tendenzwissenschaft treiben, von der harmonikalen Symbolik nichts wissen wollen; denn die Resultate derselben passen nicht in ihr System, werfen dasselbe sogar vollständig um und decken dessen gänzliche Unhaltbarkeit auf. Wenn dann gar noch der Verfasser keinen Anstand nimmt, dergleichen „exacten Forschern" auf ihrem eigenen Gebiete theils eine sehr kindliche Leichtgläubigkeit, theils auffallende Unkenntniß oder doch Mangel an rechtem Verständniß mit unerbittlicher Logik oder mit feiner Satyre nachzuweisen, so verdient das ja keine Berücksichtigung; und wenn Th. über alles das die höchst vermessene und „unwissenschaftliche" Behauptung wagt, die altgriechische und asiatische Weisheitslehre und harmonikale Wissenschaft sei eigentlich aus dem alten Bunde herzuleiten, so ist das in den Augen jener Gelehrten ein so horrendes, an der „exacten Forschung" begangenes Verbrechen, daß es nicht gründlicher und, zumal einem Th. gegenüber, nicht sicherer bestraft werden kann, als durch — Stillschweigen. Nun, mögen die Herren weiter schweigen statt anzuerkennen, ihre Reputation wird dabei nichts gewinnen und die Wissenschaft nichts verlieren; denn das Meisterwerk von Th. kann auf die Dauer nicht ignorirt werden, weil es zuletzt nicht möglich ist, vor den glänzenden Ergebnissen so gediegener und geistreicher Untersuchungen die Augen zu verschließen.

Inzwischen aber möchten wir alle wirklich exacten Forscher und insbesondere die katholische Gelehrtenwelt auf die harmonikale Symbolik auf das angelegentlichste aufmerksam machen, weil dieselbe auch in katholischen Kreisen immer noch zu wenig bekannt ist und gerade die christliche Forschung alle Ursache hat, dem Buche das lebhafteste Interesse zuzuwenden. Das beweisen

einmal die beiden uns bisher bekannt gewordenen eingehenden Besprechungen der harmonikalen Symbolik und dann der Inhalt derselben.

Die erste Besprechung brachte ein Jahr nach dem Erscheinen des Werkes das damals noch katholische Bonner Literaturblatt Jahrgang 1869, Nr. 23, von Katzenberger, der das Buch „ein klassisches und epochemachendes", ein „Werk von monumentaler Bedeutung" nennt, dessen zweitem Bande er mit großer Spannung entgegensehe. Das war bisher leider vergeblich. Hierauf erschien noch 1870 eine kleine Abhandlung von Dr. Hasenclever mit dem Titel: „Grundzüge der esoterischen Harmonik des Alterthums mit Anschluß an die Schrift des Freiherrn von Th." (4°. IV u. 47 SS.) Der genannte Gelehrte stellt in seiner verdienstvollen Arbeit, die er als eine „Einführung in das Studium der harmonikalen Symbolik" bezeichnet, Th. als einen Forscher ersten Ranges hin, und ist begierig zu sehen, welche Stellen die Auctoritäten unter den eigentlichen Musikgelehrten, also Männer wie Bellermann, Westphal, Fortlage, Ambros &c. zur Sache endlich nehmen werden, da diesen der Verfasser den Boden unter den Füßen weggezogen habe. Allein, so weit wir orientirt sind, hat es noch Niemand unternommen, gegen Th. in die Schranken zu treten.

Der Verfasser handelt im vorliegenden ersten Theile seines Werkes von der philosophischen Zahlenlehre der Pythagoräer und der damit eng verschwisterten Musikwissenschaft der pythagoreischen Schule und des griechischen Alterthums überhaupt, und macht dabei, einem Reisenden gleich, der unbekannte Gebiete durchforscht, manche höchst interessante und wichtige Excursion. Um seinen Untersuchungen eine feste Grundlage zu sichern, hat der Verfasser mit dem größten Fleiße alle als echt anerkannten altpythagoreischen und heraklitischen Aussprüche aus den alten Schriftstellern — auch mit Benützung der Kirchenväter — gesammelt, verglichen und auf ihre wesentliche Übereinstimmung hingewiesen. Er hat ferner zum Vergleich das kleine, aber inhaltschwere Buch Jezirah und die von Confucius zusammengetragenen Commentare zum altchinesischen Y-King herbeigezogen, und kommt zum Resultate, daß alle diese alten Denkmäler menschlicher Weisheit einen gemeinsamen Kern haben und einen einheitlichen semitischen Ursprung [1].

Insbesondere hebt Th. die bereits von Galilei stark betonte und überaus wichtige Thatsache hervor, daß, wie der orphische Geheimbund in Griechenland, oder die Wissenden der älteren priesterlichen Körperschaften in Ägypten und anderwärts, so auch die ursprüngliche pythagoreische Schule den theosophischen und harmonikalen Inhalt ihres Systems als strenge Geheimlehre bewahrt und diese wiederum durch eine symbolische Lehrweise, wie sie bei den Alten in hohem Ansehen stand, gegen Uneingeweihte oder Exoteriker geschützt habe. Diese für das Verständniß der alten Schule höchst wichtige, aber bisher viel zu wenig beachtete Thatsache, erklärt es, daß auch den hervorragenden Männern Griechenlands, die in die esoterische Geheimlehre des pythagoreischen Bundes nicht eingeweiht waren, der echte und tiefe Inhalt derselben verborgen blieb, daß selbst einem Aristoteles der rechte Schlüssel für

[1] Was insbesondere die Lehren des Pythagoras und mehr noch die Aussprüche Heraklit's betrifft, so ist kaum zu leugnen, daß dieselben auf semitische Quellen hinweisen, wie ja auch einzelne Kirchenväter den tiefen Inhalt philosophischer Aussprüche Heraklit's auf die mosaische Offenbarungslehre als eigentliche Quelle zurückführen. Wird dabei noch in Betracht gezogen, daß aus Heraklit wieder Sokrates geschöpft, so ergibt sich die Haltlosigkeit der gewöhnlichen Schulansicht, daß die Philosophie der Griechen eine autochthone sei und mit diesen überhaupt erst die Geschichte der Philosophie zu beginnen habe.

die harmonikale Symbolik der Pythagoräer fehlte, daß dessen Schüler Aristoxenus den Zusammenhang und die wahre Bedeutung der pythagoreischen harmonikalen Lehrsätze gar nicht mehr gekannt, und daß Alles, was die neupythagoreischen und neuplatonischen Schriftsteller der alexandrinischen Schule über die Zahlen- und Musiklehre der alten Pythagoräer vortragen, auf einer buntscheckigen Mischung evident falschverstandener esoterischer und exoterischer Theoreme der alten Schule beruht. Basirt nun aber auf den genannten Schriftstellern, von Aristoxenus anzufangen, größtentheils die modern-exacte Forschung auf dem vorliegenden Gebiete, so ergibt sich hieraus, wie es mit den Fundamenten derselben bestellt ist. Welch' armselige Vorstellungen in Folge dessen bis in die Neuzeit über die harmonikale Wissenschaft der Pythagoräer geherrscht, mag die einzige Thatsache illustriren, daß selbst noch ein Whewell und Fortlage dem alten Märchen Glauben schenken, Pythagoras sei, als er zufällig an einer Schmiede vorüberging, durch das Hämmern von vier Gesellen auf die Entdeckung der Prim, Quart, Quinte und Octave gekommen, und dadurch zugleich zu Auffindung der Zahlenrationen der musikalischen Intervalle veranlaßt worden.

Den dürftigen und falschen Ideen, die sich in der Gelehrtenwelt über die Musik der Alten eingebürgert hatten, setzt Th. die höchst bedeutungsvolle These entgegen: „daß ein überaus reich entwickeltes, die feinsten chromatischen und enharmonischen Abstufungen beachtendes Tonsystem, welches auf dem Gegenspiele der Dur- und Molltonalität erbaut war, aus symphonen Intervallen einschließlich der großen und kleinen Terzen, aus Paraphonien, Diaphonien und Antiphonien melodisch und harmonisch sich zusammensetzte, Jahrhunderte vor Pythagoras in kunstgerechter Weise bei den Griechen bestand, die Unterlage und den Gegenstand bildete für wissenschaftliche und technische Forschung und für weittragende Vergleichungen der akustisch-musikalischen Harmoniegesetze mit speculativer Arithmetik und Geometrie und mit den in Statik und Mechanik, im Spiele des farbigen Lichtes und in den kosmischen Bewegungen der Himmelskörper sich offenbarenden Zahlengesetzen. Wir werden freilich auch die Überzeugung gewinnen, daß dieses Tonsystem und seine wissenschaftliche Begründung gar nicht griechischen, sondern eines Ursprungs waren, der auf die Wiege des menschlichen Geschlechtes zurückweist." Über den letzten Punkt folgen weiter unten einige Bemerkungen. Die scharfen und gründlichen Beweisführungen des Verfassers machen dem Jammer über den Mangel der Terzen bei den Alten sowie andern Vorurtheilen hoffentlich für immer ein Ende.

Auch einen wissenschaftlichen Einblick in die physikalische Natur des Klanges vindicirt Th. dem Pythagoras, und beweist das aus der altpythagoreischen Definition des Klanges und insbesondere aus einer Stelle der pseudo-aristotelischen Probleme (Pr. 39 der sectio 19), die, wie Th. bemerkt, so zutreffend sei, daß man glauben möchte, in einem modernen Handbuch der Physik zu lesen, die aber trotzdem zu seiner großen Verwunderung bei der exacten Wissenschaft keine Beachtung gefunden habe. Diese Wissenschaft kennt eben Manches wenig, Manches gar nicht.

Um nun den reichen Inhalt des Werkes wenigstens einigermaßen zu skizziren, so mag Folgendes genügen:

Der Verfasser geht, nachdem er in einer Vorrede und umfassenden Einleitung sich über Tendenz und Ziel des Buches ausgesprochen und die bisher angedeuteten Fundamente der Untersuchung gelegt, in seiner eigentlichen Abhandlung, vom Quadrivium der Alten aus, in welchem Zahlenlehre und Musik eine hervorragende Stelle einnahmen, handelt dann über die ἄρτιος- und περισσός-Zahlen und weist nach, wie sich auch die älteste Weisheitslehre der Chinesen mit den die Zahlenlehre und Harmonik betreffenden Zweigen des Quadriviums beschäftigt habe. Der Verfasser scheint der Erste zu

sein, dem es durch scharfsinnige Combinationen und feine Berechnungen gelungen ist, die altpythagoreische Bedeutung des ἄρτιον und περισσόν festzustellen. Es zeigt sich dabei, welch' tiefen und umfassenden Sinn die altpythagoreische Schule mit diesen Worten verbunden im Gegensatz zur simplen Bedeutung von grad und ungrad, womit man bisher diese Worte nach dem Beispiel des Nicomachus zu übersetzen pflegte. Nur Böckh hat einmal eine Ahnung gehabt, daß in den genannten Worten doch ein tieferer Sinn verborgen sein könnte, kommt aber nur (Philolaos p. 53) zur flüchtigen Bemerkung, es möchte, wenn „das Grade“ von den Pythagoräern „unbegrenzt“ genannt würde, dann doch eine eigenthümliche Bewandtniß damit haben. Th. geht der Sache auf den Grund. Der kurze Inhalt seiner Ausführung ist folgender:

Die Pythagoräer gingen ab- und aufsteigend von der Einheit aus, von der bis in's Unbegrenzte theilbaren und bis in's Unbegrenzte vermehrbaren Einheit. Die unbegrenzte Theilbarkeit, die das Ganze in sich schließt, findet ihren genauern Ausdruck in der absteigenden Reihe der Aliquotbrüche, die unbegrenzte Vermehrung der Einheiten hingegen in der aufsteigenden Reihe der Ganzzahlen. Die erstere Reihe nennt Th. sehr bezeichnend das Theilige, τὸ ἄρτιον, die andere das Nichttheilige, τὸ περισσόν. Wie für die Zahlenlehre der Unterschied der theiligen und nichttheiligen Zahlengröße, so bildet für die auf Zahlenbetrachtung gegründete Harmonielehre der Gegensatz des Dur- und Mollgeschlechtes der Tonverbindungen den Ausgangspunkt der Untersuchung. Sodann wird nachgewiesen, daß, wie das Theilige, ἄρτιον, das Mollgeschlecht liefert, so das Nichttheilige das Durgeschlecht; daß ferner nach der Ansicht der Alten wie der Neuern in zwei den allgemeinen Bewegungsgesetzen entspringenden Klangphänomenen die Unterscheidung zwischen Dur und Moll wurzelt, daß ebenso die Rationen der Oscillationsgeschwindigkeiten für die tonalen Durgebilde in der arithmetischen, diejenigen der Mollgebilde in der harmonischen Proportionalität gefunden werden, während aus der wechselseitigen Durchkreuzung dieser beiden Proportionalitäten, also des Theiligen und Nichttheiligen, die geometrische Proportion entspringt, eine Verbindung, welche für die gesammte Harmonie von der größten Bedeutung ist. Zwar haben die exclusiven Vertreter der sogenannten gleichschwebenden Temperatur, die jedenfalls ein mangelhaftes Grundprincip der Harmonik bildet, viel über die mathematischen Musiker und über die Zahlenspeculation auf musikalischem Gebiete gespottet, aber sehr mit Unrecht und nur aus Mangel an tieferem Verständniß. Denn gerade die neueste Zeit mit ihren Untersuchungen (Helmholz „über die Tonempfindungen“) hat die alten pythagoreischen Zahlengesetze und mathematischen Berechnungen auf dem Gebiete der Musik vollständig wieder zu Ehren gebracht. Ohne Zweifel haben die Alten, auch auf andern Gebieten, so Manches gewußt, was die Epigonen nicht gekannt und was erst die neue Zeit wieder durch mühsames Studium zu Tage fördern muß. Th. knüpft, nachdem er die Richtigkeit der aufgestellten Principien als altpythagoreische aus den richtigen Quellen und durch ebenso scharfe wie ausgedehnte Berechnungen nachgewiesen hat, an seine Beweisführung die sehr interessante Excursion, wie die harmonikale Zahlenlehre der Pythagoräer vom Begriff der endlichen Größe zu dem des Unendlichen aufgestiegen sei, und wie die Formulirung dieses Gegensatzes das speculative Theorem vom Einen und von der unbegrenzten Zweiheit gebildet.

Weiter handelt der Verfasser über das Lambdoma der griechischen Arithmetiker und die aus demselben sich entwickelnde Intervallen-Tafel, wie über die geometrischen Eigenschaften derselben; über den Abacus der Pythagoräer, wobei er nachweist, daß unser indo-arabisches Zahlensystem allerdings wohl semitischen, aber keineswegs speciell arabischen Ursprungs sei; ferner über den Tetrachord als elementaren Typus der Melodik, über die drei Klanggeschlechter

des Diatonicum, Chromaticum und Inharmonicum und ihre Verbindung zu zweioctavigen Moll- und Durskalen, im Anschluß hieran über das sogenannte systema maximum immutabile der Griechen und die irrige Darstellung von der Lehre von den drei Klanggeschlechtern, welche sowohl nachpythagoreische griechische Musikschriftsteller, wie neuere Bearbeiter der griechischen Tonlehre und Harmonik gegeben haben. Von besonderem Interesse ist nach alten Schriftstellern und ihren Ausführungen über die Merkmale des Symphonen im Gegensatz zur Paraphonie, so wie des Symphonen und Paraphonen im Gegensatze zur Diaphonie die Definition von der Antiphonie der Töne, eine Erklärung, die auch über die technische Gestaltung des alten Chorgesanges neue Aufschlüsse geben dürfte. Hieran schließt sich der wichtige Nachweis, daß dem Alterthum eine mehrstimmige Harmonie und der Unterschied consoner und dissoner Mehrklänge keineswegs unbekannt war, wie unter Anderem auch der schöne und tiefe Inhalt des heraklitischen Satzes bestätigt, den Th. erläutert: „Die Lyra ist ein System gegenüberklingender Töne und zusammenklingender. Das aus dem Gegenüberliegenden Eine aber ist Harmonie, so der Lyra wie des Weltalls."

Der Verfasser geht sodann ein auf die aus den drei Proportionen der **harmonia perfecta maxima** abgeleitete zehnstufige Skala der Alten, auf die Modulationslehre des altgriechischen Tonsystems und die Entwickelung der dorisch-mixolydischen Dekasformel, welche „mittelst Versetzung der betreffenden Tonreihe in ihre Dominante und Unterdominante das Chroma für die Vorzeichnung eines sieben Parallel-Tonartenpaare umfassenden modulatorischen Heptachordes, sowie die unentbehrlichsten, enharmonischen Doppelformen für die neutrale Skala der Mitte gewährt."

Indem wir uns mit diesen nothdürftigen Hindeutungen auf den Reichthum des ausgezeichneten Werkes begnügen müssen, wollen wir in Kürze nur noch einen Punkt berühren, der für Viele sicher ein erhöhtes Interesse in Anspruch nimmt. Er betrifft den Ursprung des altpythagoreischen harmonikalen Systems und zugleich den Ursprung der alten Kirchenmusik.

Nach dem Bericht des Jamblichus (Arith. Nicom.) hat Pythagoras die Formel der **harmonia perfecta maxima**, aus welcher der Dekachord der Mitte und die dorisch-mixolydischen Octavgattungen hervorgegangen sind, von den Babyloniern entlehnt und zuerst nach Griechenland gebracht[1]. Wenn nun Clemens Alexandrinus, Eusebius und Augustinus erzählen, Pythagoras habe mit den Hebräern in Verkehr gestanden und auch Unterricht von ihnen erhalten, wenn ferner Porphyrius (de vita Pythag.) nach Diogenes Laertius berichtet, daß Pythagoras mit den Chaldäern wie mit den Hebräern verkehrt habe, und dabei das historische Moment in Anschlag gebracht wird, daß als Pythagoras den Orient bereiste, die Juden in der babylonischen Gefangenschaft waren: so werden wir zur Annahme hingedrängt, daß eine Hauptquelle der pythagoreischen Weisheit das Volk Gottes gewesen sei. Diese Annahme wird in auffallender Weise durch das Buch Jezirah bestätigt, welches das Gepräge hohen Alters an sich trägt und außer den inspirirten Schriften des Alten Bundes als die eigentliche Urkunde der althebräischen Weisheitslehre gelten muß. Nun stammt dieses Buch, nach der von Molitor und Joh. Fried. v. Meyer mit überzeugenden Gründen verfochtenen Ansicht, wahrscheinlich aus

---

[1] Hiernach scheint die Behauptung des Verfassers, „daß das überaus entwickelte Tonsystem der Alten schon Jahrhunderte vor Pythagoras bei den Griechen bestand," einer nähern Erläuterung zu bedürfen. Wenn jedoch in der oben angeführten These die Worte „bei den Griechen" wegbleiben, so hört auch die angeregte Schwierigkeit auf.

den letzten Zeiten der alten Prophetenschule, die noch in die babylonische Gefangenschaft hineinreicht, und steht mit der harmonikalen Symbolik des Pythagoras in unverkennbarem Zusammenhange. Sind endlich die sogenannten Instrumentalnoten der Griechen (wie Th. im zweiten Bande nachweisen will) nur die verstümmelten Reste der bei den Juden für die Notation der Dekasskala bestimmten zehn hieratischen Buchstabenzeichen, deren die Kirchenväter unter der Benennung der decem literae sacerdotales gedenken, und deren technisch-allegorisch-symbolische Bedeutung das Buch Jezirah enthält: so werden alle diese Thatsachen und Zeugnisse keinen Zweifel mehr übrig lassen, daß Pythagoras den besten Theil seiner Lehre und seines harmonikalen Systems aus den Schätzen des Alten Bundes geschöpft habe.

Ist im Obigen schon ein kleiner Einblick in den Ursprung der alten Kirchenmusik eröffnet, so wird dieser Blick noch erweitert, wenn man die vom Verfasser S. 304 citirte Stelle des Clemens Alexandrinus (Strom. VI. 11) heranzieht. Clemens erklärt nach seinem Gewährsmann Aristoxenus die phrygische Tonweise für die diatonische Behandlung als geeignet, während er für die dorische ganz besonders die enharmonische in Anspruch nimmt und darauf hinweist, daß die durch heiligen Ernst ausgezeichnete überaus alte Harmonie des barbarischen Psalteriums dem Terpander als Vorbild gedient habe für die dorische Harmonie. An diese Stelle knüpft Th. die Bemerkung: „Der Vorrang, der in der dorisch-mixolydischen Stufenordnung sich ausprägenden Tonalität und die besondere Weihe der beiden, den Dekachord der mittlern diatonischen Saiten dieser Stufenordnung bildenden Octavengattungen des tonus I und tonus VIII haben auch im System der zwölf Kirchentonarten practische Geltung gefunden.“ Ja wohl mehr noch als das. Die Kirche gerade hat der im Verfall begriffenen Musik der Alten wieder neues Leben eingehaucht, und ihr einen Adel und eine Majestät verliehen, die man in dem Grade vergebens in der neuern Musik suchen wird. Auch Th. sagt S. 296: „In den Eigenthümlichkeiten der, an gewisse feste Typen gebundenen und dennoch die größte Mannigfaltigkeit der Formen in sich beschließenden, modulatorischen Regeln für jeden der einzelnen Modus, wurzelt jenes der heutigen Tonkunst trotz alles Formenreichthums in der Zerfahrenheit ihrer Modulationen unerreichbare Etwas, durch welches die Intonationen der gregorianischen Tonweisen, dieser großen Urgesänge der christlichen Kirche und — wie noch gezeigt werden soll — des alten Bundes, das für religiöse Eindrücke empfängliche Gemüth des Hörers in einer Weise ergreifen, welche von der modernen Tonkunst trotz des äußersten Aufwandes aller sonst so effectvollen Mittel nirgendwo mehr erzielt zu werden vermag.“ Wie überwältigend in der That die Wirkungen der alten Psalmen- und Hymnen-Melodien war, erzählt aus eigener Erfahrung der hl. Augustinus (Conf. IX. 6).

Für Philologen kann es erwünscht sein zu erfahren, daß Th. nebenbei auch über die beiden einst am delphischen Tempel befindlichen Buchstaben EJ. sowie über Virgils Spottgedicht auf Annius Cimber, das Quinctilian (Inst. orat. VIII) aufbewahrt hat und über dessen richtige Deutung sich die Gelehrten bisher den Kopf verbrochen haben, eine ausgezeichnete und — so weit es überhaupt möglich scheint — erschöpfende Erklärung gibt.

Hat der Verfasser — wie nicht zu zweifeln ist — bei seiner Arbeit ein höheres Ziel verfolgt, so ist dasselbe jedenfalls in den am Schlusse der Einleitung citirten Worten von Leibnitz gekennzeichnet: daß in allen jenen Errungenschaften, welche die neuere Zeit, namentlich auf dem Gebiete der Mathematik und der exacten Naturforschung gemacht, nur das Material zusammengetragen werde, aus welchem das Gebäude der Wahrheit würdig errichtet werden könne, und daß eine Zeit kommen werde, wo eine ernstere Forschung sich wieder auf die Erkenntniß des Wesens der Harmonie und des Urbildes der Schönheit richten, und von Neuem der Verherrlichung des

in der sichtbaren Welt uns das Abbild der ideellen zeigenden Urhebers der Natur dienstbar sein werde, endlich aber alle Studien wieder die Erlangung der Seligkeit zum Ziele haben würden.

Um schließlich unser Urtheil über das vorliegende Werk zusammenzufassen, so bekennen wir, daß, wenn man das Material betrachtet, das Th. in der harmonikalen Symbolik verarbeitet hat, wir den literarischen, linguistischen, mathematischen, musikalischen und archäologischen Wissensschatz, der dem Verfasser zu Gebote steht, wahrhaft anstaunen müssen. Wird Form und innerer Inhalt in Betracht gezogen, so werden am Ende auch die Gegner bekennen müssen, daß hier ein „Meisterwerk von monumentaler Bedeutung" vorliegt, auf das die deutsche Wissenschaft mit Stolz hinblicken kann, dessen bisherige Ignorirung aber unsern Musikgelehrten nicht zur Ehre gereicht. An den Verfasser aber richten wir die dringende Bitte, er möge, um endlich einmal das Gesammtresultat seiner Forschungen auf dem harmonikalen Gebiete zum ersehnten Gemeingut der Wissenschaft zu machen und dadurch zugleich seinem eigenen Werke neue Bahnen zu brechen, mit der Herausgabe des zweiten Bandes nicht länger mehr säumen.

W. Merkel S. J.

Acta et decreta s. Conciliorum recentiorum. Collectio Lacensis. Tomus quartus. Acta et decreta s. Conciliorum, quae ab Episcopis Galliae ab a. 1789 — a. 1869 celebrata sunt. Tom. IV. Friburgi Brisgoviae, Herder. 1873. 4⁰. CCXXX u. 1320 SS.

Der Druck des IV. Bandes der Collectio Lacensis, welcher gleich nach dem Erscheinen des I. begonnen hatte, wurde lange Zeit unterbrochen. Krieg, Verfolgung der Gesellschaft Jesu, Buchdrucker-Strike haben das Ihrige zu dieser Verzögerung beigetragen, die jedoch Ein Gutes gehabt hat: es konnten die auf das Pariser Nationalconcil bezüglichen Actenstücke mit einer Vollständigkeit wiedergegeben werden, die man schwerlich vor dem Sturze Napoleons erreicht hätte. Es waren nämlich im kaiserlichen (jetzt National-) Archiv von Paris zwei das Concil betreffende Codices, deren Veröffentlichung dem Grafen d'Haussonville aus demselben Grunde verwehrt wurde, um dessentwillen man auch in der Correspondance de Napoleon I. verschiedene, den Onkel comprimittirende Briefe unterdrückt hatte. Dieses Hinderniß fiel mit dem Sturze des Neffen hinweg. Während der Verzögerung wurden die Decrete aller neuern Provincialconcilien zusammengebracht und zum Drucke vorbereitet, so daß die Collectio vom Exile aus mit Leichtigkeit gefördert und auch jetzt noch mit Recht Lacensis genannt werden kann.

Der IV. Band enthält alle Concilien Frankreichs, die vom Jahr 1789 bis 1869 gefeiert wurden; er bringt ferner außer den auf die Pariser Bischofsversammlung von 1849 bezüglichen Actenstücken noch die Documente des Pariser Nationalconcils sammt einer kurzen Geschichte und einer chronologischen Übersicht der Acten. Dagegen sind die schismatischen Conventikel des sogenannten constitutionellen Klerus vom IV. Bande ausgeschlossen. Die Vorrede gibt den Grund an. Unsere Zeit sei, wie es ihre Lage mit sich bringe, so auf Broschüren und Zeitungen erpicht, daß sie lateinische Werke großen Umfanges fürchte; deßhalb müsse man, wenn solche herauszugeben seien, wenigstens Unnöthiges davon ausschließen; die genannten Versammlungen seien eitler Lärm gewesen, womit der constitutionelle Klerus Niemanden getäuscht habe; wenn dieselben aufgenommen worden, hätte man eine Unzahl anderer Versammlungen gleichfalls in den Kreis der Collectio ziehen müssen; auch sei der Umfang des IV. Bandes ohnedieß so groß, daß es unthunlich gewesen, ihn noch zu vermehren. Zum Überfluß erklärt sich der

Herausgeber nicht abgeneigt, nach glücklicher Vollendung seiner eigentlichen Aufgabe, einer Concilien-Sammlung, in einem Supplementbande die genannten und andere Versammlungen beizufügen.

Von den Analecta juris pontificii ist noch eine andere Ausstellung gegen die Collectio gemacht worden, daß nämlich die von den andern Sammlungen befolgte rein chronologische Ordnung, welche für die schnelle Auffindung der Concilien so ersprießlich sei, nicht beobachtet worden. Auch diese Ausstellung ist nicht begründet. Selbst wenn es wahr wäre, daß man bei einer rein chronologischen Ordnung die Concilien leichter finden könnte, so ließe sich diesem Nachtheil durch ein chronologisch geordnetes Register im Schlußbande leicht abhelfen. Doch auch ohne dieses Register lassen sich bei der von der Collectio Lacensis gewählten Ordnung alle Concilien leicht finden, weil der Eintheilungsgrund nichts weniger als complicirt ist. Ebenso ist es unrichtig, daß die ältern Collectionen die rein chronologische Ordnung beobachtet haben. Ich erinnere nur an die sechs vom hl. Carl gehaltenen Mailänder Concilien, die in allen Sammlungen zusammengestellt sind, obwohl andere Synoden in die Zwischenzeit fallen. Ungleich wichtiger ist aber der Grund, welcher verbietet, die großen Gruppen, in welche die neuern Concilien zerfallen, auseinanderzureißen. Nehmen wir nur einmal den vorliegenden IV. Band! Er enthält 19 Provinzialsynoden, von denen 13 fast zu gleicher Zeit stattfanden, so daß auf der ganzen Erde in denselben Jahren nur zwei andere Concilien gehalten wurden. Dadurch, daß man diese beiden Versammlungen ausschloß, dagegen die übrigen französischen herbeizog, ist der IV. Band ein abgerundetes Ganze geworden, der Codex Ecclesiae Gallicanae, worin man Alles auf das französische Kirchenrecht Bezügliche zusammenfindet. Auch kann nun der französische Pfarrklerus, da der IV. Band einzeln verkauft wird, mit Leichtigkeit die ihn betreffenden Concilien sich anschaffen.

Unbeschreiblicher Jubel erfüllte 1848 die Kirche Frankreichs, da sie sich endlich von dem Staatsabsolutismus befreit sah, der Jahrhunderte auf ihr gelastet hatte. Doch sie begnügte sich nicht mit einer sterilen Freude, sondern suchte auf Concilien die kirchlichen Verhältnisse zu ordnen. Anfangs wünschte man ein Nationalconcil; Pius IX. hielt indeß die stürmische Zeit für eine so große Versammlung nicht geeignet, und mahnte die von der Kirche gebotenen Provinzialsynoden zu halten; dann werde wohl auch bald die für ein Nationalconcil günstige Zeit kommen. Daß man in Rom nicht überhaupt gegen die letztere Art der kirchlichen Versammlungen ist, hat Pius IX. mehr denn einmal bewiesen. Denn sowohl der irländischen als der nordamerikanischen Kirche gestattete er, Nationalconcilien zu halten.

Das Wort des damals im Exile lebenden Pius IX. zündete. In 13 Kirchenprovinzen wurden Synoden gefeiert. Dieselben, wie auch die übrigen unseres Continentes, unterscheiden sich von den amerikanischen dadurch, daß sie nicht etwa kurz gefaßte Kanones, sondern eingehende Erörterungen über Glauben und Disciplin anstellen. Ihre dogmatischen Entscheidungen enthalten den kräftigsten Protest gegen die gallicanische Lehre vom Papste, so daß Msgr. Freppel deßhalb mit Recht das Wort Gregors IX. wiederholen durfte: die gallicanische Kirche gehe in der Ergebenheit gegen den hl. Stuhl nicht hinter andern Völkern, sondern ihnen voraus. Wenn man eines schlagenden Beweises gegen den soi-disant Altkatholicismus bedürftig wäre, so würde ihn der Real-Index des IV. Bandes der Collectio liefern, wo die Aussprüche der französischen Concilien über die päpstliche Unfehlbarkeit zusammengestellt sind. Doch man braucht bekanntlich zur Widerlegung dieser Secte nicht erst auf den französischen Episcopat sich zu berufen; man kann an das erinnern, was die Koryphäen derselben selbst vorher ausgesprochen haben, um den biblischen Urtheilsspruch: ex ore tuo te judico, auf sie anzuwenden.

Die päpstliche Unfehlbarkeit ist indeß nicht der einzige dogmatische Gegenstand, welcher behandelt wurde. Wider die Irrthümer unserer Zeit, besonders die rationalistischen, wurden die entgegengesetzten Dogmen hervorgehoben. Am meisten zeichnen sich hierin die Concilien der Provinz Bordeaux aus, auf denen Msgr. Pie in den dogmatischen Commissionen den Vorsitz führte.

Ebenso wichtig, als die dogmatischen, sind die Erörterungen über kirchliche Disciplin, vorzüglich über Standespflichten und Amtsverrichtungen des Klerus. Sie gehören ohne Zweifel zu dem Gediegensten, was die neuere Zeit im Fache der Pastoral hervorgebracht hat. Die Gegenwart mit ihren vielfach verschlungenen Interessen, Anforderungen, Nöthen, Bedürfnissen wird berücksichtigt; Presse, Schule, das mannigfache Wirken der katholischen Charitas, selbst Consumvereine und Darlehenskassen bilden den Gegenstand der Beschlüsse.

Und doch hat diese ausführliche Behandlung des kirchlichen Lebens, welche dem IV. Bande einen so hohen Werth verleiht, in Wirklichkeit der Feier der Concilien geschadet. Sie forderte eine außerordentliche Anstrengung, vor deren öfterer Wiederholung die menschliche Natur sich sträubt. Hätte man sich nach Weise der nordamerikanischen Concilien mit wenigen, leicht ausführbaren Kanones begnügt, so hätte man auch, gleich diesen, den so feierlich ausgesprochenen Entschluß, recht bald wieder zusammenzukommen, ausgeführt. Jetzt aber haben alle Provinzen, zwei ausgenommen, die conciliarische Thätigkeit sistirt. Sicher trug hierzu auch der wiederum mit Napoleon III. anhebende gallicanische Staatsabsolutismus bei. Rheims und Bordeaux setzten indeß die Feier der Synoden fort, und so umschließt der IV. Band auch eine unmittelbar vor dem Vaticanum gehaltene Synode, die sich bereits mit dem allgemeinen Concile beschäftigt hat.

Die Concilien der Gegenwart sind die Frucht der kirchlichen Freiheit; das herrliche Bild, welches der IV. Band uns von dieser Freiheit gibt, wird aber noch ausdrucksvoller durch den Contrast einer unfreien Versammlung, des sogenannten Pariser Nationalconcils. Über den kläglichen Verlauf desselben haben bereits die „Stimmen aus Maria-Laach“ berichtet [1]. Die das Concil betreffenden Documente sind aus der französischen, belgischen, deutschen und italienischen Literatur, sowie aus dem Pariser Nationalarchive sorgfältig in dem IV. Bande zusammengestellt. Auch andere Pariser Archive wurden durchsucht, insbesondere forschte man, da gemäß einem Codex des Nationalarchives die Verbalprozesse dem Pariser Capitel zur Bewahrung übergeben worden, hier nach; doch alles Suchen war vergebens. Die Verbalprozesse des Concils scheinen in dem großen Brande des erzbischöflichen Palais (1831) zu Grunde gegangen zu sein. Übrigens ist dieser Verlust nicht sehr zu beklagen. Alles, was dem Kaiser mißfallen konnte, wurde aus den Verbalprozessen weggelassen. Hier nur ein Beispiel. Auf Anregung des Bischofs Kaspar Maximilian von Droste-Vischering hatte das Concil sich für die Befreiung des Papstes ausgesprochen; ausdrücklich wurde beschlossen, daß dessen im Verbalprozesse Erwähnung geschehen solle. Nichtsdestoweniger unterblieb solches.

Einen wichtigen, bisher unedirten, Verbalprozeß bringt indeß der IV. Band, nämlich den der Conferenz vom 27. Juli. Derselbe zeigt uns, wie solche Actenstücke fabricirt wurden. Der Cultusminister hatte am 27. Juli den Bischöfen das vom Kaiser entworfene Project der zu fassenden Beschlüsse vorgelegt. Einige Hofbischöfe wollten nun freilich sofort unterschreiben. Das rief jedoch die größte Unzufriedenheit hervor. Der Bischof von Casale er-

---

[1] Vgl. diese Monatschrift 1872, III. Bd., S. 485 ff. P. Schneemann, Kirchenrath und Nationalconcil unter Napoleon I.

klärte rundweg, er würde die Unterschrift verweigern, wenn man sie sofort verlange. Der Minister sah sich also genöthigt, den Bischöfen für den folgenden Tag Copien des Projectes zu versprechen, damit sie zu Hause die Sache überlegen könnten. Diesen Vorfall referirt nun der Verbalprozeß mit folgenden Worten: „Eine allgemeine Bewegung von Freude und Ergebenheit, deren Beschreibung unmöglich sein würde, äußerte sich (nach Vorlesung des kaiserlichen Entwurfes) in der Versammlung. Die beiden Minister wurden durch alle Erzbischöfe und Bischöfe gebeten, zu den Stufen des Thrones die Huldigung einer ewigen Dankbarkeit in ihrem und ihrer Kirchen Namen niederzulegen; Erzbischöfe und Bischöfe haben sich in großer Zahl gedrängt, um auf der Stelle ihre Zustimmung zu den (einleitenden) Sätzen und dem Entwurfe des Beschlusses zu geben. Die Cultusminister (von Frankreich und Italien) haben es aber für passender gehalten, jedem eine Copie davon zustellen zu lassen, damit die einzelnen Punkte reiflich überlegt und ein Urtheil darüber mit der vollsten Erkenntniß abgegeben werden könne." Schon in dem Berichte über die folgende Conferenz am 2. August mußte der Minister sich Lügen strafen. Denn anstatt „der Huldigung einer ewigen Dankbarkeit" für den kaiserlichen Vorschlag figurirt hier „eine Note der Bischöfe, die auf Veränderung desselben hinzielt." Und doch waren in dieser Conferenz beim Cardinal Fesch nur einige dem Hofe ergebene Bischöfe versammelt worden. Der Satz, dessen Veränderung diese Bischöfe beantragten, war eine Erklärung, welche der Kaiser dem Concil aufnöthigen wollte, daß nämlich dasselbe competent wäre, sogar trotz des Widerstrebens des Papstes die bisher bestehende Disciplin in Betreff der Besetzung der Bischofsstühle abzuändern. Darauf nämlich lief der zweite der den Entwurf einleitenden Artikel hinaus. Solches war nun sogar jenen Bischöfen der genannten Conferenz zu arg, und deßhalb wagte man auch nicht, diesen Satz dem Concil in der Versammlung vom 5. August vorzulegen. Daß die Conferenz bei Cardinal Fesch selbst die Veranlassung zur Unterdrückung des besagten Artikels 2 gewesen, ist erst jetzt aus der Überschrift und dem Inhalte des dem Nationalarchive entnommenen ministeriellen Berichtes bekannt geworden. Leider war die „auf Veränderung zielende Note der Bischöfe" nicht mehr im Nationalarchive zu finden. Obwohl nun der erwähnte schismatische Satz in der Generalversammlung vom 5. August nicht einmal zur Annahme vorgelegt und viel weniger beschlossen worden war, ging Napoleon mit seinem Staatsrathe von der entgegengesetzten Annahme aus (Col. 1258 c). Dieselbe Meinung wurde von französischen Geschichtsschreibern adoptirt, weßhalb sie auch ausführlich in der Collectio Lacensis (Col. 1240) widerlegt wird.

In Bezug auf die Indices wurde dasselbe Verfahren, wie im I. Bande, beobachtet, jedoch das geographische Register weggelassen, weil es für die Gegenwart von geringem Interesse ist. Die Hauptsorge wurde auf den Real-Inder verwandt. Man wird aus demselben einen Überblick über die Theologie, das kanonische Recht, die Pastoral und Ascese, welche auf den Synoden behandelt wurden, mit Leichtigkeit gewinnen.

Der III. Band der Collectio, welcher nach dem Prospectus sofort in Angriff genommen werden soll, wird alle (c. 40) Concilien aus Nordamerika, Großbritannien, Irland und den britischen Colonien umfassen und, wie der Prospectus hinzufügt, das Leben und Wirken, die Rechtsgestaltung und Organisation der Kirche in den Ländern, wo das Princip der Trennung von Kirche und Staat gilt, zum Ausdruck bringen.

Die conciliarische Thätigkeit ist in der Gegenwart so großartig, wie sie nie gewesen; aber sie kann nicht für die Kirche ihre volle Frucht hervorbringen, wenn sie nicht gehörig erkannt wird. Letzteres ist aber ohne eine Conciliensammlung unmöglich. Diese Wichtigkeit der S a c h e empfiehlt mehr, als alle W o r t e es vermögen, die Collectio Lacensis.

R. Cornely S. J.

Literarisches. Zu den erfreulichen Erscheinungen der Gegenwart gehört ohne Zweifel der unermüdliche Fleiß, mit welchem an dem Gebiet der Presse und speciell der Broschürenliteratur gearbeitet wird, um bei der feindlicherseits stets von Neuem versuchten Ideenverwirrung den Blick des katholischen Volkes klar und ungetrübt zu erhalten. Der enge Raum gestattet uns nur, auf einige wenige der zahlreichen Schriften hinzuweisen.

Zuerst hat der unermüdliche Bolanden wieder eine kleine „Erzählung für das Volk" geliefert, der wir unter den kleinern Schriften des Verfassers fast den Preis zuerkennen möchten. Dieselbe führt den Titel „Die Staatsgefährlichen", und liegt bereits in 10. Auflage vor. In dem Rahmen einer Erzählung führt uns der Verfasser den Geisterkampf und „Machtstreit" vor, in welchem sich das Heidenthum dem Christenthum gleich bei dessen Entstehen entgegengeworfen hat; er hat dabei Gelegenheit, uns manche historisch wahre Ideen und belehrende Parallelen zu bieten. Ganz historisch ist es, wenn der Verfasser den hl. Petrus vor Allem Zeugniß für die Gottheit Christi geben läßt; die Gottheit Christi ist in der That das entscheidende Moment im Kampfe zwischen der weltlichen Macht und der katholischen Kirche. Wir dürfen es jedoch nicht unerwähnt lassen, daß wir den Satz (S. 18): „Nicht Gott wurde getödtet, sondern die menschliche Natur, die er angenommen," lieber in einer anderen Fassung gesehen hätten (etwa: Nicht die Gottheit wurde getödtet, sondern Gott in der menschlichen Natur, die er angenommen). Im letzten Kapitel bringt der Verfasser den sehr treffenden Gedanken zur Darstellung, daß sogar ein Kaiser Nero bereit gewesen wäre, auf dem Boden der modernen Kirchengesetzgebung die katholische Kirche in Staatsschutz zu nehmen.

„Wir kehren" — so sagt Reinhold Baumstark in seiner Broschüre: „Was uns noch retten kann" (Weckstimmen f. d. kath. Volk, Wien, Sartori 1873, IV. Jahrg. 6. Heft) und drückt damit ohne Zweifel die Ueberzeugung aller deutschen Katholiken aus — „wir kehren wenigstens bis zu einem gewissen Grade in die ersten Zeiten des Christenthums zurück. Ich sage dieß nicht in der Absicht, unsere Regierungen mit Nero und Genossen zu vergleichen; es ist nicht meine Aufgabe, Personen zu richten, sie mögen sich vor Gott verantworten. Allein, soviel kann man mit bestem Gewissen sagen: Wie der Staat der heidnischen Götterwelt sich mit furchtbarer Gewalt zur Wehr setzte gegen die Lehre des Evangeliums, daß man Gott mehr gehorchen muß, als den Menschen, in ähnlicher Weise kämpft der durch die Ereignisse der letzten Jahre in seinem Selbstgefühl gesteigerte Staat unserer Zeit gegen den seit zwei Jahrtausenden unveränderlich festgehaltenen, weil von Gott gegebenen Standpunkt der Kirche an. Bei dieser Lage der Dinge" — so fährt Baumstark fort — „und Angesichts der namenlosen Behauptung, daß die verfolgte, überall auf's Äußerste getriebene Kirche sich gar noch ‚Übergriffe in's staatliche Gebiet' erlaubt habe, darf man sich der Überzeugung nicht verschließen, daß, wenn nicht Gott selber es anders fügt, ähnliche Gegensätze und Verfolgungen eintreten können und werden, wie sie in den ersten Jahrhunderten des Christenthums eingetreten sind."

Es ist schon Vieles zur Empfehlung dieser Baumstark'schen „Weckstimme" gesagt worden, aber unseres Erachtens sollte ein Büchlein von so eminenter Bedeutung, wie die Broschüre: „Was uns noch retten kann" zu Millionen Exemplaren im deutschen Volke verbreitet werden. Baumstark geht von der richtigen Überzeugung aus, daß die katholische Kirche in ihrem Kampfe es nicht sowohl mit irdischen Feinden, als mit der Macht der Hölle zu thun hat, und zeigt, wie demgemäß an erster Stelle übernatürliche Mittel müssen angewendet werden. Selten sind so erschütternde Mahnrufe ergangen, selten so ernste, echt katholische Worte gesprochen worden, um zu einer „großartigen Mobilmachung des katholischen Geisteslebens" zu begeistern, wie auf den wenigen Seiten der Broschüre: „Was uns noch retten kann".

Wir möchten auch noch an ein Schriftchen erinnern, dem bis jetzt nicht die gebührende Achtung zu Theil geworden ist; wir meinen: „Neben un-

sers heiligen Vaters Pius IX." Gesammelt und herausgegeben von Dr. Fr. J. Holzwarth. Aachen, Jacoby 1873. Wir haben hier eine Auswahl jener Reden vor uns, die Pius IX. als Gefangener des Vatikans zu den zahlreichen Deputationen sprach, welche zu seinem Troste und ihrer Erbauung den Vatikan betraten. Pius IX. ist der Mann der Vorsehung für unsere Zeit, die von Gott gegebene Stütze der Kirche in den gegenwärtigen schweren Stürmen; da muß einem jeden Katholiken alles willkommen sein, was ihm behülflich ist, sich stets tiefer in die Gesinnungen unseres geliebten heiligen Vaters hineinzuleben. Was wäre dazu mehr förderlich, als die zahlreichen Reden, in denen Pius IX. dem Sinnen und Denken seines Herzens freien Lauf ließ?

Auch in Hinwegräumung der Vorurtheile, welche sich wie Berge zwischen Pius IX. und unsere armen liberalen Zeitgenossen gelegt haben, wird von der populären katholischen Presse Wesentliches geleistet. Wir erinnern da wieder an ein kleines Schriftchen: „Gespräche über den Syllabus." Augsburg, Kranzfelder 1873. Der Syllabus ist ja an erster Stelle die That, welche unsere Zeit dem heiligen Vater nicht verzeihen kann, und leider steht man es auch noch immer in manchen katholischen Kreisen als eine leidige Nothwendigkeit an, den Syllabus mit in den Kauf zu nehmen. Das Alles, weil man denselben nicht kennt. Der Syllabus geht — wie die erwähnte Schrift richtig bemerkt — direct nur die Bischöfe und Priester an, die in ihm die rechten Principien zur Belehrung des Volkes finden. Da er aber einmal zur Frage der Gasse geworden ist, sind die Laien verpflichtet, den rechten Sinn des Syllabus sich durch die Kirche aufschließen zu lassen und sich an die Priester oder die bereits erschienenen Erklärungen zu halten, durch welche jeder wenigstens vor den Lügen und den Verdrehungen der Tagespresse geschützt ist. Von allen frühern Erklärungen des Syllabus haben die „Gespräche" das voraus, daß sie bei gediegener correcter Auffassung allgemeinverständlich, kurz und doch ausreichend den Sinn der Sätze des Syllabus erklären. So ist dieses Schriftchen ganz dazu geeignet, dazu beizutragen, daß endlich einmal anstatt der apathischen Hinnahme des gefürchteten „Syllabus" bei allen Katholiken eine heilige Begeisterung trete für die alten ewig weltrettenden Grundsätze, welche im Syllabus einen zeitgemäßen und darum zeitbewegenden Ausdruck gefunden haben.

Die bodenlose Ignoranz, welche sich in Betreff des Syllabus besonders in den „gebildeten" Gesellschaftsschichten geltend macht, hat einem unserer bedeutendsten deutschen Schriftsteller Stoff zu einer Novelle geboten, welche empfohlen zu werden verdient. Wir meinen „Herr v. Syllabus, Criminal-Novelle aus dem neunzehnten Jahrhundert von Benno Bronner." Mainz, Kirchheim 1873. In dem Herrn Oekonomen, Provinzialrath und Landtags-Abgeordneten, Blasius Scheuermann, dem Helden des Stückes, haben wir das getroffene Conterfey eines echten modernen Culturphilisters, ein Exemplar jener Menschensorte, aus der sich im gegenwärtigen Augenblick der Staatskatholicismus recrutirt. In dem stetig wachsenden Aufschwung der katholischen Volksliteratur und dem stets zunehmenden Interesse, welches man derselben allenthalben entgegenbringt, begrüßen wir eines der vielen Anzeichen, daß mit der Bedrängniß auch der religiöse Geist beim deutschen katholischen Volke im Wachsen begriffen ist. Also muthig vorwärts. „Gott will" — so sprach Pius IX. in der berühmten Rede vom Steinchen und Coloß — „daß man die Landesobrigkeit achte und ihr gehorche, allein er will auch, daß man die Wahrheit sage und den Irrthum bestreite."

T. P.

Miscellen.

Bilder aus dem modernen Culturleben. II. 4. In Europa wird gegenwärtig von den Männern der Macht und des Geldes ein eigenthümlicher Kampf, ein „Kampf um's Dasein" geführt: auf Kosten der Mitmenschen sucht man rasch mächtig und reich zu werden. Damit der liberale Eigennutz von seinen unsaubern Geschäften die öffentliche Aufmerksamkeit ablenke, wird eine Hetzjagd gegen die gläubigen Christen inscenirt. So sehen wir, wie von Jüngern der Freiheit und Humanität die Freiheit und die Menschenrechte Anderer in mannigfacher Hinsicht schnöde verletzt werden. Amerika bietet ähnliche Illustrationen zur modernen Cultur, die nur deshalb frappanter sind, weil sie sich auf dem Gebiete des äußern Lebens, und zwar mit amerikanischer Ungenirtheit offenbaren; wir sprechen von der Behandlung der Indianerstämme. Das nämliche Amerika, welches, wie wir sahen, gegen alle Sorten von Schurken die größte Freundlichkeit bethätigt, übt gegen die Indianerstämme die herzloseste Grausamkeit. In den letzten Jahren war am meisten die Rede von den Apatsches und vor Kurzem bildet ein anderer Stamm, die Moboks, den Gegenstand der Aufmerksamkeit.

Auf den Grenzen von Californien und Oregon sollte den Moboks der vollständige Untergang bereitet werden. Die Truppen waren von der Regierung autorisirt, den ganzen Stamm zu vernichten. Es hätten also, wofern das Programm ausgeführt ward, von den Truppen der Union nicht nur alle waffenfähigen Männer bis auf den letzten gemordet werden sollen, sondern es wäre auch ihr Geschäft, alle Frauen und Kinder ohne Ausnahme abzuschlachten. Die Art und Weise der Ausführung ist noch nicht ganz aufgeklärt. Das gehört zu dem, was die moderne Wissenschaft „Kampf um das Dasein" nennt und billigt. Sehen wir einmal genauer zu, was für eine Bewandtniß es mit diesem Kampfe um's Dasein gegen die Indianer hat. Man hat — so schildert die liberale Zeitschrift „Globus" den Zustand — den Indianern ihren Grund und Boden genommen, und sie in „Reservationen" eingepfercht, d. h. auf ein abgegrenztes Gebiet verwiesen, welches sie nicht verlassen dürfen. Häufig ist dabei auf ihre Bedürfnisse gar keine Rücksicht genommen, und auf manchen Reservationen können sie nicht leben, weil dort die Existenzmittel nicht gegeben sind. Das ihnen aufgezwungene Gebot der Washingtoner Regierung lautet: Wer die Grenzen der Reservation überschreitet, soll ohne Weiteres als geächtet und vogelfrei betrachtet werden; wer einen Indianer, welcher „ausbricht", todtschießt, begeht keinen Mord. Von

Seiten der Weißen sind aber die Reservationen und die Rechte der Indianer auf dieselben nicht beachtet worden. Wenn sie das Land gebrauchen, so verdrängen sie auch dort die Indianer, nehmen in Besitz, was ihnen gefällt, und reizen die Indianer bis zur Verzweiflung. Und dann heißt es: „Seht, mit dem rothhäutigen Ungeziefer ist kein Friede möglich; wir müssen dasselbe im Interesse der Civilisation und des Christenthums (!) ausrotten.“ Im Congreß und bei der Regierung haben die Gauner und Spekulanten, welche so sprechen, ihre Helfershelfer und Fürsprecher; jeder Krieg gegen die Indianer ist sehr kostspielig und wirft den Lieferanten, welche schamlos betrügen, viel Geld ab. Ist es doch jüngst im Congresse nachgewiesen, daß 600,000 Dollars liquidirt wurden gegen einen Stamm der Dakatahs, welcher gar nicht existirt, und die Betrüger hatten obendrein die freche Stirne, noch auf weitere 250,000 Dollars Ansprüche zu erheben für fingirte Lieferungen!

So waren denn auch die Apatsches aus ihren Reservationen ausgebrochen, und durchzogen raubend und mordend wie in einem Wüthen der Verzweiflung weite Strecken von Arizona und Neumexiko. Nun schrieen die Yankees über die Barbarei dieser blutgierigen Rothhäute und forderten die völlige Ausrottung derselben, und bekanntlich hat der Präsident in Washington in seiner Botschaft sich nicht geschämt, dieselbe in Aussicht zu stellen. Auf wen fällt die Schuld! Lediglich auf die Yankees, wie die ehrlichen Amerikaner offen erklären. Indem die Apatsches unter mehreren Führern, von denen Kotschise der mächtigste ist, aus ihren Sitzen aufgebrochen sind, haben sie freilich den ihnen aufgezwungenen Vertrag verletzt; aber sie waren gezwungen; man hatte sie in einer Weise mißhandelt, die in der That zum Himmel schreit. Wenn Kotschise seit nun zwölf Jahren den Yankees feindselig gesinnt ist, so hatte dieser Häuptling dazu vollauf Grund. Es ist erwiesen, daß ein Offizier der Bundestruppen in verrätherischer Weise vier Unterhäuptlinge Kotschise's, welche in friedlicher Gesinnung zu ihm gekommen waren, unter den nichtigsten Vorwänden hängen ließ. Ein Berichterstatter des „New-York Herald“, der offenbar bestrebt ist, die Verhältnisse darzustellen, wie sie wirklich sind, spricht sich folgendermaßen aus: Man hat die Indianer gezwungen, ihre alten Jagdgründe zu verlassen und auf unfruchtbare Reservationen zu gehen, wo sie nicht genug zu essen finden. Sie wollen nicht verhungern und es nicht mit ansehen, daß ihre Kinder Hungers sterben, während doch ganz in der Nähe fruchtbares Land ist, von welchem man sie zwangsweise vertrieb. Als die Apatsches zuerst mit den Amerikanern in Berührung kamen, waren sie deren Freunde. Auf Reservationen gebracht, zeigten sie sich anfangs intelligent, fleißig und machten einige Fortschritte in der Civilisation; daß allmählig eine Sinnesänderung eintreten mußte, zeigen folgende Vorfälle. Der mexikanische Gouverneur in der Sonora bot einem Amerikaner eine Unze Gold für jede einem Apatsche abgezogene Schädelhaut, welche jener ihm einliefern würde. Jener Amerikaner hatte sich das Vertrauen der Indianer zu verschaffen gewußt. Als dieser vermeintliche Freund mit einem Haufen Spießgesellen nun zu den Indianern kam, feierten diese gerade ein Fest und empfingen ihn und seine Genossen

arglos. Aber sofort wurde ein Kartätschenfeuer auf sie, die von einem so scheußlichen Verrathe keine Ahnung hatten, eröffnet. Die, welche nicht niedergestreckt waren, wurden von jenem Amerikaner und dessen weißen Spießgesellen mit Büchsenkugeln todtgeschossen. Dann erst haben die Apatsches Gleiches mit Gleichem vergolten, sie machten jeden Amerikaner nieder, den sie fanden. Wer aber hat diese entsetzliche Barbarei angefangen? — Ein anderesmal täuschte man die Apatsches, indem man ihnen eine weiße Friedensfahne entgegentrug und dann über sie herfiel, um eine Schlächterei anzurichten. Und während man die Männer an Gut und Leben schädigt, mißbraucht man ihre Frauen und Töchter.

Im Jahre 1871 war eine beträchtliche Anzahl Indianer bei dem Camp Grant versammelt. Ihre Absicht war, sich friedlich niederzulassen und sich der Aufsicht der Regierung zu unterwerfen. Als sie ruhig in ihren Zelten lagen, wurden sie bei Nacht von den Weißen überfallen und sogar 118 Indianerfrauen und Kinder wurden ermordet. Selbst Regierungsagenten und Offiziere erklärten laut die Unschuld der armen Indianer. Einige Monate nachher versammelte man eine Anzahl freundlich gesinnter Apatsches, und sofort wurde wieder ein Versuch gemacht, sie alle zu ermorden. Die Apatsches beklagen sich, daß bei dem eben erwähnten Gemetzel beim Cap Grant 27 ihrer Kinder gefangen genommen worden seien, von diesen hat man ihnen nur vier zurückgegeben. Es ist wahrscheinlich, daß die übrigen nach Meriko hineingeschafft und dort verkauft worden sind. Alle Bemühungen der Indianer, wieder zu ihren Kindern zu gelangen, blieben fruchtlos. Die Truppen der Vereinigten Staaten stehen gegenwärtig im Felde gegen einen andern Häuptling der Apatsches, den einäugigen Riley. Dieser hatte vor einiger Zeit eine Unterredung mit dem Obersten Dudley; er sagte diesem, daß er gern mit seinen Leuten auf die Reservation gehen wolle, überall stelle man ihnen nach, die Hasen hätten es viel besser. „Wir leiden Hunger; wir müssen stehlen oder verhungern. Eure Soldaten haben uns von unsern Maisfeldern vertrieben, Wild ist sehr selten und wir wagen uns ohnehin nicht auf die Jagd, weil man uns auflauert. Ihr habt mir vier meiner Kinder todtgeschlagen — dabei stürzten ihm die Thränen aus den Augen — aber ich will doch einen großen dicken Frieden schließen, und einen Felsen auf denselben rollen, und der Friede soll von meiner Seite gehalten werden, bis einmal ein Regenguß den Felsblock wegschwemmt." Oberst Dudley sagt, er sei nun volle siebzehn Jahre auf Dienst in Indianergebieten, aber nie habe er mehr gesunden Menschenverstand bei einem Indianer gefunden, als bei diesem einäugigen Riley. Gegen alle Apatsches, welche ihre Reservationen verlassen haben, wird nun Krieg geführt. Im September 1872 wurden vier Lagerplätze überfallen, 40 Apatsches niedergemacht, viele verwundet, die Frauen und Kinder dießmal nicht ermordet, sondern gefangen genommen. Im Januar 1873 wurde eine Apatschesbande von einer Abtheilung des fünften Reiterregimentes angegriffen und niedergemacht, und gleichzeitig eine andere Bande im Gebirge nahezu aufgerieben. Wir haben uns bei dieser Schilderung etwas länger aufgehalten, weil das Gesagte zur Würdigung der so viel gepriesenen

„Humanität“ der modernen Cultur einen beachtenswerthen Beitrag liefert. Indem die deutsche Zeitschrift „Globus“ auf den Ausrottungskrieg gegen die Indianer zu sprechen kommt, tröstet sie sich einigermaßen über diese Barbarei, indem sie sagt, „daß sie (die Indianer) auf der Welt zu etwas nütze wären, will uns nicht einleuchten.“ Jedenfalls — so will uns bedünken — wäre der Untergang aller jener modernen Culturmenschen, welche bei so unwürdigen Phrasen noch das Wort Humanität heuchlerisch im Munde führen, für die Menschheit noch unendlich weniger zu beklagen, als der Untergang der armen Apatsches. T. P.

Ein häusliches Surrogat für die verpönte Volksmission. So möchte man wohl nicht unpassend das ebenso trostreiche als christlich-ernste Büchlein bezeichnen, welches vor Kurzem in zwei aufeinander folgenden Auflagen in der Jungfermann'schen Buchhandlung zu Paderborn erschienen ist, unter dem Titel: „Aussaat und Ernte, oder Leben und Tod. Ein Büchlein für Alle, die eine selige Sterbestunde zu erlangen wünschen. Von Joseph Haan, Priester der Gesellschaft Jesu.“ In angemessener methodischer Reihenfolge und anziehender Form werden hier dem gläubigen Leser alle jene großen christlichen Wahrheiten zur Beherzigung nahegelegt, welche auch den Hauptgegenstand der Missionsvorträge zu bilden pflegen, und welche unter allen Lebensverhältnissen die allerwesentlichste Geistesnahrung jedes aufrichtigen Christen und zugleich der sichere Leitstern seiner irdischen Pilgerschaft sein müssen. Die ganze Ausführung läßt theologische Gründlichkeit mit warmer, seeleneifriger Glaubensfülle in wohlthuendem Einklange erscheinen. Auch dürften selbst die persönlichen Verhältnisse des Verfassers wohl geeignet sein, die segensreiche Wirksamkeit des Büchleins noch zu unterstützen. Seit mehreren Jahren an's Krankenlager geheftet und nur durch diesen Umstand gehindert, die Verbannung seiner Ordensbrüder zu theilen, hat der seeleneifrige Priester diese Frucht geistiger Thätigkeit gleichsam seinen Schmerzen und dem hinfälligen Körper abzuringen gewußt. Auf diese Weise ward dem Verfasser die zugleich traurige und tröstliche Auszeichnung zu Theil, gewissermaßen als der letzte Missionär seines Ordens in Deutschland thätig zu sein. Möge die eindringliche Predigt von der stillen Kanzel seines Schmerzenlagers herab in weite Kreise Worte des Heiles und des Trostes bringen.

Th. M.

Neue Definition der Kirche. In Folge der neuen preußischen Kirchengesetze, meint die Evangelische Kirchenchronik (1873. S. 6), werden auch die bisher üblichen Definitionen der Kirche geändert werden müssen. Sie schlägt vor, dieselbe künftighin zu definiren als „die nationale, staatlich geprüfte und überwachte Normalerziehungsanstalt für das Volk, zuvörderst zu staatswohlgefälligem Fühlen und Denken, nebenbei zu geistlichen Tugenden und Kenntnissen und zu gottwohlgefälligem Leben.“

Drohende Anzeichen für das Königthum in Europa.

Wir haben in den beiden vorhergegangenen Abhandlungen über „das christliche Königthum" und „das Königthum unter der Herrschaft des Liberalismus" unsere Neigung für einen starken, auf dem Christenthum aufgebauten Königsthron in einer Weise ausgesprochen, daß wir von dem Vorwurfe königsfeindlicher Gesinnung sicher zu sein glauben. Die Karlisten in Spanien, die Miguelisten Portugals, und die französischen Legitimisten sind zugleich erklärte Katholiken; überdieß weiß man es an allen fürstlichen Höfen nur zu gut, daß von den bösen Ultramontanen keine Gefahr für Scepter und Krone droht; eben deßhalb sind sie häufig das Ausgleichungsobjekt gegenüber der drohenden Leidenschaft der Revolution. Wir verhalten uns in den folgenden Zeilen überhaupt nur Bericht erstattend und bemerken, da der Aufsatz wohl erst nach Monaten unter die Presse kommt, daß wir uns auf die Erscheinungen, welche in den ersten fünf Monaten des Jahres 1873 an das Licht der Öffentlichkeit traten, beschränken werden.

Betrachtet man nun ohne Voreingenommenheit die gegenwärtige Lage unseres Erdtheils, so muß man sich gestehen, daß sich überall drohende Anzeichen für das Königthum gehäuft haben, und es fast aussieht, als ob die Prophezeihung des ersten Napoleon (vom Republikanisch- oder Kosakischwerden Europa's binnen fünfzig Jahren) wenigstens in der Sache, wenn auch nicht in dem Zeitmaße, eintreffen müsse. Die Gefahren für die Monarchie lassen sich auf drei Hauptgesichtspunkte zurückführen: 1. die Herrschaft des Liberalismus, 2. den Plan einer Republik der lateinischen Völker, 3. das augenscheinliche Wachsthum der Socialdemokratie.

I. Die Herrschaft des Liberalismus ist in allen europäischen Staaten, höchstens mit Ausnahme von Rußland, zur Thatsache geworden; und so ergibt sich die auffallende Erscheinung, daß sich die Regie-

rungen mit der verhältnißmäßig kleinen Schaar von Hetzern und dem Trosse unzuverlässiger Sklavenseelen aus den verschiedenen Schichten der Bevölkerung verbinden gegen die ungeheure Mehrheit der braven und und königstreuen Bürger, welche von dem Schwindel Nichts wollen und die liberalen Segnungen als Sklavenjoch verabscheuen. Um sich der drängenden rothen Revolution zu erwehren, hat man sich zum Bundesgenossen der blauen gemacht, und in beklagenswerther Kurzsichtigkeit und Energielosigkeit übersehen, daß die Grundsätze der beiden Parteien genau dieselben sind, und der ganze Unterschied nur in der Wahl der Mittel und im Tempo des Vormarsches liegt. Oder tröstet man sich, in einer besseren Zukunft die Geister, die man gerufen, wieder bannen zu können? Dagegen hat der Liberalismus durch seine Schulgesetzgebung von der Dorf- bis zur Hochschule, durch Erkaufung der Presse und durch Beeinflussung der Beamtenwelt längst vorgesorgt. Ist das öffentliche Leben eines Volkes, ja eines ganzen Erdtheils, bis herab zur Familie von dem modernen Geiste angesteckt, so wird die Umkehr zum Besseren entweder ganz unmöglich, oder doch nur unter den schauerlichsten Zuckungen und nach den bittersten Erfahrungen mit schweren Opfern erkauft.

Der politische Grundsatz des Liberalismus ist genau derselbe, wie jener der Revolution und des socialdemokratischen Weltbundes, nämlich die Volkssouveränetät. Diese aber selbst steht in innerem Widerspruche mit dem echten Königthum und macht aus dem Träger der Krone nur den ersten Beamten, einen Mandatar und Diener des Volkes, oder, wenn man lieber will, im besten Falle den erblichen Präsidenten einer Republik. Die Regierung ist monarchisch, die Constitution republikanisch: so hausen in einer und derselben Gesellschaft zwei Bastardformen neben einander, unter dem Vorwande, sich gegenseitig zu äquilibriren und vor Mißbrauch der Gewalt zu bewahren. So bleibt den Regierungen nirgends eine innere Stärke; als Auskunftsmittel dient nunmehr die List und Intrigue, und die Länder seufzen unter dem niedrigen Ehrgeize der Mittelspersonen, während der correlative Begriff des Königthums, der Gehorsam, immer mehr schwindet, somit die Monarchie in den Lüften hängt und wie ein zweiter Antäus besiegbar wird, weil sie der Berührung mit der Erde entrückt ist. Das ist das Ideal der Bourgeoisie, der einzige unaufhörliche Gedanke ihres eifersüchtigen Geistes. Die systematische Revolution ist damit zufrieden und nützt den Zustand für ihren Vortheil aus; denn durch das ewige Emporkommen und

Wiederstürzen der Führer und durch die chaotische Beweglichkeit der Grundsätze nützen sich Menschen und Zustände rasch ab, und bald steht man vor dem gänzlichen Zerfall der gesammten Souveränetät, der Monarchie, ja der gesellschaftlichen Ordnung. Dann spricht der Liberalismus zu seinem Könige, wie Göthe's Prometheus zu Zeus: „Ich — dir dienen?“ Dieß ist das immerwiederholte Non serviam der Revolution, der Stempel ihres satanischen Charakters. — So führt der Liberalismus systematisch zur Republik und in weiterer Entwicklung zur Aufhebung aller geselligen Ordnung. Er mag unterdessen seinen König mit allen Zierathen des erhabenen Amtes umkleiden und ihm überall mit den lautesten Huldigungen loyaler Ergebenheit begegnen, er weiß es wohl, daß nur noch die Würde, nicht mehr die Macht desselben besteht. Er mag jeden vorzeitigen Begriff auf die Krone mit dem Kriminalgerichte bedrohen; aber die innere Logik ist zwingend, und eine geschichtliche Erfahrung belehrt uns, daß falsche Theorieen, welche man ungestört wuchern läßt, sich bis zu ihrer letzten Consequenz im Leben der Völker ausrasen.

Aber selbst diese Volkssouveränetät des Liberalismus ist eine Täuschung und bedeutet streng genommen nur die Herrschaft einer egoistischen und frivolen Bourgeoisie, d. h. jenes Theils der Bevölkerung, welcher dem Königthume in bedenklichen Umständen gar keinen Schutz bietet, weil er immer und überall mit dem Strome schwimmt. Wo aber die Bourgeoisie das Heft in die Hand bekommen hat, da kommen die eigentlichen Stützen der Monarchie, der Klerus, Adel, Handwerker- und Bauernstand, mit jedem Tag mehr um ihren vollberechtigten Einfluß, so daß schließlich nur noch der Industrialismus mit Allem, was drum und dran hängt, und seine Gegenpartei, die Socialdemokratie, als handelnde Kräfte im politischen Leben übrig bleiben, wodurch wiederum das erhabene Königthum zwischen Ambos und Hammer ringt. Hören wir hierüber ein Geständniß des nationalliberalen Prof. Gneist in seinem „Rechtsstaat“ (Germania, 13. Apr. 1873). „Die in der Gesellschaft herrschenden Klassen, sagt der Berliner Hochlehrer, bemächtigen sich des Staatswillens durch die Verfassung, der Ausführung des Staatswillens durch die Verwaltung. Jede Neugestaltung des Güterlebens erzeugt den Streit um Begründung einer neuen Verfassung. Nach jeder Revolution fällt die Staatsgewalt nicht dem Volke, sondern der Gesellschaft zu. Volkssouveränetät bedeutet nur Souveränetät der Gesellschaft, d. h. der in der Gesell-

schaft herrschenden Klassen" — mit anderen Worten: Herrschaft der Bourgeoisie als der höchstberechtigten Klasse, nach deren Willen der König, so lange sie ihn duldet, zu handeln hat. Diese Übermacht der unritterlichsten und ungläubigsten Schicht und aller Jener, welche sich ihr aus Wahlverwandtschaft agglomeriren, ist eine drohende Gefahr für die Krone. Ihr zu Liebe wird in allen liberalisirten Monarchieen unausgesetzt auf Kirche und christliche Erziehung, auf die Reste der alten Stände, kurz auf alles Erhaltende in der menschlichen Gesellschaft hineingehackt, und so die Grundlage des christlichen Königthums untergraben.

Hiermit sind wir bei einem weiteren drohenden Anzeichen für das Scepter angelangt: bei der liberalen Staatstyrannei unter dem Schutzmantel des Königs. Mag der Mißbrauch der Gewalt von einem Regenten oder einer politischen Partei ausgehen, er ist stets gefährlich für die Dynastie. Der eigentliche Großvater der großen französischen Revolution war Ludwig XIV., welcher die unvernünftige und unchristliche Staatsallmacht in seiner absolutistischen Person vereinigte und unter Anderem in seinen Anweisungen an den Dauphin die Worte schrieb: „Alles, was sich im Umfange unserer Staaten befindet, gehört mit dem gleichen Rechtstitel uns, von welcher Beschaffenheit es auch sein mag ... Sie müssen also überzeugt sein, daß die Könige absolute Herren sind und von Natur aus volles und freies Verfügungsrecht über alle Güter haben, die entweder im Besitze der Kirche, oder der Weltleute sind, also dieselben zu jeder Zeit als weise Verwalter, d. h. nach dem allgemeinen Staatsbedürfnisse, gebrauchen können." [1] In diesem Absolutismus kämpfte er gerade gegen

---

[1] Instruction au Dauphin; Oeuvres de Louis XIV, t. II. p. 93 et 121. — Ganz ähnlich sprach sein Minister v. Louvois in seinem politischen Testamente (Testament politique de M. de Louvois, Amsterdam 1749, p. 136): „Sire! Alle Ihre Unterthanen, wer sie auch seien, schulden Ihnen ihre Person, ihre Besitzungen, ihr Blut, ohne daß dieselben ein Recht darauf haben. Und wenn sie Ihnen Alles, was sie haben, opfern, thun sie nur ihre Pflicht und geben eigentlich dem König Nichts, da ihm ja Alles gehört." Siehe Le Play, l'organisation du travail, 3e. éd. Tours 1871; p. 108. — Die große Blüthe Frankreichs in der ersten Regierungsperiode Ludwigs XIV. (1661—1682) ist nicht sein Verdienst gewesen, sondern die Frucht der guten Regierung Ludwigs XIII. (1610—1643), welche während der Minorennität des Nachfolgers (1643—1651) und bis zum Tode Mazarins (1661) erst recht reiften. Die zweite Regierungsperiode Ludwigs XIV. (1682—1715) wird durch eine allseitige religiöse, politische und finanzielle Abnahme des Königreichs gekennzeichnet. Man kann nicht oft genug auf den Irrthum hinweisen, welcher die augenblickliche Blüthe dem eben herrschenden Systeme der Regierung zuschreiben will. Was z. B.

jene Einrichtungen an, welchen Frankreich seine Blüthe und die bourbonische Dynastie den festesten Halt verdankte, erlaubte er sich unberechtigte Eingriffe in die traditionellen Freiheiten der Kirche und noch umfassender in die Rechte des Adels und der Provinzen, bedrückte er das Volk durch übermäßige Lasten, und entmuthigte er jene Factoren der Bevölkerung, welche eben die treueste Stütze des Königthums waren [1]. Wer aber zog den endlichen Nutzen aus der königlichen Gleichmacherei und Centralisation? Die Revolution. Ihr war das Feld durch den königlichsten der Könige vorbereitet; sie brauchte an die Stelle des absoluten bourbonischen Willens nur den viel vernünftiger klingenden Nationalwillen zu setzen, sie brauchte den vor hundert Jahren ausgesprochenen Grundsatz vom kirchlichen und privaten Rechte und Gute nur zu Gunsten der allgemeinen Wohlfahrt anzuwenden: und Alles, was die Männer der Bewegung decretirten, bis herab auf die Beraubung der Kirchen und des Adels, bis zum Verbote des Glaubens an Gott, war nicht nur erklärt, sondern auch gerechtfertigt. Ähnliches scheint aus der liberalen Zwingherrschaft der Gegenwart zu sprossen. Wir maßen uns keine Prophetengabe an; aber bei ruhiger Betrachtung der nationalliberalen Gesetze über Kanzel, Jesuiten und religiöse Orden, über Schule und Ehe, über Verfassung der christlichen Kirche überkommt uns die Furcht, daß all' das nicht den Liberalen zu Gute kommen werde, sondern daß es der socialdemokratischen Gottesgeißel die Wege bahne. Daß aber dann neben vielem Anderen auch mit dem Königthume tabula rasa gemacht wird, müssen wir nicht erst ausdrücklich sagen. Der Absolutismus des liberalisirten Staates führt zur Commune und begräbt die königliche Krone. Denn wenn liberale Abgeordnete absolute Quellen der Gesetzgebung sind, warum sollten es nicht auch socialdemokratische sein?

Oder sehen wir vielleicht bloße Gespenster? Man erinnere sich doch nur an die Ereignisse der ersten Monate von 1873, und man wird gestehen müssen, daß die Zeitbewegung in Siebenmeilenstiefeln zur Repu-

---

Deutschland 1870/71 im Kriege mit Frankreich errang, ist die Frucht der früheren Regierungen; was uns aus der neuesten Zeit soll gezeitigt werden, ist erst nach Jahren abzusehen. Wer den Baum züchtete, nicht wer von ihm die reife Frucht pflückte, hat das Verdienst.

[1] Von dem unsittlichen Beispiele des Hofes, von der Demoralisation der höheren Gesellschaft und der unabweislichen Verringerung ritterlicher Ergebenheit des Adels, Klerus und Volkes an den König schweigen wir absichtlich, obgleich sich viele Parallelen mit der liberalen Parteiwirthschaft böten. Vgl. Le Play, p. 109 seq.

blik hineilt, aber ja nicht zur blauen Lamartine'schen von 1848, sondern zur blutigrothen. Kaum war am 11. Febr. 1873 der spanische Lohnkönig „des Hangens und Bangens in schwebender Pein“ müde geworden und aus dem Lande gereist, in welchem ihm keine Rosen geblüht hatten, so erwachten von allen Seiten laute oder halbverschämte Äußerungen republikanischer Gesinnung. War die Bedingung, welche der ehemalige König von Prim's und Serrano's Gnaden eingegangen hatte, stets echt constitutionell für alle möglichen und unmöglichen Beschlüsse anderer Leute seine Unterschrift zu spendiren, schon an und für sich eine Erniedrigung des menschlichen Gewissens und der königlichen Würde, so bewies vollends seine nothgedrungene Abdankung, wessen sich ein König in den Händen der liberalen Partei zu versehen habe. Während die factische Regierung zu Madrid in wenigen mühelosen Schritten bei der Commune anlangte, erhielt Amedeo in seiner Heimath Ovationen, welche nicht dem Prinzen aus dem Hause Carignan, sondern dem freiwillig abgedankten Monarchen und der Adresse seines königlichen Vaters galten. Das große Räthsel schien gelöst, wie der republikanische Völkerfrühling anbrechen könne, ohne daß man die Unthat an Ludwig XVI. erneuere: die Könige sollen, wie Amedeo, einen letzten Akt königlicher Großmuth üben, und ihre Völker befreien durch freiwillige Abdankung; für den standesgemäßen Unterhalt wolle man doch ja ganz gewiß Sorge tragen und an der Bürgerkrone werde es vollends nicht fehlen. — Wenige Tage nachher erfolgte vom jenseitigen Gestade des atlantischen Oceans ein zweiter Vorstoß zu Gunsten der Republik. Die Botschaft des Präsidenten Grant vom 4. März 1873 enthielt als drittes Alinea den vielsagenden Satz: „Meine feste Überzeugung ist es, daß die civilisirte Welt dem Republikanismus oder besser einer Volksregierung durch vom Volke gewählte Vertreter zustrebt, und daß unsere große Republik dazu bestimmt ist, allen anderen als Leitstern zu dienen. Unter unserer Republik unterhalten wir eine kleinere Armee, als je irgend eine europäische Macht von einiger Bedeutung und eine geringere Marine, als fünf von jenen Mächten“ [1]. Konnte man nun dem Präsidenten einer Republik den ersten Satz, welcher von republikanischen Gelüsten der civilisirten Völker

[1] Nach dem französischen Texte in der Indépendance Belge, 21. März 1873. — Über die Purzelbäume der liberalen Presse bei dieser Gelegenheit machte sich die Germania vom 1. April 1873 mit Recht lustig. Es ist eben nicht leicht, gegen das eigene Herz zu sprechen.

handelt, noch zur Noth nachsehen, so ist es ganz anders mit dem zweiten, worin er dem nordamerikanischen Sternenbanner dabei die Führerrolle zuspricht, und mit dem dritten, wo er die Kostspieligkeit der militaristischen Monarchieen hervorhebt mit dem Nebengedanken: „Wozu denn diese Geldverschwendung?“ Und dennoch hörte man Nichts, daß die bei den europäischen Höfen beglaubigten Diplomaten der Union zu besonderen Erklärungen oder Milderungen der Worte des Präsidenten veranlaßt worden wären. Sollten vielleicht liberale Ministerien es nicht für der Mühe werth gehalten haben? Dieses wäre ein überaus gefährliches Zeichen.

Als ob es mit der gewichtigen Stimme aus Nordamerika noch nicht genug des Guten gewesen wäre, sprach am 28. April der erste Minister des habsburgischen Reiches, Graf Andrassy, in der Sitzung der Reichsrathsdelegation den folgenden Grundsatz aus: „Unser Standpunkt ist, und zwar vollkommen selbstständig, der gewesen: daß wir das Recht jeder Nation, also auch der spanischen, sich frei ihre Regierungsform zu geben, anerkennen; daß wir aber, um diese Anerkennung formell vollziehen zu können, abwarten müssen, bis in einem unzweifelhaften, den Willen der Nation repräsentirenden Akt das Factum vor uns steht.“ Wir begreifen nicht, wie sich dieser feierlich ausgesprochene staatsrechtliche Grundsatz mit der Legitimität und dem Königthume vereinbaren läßt. Demnach wäre eine Dynastie nur darum und nur so lange berechtigt, weil und wie lange sie von der „Nation“ zugelassen wird [1].

---

[1] Dazu bemerkt der Pesther „Katholik“: „Der 14. April 1849, an welchem in Debreczin die Dynastie Habsburg-Lothringen der ungarischen Krone für ewige Zeiten verlustig erklärt wurde, hat verflossenen Montag aus dem Munde des ersten Ministers derselben Dynastie seine Sanction und officielle Rechtfertigung gefunden. Im Geiste sehen wir den alten Agitator (Kossuth) dort in Turin, wie er bei Lesung der Rede Andrassy's satyrisch vor sich hinlächelt, wie er verständnißinnig zunickt den Worten seines ehemaligen Schülers, der jetzt, nach 25 Jahren und von oben herab, der That des Meisters die sittliche und völkerrechtliche Weihe ertheilt. „Wir erkennen jeder Nation das Recht zu, sich frei ihre Regierungsform zu wählen“ — lautet das vor aller Welt abgelegte Geständniß des Grafen Andrassy. Vortrefflich! — wenn es also dem ungarischen Reichstage oder Wiener Reichsrathe heute einfallen würde, die Scenen und Beschlüsse von Anno 1849 zu copiren, so ließe sich nach der Meinung Andrassy's dagegen gar nichts einwenden und Se. Majestät Kaiser und König Franz Joseph hätte nichts anderes zu thun, als sich in das Unvermeidliche zu fügen, dem Wunsche der Nation „nach einer anderen Regierungsform“ widerstandslos Folge zu leisten und aus der Ferne bitter-ernste,

In solchem antimonarchischen Sinne wird nicht bloß gesprochen, sondern auch gehandelt. Das Herrenhaus zu Wien ist seit mehr als sechs Jahren in die liberale Strömung hineingeleitet worden; und nun ist seit wenigen Monaten ganz das Gleiche mit dem durch seinen königstreuen und conservativen Geist berühmten Herrenhaus in Berlin geschehen. Die zwei getreuesten und einflußreichsten Stützen des Königthums sind der Klerus und der Adel; ersterer aber muß vor dem officiellen Staats-Atheismus, der letztere vor den neuen Größen des Industrialismus und der hohen Finanz die Flagge streichen; was nicht als nutzlos oder gar gefährlich auf den Strand will geworfen werden, muß mit dem liberalen Strome schwimmen; dieser selbst aber trägt nicht die königliche Färbung. So ist es kein Wunder, wenn die monarchische Gesinnung zusehends abnimmt, die republikanische dagegen an Umfang und Kraft gewinnt [1]. Hält man nun diese Erscheinung mit dem „Cul-

---

aber dann fruchtlose Betrachtungen anzustellen über die logischen Folgen der Erklärungen seiner einstigen Minister! Fürwahr, es ist weit gekommen! Die Doctrinen revolutionärer Clubs und demagogischen Straßenpöbels, sie sind hoffähig geworden. Das legitime Princip wird als Humbug, das unverjährliche Erbrecht der Krone wird als Hirngespinnst, das Königthum von Gottes Gnaden als leere, einfältige Fiction erklärt, welcher der Wille des „souveränen Volkes" jeden Moment ein Ende machen kann. Armes Österreich! Immer tiefer wirst du in das Irrgewebe revolutionärer Theorieen und widerrechtlichen Praktiken verwickelt. Österreich, das einst als unerschütterliche Burg der Grundwahrheiten der Religion, des Rechtes und aller politischen Ordnung galt, ist heute durch die Experimente seiner Staatskünstler auf das Niveau catilinarischer Staatsexistenzen herabgesunken, die sich bloß durch so und so viele Bajonnete, durch Opportunitätsgründe und das Belieben ihrer Nachbarn aufrecht zu erhalten vermögen. Ungescheut und straflos kann der erste Rathgeber der Krone Grundsätze verkünden, wie sie Napoleon III. und nach ihm alle Stimmführer der Internationale und Commune proclamirten. Das Resultat solch' verhängnißvollen Treibens kann weder zweifelhaft sein, noch ausbleiben. Der gegenwärtige Ministerpräsident Österreich-Ungarns aber hat endlich durch offenkundige That bewiesen, daß er wirklich bloß der Sohn seiner Thaten ist, was wir freilich niemals bezweifelten."

[1] Das „Märk. Kirchenbl." schreibt vom 9. März 1873: Wie behert erscheint Europa durch das Wort „Republik". Eine Zauberformel ist es geworden, womit sich Alle das Glück auf Erden sichern wollen, die lediglich den Himmel diesseits suchen. Erst waren nur die Zöglinge höherer Bildungsanstalten durchweg mit einer gewissen Sympathie für Brutus und mit Abneigung wider Cäsar herangezogen worden. Durch die Arbeiterbildungsanstalten ist zunächst das Interesse für die Republik Amerika's gepflegt worden und mit Erfolg besonders durch fleißigen Hinweis darauf, wie dort ein Schneider schon Präsident geworden sei. Schließlich hat die Betonung des Wortes „national" eine Volksanschauung von einer neuen politischen Ordnung gebracht, wobei vom Vorhandensein der Fürsten ganz abgesehen wird. Kurz, bei der socialen Frage hat man immer gefragt und nie eine Antwort gegeben, bis man jetzt deutlich

turgedanken" von Volkssouveränetät zusammen, so liegt die practische Folgerung am Tage, um so mehr, als man vielfach in den maßgebenden Kreisen kaum noch den Muth hat, offen die monarchischen Principien zu bekennen. Ein halbverschämtes Republikanerthum wird mehr und mehr zum guten Ton, und Leute, welche auf die Festung gehören, gelangen auf den curulischen Stuhl, von welchem die Königstreuen haben aufstehen müssen. Wie lange wird man noch dem Wahne huldigen, daß man die Revolution durch Zugeständnisse gewinnen, regeln und unschädlich machen könne?

II. Die Republik der lateinischen Völker ist die zweite Hauptgefahr für die Monarchie in Europa.

Infolge der liberalen Theorieen sind bereits Frankreich und Spanien, zwei im Grunde durchaus monarchische Länder, thatsächlich der Republik verfallen. Der Umstand, daß die beiderseitigen Regierungen bloß auf einer Minderheit der Bevölkerung beruhen, beweist, mit welcher Hinterlist und Gewaltthätigkeit die Träger der modernen Ideen dort wie überall zu Werke gehen, damit ihnen die brutale Kopfzahl, sonst ihr Palladium, im gegebenen Falle keinen Schaden thue. Die Weltverschwörung will aus Frankreich, Spanien, Portugal und Italien Republiken machen, welche sich unter einander zu einer lateinischen Föderativ-

herausfühlt: Diese Antwort liegt darin, daß die Nationen sich Republiken einrichten. Daß Frankreich Milliarden bezahlt, wird als Frucht seiner Republik gepriesen. Nun feiert man die Republik in Spanien. Nach solchem Vorbilde soll es in Italien und weiterhin vorgehen. Man möchte sogar gefeierte Personen als Gönner solchen „Fortschritts" ausstaffiren, um das Volk leichter einzurichten in den Dienst der Losung, welche seit 1851 von der Revolutionspartei dahin ausgegeben wurde: „nur über die Sclaven der Tyrannen (über die gläubige Geistlichkeit) hinweg — kommen wir an die Throne der Tyrannen!" Fabelte man doch alsbald sogar in der „Köln. Ztg.", daß die Anerkennung der spanischen Republik von Seiten der deutschen Regierungen beschlossene Sache sei, und andere „liberale" Blätter meldeten, „man wisse in Madrid, daß unter allen europäischen Cabineten das Berliner die Nachricht von der Proclamirung der Republik am cordialsten entgegengenommen habe. Der Fürst v. Bismarck habe dem spanischen Gesandten, welcher ihm die Mittheilung von diesem Resultat der Krisis machte, mit einer gewissen Lebhaftigkeit bemerkt, er halte diese Lösung für die einzig logische und mögliche, „da sie einer Revolution in den Straßen vorgebeugt habe", und was man Alles erfindet, nur ringsum die Luft dem Volke mit dem Miasma der Republikaner zu tränken! Die Social-Demokratie besorgt die Verwirrung der Gemüther in dieser Richtung in einer so unbefangenen Weise weiter, als ständen ihre Führer in gewissem Solde! Wer sehen will, der sieht absonderliche Wühlereien, wie gegen den Altar, so gegen den Thron! Denn ein Brechen der Stützen des Thrones liegt doch im Bekämpfen des gläubigen Christenthums. Wer die Stützen des Thrones gefährdet — will der den Thron gesichert wissen?! Nur aufgepaßt!"

republik nach dem Muster der Vereinigten Staaten Nordamerika's zusammenthun und an der Schweiz eine gleichartige Bundesgenossin vorfinden. Man glaubt, dem Ziele nicht mehr allzu fern zu sein. Wäre nur erst in Madrid irgend welche staatliche Ordnung in ihren rohesten Grundzügen wieder eingeführt, so hofft man das benachbarte Portugal, das von den liberalen Parteien längst unterwühlt und entkräftet ist, in wenigen Wochen in die Bewegung zur Freiheit ziehen zu können. Italien aber könnte auf die Dauer nicht widerstehen; der Stern der Dynastie Carignan ist erbleicht, und die Republikaner dortzuland erheben in lärmenden Demonstrationen frech das Haupt, um im Namen des Nationalwillens vom Könige dasjenige zu verlangen, was er selbst zufolge dem nämlichen Grundsatze an sechs anderen Regenten gethan hat. Mit Ausnahme der unwürdigen und verrotteten Consorteria hat die Monarchie Italiens nirgends einen Halt im Volke, nirgends irgend eine Hochachtung zu erwarten; von ritterlicher Hingabe an sie kann vollends keine Rede sein. Schon in den ersten Tagen des Jahres 1873 bildete die Civilliste und die Schatulle, worin der König sein Geld haben sollte, den Gegenstand des widerlichsten Zeitungsklatsches durch mehrere Wochen. Dazu kam um dieselbe Zeit in der Kammer und Presse der gellende Schrei wegen Steuerüberbürdung und Härte in der Eintreibung („Fiskalismus"), welcher in dem reißend schnell verarmenden Lande ein lautes Echo fand. Da trifft die Hiobspost Amedeo's vom 11. Februar aus Madrid ein, für den Vater ein viel herberer Schlag, als für den Sohn, welch' letzterem der Senat am 14. desselben Monats die folgenden Resolutionen widmet: „Der Senat ist voll Theilnahme über die Nachricht von der Abdankung des Königs Amedeo, und macht sich zum Dolmetsch des nationalen Gefühls, indem er dem Prinzen seine Bewunderung ausspricht über dessen würdiges und freimüthig-constitutionelles Benehmen, und indem er ihm versichert, daß der Prinz bei der Rückkehr in sein Vaterland, das ihn mit Bedauern scheiden sah, die Gefühle von Zuneigung und Hingabe wiederfinden wird, welche ihn überallhin begleitet haben." So sprach das Herrenhaus in einem angeblich monarchischen Staate! Von nun an regnete es in der Halbinsel republikanische Kundgebungen, gegen welche die Regierung Nichts oder fast Nichts thun wollte, vielleicht Nichts thun konnte. Was Figueras vor den Cortes zu Madrid noch im Februar gesagt hatte: „Die spanische Republik wird bald von andern lateinischen Republiken begrüßt werden",

wollte man mit Gewalt zur Wahrheit machen. Figueras und Castelar wechselten mit Garibaldi und Gambetta heiße Grüße an die lateinische Universalrepublik; der römische Carnevalsaufzug, zu welchem der König 3000 Lire gegeben und sich als Zuschauer eingestellt hatte (24. Febr.), war eine Satyre auf das Königthum und eine Kundgebung für die Republik. Ähnliche, aber ernstere Kundgebungen im nämlichen Sinne fürchtete man um dieselbe Zeit in Mailand, Neapel und auf Sicilien, während man in den römischen Salons von der Republik als unmittelbar bevorstehend sprach. Die damals gebildete Associazione progressista, an deren Spitze U. Rattazzi, Crispi und Andere von der äußersten Linken standen, sollte offenbar für die neue Ära die nöthigen Intelligenzen in Bereitschaft halten, ein Ministerium Cairoli die Rolle des spanischen Zorilla spielen. Auch der gecke Ziegeninsulaner erließ unter anderem ein Cabinetsschreiben an das „Movimento" von Genua unter dem 26. Februar 1873 (abgedruckt im Diritto n. 63, vom 4. März): Die Zeit der constitutionellen Monarchie sei vorüber, der Triumph des socialdemokratischen Freistaats gesichert; nur sollten die Freunde, besonders die jüngeren, nicht durch unzeitige Kundgebungen und am wenigsten durch verfrühte bewaffnete Erhebungen, welche herzlos würden niedergeschlagen werden, der Sache schaden und nutzlos Ströme Blutes vergießen. Wie in Frankreich und Spanien die Monarchie von selbst gefallen sei, so werde es auch in Italien gehen, weil auch hier dieselbe Eigensucht und Corruption bestehe. Dann fährt er wörtlich fort: „Laßt also den Lanza's, Sella's, Minghetti's die Sorge, die Dynastie zu begraben. Die menschliche Gesellschaft erkennt nachgerade die Republik als die einzige geordnete Regierung, als die einzig mögliche und ehrende; denn in sich betrachtet ist sie wesentlich die Regierung der ehrlichen Leute; die Monarchieen dagegen corrumpiren die eine Hälfte des Landes, um so die andere Hälfte auf die Folter zu spannen. Sie nehmen der einen Hälfte die Söhne und das Vermögen, um die andere Hälfte in Genüssen feist zu machen. Das kann nicht andauern, und im günstigen Augenblicke werden die Völker solche anormale und ungeheuerliche Systeme niederwerfen." Gegen solche und noch ärgere Ausbrüche in der Presse wagte der Generalstaatsanwalt Ghiglieri zu Rom nicht einzuschreiten. Wieder wurden, wie früher so oft, im Stillen Freiwillige geworben, angeblich um den spanischen Brüdern zu helfen, später aber beordert, im Lande, wo es nächstens zu thun geben werde, zu bleiben. Wirklich brachen verfrühte Schilderhebungen bereits im März in Modena

und Calabrien aus; deßhalb wurde der alte Bandenführer der Regierung, Luigi Castellazzo, welcher seit anderthalb Jahren nicht mehr an der früheren Leine gehen will, in der Residenzstadt der Habsburg-Este gefangen gesetzt. Auch in Rom wurden bei jeder nur irgend erheblichen Veranlassung Aufläufe inscenirt, wohl in derselben Absicht, wie der alte Marius seine Legionen täglich am Lager der Cimbern und Teutonen vorüberführte, nämlich um die Massen an den furchtlosen Anblick der bewaffneten Macht zu gewöhnen und so den endlichen Schlag vorzubereiten. Der römische Auflauf vom 11. Mai, der sich 3000 und später 5000 Köpfe stark von Monte Citorio nach dem päpstlichen Quirinal, wo Viktor Emmanuel sich einquartiert, bewegte und mit Hochrufen auf die Republik und Garibaldi den königlichen Ohren die aspirazioni nazionali zutrug, konnte nur durch wiederholte Gewehrsalven von der Tagesordnung abgesetzt werden. Bald darauf wurde die römische Garnison um mehr als zehn Bataillone verstärkt; Beweis genug, daß man die Bewegung nicht für verachtenswerth hält.

Kurz, der Plan einer lateinischen Universalrepublik besteht und kann ohne allzu große Mühe in einem günstigen Augenblicke in die That umgesetzt werden. Nur zwei Mächte stehen ihm im Wege. Die erste sind die Karlisten Spaniens, die eigentlichen Vertreter des edlen kernkatholischen Volkes, welche ihren Kampf mit ganzen 120 Steinschloßgewehren begonnen hatten und nun als achtunggebietende, siegreiche Armee sich dem diabolischen Umsturze in den Weg stellen. Alle Parteien der Ordnung und der Gesetzlichkeit sollten diesen Vorkämpfern der Legitimität Sympathie entgegenbringen; allein der Instinkt des Bösen, welcher in der blauen und rothen Revolution steckt, läßt Solches nicht zu, und der Liberalismus bebt vor dem Gedanken, daß sich möglicher Weise im Südwesten des Erdtheils wieder ein christlicher, d. h. katholischer Staat erheben möchte. Das zweite Hemmniß des lateinischen Freistaats ist die glückliche Umwandlung in Frankreich, welche am Feste Mariä-Hilf den Balancier Thiers, der zugleich ein hoher Würdenträger der Freimaurerei ist, endlich beseitigte und einen aufrichtigen Militär an die Spitze der provisorischen Regierung stellte. Aber wer bürgt bei unseren zerfahrenen Zuständen auch nur Eine Woche lang für die Zukunft?

Dieser Anschlag zur Stiftung der lateinischen Universalrepublik ist wesentlich propagandistischer Natur und soll ebensogut bei den germanischen und slavischen Völkern seiner Zeit verwirklicht werden,

bis ganz Europa einen Freistaatenbund nach dem Muster der nordamerikanischen Union bildet. Es läßt sich nun nicht läugnen, daß bei der Entmuthigung und künstlichen Außercurssetzung der conservativen und einzig monarchischen Parteien und bei dem hohen Schutze, welcher dem Liberalismus überall zu Theil wird, die Gefahr mit jedem Tage wächst, und der Zauber des republikanischen Bürgerthums die Gemüther immer mehr bethört. Ja wir können dreist behaupten, daß diese Bewegung in allen europäischen Staaten viele und warme Parteigänger zählt. Von jenseits des Oceans drückt der immer mehr steigende Einfluß der nordamerikanischen Ideen herüber. Selbst das loyale England muß sehen, daß die antimonarchischen Bestrebungen des Agitators Dilke durchaus nicht wirkungslos sind; an der republikanischen Kundgebung zu Sheffield (19. Juni 1872) betheiligten sich gegen 25,000 Personen; bei der Conferenz der Vereine zur Abschaffung der Monarchie, welche am 11. Mai 1873 zu Birmingham eröffnet wurde, erschienen die Abgeordneten von fünfzig Städten und entschieden sich für die föderale Republik. Der Geist der zweiten Kammer zu Stockholm und das Folkething zu Kopenhagen scheint nicht allzu royalistisch zu sein. Die drei nordischen Reiche, Deutschland, Österreich und Rußland haben mehr republikanische Elemente, als ihnen lieb ist; die in den beiden ersteren überwuchernde liberale Partei, die Loge, deren Grundprincipien gegen Thron und Altar gerichtet sind [1], so manche Akte der Gesetzgebung, die socialdemokratische Bewegung sind eine breite Brücke hinüber zu demjenigen, was im Westen und Süden geplant wird. Um sich eine Vorstellung von den Fortschritten der Revolution zu machen, erinnere man sich nur an die Ereignisse von 1848. Als damals der Papst aus Rom hatte fliehen müssen, erhoben sich Frankreich, Österreich, Neapel und Spanien unter beinahe allgemeinem Beifalle gegen die Rothen; als er im Jahre 1870 wiederum Rom verloren hatte, brachte man es nicht einmal zu einem wohlfeilen diplomatischen Bedauern. Ist man aber machtlos zu Gunsten des legitimsten, ältesten und väterlichsten Thrones, so ist man es doppelt, wenn einmal Andere von den Thronen gestoßen werden. Die Macht der Empörung ist so schrecklich geworden, daß man lieber Arm in Arm mit ihr gehen, als ihr die Zähne zeigen will. Es ist nicht zu bemessen, wie viel das Königthum im Allgemeinen durch den

---

[1] Siehe: Der stille Krieg der Freimaurerei gegen Thron und Altar. Aus Documenten. Freiburg, Herder, 1873. Besonders S. 77—134.

Sturz Roms verloren hat und täglich durch die Feigheit im Guten verliert.

III. Die Socialdemokratie ist die dritte Hauptgefahr des Königthums.

Der sogenannte moderne Geist hat unser ganzes sociales Elend auf dem Gewissen, will auch von Milderung desselben nichts hören, und während er die redlichen Männer als geheime Verbündete der Weltverschwörung anschwärzt, sucht er selbst die brennendste Frage der Gegenwart höchstens mit Polizeisäbeln und Kartätschen zu lösen, d. h. das Gift in Mark und Bein der Gesellschaft hineinzutreiben, so daß es zur unheilbaren Krankheit wird. Gleich bei seinem ersten Auftreten zerschlug der Liberalismus die ganze organische Gliederung der menschlichen Gesellschaft, insbesondere die wirthschaftliche Verfassung der Arbeit, und nannte das die Wiederherstellung der natürlichen Ordnung (le gouvernement de la nature, Physiokratie); die zünftige Organisation der Arbeit, zugleich eine Grundbedingung der Civilisation, galt ihm als Unnatur, die vollkommene Isolirung des Arbeiters als Natur [1]. Dieses System wurde im Großen wie im Kleinen durchgeführt: im Staate durch Aufhebung der geschichtlichen Provinzen und Provinzialrechte, und durch Einführung der strammsten Centralisation; in der Volksvertretung und Gesellschaftseintheilung durch Ignorirung der natürlichen Stände und durch die Herrschaft der Kopfzahl; in der Gemeinde durch Freizügigkeit und bureaukratische Bevormundung; in dem Gewerbswesen durch Verdrängung der Zünfte und durch Einführung schrankenloser Gewerbefreiheit; im idealen Leben der Völker durch Befehdung der Kirche und Anbetung des goldenen Kalbs der Industrie; in der Familie durch Civilehe, Lösbarkeit des Ehebandes, Beschränkung des väterlichen Testirrechtes und Schulzwang. So gelangte man zur Zerbröckelung der Gesellschaft, der sogenannten Atomisirung. Folgerichtig war der aus allem Verbande gerissene Arbeiter als auf sich selbst gestelltes Individuum einem anderen Individuum, dem Großindustriellen, anheimgegeben. Dieses zweite Einzelwesen aber stellte mit seinen Capitalien, seinen Gebäuden und Maschinen, seiner Unzahl von Arbeitern und seiner socialen Stellung ein überaus beträchtliches Collectivum vor, besonders, wo noch, zum Hohne auf die individuelle

---

[1] Le Play, l'organisation du travail, 3e éd. Tours 1871, p. 23 et ailleurs. W. E. v. Ketteler, die Katholiken im deutschen Reiche, Mainz 1873. S. 80 ff.

Freiheit des Liberalismus, das Wahlrecht auf dem Census aufgebaut war. Die Zahl der Arbeiter wuchs fabelhaft, das Kleingewerbe zerfiel; das Loos des Mannes der Arbeit erschien hart und rechtlos. Da wurde die Arbeiterwelt sich bewußt, daß sie in der bisherigen Isolirung erdrückt, dagegen, in Bataillone organisirt, eine achtunggebietende Macht würde. So ward die Socialdemokratie geboren und zum Schrecken der modernen Gesellschaft überaus groß. Sie ist insbesondere eine Hauptgefahr für die Monarchie, da sie dem Ideale der socialdemokratischen Republik mit dem Fanatismus des Islam nachjagt.

Nach dem Congresse der Internationale im Haag (Sept. 72) hatte der Liberalismus sich einer vorschnellen Freude über den Zerfall des Weltbundes hingegeben. Wir hatten unmittelbar darauf das gerade Gegentheil dieser rosigen Hoffnungen in Aussicht gestellt[1] und die späteren Ereignisse haben uns nicht Lügen gestraft. Die Socialdemokratie hat an Zahl und Macht zugenommen. Indem sie die Internationalität nicht mehr nach außen urgirte und ihren Schlachtruf: „Keine Grenzpfähle mehr!“ im Herzen verschloß, hat sie sich den Kampf ungewöhnlich erleichtert und den hochgehenden Patriotismus für ihre Zwecke theilweise sogar dienstbar gemacht. Die bodenlose Corruption so vieler Helden der herrschenden Gesellschaftsklasse hat das Geschäft noch mehr erleichtert; diejenigen Mächte aber, welche den Sturm beschwören könnten, sind nahezu ganz matt gesetzt. In unermeßlicher Verblendung hat man besonders in Deutschland seit zwei Jahren Dinge gethan, welche weniger der Kirche schadeten, als den Grundsätzen des socialen Umsturzes die Wege bahnten und dem monarchischen Princip einen unbezahlbaren Verlust eintrugen, so daß vielen Zeitgenossen die Rückerinnerung an den Friedländer des dreißigjährigen Krieges als einzig mögliche Erklärung einfiel.

Auf der anderen Seite geschieht nichts und wieder nichts zur gegesetzlichen Regelung und zum Schutze der Arbeit und des Kleingewerbs. Unterdessen sucht der Börsen- und Gewerbsindustrialismus immer mehr den Nationalreichthum in wenigen, und nicht immer den saubersten, Händen anzuhäufen. Sollte je auf den Wiener Börsenkrach, welcher nur Einleitung zu sein schien, der eigentliche große „Krach“, welcher beim Schwindel nicht ausbleiben kann, zu ungelegener Zeit erfolgen, so kann kein Sterblicher die Tragweite der Katastrophe bemessen. Die

[1] Vgl. diese Monatschrift 1872. III. S. 371 f.

Socialdemokratie wenigstens träumt von nahen Triumphen und spricht in ihren Blättern immer zuversichtlicher. Sollte sie sich nicht täuschen, dann wäre die Monarchie vorderhand in Europa begraben.

Einer der besten Kenner socialer Verhältnisse, der Franzose Le Play (Organisation du travail, p. 189), sagt mit Recht, daß das gesellschaftliche Wohl der Menschheit auf den drei Grundsäulen beruhe: Hochachtung vor Gott und seiner Offenbarung, vor der väterlichen Gewalt und vor der Herzensunschuld [1]. Wo dieselben untergraben werden, da tritt jene verhängnißvolle Zersetzung der Societät ein, welche wir in allen liberalisirten Staaten wahrnehmen, und welche der Socialdemokratie die Bahn ebnet [2]. Der Protestantismus, der mit seinem Princip der freien Forschung und mit seiner Auflehnung gegen die kirchliche Auctorität nur der theologische Vater des politischen Liberalismus war [3], hat wenig Kraft zur Wiederverjüngung nieder=

---

[1] Zum Verständnisse dieses dritten socialen Elements möge es mir erlaubt sein, die folgenden allerdings lebhaften Worte des Alex. Dumas, Sohn (Théâtre complet, Paris 1868, I., p. 46) anzuführen: „Wenn eines Tages die Gesellschaft erklären wird, daß die Ehre einer Frauensperson und das Leben eines Kindes ebensogut Werthe sind, als ein Dutzend silberner Bestecke oder eine Goldrolle, so werden die Leute wohl nach ihnen hinter dem Schaufenster sehen, aber sie nicht zu stehlen wagen; es wird ihnen der Gedanke kommen, dieß zu erwerben, aber nicht zu nehmen. Statt die Töchter zu entehren, wird man sie heirathen; statt Opfer, werden sie Gattinnen werden. Aus der leichtfertigen Gefälligkeit der Gesetze entstehen leichtsinnige Sitten. Wie konntet Ihr zwischen den materiellen Gütern und der Ehre eurer Töchter, Schwestern und Frauen einen so großen Unterschied zum Nachtheile der Letzteren einführen! Ihr seid entweder blind, oder schlecht, oder närrisch. Findet Mittel zur Abhilfe, aber schnell! Denn das Haus brennt.“ — Die sittliche Fäulniß nimmt arg zu. Im Jahre 1872 sind 34,500 alleinstehende Frauen und Mädchen nach Berlin zugezogen. Lieb' Vaterland konnte ruhig sein, denn in Frauenklöster sind sie nicht eingetreten.

[2] Der Berliner „Neue Socialdemokrat“ (1873, Nr. 51) zieht gegen das Triumvirat „Pfaffenthum, Säbel und Geldsack“ zu Felde und sagt unter Anderem: „Vor Allem ist es das Pfaffenthum, welches die Menschheit unfähig macht, revolutionäre Ideen aufzusaugen; das Pfaffenthum erstickt mit furchtbarer Raffinerie die angeborene Wißbegierde der Jugend im Keime; das Pfaffenthum beraubt den Menschen seiner Denkkraft..; das Pfaffenthum weist die arme ausgebeutete Masse auf ein besseres Jenseits hin, damit sie geduldig alle Unterdrückung im Diesseits erträgt.“ — Discite justitiam moniti et non temnere divos.

[3] Daß die liberalen und Revolutionsprincipien vom Protestantismus abzuleiten sind, wird auch von Protestanten erkannt; z. B. Wolfgang Menzel und H. Leo (Universalgesch. IV., S. 153). Vgl. Mazas, Gesch. der französischen Revolution, deutsch von Scherer, Regensburg 1842, I., S. 115 und 201; Polignac, histor.-polit. und moral. Studien, deutsch Regensburg 1846, I. S. 75.

gegangener Völker. Ganz anders dagegen steht es mit der Kirche, welcher dieses Werk schon wiederholt und z. B. nach den Stürmen der Völkerwanderung glänzend gelungen ist. Wir sehen dieß eben jetzt wieder bei den officiell so bestverleumdeten romanischen Völkern. Von Außen herein wurde diesen katholischen Nationen das Gift der modernen d. h. protestantischen Ideen importirt; es hat in ihren Eingeweiden Verheerungen und unsägliche Zuckungen bewirkt, aber nie hat es die Gesammtheit angesteckt. Gerade weil sie katholisch sind, haben sie einen unerschöpflichen Fonds von Lebenskraft bewahrt und in ihrem Klerus, in ihren besten Laien die Bürgschaft für baldige Regeneration. Sie sind der Revolutionen müde und sehnen sich in ihren edelsten Söhnen lebhaft zurück nach dem christlichen Staate und dem christlichen Königthum. Während wir in Deutschland mit Trommel und Pfeife siegestrunken in den liberalen Sumpf immer tiefer hineintreiben, bezw. getrieben werden, erheben sich die Romanen, um daraus mit Gewalt sich zu befreien. Wohl mag dieß erst nach langen Kämpfen und bitteren Erfahrungen vollkommen gelingen; aber sie hoffen mit wunderbarer Entschiedenheit den endlichen Sieg, und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Dann wird auch wieder das katholische Königthum von Gottes Gnaden, zu Gottes Diensten, in Gottes Ehren aus der Asche erstehen; und die vom Revolutionsdämon befreiten Völker werden ihm begeistert entgegenjubeln. Man täusche weder sich selbst, noch Andere! Gelingt es der Finsterniß, in einem Lande das Christenthum d. h. die Kirche niederzuwerfen, so fällt eben damit auch alles Königthum. Die Königskronen wurden früher in Kirchen aufbewahrt und vom Altare weg den Herrschern auf's Haupt gesetzt. Dieß war nicht bloß eine Ceremonie und ein todtes Symbol, es ist volle, lebendige Wahrheit: die Kirche ist die Hüterin und Bewahrerin der Kronen. Darum gilt ihr der erste Angriff; der zweite folgt, er gilt dem Throne.

Juni 1873.

M. Pachtler S. J.

Geschichte der Auflehnung gegen die päpstliche Auctorität.

XIII.

Die Declaration des Klerus von 1682.

(Schluß.)

4. Die Sorbonne und die Declaration. — Die Gewaltthat, welche die Regierung in den vier Artikeln gegen den Klerus und den Papst gewagt hatte, war weit entfernt, in Frankreich Billigung zu finden. In der Versammlung selbst war die Stimmung so, daß die Mehrzahl der Mitglieder alsbald ihre Meinung geändert hätte, wenn es ohne Gefahr hätte geschehen können[1]. Der erste Widerstand kam von einer Seite, von welcher man ihn, wenigstens in der Stärke, wie er zu Tage trat, kaum hätte erwarten dürfen, nämlich von der Sorbonne[2].

Das königliche Edict befahl, die vier Artikel sollten an allen Universitäten eingetragen und gelehrt werden. Zu diesem Zwecke erschienen am 1. Mai 1682 der Präsident des Parlamentes de Novion, der Generalprocurator de Harlay nebst sechs andern in der Sorbonne, wo von den 300 anwesenden Doctoren nur der für den Plan gewonnene Syndicus Pirot zuvor Kenntniß ihres Erscheinens erhalten hatte. Die Sorbonne war damals die einzige katholische Universität in Europa, an welcher die Infallibilität des Papstes nicht statutengemäß gelehrt wurde[3]; aus dieser Indifferenz sollte sie fortgerissen werden zur vollen Opposition gegen den Papst.

Der Präsident ließ nur die Einleitung und den ersten Punkt der Declaration verlesen, hielt aber dann eine lange Rede zur Erweichung der Doctores. Wirklich erhielt er von dem altersschwachen Dekan die Antwort: Gratias agimus amplissimas und das unbefugte Versprechen der Unterwerfung. Pirot verlangte nach ihrer Entfernung ganz einfach die Einregistrirung mit Verweigerung jeder Discussion über den Gegen-

[1] Gérin, 355.
[2] Ibid. 336. 376. 522—571.
[3] Ibid. 528.

stand. Die Doctores wußten damals nicht, daß er hiezu Befehl vom Hofe erhalten habe, und verlangten ebenso fest die Berathung. Die Versammlung wurde daher resultatlos aufgehoben und die ungeduldigen Herren vom Parlamente mußten die nächste regelmäßige Sitzung vom 1. Juni abwarten.

Der ungetreue Bericht Pirots über die Vorfälle der letzten Sitzung veranlaßte am 1. Juni einen Streit, aus dessen Heftigkeit man ersehen konnte, die unbedingte Einregistrirung, wie der König sie befahl, stehe nicht zu erwarten. Die Versammlung schloß mit der Verwerfung des Berichtes, dessen Abfassung einer Commission übertragen wurde. Dadurch war die Einregistrirungsfrage wieder einen Monat weiter hinausgerückt. Diese Geduldprobe war aber für das Parlament zu hart, daher verordnete der Präsident eine außerordentliche Versammlung für den 15. Juni. Am Vorabend derselben veranstaltete der Erzbischof von Paris, de Harlay, eine Probeversammlung, auf welcher er bemerkte, die Artikel der Declaration seien keine Glaubenssätze. Mittlerweile hatte die Commission den Bericht verfaßt und beigefügt, man habe die Einregistrirung ohne Discussion befohlen, trotzdem Viele letztere begehrt hätten.

Der 15. Juni sah eine zahlreiche Versammlung, obgleich der König den entschiedenen Ultramontanen von St. Sulpice hatte sagen lassen, sie sollten zu Hause bleiben; der Erzbischof von Paris hatte dasselbe mit seinen Seminardirectoren Chamillard und Boucher versucht, aber kein Gehör gefunden [1]. Als nach vielen Reden in später Stunde die Abstimmung eröffnet wurde, hatte man bis 64 Stimmen gezählt; da schloß Pirot, der ein ungünstiges Ergebniß voraussah, plötzlich die Versammlung, obgleich er kurz vorher erklärt hatte, es liege ein Parlamentsbefehl vor, die Sitzung dürfe an diesem Tage nicht geschlossen werden, bevor die Sache erledigt sei. Nun hieß es zu allgemeiner Überraschung, die Abstimmung solle am folgenden Tage beendet werden.

Der folgende Tag kam; aber in aller Frühe erschien der Waibel des Parlamentes in der Wohnung des Dekans mit dem Verbote, die Versammlung zu halten, nebst einer Citation für den Dekan und zehn Professoren der Sorbonne und des Collegiums von Navarra auf Schlag 7 Uhr vor das Parlament. In der Nacht waren nämlich Boten zwischen Paris und Versailles, wo der König sich aufhielt, hin und her ge-

[1] Gérin, 543. Coll. Lac. I. 844.

reist, um dieses Verbot zu erwirken. Vor dem Parlamente mußten die Vorgeladenen eine Strafpredigt, wegen ihres Ungehorsams, vom ersten Präsidenten anhören; zugleich wurde ihnen eröffnet, alle Versammlungen seien der Sorbonne untersagt, bis sie ein neues Reglement empfangen habe. Hierauf mußte der Actuar der Facultät mit seinen Protocollen erscheinen und hineinschreiben, was ihm vordictirt wurde, nämlich das Edict des Königs, die Declaration und den Parlamentsbeschluß.

Die widerspänstigen Doctores, die eine theologische Meinung nicht unbedingt beschwören wollten, hatten indessen den Zorn des unumschränkten Königs so gereizt, daß er am 21. Juni ein Decret unterzeichnete, welches acht derselben in die Verbannung wies, in der sie bis in den August 1687 verbleiben mußten. Die Regierung hatte jetzt durch die Polizei gesiegt, aber der moralische Sieg war auf der Seite der charakterfesten Sorbonne. Der Volkswitz machte sich bald in Liedern lustig über die Herren des Parlamentes und über die Verfertiger der Declaration. Der Hof fühlte die falsche Stellung, in die er gerathen war; er hatte gehofft, die Doctores mürbe zu machen, und es geschah gerade das Gegentheil; der Facultät waren die Versammlungen verboten, und sie rührte sich nicht. In dieser Verlegenheit waren einige dienstbare Geister bereit, der Regierung eine goldene Brücke zu bauen, über welche sie sich mit einiger Ehre zurückziehen konnte.

Mehrere Mitglieder der Sorbonne waren Deputirte der Versammlung des Klerus gewesen. Auf diese baute der Hof jetzt seine Hoffnung. Die beiden Brüder, der Generalprocurator de Harlay und der Erzbischof von Paris, erhielten einen Wink, für jene Doctores eine Bittschrift an das Parlament aufzusetzen, damit diese Unterschriften dafür sammelten. Darin war von Ehrfurcht gegen die Declaration die Rede und die Bitte um Wiedergestattung der Versammlung enthalten. Es gelang, den alten Grandin zu überlisten, daß er, ohne das Actenstück gelesen zu haben, unterschrieb; sein Ansehen aber bewog noch viele Andere zum selben Schritte, so daß im Ganzen 162 Unterschriften erlangt wurden, während alle Übrigen der 753 Mitglieder, welche die Facultät damals zählte, sich standhaft dessen weigerten. Die Schrift wurde am 30. Juli dem Parlamente überreicht und dieses beeilte sich, schon am nächstfolgenden Tage die Erlaubniß zu ertheilen, am 1. August die gewöhnliche Versammlung wieder zu halten.

So winzig dieser Erfolg der Regierung war, so traurig waren die Folgen für die Sorbonne, denn von dieser Zeit an kam sie immer mehr

unter die Botmäßigkeit der Parlamente. Durch kleine, aber beständig wiederholte Neckereien, durch Zahlungsverweigerung u. dgl. gewannen die gallikanischen Elemente immer mehr die Oberhand in dieser Corporation [1].

Diese Vorgänge in Frankreich riefen in ganz Europa großes Erstaunen und allgemeine Mißbilligung hervor. Mehrere Universitäten sprachen sich offen dagegen aus. Die von Douay, welche unlängst französisch geworden war, wagte es sogar, dem Könige Vorstellungen zu machen [2]. Ähnliche Mißbilligung hörte man von Löwen [3] her, aus Spanien, Italien und andern Ländern. — Das meiste Aufsehen aber erregte die Censur, welche der seeleneifrige Fürstprimas von Ungarn, Georg Szelepcsenyi, Erzbischof von Gran, in Vereinigung mit einigen andern Bischöfen zu Tyrnau gegen die Declaration erließ. Schon leuchtete damals jener Kriegsbrand von der Türkei her, den die allerchristlichste Majestät, im Bunde mit allen ungarischen Verräthern, über Österreich heraufbeschworen hatte, dessen Mißlingen aber in der schmählichen Niederlage des Sultans vor Wien dem französischen Monarchen, aus Verdruß darüber, ein dreitägiges Fieber zuzog. Die Sprache des Szelepcsenyi athmet jenen patriotischen Zorn, der in diesen Umständen

---

[1] Die Behauptung Gérins S. 337, man habe bisher von dieser Bedrückung der Sorbonne gar nichts gewußt, ist nicht ganz richtig, denn Fleury, hist. eccl. tom. 65. p. 26, Febronius abbreviatus cum notis, Mechlin., I. 166 u. A. lieferten schon früher mehrere Details.

[2] Fleury, tom. 65. p. 245. Gérin, 387.

[3] In Belgien hatten die gallikanischen Theorieen unter den dortigen zahlreichen Jansenisten Anhänger gefunden. Einer derselben, Ägidius de Witte, Dekan von Mecheln, ein Freund Quesnels, hatte unter dem Namen Candidus ein Buch veröffentlicht, worin er behauptete, die Concilien seien höher als der Papst; dieser habe zu den Bischöfen das gleiche Verhältniß, wie der erste Schöffe von Gent zu den übrigen Schöffen, ohne alle höhere Gewalt; die Verheißungen Christi an Petrus gingen diesen nur persönlich an, nicht aber seine Nachfolger. — Die Universität von Löwen sprach am 3. November 1685 ein scharfes Urtheil gegen die letzten Sätze aus, bemerkte aber über den ersten, hinsichtlich der Superiorität des Concils, sie wolle keine Censur dagegen fällen, weil verschiedene Katholiken dieselbe Meinung hätten, die Universität jedoch habe bisher nur die entgegengesetzte zugelassen. Fleury, tom. 65, pag. 365. Opstraet, de locis theol. Diss. V. de S. Pontif. Vindob. 1779. p. 345. Der oft genannte Gilbert Choiseul, Bischof von Tournay, ergriff in diesem Streite Partei für de Witte gegen den Hauptvertreter der Löwener Schule Steyart und benützte den Anlaß zur Rechtfertigung aller vier gallikanischen Artikel, aber er fand in Anton Charlas, einem in Folge des Regalienstreites aus Pamiers nach Rom vertriebenen Priester, einen siegreichen Gegner.

seine Brust durchglühte. — Satansdiener, sagt er, haben sich gefunden, welche diese Propositionen auch in Ungarn einschmuggeln möchten, vielleicht mit dem Plane, den Verrath und alles Unglück in diesem Lande zu nähren. Hierauf verbietet er „die absurden und verabscheuungswürdigen Artikel" zu lesen, zu vertheidigen oder zu lehren, „bis das unfehlbare Urtheil des apostolischen Stuhles, der allein mit göttlichem und unabänderlichem Vorrechte Glaubensfragen schlichten könne, darüber entschieden habe." [1]

Diese Verwerfung des Gallikanismus erfolgte am 24. October 1682, und am 24. October 1683 wurde seine erzbischöfliche Stadt Gran, die seit 1605 in den Händen der Türken gewesen war, von den Christen wieder erobert. — In Frankreich aber entstand große Aufregung wegen dieses Erlasses eines ungarischen Bischofes. Das Parlament erhielt vom König den Auftrag, der Sorbonne zu gebieten, die ungarische Censur zu prüfen und zu verdammen. Diese jedoch war nicht sehr rasch am Werke, so daß die Herren vom Parlamente sich beklagten die Sorbonne zeige der ihr zugedachten Ehre sich unwerth. Begreiflich, denn die Mehrzahl dachte wie der Primas von Ungarn, und unter den Professoren selbst war der einzige Syndikus Pirot anderer Ansicht. Vom 1. März bis zum 18. Mai 1683 wurden 45 Sitzungen gehalten, bis endlich das schwache Urtheil erfolgte: Wenn der Erzbischof habe sagen wollen, die Bischöfe und Concilien könnten keine Entscheidungen in Glaubenssachen fällen, so sei das eine verwegene, irrige Lehre, die gegen die Praxis der Kirche und das Wort Gottes verstoße [2]. — Mehr als dieses konnte weder der König, noch das Parlament von der Sorbonne erlangen. Tiefer Unmuth gegen die Unverbesserlichen ließ aber auf Maßregeln denken, um die widerspänstigen Elemente allmählich durch dienstbarere Werkzeuge zu ersetzen.

5. Der Papst und der königliche Zorn 1682—1691. — Gegen alles Erwarten verhielt sich Innocenz XI. äußerst schweigsam über die Declaration; keine Censur, keine Mißbilligung erfolgte. Bald aber ernannte der König zwei jener Deputirten der Versammlung von 1682 auf bischöfliche Stühle. Innocenz XI. schlug die Bestätigung

---

[1] Peterffy, Concilia in regno Hungariae. Viennae 1742. tom. II. p. 439. — Veith, de primatu et infallib. Rom. Pont. Mechliniae 1824. p. 326. Coll. Lac. I. 836.

[2] Fleury, tom. 65. pag. 218. Gérin, 378.

rundweg ab. Der stolze Ludwig XIV. verbot nun auch andern Ernannten, die an der Declaration ganz unschuldig waren, die Confirmation in Rom nachzusuchen, obgleich Innocenz erklärte, für diese keine Schwierigkeit machen zu wollen. So waren bis 1688 etwa 35 bischöfliche Sitze hirtenlos geworden. Ludwig hoffte den Papst durch Hartnäckigkeit beugen zu können, und klagte laut über gewissenlose Schädigung der französischen Kirche. Nach dem Concordate hatte der König das Recht der Ernennung, die Bestätigung aber mußte durch den Papst geschehen; verweigerte er sie, so war er darüber bloß Gott und seinem Gewissen Rechenschaft schuldig. Man stand jetzt in Frankreich, wenn der Papst nicht nachgab, offenbar vor der Frage: Sollen die Bischöfe ohne die päpstliche Bestätigung eingesetzt werden?

War man nicht radikal und muthig genug, um diese Linie zu überschreiten, so war die Halsstarrigkeit Ludwigs schon im Beginne einer Niederlage, denn durch einen naheliegenden Fall hätte man in Frankreich wissen können, daß weder Innocenz, noch seine Nachfolger in dieser Frage sich etwas abtrotzen ließen. — Es waren jetzt etwa 40 Jahre, seit das Haus Braganza durch eine Revolution die Spanier 1640 aus Portugal vertrieben, dem Lande aber einen 28jährigen Krieg mit denselben aufgebürdet hatte. Schon im Anfange verlangte Johann IV. von Braganza, Urban VIII. solle sein Ernennungsrecht zu den Bisthümern, wie die spanischen Könige dasselbe ausgeübt, damit aber auch ihn als rechtmäßigen Herrn von Portugal anerkennen. Spanien erhob mit Recht Protest dagegen, billigte aber 1645 den Vorschlag des neuen Papstes, daß er aus Vorsorge für die verwaisten Kirchen motu proprio Bischöfe für Portugal ernenne. Johann IV. hatte aber nicht die Noth der Kirchen, sondern die Anerkennung seines Königstitels im Auge, und verweigerte die Annahme solcher Bischöfe, die nicht ad praesentationem seiner Majestät bestätigt waren. Der Papst konnte auf diese Forderung, so lange das Recht streitig war, nicht eingehen. Auf diese Weise war im Jahre 1649 nur noch ein einziger Bischof in Portugal, in den Colonieen aber waren 26 Stühle erledigt.

Da stellte der König der Akademie von Coimbra 1649 die Frage, ob man nicht vom Papste absehen und die Ernannten wegen dringender Noth als rechtmäßige Bischöfe betrachten dürfe? Eine gewonnene Fraction bejahte dieselbe. Ein bekehrter Calvinist, Ismael Bullialdo, vertheidigte diese neue Lehre in mehreren Schriften, die aber sogar von der portugiesischen Inquisition verworfen wurden. Der König wandte

sich an das kriegsverbündete Frankreich, und die Versammlung des Klerus zu Paris stimmte mit ein in die Klagen über die verwaisten Kirchen Portugals. Am 12. April 1651 schrieb dieselbe dem Papst und bestürmte ihn mit Bitten, sich zu erbarmen, gleichsam als wäre er die Ursache des sich verjährenden Übels, und nicht der starre Eigensinn zweier auf einander folgender Könige. So wenig als die Bitten dieser Pariser Versammlung vermochte ein von den drei Ständen Portugals dem Papste 1653 überreichtes Buch mit dem Titel: Balatus ovium, denselben zu bewegen, der königlichen Laune zu weichen. Erst als der Friede von Lissabon am 13. Februar 1668 zwischen Spanien und Portugal die Rechtsfrage der Präsentation zu Gunsten des damaligen Königs Peter II. entschieden hatte, gewährte Clemens IX. am 3. Juni 1669 den portugiesischen Bischöfen ad praesentationem Petri die Confirmation[1].

In dieser langen Zeit von 29 Jahren hatte Portugal es wohl versucht, den Papst durch die Behauptung zu schrecken, die Bischöfe bedürften seiner Bestätigung nicht, weil in alter Zeit die Metropoliten dieselbe gewährt hätten, weil das Bedürfniß der verwaisten Kirchen sehr groß, weil Nothstand sei und weil endlich jede Kirche nach göttlichem Gebote (!) ihren Bischof haben müsse. Angelangt aber bei diesem Rubikon, wagte der König ihn nicht zu überschreiten. Auch der allgewaltige Ludwig XIV., der jetzt in einer ähnlichen Lage sich befand, erkühnte sich nicht zu diesem Schritte. Die Durchführung der in Portugal erfundenen Lehre war erst den Jansenisten von Utrecht, die Vertheidigung derselben ihrem Kanonisten Van Espen vorbehalten, in neuester Zeit aber dem „Bischof" von Volksgnaden Dr. Reinkens und seinem Leib-Kanonisten Geheimerath Ritter v. Schulte!!

Zu der Mißstimmung zwischen Innocenz XI. und Ludwig XIV. trat seit 1687 ein weiterer Grund. Schon seit der Zeit Julius' III. († 1555) hatten die Päpste versucht, die Franchisen der fremden Gesandten abzuschaffen, jenes Recht, nach welchem alle Verbrecher in den Quartieren der Gesandten Zuflucht fanden, jene Quelle so vieler Unordnungen für Rom. Alles hatte nichts gefruchtet, da begann Innocenz XI. den neuen Gesandten die Anerkennung zu verweigern, welche sich nicht fügen wollten. Die meisten Monarchen außer Ludwig hatten

---

[1] Bolgeni, l'Episcopato. 1759 in 4°. pag. 459. — Van Espen, Opera. Coloniae 1777, tom. V. Supplem. pag. 401. (De misero statu ecclesiae Ultrajectinae cap. 4.)

schon Verzicht geleistet, als der französische Gesandte am 30. Januar 1687 starb. Innocenz erließ vor der Ankunft eines neuen Gesandten eine Bulle am 12. Mai [1], worin er die Verordnungen seiner Vorgänger erneuerte, und die Berufung auf die Franchisen unter der großen Excommunication verbot.

Ludwig XIV. war nicht gesonnen nachzugeben, und erwiederte, als man ihm das Beispiel der übrigen Fürsten erwähnte: er sei nicht da, um von Andern Beispiele zu empfangen, sondern Gott habe ihn gesetzt, gutes Beispiel zu geben. Zu seinem Gesandten erkor er sich jetzt den hitzigsten Brausekopf, den Frankreich hatte, den Marquis von Lavardin. Mit 1200 Soldaten kam dieser im November in Rom an, wo er statt die verlangte Audienz zu erhalten, die Excommunication zu hören bekam. Als er gleichwohl in der Christnacht dem Gottesdienste in der Ludwigskirche beiwohnte, verhängte der Papst über dieselbe das Interdict.

Sobald dieses in Paris bekannt geworden, hielt der unvermeidliche Generaladvokat Talon am 23. Januar 1688 die zornigste seiner zornigen Reden gegen den Papst [2]. Er, selbst ein Jansenistenfreund, wirft ihm darin Protection der Jansenisten vor, und legt im Namen des Generalprocurators Appellation an ein allgemeines Concilium ein. Noch an demselben Tage genehmigte das Parlament diese Appellation und bat den König, durch Provincial- oder National-Concilien der Unordnung in der langen Erledigung der Bisthümer zu steuern.

Ludwig aber mäßigte sich vorläufig noch aus politischen Gründen. Er stand am Vorabend jenes großen Krieges, der die Verheerung der Pfalz herbeiführen sollte. Schon längst hatte er dahin gearbeitet, den Verräther Deutschlands, den Cardinal von Fürstenberg, auf den Kurstuhl von Cöln zu erheben. Das konnte nur durch den Papst geschehen. Er schickte daher ganz im Geheimen einen Gesandten an Innocenz, um ihm einige betrügerische Zugeständnisse unter vier Augen und unter dem Beichtsiegel zu machen. Zum Glücke ging Innocenz nicht in die Falle, da er den unheimlichen Gesandten nicht vorließ und Fürstenberg verwarf [3]. Nun ließ aber auch der König seinem Zorne freien Lauf, der

---

[1] Cum alias felicis. Bullar. VII. 60. —

[2] Eine sofortige Antwort auf das Plaidoyer Talons hatte den streitsüchtigen Jansenisten, den Mauriner Gerberon, zum Verfasser. (Tassin), Hist. littéraire de la Congr. de St. Maur. Brux. 1770. pag. 338.

[3] Gérin, 409. — Moroni dizionario di erudizione storico-eccles. III. 268.

päpstliche Nuntius in Paris wurde wie ein Gefangener behandelt und der Kriegsminister Louvois gab am 13. September Befehl, die Annexion des päpstlichen Gebietes von Avignon und Venaissin vorzubereiten; bald war der Vicelegat Balthasar Linci vertrieben und der Raub vollbracht. Der König selbst dictirte am 24. September dem Generalprocurator von Harlay im Beisein des Erzbischofs von Paris und des P. la Chaise das Project der Appellation an ein allgemeines Concil, und drei Tage später war dasselbe aufgesetzt und unterzeichnet[1].

Bereits am 6. September hatte der König dem eiteln und intriguanten Cardinal d'Estrée, einem Gallikaner reinsten Blutes, ein gehässiges Manifest gegen den Papst zur Vertheilung zugeschickt[2]. Dieses Manifest nebst dem Akte der Appellation an das Concil verlas der Erzbischof Harlay den 26 Bischöfen, die damals zu einer Versammlung in Paris sich eingefunden hatten. Sie dankten dem König für die erwiesene Ehre, daß er sie von kirchlichen Dingen Einsicht nehmen lasse; diesen Dank glauben sie am besten an den Tag zu legen durch Gebet zu Gott, daß er dem Papste friedliche Gedanken gebe, und durch Frohlocken über das weise Benehmen seiner Majestät.

Ludwig merkte freilich selbst, daß er zu weit gegangen sei, und rief deßhalb im April 1689 den unbrauchbaren Lavardin von Rom ab. Als bald darauf Alexander VIII. am 6. Oktober 1689 dem Papste Innocenz folgte, schickte er demselben einen maßvollern Gesandten mit Verzichtleistung auf die Franchisen und restituirte ihm 1690 Avignon und Venaissin. Weil aber auch Alexander den Widerruf des königlichen Edictes von 1682, und von jedem ernannten Bischofe, der an der Versammlung jenes Jahres Theil genommen hatte, förmliche Retractation verlangte, so kam noch keine Vereinigung in dieser Angelegenheit zu Stande. Alexander erließ daher motu proprio am 4. August 1690 endlich eine Bulle gegen die Declaration selbst, „um in der Rechenschaft über seine Hirtenpflicht vor dem obersten Richter bestehen zu können." Darin erklärte er sowohl die Ausdehnung des Regalienrechtes, wie die Declaration mit ihren vier Artikeln als ungültig, nichtig und kraft-

---

[1] Gérin, 411.

[2] Valery, correspondance inédite de Mabillon et de Montfaucon. Paris 1847. I. pag. XXXVI. — Bausset l. c. liv. VI. n. 17. — Gérin, 410. Die Entgegnung des Papstes auf das Manifest steht bei Gérin, 416.

los[1]. Alexander verschob die Publication der Bulle noch bis auf sein Sterbebett; von hier aus richtete er am 30. Januar 1691 an Ludwig XIV. einen Brief, um ihm den Erlaß dieser Bulle anzuzeigen, und ihn zu beschwören, er möge sie gut aufnehmen und in seinem Reiche beobachten lassen[2]. Darauf verschied er am 4. Februar 1691.

Die Gallikaner bemühen sich, die Nichtigkeitserklärung des Papstes gegen die Declaration dahin zu deuten, als treffe sie nicht die Propositionen selbst, sondern nur den Akt der Declaration, wegen seiner Unregelmäßigkeit, Incompetenz u. dgl. In diesem Sinne ruft Bossuet aus: Fort mit der Declaration! unerschütterlich bleibt uns aber die alte Lehre der Pariserschule[3]. — Barruel[4] kann in der Bulle die Worte „falsch, irrig, schismatisch, häretisch" und ähnliche nicht finden, und verschwendet dann viel Rhetorik, um zu überreden, der Papst könne alles Andere eher gemeint haben, als eine Mißbilligung des Inhaltes der vier Sätze. — Wahr ist es, der Papst braucht die genannten Bezeichnungen nicht, und die Bulle ist zunächst gegen den Akt der Deklaration (omnia, quae acta et gesta fuerunt) gerichtet und gegen das königliche Edict. So rein jedoch und schneeweiß, wie Barruel möchte, gehen die vier Artikel aus jener Bulle nicht hervor, denn der Papst spricht darin von einem Attentat, welches in der Versammlung von 1682 und durch die Artikel gegen das Ansehen des römischen Papstes gemacht worden sei. Da nun die Gallikaner selbst behaupten, sie hätten dort nicht Glaubenssätze, sondern nur eine Meinung ausgesprochen, so läßt sich nicht erkennen, was der Papst in diesem Akte Formwidriges und Verdammungswürdiges entdeckte, vorausgesetzt, daß die Meinung selbst orthodox war. — Bossuet hat diese Schwierigkeit eingesehen und sucht ihr daher durch die Bemerkung zu entgehen, der Papst habe geglaubt, die Declaration sei ein Glaubensdecret, was unrichtig sei. Bossuet spricht in einer ganz willkürlichen Voraussetzung, für welche in der Bulle Alexanders kein Anhaltspunkt liegt. Nirgends erklärt sich der Papst darüber, ob er die

---

[1] Omnia et singula, quae tam quoad extensionem juris Regaliae, quam quoad declarationem ac quatuor in ea contentas propositiones acta fuerunt, irrita, invalida, inania ab ipso initio fuisse et esse ac perpetuo fore declaramus. Bulle Inter multiplices. Bullar. Rom. Luxemb. X. 216. Coll. Lac. I. 95.

[2] Bullarium X. 218. Coll. Lac. I. 834.

[3] Abeat declaratio, quo libuerit. Manet inconcussa et censurae omnis expers prisca illa sententia Parisiensium. Gallia orthod. n. 10.

[4] Barruel, du Pape p. 481.

Declaration als Glaubensdecret, als Meinung oder als irgend etwas Anderes ansehe. — Hinsichtlich der päpstlichen Infallibilität hatte sich aber Alexander VIII. noch vor der Publication obiger Bulle deutlich genug gegen den dritten und vierten gallikanischen Artikel erklärt, da er am 7. December 1690 unabhängig von der Declaration folgende These verdammte: „Nichtig und oft widerlegt ist die Behauptung, daß der römische Papst über dem allgemeinen Concil stehe und in Glaubenssachen unfehlbar entscheide."

6. Der doppelte Widerruf 14. Sept. 1693. — Die Schwierigkeiten, in die Ludwig XIV. durch die unglückliche Declaration gerathen war, mehrten sich zusehends. Für ihn war die Lage nun so, daß er entweder vorwärts bis zu einem offenen Schisma schreiten, oder einen Schritt rückwärts thun mußte, der in nichts anderem, als in einem Widerrufe bestehen konnte. Er wählte das Letztere, doch begnügte sich der Papst mit einer so milden Form der Retractation, als sie bei der Natur der Sache mit der Ehre des heiligen Stuhles verträglich war. Schon unter Alexander VIII. waren darüber Verhandlungen gepflogen worden, doch führten dieselben zu keinem Ziele. Als Innocenz XII. am 12. Juli 1691 den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, wurden diese Verhandlungen ernstlicher.

Der Papst konnte daher am 9. Jan. 1692 auf die allgemeinen Versprechungen hin, welche die beiden französischen Cardinäle d'Estrée und Forbin-Janson im Namen des Königs ihm gemacht hatten, eine hoffnungsreiche Consistorialrede halten. Darin verhieß er einige zu Bischöfen Ernannte, welche der Versammlung nicht beigewohnt hatten, zu confirmiren, unter der Bedingung jedoch, daß sie die Regalien da, wo sie noch nicht bestanden, nicht anerkännten, bis der apostolische Stuhl darüber sein Urtheil gesprochen hätte. Dann spricht er die Hoffnung aus, der König werde seine oft in Aussicht gestellte Zusage verwirklichen, daß er sein Edict vom 22. März 1682, welches in sich selbst kraftlos und ungültig sei, in der That als nichtig anerkenne [1].

Von da bis zur wirklichen Ausgleichung war indessen noch ein langer Weg. Die Schwierigkeit bestand in der Form, wie der Widerruf zu leisten sei. In Frankreich hätte man gerne die Sache ohne den Schein einer Niederlage und eines Widerrufes abgethan, aber ohne

[1] Sfondrati, Reg. Sacerd. 732. — Gérin, 436.

irgend eine Genugthuung konnte der Papst sich nicht für befriedigt erachten. Es vergingen daher noch fast zwei Jahre, bis unter den vielen vorgeschlagenen Formeln und Projecten endlich eine gefunden wurde, die beiderseitig genügte.

Diejenige, welche schließlich vereinbart wurde, sollte von den Geistlichen des zweiten Ranges, die der Versammlung beigewohnt hatten und zu bischöflichen Stühlen ernannt worden waren, einzeln unterzeichnet werden. Die Hauptstelle darin lautet: „Wir erklären das in der Versammlung Geschehene, was Eurer Heiligkeit und Ihren Vorgängern höchst mißfällig war, schmerzlich zu bereuen; wir erklären daher, daß wir dasjenige, was hinsichtlich der kirchlichen Gewalt und des päpstlichen Ansehens als beschlossen erachtet werden konnte, für nicht beschlossen betrachten, auch halten wir dasjenige für nicht entschieden, was gegen die kirchlichen Rechte entschieden scheinen konnte, denn wir hatten nicht im Sinne etwas zu entscheiden.“ [1] Die Hauptsache für den Papst war die Aufhebung des königlichen Edictes. Diese erfolgte durch einen Brief Ludwigs an den Papst vom 14. September 1693, worin es heißt: „Es freut mich, Eurer Heiligkeit mitzutheilen, daß ich die nöthigen Befehle gegeben habe, damit die in meinem Edicte vom 22. März 1682 enthaltenen Bestimmungen hinsichtlich der Declaration des Klerus von Frankreich nicht beobachtet werden.“ [2]

---

[1] Declaramus nos vehementer dolere de rebus gestis in comitiis praedictis, quae Sanctitati Vestrae ejusque Praedecessoribus summopere displicuerunt, ac proinde quidquid in iisdem comitiis circa Ecclesiasticam potestatem et Pontificiam auctoritatem decretum censeri potuit, pro non decreto habemus. Praeterea pro non deliberato habemus illud, quod in praejudicium jurium Ecclesiarum deliberatum censeri potuit: mens nempe nostra non fuit, quidquam decernere. Sfondrati, Reg. sacerd. 734. — Fleury, tom. 66. p. 96. — Guillemin, Memorandum 270. Coll. Lac. I. 835.

[2] Que les choses contenues dans mon édit, ne soient pas observées. Coll. Lac. I. 835. Guillemin, 273. Gérin, 454 meint, dieser Brief sei erst 1789 in Frankreich veröffentlicht worden. Viel früher theilte ihn Sfondrati im Reg. Sacerd. p. 735 mit, wie auch Fleury (P. Alexander), hist. eccl. tom. 66, pag. 99. — Artaud erzählt in seiner Geschichte Pius' VII. Wien 1838, Bd. 2, Cap. 2, S. 27 einen interessanten Anachronismus Napoleons I., der mit gewohnter Heftigkeit gegen Pius VII. behauptete, der „altersschwache Ludwig XIV.“ habe sich zu diesem Widerruf durch die Hinterlist Clemens' XI. (1700, † 1721) und seines Beichtvaters, des Jesuiten Letellier (1709—1715), bethören lassen. — Unrichtig ist, was de Pradt erzählt, Napoleon habe dieses Aktenstück von Rom kommen lassen und es mit den Worten in's Feuer geworfen: „Jetzt wird man mit seiner Asche uns nicht mehr beunruhigen.“

Was ist durch diese beiden Schreiben der Bischöfe und des Königs widerrufen worden? Wurde die Doctrin der vier Artikel, oder wurde die Declaration als ein unberechtigter auctoritativer Akt, oder endlich wurde gar Nichts widerrufen?

Letztere Ansicht hegte Bossuet über den Brief der Bischöfe, als er am 25. September 1693 der Frau d'Albret de Luynes schrieb, der Inhalt des Briefes sei nur ein Compliment gegen den Papst, welches die Lehre ganz unberührt lasse; Diejenigen, die alles zum Vortheile Roms deuten, würden nicht ermangeln, ihn einen Widerruf zu nennen, er selbst habe nichts zu unterschreiben[1]. Späterhin dachte Bossuet freilich anders, als er in der Gallia orthodoxa N. 10 sein berühmtes: Abeat ergo declaratio schrieb, und in N. 6. die Ansicht zu widerlegen suchte, als sei die Declaration etwas anderes, als eine bloße Meinungsäußerung gewesen. Er gab also jetzt zu, an der Declaration sei nichts gelegen und sie habe keine Geltung; dasselbe mußten auch die Bischöfe in ihrem Briefe an den Papst erklären; dieser war daher nicht ein bloßes Compliment. — Weiter als Bossuet geht d'Aguesseau, der sogar meint, der Papst, nicht die französischen Bischöfe, habe retractirt. Nach ihm war die Ehre des römischen Hofes compromittirt; der Papst habe nicht einfach gestehen wollen, er habe sich geirrt und lange Jahre eine Retractation von den ernannten Bischöfen ohne Grund gefordert. Diese hätten daher dem Papste eine goldene Brücke gebaut und ihm einen höflichen Brief (une lettre d'honnêteté) geschrieben, worin sie sagen, es thue ihnen leid, daß sich der Papst über sie betrübt habe[2].

So körper- und wesenlos war indessen die Retractation des Klerus nicht. „Wir erklären," sagen sie, „daß wir das, was gegen das Ansehen des Papstes beschlossen (decretum) scheinen konnte, für nicht beschlossen halten." Einen Beschluß gegen die Rechte des Papstes hatten sie aber in der Aufstellung der vier Artikel gefaßt, wie Alexander VIII. in der Bulle Inter multiplices erklärte, ob man diesen Beschluß Glaubensdecret, Declaration oder wie immer nennen will. Diesen Beschluß nun, den Akt der Declaration annulliren sie in ihrem Briefe und stellen sich somit auf denselben Standpunkt, auf welchem die so eben erwähnte Bulle

---

[1] Lettre 124. Oeuv. de Bossuet. Paris, Gauthier 1828. tom. 47. pag. 10. Obige Äußerung widerlegt zugleich die häufig anzutreffende Behauptung, Bossuet selbst habe den Brief an den Papst ebenfalls unterschrieben.

[2] Bausset, vie de Bossuet, liv. VI. n. 20, 21.

Alexanders VIII. steht. — Weiter als bis zu diesem Punkte geht aber der Widerruf nicht; es ist nirgends die Lehre der vier gallikanischen Artikel, nirgends die Unterwerfung, z. B. des Papstes unter die Concilien, als eine falsche oder unhaltbare Doctrin verworfen. Der Widerruf erstreckt sich also lediglich auf das Aktenstück der Declaration.

Dasselbe läßt sich von dem Briefe des Königs sagen. Ludwig erklärte darin, sein Edict, welches der Papst in der Allocution vom 9. Januar 1692 als ein in sich ungültiges bezeichnete, solle auch in der Wirklichkeit als kraftlos erachtet werden; deßwegen gab er Befehl, es solle nicht ausgeführt werden. Das Wesentliche desselben besteht also darin, daß er die aufgenöthigte Verpflichtung aufhebt, die gallikanischen Doctrinen an den Schulen vortragen zu müssen. — Ein Vorfall aus dem Jahre 1713 beweist, daß dieses der Sinn des königlichen Briefes ist. Es handelte sich damals um die Erhebung des Abbé Saint-Aignan auf den bischöflichen Stuhl von Beauvais. Dieser hatte im Jahre 1705 die gallikanischen Artikel, wie es hieß, auf Befehl des Königs vertheidigt. Der Papst betrachtete dieses als eine Verletzung des gegebenen Versprechens und verweigerte die Confirmationsbulle. Ludwig XIV. schrieb daher am 7. Juli 1713 dem Cardinal de la Tremouille, seinem Bevollmächtigten in Rom, er habe dem Papst Innocenz XII. nicht versprochen, persönlich die gallikanischen Ideen aufzugeben, sondern nur das Edict von 1682 außer Kraft zu setzen; endlich habe er auch nicht die Vertheidigung der vier Artikel befohlen [1]. Der Papst fand die Erklärung begründet und confirmirte den Bischof.

Ludwig XIV. erfüllte indessen sein dem Papste gegebenes Versprechen doch nicht so vollständig, wie er sich hier den Anschein gab. Wäre nämlich das Edict von 1682 nicht schon seiner innern Natur nach ungültig gewesen, so war der König doch durch sein Versprechen zur Abschaffung desselben verbunden; das Versprechen aber hatte dem Papste gegenüber wenigstens den Werth eines Concordates, da es erst nach beiderseitigen Abmachungen vertragsmäßig erfolgt war. Das Edict war in die Parlamentsregister eingetragen worden, also hätte der König es auch dort sollen tilgen lassen. Ludwig gab zwar dem ersten Präsidenten von Harlay den Auftrag, Sorge dafür zu tragen, daß sein Königswort zur Ausführung komme [2]; damit war aber die Einregistri-

[1] Bausset, liv. VI. n. 23.
[2] Gérin, pag. 460.

rung noch nicht rückgängig gemacht, und wir besitzen keine Nachricht, daß dieses geschehen sei. Mochte für die Regierungszeit Ludwigs XIV. keine Erneuerung der scandalösen Artikel zu befürchten sein, so stand die Garantie für die Zukunft auf schwachen Füßen. Der Erfolg hat gezeigt, daß diese Nachlässigkeit oder dieser Formfehler zu traurigen Verwicklungen führte, indem die Parlamente dasjenige als Rechtsbasis annahmen, was in ihren Registern stehen geblieben war.

Konnte man in der Zeit von 1682—1693 von einer gallikanischen Doctrin sprechen, insofern dieselbe durch den Staat getragen und octroyirt war, so fiel durch den Widerruf des Klerus und des Königs sogar die äußere Berechtigung, die vier Artikel als ein Dogma, eine Lehre oder Ansicht der gallikanischen Kirche zu betrachten. Die Vertheidiger der vier Artikel, — Bossuet führt hierin den Reigen, — sprechen von denselben so, als wäre ihr Inhalt eine Lehre, für die jeder gute Franzose Blut und Leben einsetzen müsse. Umsonst frägt man aber nach den Ursachen, weßhalb die Lehre der vier Artikel eine gallikanische sein soll. Die Concilien, die Versammlungen des Klerus, sogar die meisten Theologen Frankreichs nehmen dieselben nicht an und haben wiederholt die entgegengesetzten Grundsätze ausgesprochen. Wenn aber einige Franzosen oder sogar viele der Declaration günstig sind, so berechtigt dieses noch nicht dazu, die Lehre selbst eine gallikanische zu nennen. Gleichwohl hat der fortwährende Mißbrauch mit diesem Namen das meiste dazu beigetragen, die Überzeugung hervorbringen, als sei die Declaration der getreueste Ausdruck der französischen Geistesrichtung.

R. Bauer S. J.

Der Materialismus und die „Philosophie des Unbewußten".

(Fortsetzung.)

Wir haben uns somit das Baumaterial angesehen, aus dem der Philosoph Ed. v. Hartmann den Unterbau seines Systems aufgeführt. Die Thatsachen acceptiren wir; im Wesentlichen enthalten sie nichts, was nicht schon von den Philosophen der katholischen Vorzeit von einem Albertus Magnus, hl. Thomas von Aquin, Suarez, Tolet u. s. w. in der

Philosophie verwerthet worden wäre. Was macht nun v. Hartmann mit diesem Material? Er konstruirt sich folgende Anschauung: Aus den angeführten Thatsachen läßt sich erhärten, daß alle leiblichen Naturwesen ein unbewußtes intelligentes Wollen und Vorstellen bethätigen, und zwar ein solches, welches jede bewußte Geistesthätigkeit an Vollkommenheit übertrifft. Auf dieser Basis stehend wird uns dann der gefeierte Philosoph später zeigen, daß sich dieses „Unbewußte" überall findet, so daß sich Alles — auch Mensch, Pflanze, Materie — in dieses eine unbewußte Wollen und Vorstellen auflöst; alsdann wird er beweisen, daß jeder individuelle Unterschied zwischen den einzelnen Naturwesen nur reine Täuschung ist und vor uns steht — das Eine Unbewußte, das Alleins.

Für jetzt also nur die Vorfrage: Nöthigen uns die Thatsachen wirklich zu der Annahme, daß die leiblichen Organismen selber ein Wollen im eigentlichen Sinne des Wortes und ein Vorstellen im Sinne des Verfassers, d. h. ein intelligentes Vorstellen besitzen?

1. Beginnen wir mit dem zuletzt [1] erörterten Punkte, mit dem organischen Bilden nämlich, und sehen wir zu, was wir dem Philosophen des Unbewußten zugeben können.

Es muß wirklich als eine durch den umfassendsten Induktionsbeweis erhärtete Thatsache angesehen werden, daß in den verschiedenen Organismen eine Zweckerstrebung vor sich geht. Das Resultat der organischen Thätigkeit ist, wie wir gesehen, der Organismus selber. Die Tendenz dieser Thätigkeit geht dahin, das thätige Wesen selber durch seine Thätigkeit, durch fortwährenden Stoff- und Kraftumsatz zu entwickeln, zu erhalten und endlich in unerschöpflicher Reihenfolge neue Individuen zu produziren. Hier also ist kein chemisches und physisches Beharren, kein Streben nach Austausch und Gleichgewicht: durch die organische Thätigkeit werden im Gegentheil immer wieder das Gleichgewicht störende und neue chemische Aktionen veranlassende Umstände herbeigeführt und das Alles zu einem ganz bestimmten vorgeplanten Zwecke. Wo ist der Grund dieser Erscheinung? Wirkt etwa der zu erstrebende Zweck als Zweck bestimmend ein? Nein, das geht nicht wohl, aus dem einfachen Grunde, weil er noch nicht existirt.

Wird das organische Wirken vielleicht durch eine von außen kommende Direktion bestimmt, wie sie etwa der Baumeister dem

[1] Vgl. oben S. 238 f.

werdenden Hause, oder der Chemiker im Laboratorium den chemischen Kräften angedeihen läßt? Nein, der organische Bildungsdrang ist von Innen heraus bestimmt, in seiner Zweckmäßigkeit äußert er sich als das von Innen heraus Waltende; der bestimmende Grund muß also sowohl dem Raume, als auch dem Sein nach im lebendigen Organismus selber liegen.

Ist's nicht vielleicht eine zufällig vorhandene Combination der einzelnen Bestandtheile, wie sie sich etwa in einer sehr complizirten Maschine vorfindet? Auch das nicht. Ein derartiger Mechanismus, in welchem mechanische und chemische Kraftwirkungen herangezogen werden, in welchem ein aufgespeicherter Kraftvorrath consumirt und stets neue „Kohlenzufuhr" nöthig wird, ist zwar vorhanden, aber es ist noch mehr da: diese Einrichtung hat sich selber planmäßig gebaut, erhält, restaurirt, reproduzirt sich selber nach dem nämlichen ihr innewohnenden Plane. Ein bloßer Mechanismus wird höchstens eine bestimmte Reihe chemischer und physikalischer Prozesse veranlassen, aber nimmermehr die ungeschwächte Entwicklung, Fortdauer, Reproduktion des Subjektes.

Kann es nicht vielleicht irgend eine immaterielle Kraft sein, welche in den Fötus hineinfährt und dann nach Art eines im Organismus hausenden Dämon auf die Materie einwirkt, und den materiellen Kräften die zweckentsprechende Richtung gibt? Auch diese Auffassung scheint schwer mit der Wirklichkeit vereinbarlich zu sein. Denn abgesehen davon, daß es der Physiologie von Tag zu Tag mehr gelingt, die „mittelalterliche" Anschauung aus der Rumpelkammer hervorzuziehen, indem sie alle psycho-physikalischen Kraftäußerungen im Organismus als Umsatz anderweitiger chemisch-physischer Kräfte darzustellen[1] sucht: würde durch diese Ansicht in dem Organismus eine Zweiheit vorausgesetzt, welche gegen alle Erfahrung ist. Das organische Wirken ist durchaus kein Einwirken einer Kraft (eines höhern Wesens) auf die an und für sich todte Materie, sondern es ist ein einheitliches Wirken, welches von einem Subjekte ausgeht. Die Materie selber lebt; ihr innerstes „Sein" ist „Leben" geworden. Es muß also etwas zur Ma-

[1] Wenn man moderne Physiologen hört, so glaubt man wieder den hl. Thomas von Aquin zu vernehmen: Operatio animae vegetalis fit virtute corporeae qualitatis. Sum. theol. I. q. 78 a. 1; qualitas corporea nannte man damals, was heutzutage physikalische oder chemische Kraft heißt.

terie hinzugekommen sein, welches die Materie bis in den innersten Kern ihres Seins hinein erfaßt, ihr ein neues Streben und ein ideales Gesetz einprägt, so daß auch die materiellen Kraftäußerungen von vorne herein schon im Dienste des einen Lebensgrundes stehen. Es ist also keine „Kraft", d. h. kein wirkendes Prinzip, sondern ein bestimmendes[1], welches sich mit der Materie zu Einem Wesen ergänzt, von dem dann alle Kraftäußerungen ausgehen.

Bis hieher können wir mit unsern Zugeständnissen gehen. Würde Hartmann nicht weiter gehen, so gebührte ihm die Ehrenkrone, daß er in unserm katholiken-fressenden Zeitalter den Muth gehabt hat, der Philosophie der katholischen Vorzeit das Wort geredet zu haben. Nun spricht er aber jenem bestimmenden „logischen", „idealen" Element, welches die Materie zum Prinzip des organischen Strebens macht, den Charakter einer „Vorstellung" zu, welche der an und für sich leeren Form des Strebens den bestimmenden Inhalt geben soll! Hat er hierin Recht? Ja und Nein. Jedenfalls hat er darin Unrecht, daß er für diesen so wichtigen Begriff das so vieldeutige Wort „Vorstellung" gebraucht, ohne sich zu erklären. Daß jede auf einen Zweck gerichtete Tendenz eine Vorstellung, eine ideale Antizipation dieses Zweckes zur Voraussetzung hat, ist wahr, denn da der Zweck bestimmend auf die Tendenz einwirkt, so muß er irgendwie existiren; er existirt aber nicht realiter, also muß er idealiter existiren. Muß aber diese „Vorstellung" nothwendiger Weise im strebenden Dinge liegen? Das „Streben" der Uhr z. B. geht dahin, die Zeit anzuzeigen: muß darum die Uhr selber eine Vorstellung von der Zeit und ihrer Eintheilung haben? Eine auf einen bestimmten Punkt hinfliegende Kanonenkugel setzt eine „Vorstellung" des Zieles voraus: muß diese Vorstellung in der Kugel liegen, oder genügt es nicht, daß sie im Auge des Kanoniers war? — Hier haben wir die erste Zweideutigkeit. Hartmann wird nun freilich die Gleichheit zwischen einer Uhr und Kanonenkugel einerseits und den leben-

[1] Deßhalb nannten die Peripatetiker dieses Prinzip, welches der Verfasser als „unbewußten Willen und als Vorstellung" aufgefaßt wissen will, Form. Es ist das ein bildlicher Ausdruck, der von der äußern Form hergenommen ist. Die Kreisform auf der Tafel z. B. macht die Kreidetheilchen zum Kreise nicht durch Einwirkung auf dieselben (das kommt der Hand des Zeichners zu), sondern dadurch, daß sie dieselben in ihrer Lage formell bestimmt. In ähnlichee Weise theilt sich das Lebensprinzip der Materie mit; die Lebensform ist aber etwas Substantielles, insofern hinkt der Vergleich.

den Organismen andererseits nicht zugeben — er hat darin vollkommen Recht. Der Unterschied besteht darin, daß der Organismus aus sich das aktive Streben hat nach seiner eigenen Vollendung, weßhalb er sich selber baut, ausbessert, erhält, reproduzirt, während bei der Uhr das Prinzip dieses Strebens im Uhrmacher liegt, der die „kranke" Uhr flickt und neuen Ührlein das Dasein gibt. Mit dieser bestimmten Tendenz wird also auch der Zweck der organischen Thätigkeit im innersten Wesen des Organismus vorliegen als ein ursächliches Prinzip, als ein Gesetz, nach welchem mit logischem Zwange gearbeitet wird. Hartmann hat also Recht, wenn er jenes ideale logische Element, welches er „Vorstellung" nennt, in das Wesen des Dinges hineinlegt, damit es den idealen Inhalt des organischen Strebens bilde. Aber hier kommen wir auf eine weitere Zweideutigkeit, deren Klarstellung für unsere Frage von entscheidender Bedeutung ist. Das Wort „Idee", „Vorstellung" kann subjektiv genommen werden, als ein Erkenntnißakt, oder es kann auch auf den objektiven Sinn beschränkt werden. Im Kopf des Feldherrn z. B. liegt die Vorstellung des Schlachtplans sowohl subjektiv als objektiv, während letztere auf dem Papiere bloß objektiv vorgestellt ist. Wir sahen bereits, daß das organische Wirken seinen Plan als immanentes Gesetz in sich trägt; somit unterliegt es keinem Zweifel, daß die „Vorstellung" im objektiven Sinne des Wortes als Typus dem Organismus innewohnt. Ist der Philosoph des Unbewußten damit zufrieden? Nein, er will mehr; er behauptet, daß das Wirken im Organismus auch von einem subjektiv-erkennenden Vorstellen imprägnirt sein müsse. Er nimmt also an, daß z. B. der Embryo sich selber eine erkennende Vorstellung mache von dem Auge und dem Gliede, das noch gebildet werden soll, daß im Ernährungsprocesse jeder Theil des Organismus — Knochen, Sehnen, Muskeln, Nervensubstanz u. s. w. — sich aus dem Blute auf eine zwar unbewußte, aber doch erkennende Vorstellung hin das ihm Convenirende aufsuche, daß ferner der Organismus in der Spinne das fehlende Bein produzirt, indem er sich selber eine Idee von demselben macht, gerade so wie der Schuster von dem Stiefel, den er verfertigen will. So hätten wir also überall in der Natur ein zwar unbewußtes, aber doch wirkliches Vorstellen, Denken! Auf welche Gründe stützt der gepriesene Philosoph diese seine Behauptung?

Er nimmt einen allgemeinen Grund von dem Gebiet der Erkenntnißtheorie her, der, da er eigentlich gar nicht hieher gehört, sich an dieser Stelle wie eine Diversion ausnimmt. Er behauptet, unser Denken setze auch in den Dingen ein „Denken"

voraus. „Das Denken", so sagt er, „kann nicht aus der Haut des Denkens fahren; das Denken kommt entweder niemals über sich selbst hinaus, oder der wahre positive Inhalt von dem Jenseits seiner Bewußtseinssphäre muß selbst wieder Gedanke, Vorstellung, ideeller Inhalt sein." Hier haben wir also wieder die bekannte, von unsern deutschen Idealisten so breit getretene Auffassung: Alles Sein muß, um von uns gedacht werden zu können, zugleich Denken sein; einen idealen Inhalt zu bieten vermögen und selbst denken ist ein und das nämliche. Der Beweis für diese sonderbare Behauptung ist bis jetzt ausgeblieben. Wäre dieselbe wahr, so dürfte man auch folgendermaßen argumentiren: Das Sehen des Auges kann nicht aus der Haut des Sehens fahren, also kann nur das gesehen werden, was selber sieht. Das Falsche dieses Trugschlusses liegt auf der Hand. Damit etwas wirklich denkbar sei, braucht's nur objectiv zu sein. Wir geben bereitwillig zu, daß das beständige Geschehen und Werden in der Natur, welches für den Naturforscher den Beobachtungsgegenstand bildet, zur Erklärung unserer Erkenntniß nicht genügt. In dem beständigen Wechsel des Werdens bieten sich dem Verstande einzelne Bestimmtheiten als Denkgegenstand dar, gleichsam Ruhepunkte, welche über dem Werden stehend das Sein präsentiren. Mag man diese Ruhepunkte (diese Knotenpunkte im Gewebe der Natur) Ideen nennen, mag man sie Formen, Entelechien nennen — um den Namen streiten wir nicht — sicher ist, daß wir kein subjectives Denken in einem Object vorauszusetzen brauchen, damit es von uns gedacht werden könne. Ob nun jenes objectiv Logische in den Dingen, welches das unmittelbare Object unseres Denkens bildet, sich nicht am Ende doch wiederum in Gedachtes auflöst und somit ein subjectives Denken voraussetzt, das ist eine Frage, die von allen bejaht wird, die ehrlich genug sind, sich nicht von vornherein gegen das Bekenntniß des Daseins Gottes zu sträuben [1]. Dieser erste Grund ist somit hinfällig. Sehen wir nun weiter.

Der eigentliche ex visceribus rei genommene Grund läuft auf den nichts weniger als genialen Kunstgriff hinaus, daß Hartmann alles Streben und Begehren, welches in den Dingen zu Tage tritt, Wollen nennt, und dann in verschiedenen Modulationen das bekannte Axiom anruft: nil volitum nisi praecognitum, wo Wille ist, da ist auch Denken. Dieses ist der Lieblingsgedanke des Verfassers, die Hauptstütze seiner Behauptung, weßhalb er denn auch diese Sentenz: **Kein Wollen ohne Vorstellung** (S. 102) durch fetten Druck hat auszeichnen lassen. Die Spinne will das fehlende Bein, also muß sie es zuerst sich in Gedanken vorstellen. Nun wohl, was für ein Recht hat denn der Verfasser, das im Organismus waltende Streben Wollen zu nennen?

Er geht stufenweise zu Werke. Zuerst sucht er dem Thiere in seinem Sinnes- und Instinktleben einen Willen zuzuschreiben. „Daß

[1] Deßhalb begegnen wir auch häufig bei Kirchenschriftstellern Ausdrücken, wie: Die Geschöpfe sind die Gedanken Gottes; die Form (d. h. jenes Logische in den Dingen) ist die den Dingen eingeprägte göttliche Idee. So auch der hl. Thomas: „Forma nil est aliud quam divina similitudo participata in rebus. l. 3. Gent. c. 97.

dasselbe," sagt er S. 52, „was wir als unmittelbare Ursache unseres Handelns zu kennen glauben und Willen nennen, daß eben dieses auch im Bewußtsein der Thiere als causales Moment ihres Handelns lebt und auch hier Wille genannt werden muß, unterliegt wohl keinem Zweifel. . . . Der Hund will sich nicht von seinem Herrn trennen, der Vogel will seine Jungen nicht beschädigen lassen." Dieser Wille wirkt dann aber auch, so meint der Verfasser, in's organische Bilden hinein. Die Schnecke will ein Haus, darum läßt sie sich es anwachsen; die Arbeitsbiene will einsammeln, darum läßt sie sich Transportmittel anwachsen, hat sogar Bürsten an den Füßen zum Zusammenkehren des Blüthenstaubes und Gruben zum Einsammeln vor den andern Bienen voraus. Überall also Wille, sogar von „Ganglienwille" ist die Rede. Was die hier beigebrachten Instinkthandlungen betrifft, davon sogleich; bleiben wir vorerst bei dem organischen Wirken. Wie rechtfertigt der Verfasser den Gebrauch dieses Wortes Wille? Er glaubt desselben zu bedürfen, um nicht nur eine triebartige Fähigkeit oder ein unfertiges Begehren, sondern einen fertigen Akt zu bezeichnen. Wir wollen es ihm nicht verbieten, den Worten eine von der herkömmlichen abweichende Bedeutung beizulegen und so die in der deutschen Philosophie herrschende Sprachverwirrung (man wird schwerlich zwei deutsche Philosophen namhaft machen, welche mit dem Wort „Willen" den nämlichen Sinn verbinden) noch um ein Weniges zu vermehren. Wenn es ihm beliebt, jede aktuelle Tendenz eines Dinges „Willen" zu nennen, so bleibt ihm das unbenommen, er kann sogar zu den obigen uneigentlichen Redensarten noch einige hinzufügen, z. B. die Uhr will nicht mehr gehen, die kochende Milch will überlaufen, es will regnen u. s. w., aber er möge nicht vergessen, daß das Wort „Wille" im eigentlichen Sinne dem herkömmlichen Sprachgebrauch gemäß das rationelle Begehrungsvermögen bezeichnet. Wenn nun Hartmann jeden im Organismus waltenden Trieb und jede im Thier entstehende Begehrung mit dem Titel „Wille" beehrt, um lediglich darauf hin zu behaupten, der Organismus selber stelle sich in erkennender und noch dazu in intelligenter Weise den Zweck oder die Mittel vor, so ist das ein Hokuspokus. Der Verfasser beweise zuerst, daß beispielsweise das Rind sich mit seiner „Intelligenz" die Hörner vorstellt, bevor es sie an der Stirne wachsen läßt; daß der sich contrahirende Herzmuskel bei dieser Contraktion mit Erkenntniß verfährt, dann erst hätte er das Recht, von einer Begehrung zu reden, und wofern jene Erkenntniß als eine intellek-

tuelle erwiesen wäre, dürfte er diesen Trieb mit dem Namen Ganglienwillen belegen. Liefert der Verfasser vielleicht diesen Beweis, indem er sagt (S. 106): „Wenn der Ganglienwille den Herzmuskel in bestimmter Weise contrahiren will, so muß er zunächst die Vorstellung dieser Contraktion als Inhalt besitzen, denn sonst könnte Gott weiß was contrahirt werden"? Nein, denn diese Vorstellung braucht keine erkennende, geschweige denn eine intellektuelle zu sein, es genügt der blinde, nach bestimmtem Typus arbeitende Lebensdrang. Der „Wille" ist somit nicht erwiesen, und der Grundsatz: Kein Wollen ohne Erkennen, verliert seine Anwendbarkeit. Ja, hätte der Verfasser bei allen den beigebrachten Beispielen vom organischen Bilden auch für die apriorische Bestimmtheit, die unwandelbare Beschränktheit und Einförmigkeit, die dabei sowohl in Bezug auf den Zweck, als auch in Bezug auf die Art der Ausführung obwaltet, ein Auge gehabt, so würde er gesehen haben, daß jene Verschiedenheit, welche durch die Einwirkung einer erkennenden Wahrnehmung nothwendig hervorgebracht würde, nicht vorhanden ist. Er würde sich alsdann der Überzeugung nicht haben verschließen können, daß der ganze Prozeß nach vorliegenden, schablonartigen Gesetzen, nicht aber durch einen erkennenden Vorstellungsakt des Organismus geleitet wird, daß also die Annahme nicht nur von Willen, sondern auch von Begehrung und somit auch von erkennendem Vorstellen durch die Evidenz der Thatsachen positiv ausgeschlossen ist. Dem Gesagten zufolge stellt sich die Annahme als die richtige heraus, welche in der Schule der katholischen Vorzeit die sententia communissima war, daß nämlich im thierischen Organismus ein besonderes seelisches Prinzip existirt, welches man die Thierseele nannte. Dieses eine Grundprinzip bestimmt sowohl die organischen Funktionen des vegetalen Lebens, als auch die höhern Funktionen des sinnlichen Wahrnehmens und Begehrens.

2. Was nun, wenn wir auf diese letztern und speciell auf den Instinkt unser Augenmerk richten, dessen Wirken mit dem organischen so innig verwoben ist, daß sie sich gegenseitig ergänzen, bedingen, vervollkommnen? Wird da nicht der Philosoph des Unbewußten mit mehr Recht von Wollen und Vorstellen reden können? Das ist die Frage, welche durch die bisherigen Erörterungen noch nicht gelöst worden ist. Wurzeln auch die Instinkthandlungen mit dem organischen Bilden in einem und demselben Lebensgrund, so sind sie doch von diesem Bilden wesentlich verschieden: sie gehören einer höhern Lebenssphäre an.

Darin kommen sie mit den organischen Funktionen überein, daß sie zur Erstrebung eines bestimmten Zweckes von vorn herein durch ihr Wesen angehalten sind: darin unterscheiden sich aber die Instinkthandlungen von den organischen, daß sie in ihrer Ausführung nicht lediglich durch einen im Wesen liegenden Typus, sondern zugleich durch besondere sinnliche Erkenntnisse geleitet werden; in ihnen tritt nicht bloß ein im Organismus liegendes Gesetz, sondern das wahrnehmende Thier tritt als mitbestimmend auf. Man erinnere sich nur an die oben gegebenen Beispiele, und man wird sich gedrungen fühlen, dem Verfasser zuzugeben, daß das Walten des Instinktes im zweckmäßigen Anschmiegen an wahrgenommene äußere Umstände besteht; man denke nur an die Verschiedenheit, mit der die Jungen gegen verschiedene Angriffe vertheidigt werden, an die Verschiedenheit, mit der die Vögel, welche Eier gelegt, die Küchlein zur Reife bringen; in den wärmsten Ländern unterbleibt das Brüten ganz; haben Vögel zufällig in warmen Treibhäusern genistet, so sitzen sie fast nie auf den Eiern u. s. w. Der Zweck des Instinktes ist das Constante, es ist der blinde Naturdrang, während das instinktive Handeln selbst als die Begehrung des geeigneten Mittels ebenso variirt, wie das zweckmäßig anzuwendende Mittel nach den äußern Umständen variirt. Hiermit haben wir aber noch nicht Alles gesagt. Die Instinkthandlung ist nämlich nicht bloß von äußern Wahrnehmungen begleitet: es muß in ihr auch eine innere Wahrnehmung vorausgesetzt werden. Nehmen wir zuerst ein uns nahe liegendes Beispiel. Wenn ein Mensch beim Fallen unwillkürlich die Hände ausstreckt, so haben wir hier eine Instinkthandlung; der Zweck ist nicht frei gewollt, sondern er ist durch den natürlichen Drang des Selbstschutzes gegeben, die Manipulation ist ebensowenig frei gewählt: wodurch könnte die Zweckmäßigkeit derselben erklärt werden, wenn nicht, während das Auge den Gegenstand sieht, ein innerer Sinn den bestimmten Charakter der Gefahr darin erkannt hätte? Wenn ein Lamm in der Nähe eines nie zuvor gesehenen Wolfes ängstlich davoneilt, oder wenn die Pferde, welche den Reitweg hinter dem Berliner Raubthierhause passirten, wie Hartmann erzählt, plötzlich scheu und unruhig wurden, so mußten diese Thiere nicht nur irgendwie die Nähe der betreffenden Raubthiere wahrgenommen haben, sondern überdieß auch noch eine Vorstellung von dem feindseligen Charakter dieser Thiere haben. Wenn Spatz und Spätzin in Südafrika ihr Nest mit Dornen umzäunen gegen Affen und Schlangen, die sie noch nie gesehen, so müßten sie nebst der äußern Wahrnehmung auch

irgend eine Vorstellung von der ihnen drohenden Gefahr haben. Und mit einer entsprechenden Vorstellung muß die Schwalbe ausfliegen, um das ihrem Neste eigenthümliche Baumaterial zu suchen. Hier kommen wir mit einem im Organismus liegenden Drange, und einem diesem Drange einliegenden blinden Typus, wie wir ihn oben für die organischen Funktionen zugestanden haben, nicht aus. Bis jetzt haben wir dem Philosophen des Unbewußten das Wort geredet. Da hätten wir also wirklich bei den Thieren Begehrungen und — wenigstens sinnliche — Vorstellungen! Ja, aber damit wäre nur wieder zu Ehren gebracht, was in der alten christlichen Philosophie schon längst bekannt und eingehender erörtert war. Auch da war die Rede von einem appetitus sensitivus und zwar sowohl naturalis als auch elicitus; auch da wurde anerkannt, daß die Thiere wahrnehmende „Vorstellungen" haben. Man sprach von einer äußern und auch von einer innern Wahrnehmung. In diesem innern Wahrnehmungsvermögen unterschied man den Gemeinsinn (der gleichsam der Stamm ist, von dem sich die äußern Sinne abästen), die Phantasie, das Gedächtniß und eine Beurtheilungskraft, welche man vis aestimativa nannte. Unter letzterer verstand man die Fähigkeit, Zweckentsprechendes, d. h. Nützliches oder Schädliches in den Dingen zu erkennen und sich vorzustellen, natürlich ohne jede Vermittlung von Erfahrung oder Nachdenken. „Man glaubte annehmen zu müssen, sagt Kleutgen (Philos. d. Vorz. N. 34), daß auch die Thiere Vorstellungen haben, vermittelst welcher sie verschiedene Einzeldinge als Dinge derselben Art, jener Art nämlich, die sie suchen oder fliehen, erkennen, und man hat dieselben Gemeinbilder (universalia sensus) genannt." Will Hartmann das „Hellsehen" nennen, so mag er das thun; er kann für diese Benennungsweise den Umstand geltend machen, daß die innere Erkenntniß in den Instinkturtheilen heller sieht, als der äußere Sinn. Das Auge sagt z. B. dem Spatzen nicht, daß das Strohhälmchen zum Nestbau sich eignet, und ebensowenig dem kranken Hunde, daß Stachelkräuter für ihn ein heilsames Purgativ sind. Diese konkreten Vorstellungen werden dem Thiere vom Selbsterhaltungstrieb bei bestimmten Vorkommnissen oder Wahrnehmungen gleichsam aufgedrängt.

Wenn wir nun also den Thieren in ihren Instinkthandlungen Begehrung und Erkennen zusprechen, dürfen wir dann nicht auch mit Hartmann von Willen reden? Wie bereits bemerkt, weiß der herkömmliche Sprachgebrauch nur da etwas vom Willen, wo zugleich Intelligenz vorhanden ist. Der Philosoph des Unbewußten macht die Thiere

unbedenklich zu Intelligenzen, spricht von einer den Centralorganen innewohnenden Intelligenz u. s. w. Daß Zweckthätigkeit irgendwie auf Intelligenz (wenigstens überlegende Vernunft) zurückzuführen sei, wer wollte das läugnen? Es liegt aber eine doppelte Möglichkeit vor: entweder sind die Instinktphänomene selbst Akte einer Intelligenz, oder sie sind zunächst nur Akte sinnlicher Fähigkeiten, welche von einer Intelligenz zweckmäßig eingerichtet sind. Ersteres will Hartmann. Nun liegt aber eine Legion von Thatsachen vor, welche in jenen eine Beschränktheit offenbaren, die mit der Annahme innewohnender Intelligenz schlechterdings unvereinbar sind. Sehen wir kurz, in welcher Weise. Intelligenz ist die Auffassung der Idee, des Wesens der Dinge, des Abstrakten, des innern Zusammenhanges zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Mittel und Zweck. Wofern Intelligenz in einem Naturwesen vorhanden ist, ist sie wohl von sinnlicher, conkreter Wahrnehmung abhängig, indem diese ihr in den körperlichen Dingen das Material gewährt, worin sie das ihr entsprechende Objekt erblickt und herausliest — aber sie selber erhebt sich über die Wahrnehmung des Conkreten zur Auffassung des Wesens, wird darum auch das Wesen bezeichnen und diese Bezeichnung als Prädikat mit verschiedenen Einzelwesen in Beziehung bringen; aber hat es auch der sprachlustigste Papagei jemals dahin gebracht, einen einfachen Satz zu bilden? — Da die Intelligenz den Causalnexus erkennt, so kann sie auch in ihrer Thätigkeit sich selber erkennen und darum ist mit Intelligenz stets Selbstbewußtsein verbunden; aber hat es auch der weiseste Elephant je fertig gebracht, „ich" zu sagen, oder seine korpulente Selbstheit irgendwie zu bezeichnen? Die „Sprache" der Thiere ist heut wie vor tausend Jahren der Ausdruck bestimmter innerer Affektionen, weiter nichts. — Die Intelligenz erkennt ferner nicht nur das, was nützlich oder schädlich ist, nicht nur das, was diese oder jene Wirkung verursacht, sondern kann sich auch darüber Rechenschaft geben, deßhalb ihr zweckentsprechendes Handeln unbeschränkt auf andere Vorkommnisse übertragen und innerlich vervollkommnen, kann sich Kenntnisse von Eigenschaften und Wirkungen verschaffen und durch neue Combinationen neue Resultate erzielen; so wird nothwendig eine Verschiedenartigkeit und ein Fortschritt zu Tage treten, wie das im Leben der Menschheit der Fall ist. Nichts von allem dem bei den Thieren. Sie handeln wohl in unzähligen Fällen äußerst zweckentsprechend, wissen sich verschiedenen Verhältnissen zu accommodiren, können auch innerhalb ganz bestimmter Grenzen ihre Dexterität

einigermaßen vervollkommnen und auf ihre Jungen — sei es durch Vererbung, sei es durch eine Art von Unterricht — übertragen; aber im Wesentlichen findet man bei den Individuen derselben Thierklassen überall die nämlichen Fertigkeiten; der so gefeierte Bienenstaat ist überall, wo Bienen sind, der nämliche, jetzt wie vor tausend Jahren. Hier kein Culturfortschritt; das kluge Mäuschen schaut sich den Industriepalast an, wo die Culturerzeugnisse eines ganzen Zeitalters zusammengehäuft sind, und verkriecht sich in sein ungeputztes Loch gerade wie im Lande der Troglodyten. Während der „Zweihänder" in comfortablen Salonwagen auf dem Schienenweg durch die Urwälder dahinbraust, kommt sein gescheidter „Vetter" Schimpanse nicht einmal auf den Einfall, sich zum Schutz gegen Unwetter einen Regenschirm zu verfertigen, oder den zu öffnen, welchen man ihm gibt. Fällt eine Handlung in das Gebiet des Instinktes hinein, so handeln die Thiere erstaunlich genial und zweckmäßig; liegt die Handlung außerhalb des Instinktes, so zeigt sich sofort totale Verstandeslosigkeit; die tägliche Erfahrung zeigt, daß dann die einfachsten Mittel nicht angewandt werden, auf die auch der blödeste Verstand kommen müßte. Wie geschickt baut die Schwalbe ihr Nest; würde sie aber auch ihre Behausung an einem Gebäude aufschlagen, das man bereits abbricht, wenn ihr Nestbau das Resultat des Nachdenkens wäre? In dieser Weise sind durch die Beobachtung zahllose Vorfälle constatirt, in welchen die Thiere thatsächlich so handeln, wie sie nicht handeln würden, wenn sie Verstand hätten. Das Alles bildet den auf Thatsachen gestützten unumstößlichen Beweis, daß die Thiere selber keine Intelligenz haben, sondern daß sie ihre wunderbaren klugheitsähnlichen Fertigkeiten als ein bestimmtes Capital mit auf den Weg bekommen haben von Einem, der freilich Intelligenz hat. Mag der Fortschritt der Wissenschaft auch immer vollkommener die Zweckmäßigkeit der Instinkthandlungen erkennen: die Frage, ob die Thiere Intelligenz haben, ist bereits von der Erfahrung und Beobachtung mit peremptorischer Gewißheit verneint.

„Speculative Resultate nach induktiv-wissenschaftlicher Methode!" so lautet das Motto der Hartmann'schen Philosophie; und S. 11: heißt es „ich halte jede Spekulation für falsch, die den klaren Ergebnissen der empirischen Forschung widerspricht." Darnach müssen wir also die Hartmann'sche Spekulation über Wollen und Vorstellen im thierischen und organischen Leben für falsch erklären. Wäre der Mann ohne Vorurtheil an die Arbeit gegangen, so hätten die That-

sachen ihn mit logischer Nothwendigkeit zu der Einen Intelligenz hingeführt, die den Dingen in verschiedener Abstufung eine zweckmäßige Wirkungsfähigkeit verliehen hat. Warum ist das nicht geschehen? Weil leider nur zu wahr ist, was Hartmann selbst (S. 349) sagt: „Selbst in die reine Wissenschaft schleicht sich das Interesse ein, denn eine Lieblingshypothese schärft den Blick für Alles, was sie bestätigt, und läßt das Naheliegendste, was ihr zuwiderläuft, übersehen, oder zu einem Ohre herein, zum andern hinausgehen." Der Verfasser war von vorne herein gewillt, dem Zeitgötzen zulieb ohne Gott fertig zu werden. Dieses ist der Totaleindruck seiner ganzen Philosophie.

Indem wie die „Erscheinung des Unbewußten in der Leiblichkeit" als das Phantasiestück eines Tendenzphilosophen erkannt, haben wir nur die Vorstufe des Hartmann'schen Systems in Betracht gezogen, haben erst die glimpflichste der für die Menschheit verdemüthigenden Verirrungen erörtert, welche der philosophische Heros der Neuzeit in seinem Buche aufgespeichert hat. Auf das Unbewußte in der Leiblichkeit hindeutend, wird er uns in den folgenden Abschnitten für das „Bruderrecht der Thiere" begeistern, wird uns den Schlaf als den glücklichsten Zustand anpreisen (S. 704); den Jugendbildnern wird er die Lehre geben: „Es ist wichtig, die Jugend mit dem Thierleben als dem unverfälschten Born reiner Natur mehr bekannt zu machen, damit sie in ihm ihr eigenes Wesen in vereinfachter Gestalt verstehen lerne, und an ihm sich von der Unnatur und Verzerrung unserer gesellschaftlichen Zustände erquicke und erhole" (S. 359). Und über das „Glück", auf welches ja das ganze Streben der Menschheit hinausgeht, erhalten wir den lichtvollen Aufschluß: „Erfahrungsmäßig sind die Individuen der niedern und ärmern Klassen und roher Naturvölker glücklicher, als die der gebildeten und wohlhabenden Klassen und der Culturvölker, wahrlich nicht deßhalb, weil sie ärmer sind und mehr Noth und Entbehrungen zu tragen haben, sondern, weil sie roher und stumpfer sind..... So behaupte ich auch, daß die Thiere glücklicher, d. h. minder elend als die Menschen sind, weil der Überschuß von Unlust, welchen ein Thier zu tragen hat, kleiner ist, als der, welchen ein Mensch zu tragen hat. Man denke nur, wie behaglich ein Ochse oder ein Schwein dahin lebt, fast als hätte es vom Aristoteles gelernt u. s. w." (S. 712.) Wer denkt da nicht an die nach den Träbern lüsterne Philosophie des verlornen Sohnes? Die freimaurerische Presse der ganzen Welt hatte Recht, mit ihren Lobpreisungen eine Philosophie zu überschütten, welche daran

erinnert, „wie behaglich ein Ochse oder ein Schwein dahinlebt.“ Es ist das in der That die einzige Philosophie, welche für unsere Zeit, die von Gott nichts wissen will, möglich ist.

Wir müssen ohne Gott fertig werden, das ist die Parole des Tages, das der Grundsatz des modernen Strebens im öffentlichen Leben, das das traurige Vorurtheil der heutigen Wissenschaft, welche offenkundig von der Voraussetzung ausgeht, daß der Glaube an Gott bekämpft werden müsse, müsse um jeden Preis, und daß die Gottlosigkeit das Kriterium der Wahrheit sei. Diese Thatsache beginnt aber bereits sich zum Fluch für das jetzige Geschlecht zu gestalten, indem es trotz seines gigantischen Ringens nach aufwärts und vorwärts von Sturz zu Sturz wie im Kataraktenfall in tieferes Elend hinabsinkt. Welches deutsche Herz muß nicht im Innersten von Gram ergriffen werden bei dem Anblick, was für Früchte die großartigen, auf den Altar des Vaterlandes gelegten Opfer gebracht haben: Auflodern des religiösen Bruderhasses, Mißachtung der primärsten Rechtsbegriffe, schamlosere Sittenlosigkeit und die frechste Gottlosigkeit! Und welcher Freund der Wissenschaft muß nicht schier verzagen, wenn er sieht, wie bei dem rastlosesten Ringen und bei ernstgemeintem Arbeiten, bei den glänzendsten Resultaten der Specialforschung dennoch im Ganzen und Großen nichts, gar nichts zu Stande gebracht wird; wie man die Natur glorifizirt, um daran zu erinnern, „wie behaglich ein Ochse oder ein Schwein dahinlebt!“

T. Pesch S. J.

Würdigung der neueren Einwürfe gegen die Echtheit des Pentateuchs.

II.

Wir haben neulich einige der hauptsächlichsten Einwände gegen die Echtheit des Pentateuchs besprochen, darunter an letzter Stelle jene, die man aus der Darstellung selbst entnehmen zu können glaubte. Wir fahren fort, die weiteren Einwürfe vorzuführen und berücksichtigen im Folgenden besonders jene, welche sich auf den Inhalt des Pentateuchs selbst gründen und aus ihm geschöpft werden. Gleichsam anhangsweise

sollen dann jene besprochen werden, die man aus der sonstigen Literatur und Geschichte Israels zusammengesucht hat.

1. Das Wunderbare im Pentateuch.

Hier sind wir durchaus nicht willens, uns mit Jenen einzulassen, welche die Wirklichkeit oder Möglichkeit der Wunder in Abrede stellen. Die „deutschen Zeit- und Streitfragen" erklären freilich wie vom Orakelsitz herab: „Eine Religion mit Wundern erträgt unsere Zeit nicht mehr, die in all' ihren denkenden Genossen längst sich daran gewöhnt hat, alle Erscheinungen der Natur wie des menschlichen Geisteslebens aus natürlichen Ursachen innerhalb des Weltzusammenhanges und aus den in ihnen wirkenden Gesetzen abzuleiten." Somit gehören wir mit der Annahme der Wunder nicht mehr „zu den denkenden Genossen unserer Zeit"; aber diese „denkenden Genossen der Zeit" sollten doch offen und ehrlich genug sein und den Namen Christen völlig abwerfen — ein Christenthum ohne Wunder existirt nicht. Doch die philosophische und theologische Seite der „Wunderfrage" beschäftigt uns hier nicht; wir haben es einzig mit folgendem Einwurfe zu thun, den Schrader in dieser Weise vorträgt und begründet: „Wir finden, daß in den historischen Büchern Israels das Wunderbare gradweise abnimmt, bis es ganz aufhört ... in den nachexilischen Berichten des Esra und Nehemia fehlt dieses (das Wunderbare) ganz. Nun sind die letztern gleichzeitig, mithin entsteht der gerechte Verdacht, daß die früheren Bücher eine wunderbar verherrlichte Sage enthalten." So Schrader. Zunächst acceptiren wir mit Anerkennung das Zugeständniß, daß die Berichte des Esdras und Nehemias gleichzeitig sind; gottlob, so haben wir doch einmal auch in der „höheren Kritik" einen festen Stütz- und Standpunkt und einen soliden Grund und Boden unter den Füßen. Wir haben einen Ausgangspunkt gewonnen, eine Zeit vor uns, deren Bewußtsein und Anschauungen wir endlich einmal aus sicherer Quelle schöpfen können. Dafür sind wir der „höheren Kritik" Angesichts der sonst in's Maß- und Endlose gehenden Schwankungen und Widersprüchen, Aufstellungen und Läugnungen zu tiefem Danke verpflichtet. Die Berichte des Esdras und Nehemias sind gleichzeitig, in ihnen fehlt das Wunderbare; das ist der Obersatz, also sind die Berichte des Pentateuchs, da sie Wunderbares enthalten, nicht gleichzeitig; das ist der Schluß- und Folgesatz. Wir untersuchen nicht, ob logischer Zusammenhang zwischen diesen beiden Sätzen obwalte, ob mit der Richtigkeit des Obersatzes nothwendig die

gewünschte Folgerung gegeben sei — auch nicht, ob es zulässig sei, zu sagen: in einem Zeitraum von 20 Jahren hat sich Dieses oder Jenes nicht ereignet, also hat es sich nie ereignet; nein, wir sehen nur zu, ob der Obersatz selbst wahr ist, wenn er besagt: in den Berichten des Esdras und Nehemias fehle das Wunderbare ganz.

Ist das der Fall? Wir brauchen nicht weit zu gehen; wir brauchen nur den ersten Vers des ersten Kapitels im ersten Berichte zu lesen, und wir haben die Antwort. Er lautet: „Im ersten Jahre des Cyrus, des Königs der Perser, erweckte der Herr, auf daß das Wort des Herrn aus dem Munde des Jeremias erfüllt würde, den Geist des Cyrus, des Königs der Perser" u. s. f. Wir stehen nach dem Geständnisse der Kritik auf sicherem, geschichtlichem Boden, wir haben das klare, unverfälschte Bewußtsein jener Zeit vor uns — und was tritt uns zuerst entgegen? „auf daß erfüllt werde das Wort des Herrn aus dem Munde des Jeremias." Welches Wort des Herrn? Es ist die Prophezeiung des Jeremias über die siebzig Jahre der babylonischen Gefangenschaft, die er aussprach im vierten Jahre Joakims, des Sohnes des Josias, also vor völligem Eintritt der Gefangenschaft (Jerem. 25, 12.), die er nach der durch Nabuchodonosor bewerkstelligten Wegführung wiederholte (29, 10). Diese Vorhersagung ist bestimmt, sie lautet auf siebzig Jahre; „nach siebzig Jahren will ich euch heimsuchen und mein gutes Wort über euch aufrichten, daß ich euch zurückführe"; sie ist nicht aus Conjecturalpolitik entstanden; dafür ist sie erstens zu klar und bestimmt in der Angabe der Zeit, und zweitens war die politische Lage der damaligen Welt zu allen andern Vermuthungen eher angethan, als zu dieser. Was gewinnen wir also für Zeit des Esdras? Wir haben zunächst das noch lebendige Bewußtsein und die noch frische Erinnerung an den Propheten Jeremias, wir finden vor die klare und unzweideutige Kenntniß, daß das Wort Gottes aus seinem Munde ergangen ist, daß er also in höherer, in bevorzugter Weise Organ der Gottheit war und als solches sich auch beglaubigt hatte, endlich daß die sicherste Hoffnung auf die Erfüllung der Prophezeiung Aller Herzen belebte. Fehlt demnach das Wunderbare in den Berichten des Esdras? Ist es nicht ein unverzeihlicher Leichtsinn, eine Behauptung in die Welt hineinzuschreiben und sie mit allem hochwissenschaftlichen Anstrich zu versehen, die durch die erste Zeile des Berichtes, auf den man sich triumphirend beruft, so eklatant Lügen gestraft wird? Ferner ist im selben Berichte, der angeblich nur natürliche Ursachen und kein besonderes Ein=

greifen Gottes mehr kennt, so deutlich als möglich die göttliche Sendung und Beglaubigung, das Prophetenamt und die Prophetenthätigkeit von Aggäus und Zacharias hervorgehoben und darauf hingewiesen, daß die Vorhersagungen dieser Gottesgesandten sich verwirklichten (5, 1. 6, 14). Nun aber ist gerade das Prophetenthum und die Prophetenthätigkeit, gleich der Schechina über der Bundeslade, die fortwährende, augenscheinliche und handgreifliche Bethätigung des wirksamen und übernatürlichen Eingreifens Gottes in die Schicksale und Lenkung des Volkes, das er nun einmal im Alten Bunde zu seinem Erbtheil auserkoren hatte. Und in diesen Berichten ist keine Spur des Wunderbaren?

Wir befinden uns nach dem Eingeständnisse der Kritik bei diesen Berichten auf historisch gesicherter Grundlage. Wohlan, benützen wir diesen Vortheil und sondiren wir das Bewußtsein jener Zeit über den Pentateuch, seinen Verfasser, seine Wunder. Das Gesetz Mosis ist ein längst gekanntes, es ist die Norm und das Regulativ, die selbstverständliche, allgemein und unbestritten angenommene Regel aller Verhältnisse; es beherrscht den Cultus, die Feier der Festzeiten, die Abtheilungen der Priester und Leviten und deren Verrichtungen, die Ehegesetzgebung, — die Gebete und Seufzer des Nehemias beruhen auf den im Pentateuch niedergelegten Prophezeiungen; er läßt das Gesetz Mosis dem Volke vorlesen; das von den Leviten gesprochene Gebet (Neh. Kap. 9) ist ein getreues Resumé des Pentateuchs, enthält wörtliche Anführungen aus der Genesis, gründet und wurzelt in der Erinnerung an die großen, für Israel gewirkten Wunder Jehovah's, an die wunderbare Führung und Lenkung durch all' die Jahrhunderte herab, an die Erfüllung alles dessen, was Gott durch Moses und die Propheten gedroht und verheißen hatte.

Der Grundton, der in all' diesen gleichzeitigen Berichten durchtönt und überall klar und vernehmlich wiederklingt, der Rahmen, in dem die ganze Zeit mit allen Wünschen und Hoffnungen, Bestrebungen und Befürchtungen sich bewegt, ist das immer wieder kehrende: „wie es geschrieben steht im Gesetze Mosis, welches der Herr für Israel gegeben hatte.“ [1] Was soll man diesen offen daliegenden Thatsachen gegenüber zur dreisten Behauptung Graf's sagen: Esdras habe den Juden

[1] Vgl. Esdr. 2, 63. 3, 2 u. f. 6, 18. 7, 6. Kap. 9. Neh. 1, 7 u. f. 8, 1 u. f. 9, 3 u. f. 10, 29. Kap. 13.

nicht die Mißachtung des mosaischen Gesetzbuches vorgehalten, erst jetzt sei die Gesetzgebung des Leviticus durch feierliche Verpflichtung eingeführt worden, ja die Zeit der neuen Gemeinde nach dem Exil sei die Zeit der Veröffentlichung der Gesetze als Ganzes? (S. 71 u. f.) Das heißt nicht Geschichte schreiben, sondern machen! Doch das nur im Vorbeigehen; die Hauptsache ist uns hier, daß auch in den Berichten des Esdras und Nehemias das „Wunderbare" seinen entsprechenden Ausdruck gefunden, daß es in und mit der historisch sicheren Zeit und in und mit den gleichzeitigen Berichten waltet und lebt — also ist auch dieser Beweisgang Schrader's gegen den Pentateuch ein durchaus verfehlter; er konnte überhaupt nur angetreten werden, weil die „höhere Kritik" mit wunderbarer Leichtfüßigkeit sich über den Inhalt dieser gleichzeitigen Berichte hinweg in die Kreise der vorgefaßten Systeme versetzte.

2. Die Mythen im Pentateuch.

Schrader sieht im Pentateuch die Geschichte nach einem religiös-poetisch-didaktischen Plane behandelt, er erblickt in ihm ein theokratisches Epos, dessen Hauptzweck war, das Volk für seine heiligen Gesetze und Einrichtungen zu begeistern, zu diesem Behufe wurde nun Alles in die Vergangenheit zurückgetragen; die realen Verhältnisse verflüchtigen sich in Mythen, in juridische, etymologische und didaktische Mythen. Daß eine solche Mythensammlung nicht im Sinne der mosaischen Abfassung echt sein könne, bedarf keiner Erörterung.

Der Einwurf ist nicht neu, obgleich er auch heutzutage immer noch neu aufgeputzt zur Parade vorgeführt wird. Nur pflegte man früher die „Verherrlichung des theokratischen Volkes" als Zielpunkt und Tendenz des pentateuchischen „Epos" anzugeben; seitdem Welte durch eingehende Kritik diese Aufstellung so gegeißelt und an den Pranger gestellt hatte, daß selbst die „höhere Kritik" sie noch einmal vorzubringen sich schämte, beliebte man dem „Epos" den obigen Zweck beizulegen. Ebenso hatte Welte schon manche dieser „Mythen" in's gehörige Licht gesetzt, so daß wir über die erneuten Mythenbeweise Schraders um so rascher weggehen können (vgl. Welte, Nachmosaisches S. 52 u. f.).

Als eine fälschlich in's Alterthum zurückgetragene Einrichtung, als juridische Mythe wird die Gen. 2, 3 berichtete Heiligung des siebenten Tages durch Gott bezeichnet. Mit welchem Rechte? Wir müssen hier auf eine Bemerkung zurückgreifen, die bereits in einem früheren Artikel

ausgesprochen wurde. Sie dient dazu, diesen und alle ähnlichen Einwürfe in ihrem wahren Werthe aufzuzeigen und auch auf die sogenannte Quellenscheidung im Pentateuch ein Licht zu werfen. Es ist die Bemerkung, daß ohne die Urgeschichte, wie sie in der Genesis enthalten ist, die Sagen, religiösen Gebräuche und Anschauungen der Völker ein ungelöstes und unlösbares Räthsel sind und bleiben, daß die irgendwie verbürgten Nachrichten anderer Völker, ihre Mythen selbst nur durch die Genesis Verständniß, Vereinigung und harmonischen Abschluß gewinnen, daß die in der Genesis überlieferten Angaben allein die in den Mythenkreisen der Völker durchschimmernden historischen Rückerinnerungen und religiösen Ansichten erklären. Machen wir von dieser allgemeinen Wahrnehmung hier die spezielle Anwendung! Bei den ältesten heidnischen Völkern kehrt die siebentägige Woche als ein uraltes Institut wieder (vgl. Lüken, die Traditionen des Menschengeschlechtes S. 47 ff.). Inder, Chaldäer, Ägypter kennen diese Zeiteintheilung, selbst den Negern in Centralafrika ist sie nicht fremd. Diese Gemeinsamkeit weist auf eine gemeinsame Urquelle zurück — wo ist sie? Das Sabbathgesetz wird auch nicht im Bundesbuche (Ex. 20) als ein neues aufgestellt, vielmehr durch die klarsten Worte auf die bei der Schöpfung stattgehabte Grundlegung desselben hingewiesen; somit war die siebentägige Woche jedenfalls beim Volke von jeher bekannt.

Wenn man nun nach dem Grunde dieser historischen Erscheinung frägt, wo findet sich eine allseitig befriedigende Antwort? Im Berichte der Genesis, und dadurch muß dieser Bericht, abgesehen von allem Andern, den Eindruck der Wahrheit machen. Ebenso hat man das Opfer Gen. 4 als verfrüht, als eine Anticipirung der späteren Zeit, oder als ein Hinaufschrauben späterer Ideen in die Urzeit dargestellt. Aber die Opferidee findet sich bei allen Völkern — warum? weil sie eben schon im Schooße der aufkeimenden Menschheit geborgen lag — in manchen Völkersagen über den Urzustand und die ersten Menschen taucht auch das Opfer auf. Wie erklärt sich diese Uebereinstimmung? Genesis Kap. 4 ist eben geschichtlich.

Das Opfer Noah's nach der Sündfluth wird von der Kritik aus der älteren Urkunde, die die Urzeit in geschichtlich einfacher Treue darstellen soll, entfernt und dem jüngeren Bearbeiter zugetheilt, der es liebe, die Zustände seiner Zeit in die Urzeit hinaufzurücken. Warum? Man redet sich eben ein, das Opfer sei eine Zuthat, eine Erfindung späterer Zeit. Aber das Opfer ist ein integrirender Theil aller Fluthsagen

der Völker, es ist ein Glied in der Kette der Fluthgeschichten. (Lüken 269 u. f. Delitzsch, Commentar S. 223.) Warum kehrt es überall wieder? Haben sich die Völker verabredet, ihren Erinnerungen ein Opfer hier einzuweben? Es gibt nur eine befriedigende Antwort, und die liegt in der Wahrheit und Geschichtlichkeit der Genesis. Dasselbe gilt in Betreff des noachischen Weinbaues, des babylonischen Thurmes, der Sprachverwirrung u. A., was alles als jehovistische Zuthaten ausgegeben wird, entsprungen aus dem Verlangen, den Verhältnissen der Gegenwart, den gewordenen Zuständen einen Anknüpfungs- und Erklärungspunkt im Alterthum zu suchen, das thatsächlich Gewordene durch den Nimbus der Urzeit zu verherrlichen und zu idealisiren. Allein all' diese Momente sind auch in den allgemeinen Völkersagen ausgedrückt. Was folgt daraus? Die Angaben der Genesis, die, wie gleichfalls schon früher aufmerksam gemacht wurde, durch ihre Einfachheit, ihr schmuckloses und ungekünsteltes Wesen, ihre Mäßigung und Nüchternheit so ungeheuer von den Mythen der übrigen Völker abstechen, sind keine Mythen, sie sind Thatsachen und müßten schon von der gesunden Kritik deßwegen allein als Thatsachen angenommen werden, weil sie allein das einzig mögliche Substrat, die gemeinsame Grundlage und den einheitlichen Ausgangspunkt der Völkermythen in ihrer Uebereinstimmung und ihrer wesentlich gleichen Textur bilden. Worauf beruht der ganze, von den „Mythen" entlehnte Einwurf? In letzter Instanz gründet er darauf, daß man sagt: die übrigen Völker haben offenbar Mythen, die Dichter anderer Völker haben den überlieferten Stoff nach eigenem Geschmack und eigener Tendenz zu irgend einem religiösen oder unreligiösen Zweck verarbeitet — also findet derselbe Prozeß, dasselbe Verfahren auch bei den Israeliten statt; eine Schlußweise, der wir oben bereits aus den triftigsten Gründen das Vernichtungsurtheil gesprochen.

Nicht minder ungerechtfertigt ist es, wenn man die Summe religiöser Wahrheiten und Anschauungen, die Israel haben darf, beliebig fixirt und dann von diesem im Voraus fertigen Schema ausgehend erklärt, dies und das seien didaktische Mythen, d. h. Darstellungen religiöser Wahrheiten, die über den volksthümlich-theokratischen Gesichtskreis hinausgehen. Für eine solche didaktische Mythe z. B. erklärt Schrader den Schöpfungsbericht und den Sündenfall. Woher weiß er, daß die hier grundgelegten Wahrheiten „über den volksthümlich-theokratischen Gesichtskreis hinausgehen?" Etwa, weil sie in dieser Reinheit und Klarheit sich bei keinem Volke finden? Wenn das ein Kriterium abgeben

soll, so verzichte man nur darauf, Israel's Geschichte zu verstehen; man kann dann die Augen schließen und über Israel verschiedene Variationen fabuliren; aber Israel's Literatur und Geschichte kann man nicht erklären, wenn alles nur mit dem Maßstab der Völker gemessen werden soll, die Gott ihre Wege gehen ließ.

3. Im Pentateuch werden spätere Zustände vorausgesetzt.

Ein Hauptbestreben der pentateuchischen Kritik zielt dahin ab, aus dem Inhalt des Pentateuchs zu erweisen, daß die Zustände einer späteren Zeit sich einzig und allein in demselben abspiegeln, daß das Meiste, oder wenigstens Vieles nur aus der späteren Zeit heraus erklärt und gesagt werden kann, kurz, daß im Pentateuch an manchen Stellen unverkennbar das Bild der spätern Zeit durchscheine und daher die Abfassung nicht in der mosaischen habe stattfinden können.

Freilich, welches dann diese „spätere Zeit", und welche diese „späteren Zustände" seien, die sich im Pentateuch so klar und unverkennbar reflectiren, darüber ist die „höhere Kritik" noch nicht in's Reine gekommen. Der Eine findet das Original zur pentateuchischen Kopie in der Richterzeit, der Andere zur Zeit Saul's, oder David's, der Andere unter Josias, wieder ein Anderer unter andern Königen; Einige gehen bis auf Esdras herunter und Herr Graf findet Manches noch später erst realisirt. Doch überlassen wir diesen Streit der „höheren Kritik" zum Ausfechten und betrachten wir unterdessen einige Stellen, die als Beweise für die Voraussetzung späterer Zustände ausgegeben werden.

Bleek-Kamphausen weist uns mit Emphase auf die Ermahnungsrede des Moses an's Volk Lev. Kap. 26, „die erst einer bedeutend späteren Zeit angehört". Warum? Es wird ernstlich und eindringlich vor dem Götzendienste gewarnt, und seinetwegen fallen harte Drohungen und Strafankündigungen; und da meint nun unser gelehrter Kritikus, das setze nothwendig ein Volk voraus, das sich nach der Besitznahme des Landes schon vielfältig dem Götzendienste hingegeben habe, was erst nach Moses und zwar eine geraume Zeit nach ihm gesagt werden könne. Als ob man Warnungen vor Lastern und Strafandrohungen erst dann aussprechen könnte, wenn diese Laster schon oft und oft sich breit gemacht haben? Als ob Moses nicht durch die Erfahrungen in der Wüste, besonders durch den Dienst des goldenen Kalbes, der so bald, ja fast unmittelbar nach der furchtbaren und majestätischen Gottesoffenbarung auf Sinai erfolgt war und der so recht den tiefinnerlichen Zug

und Hang Israels zum Götzendienste bloßlegt, hinlänglich unterrichtet und auch berechtigt, ja selbst aufgefordert sein konnte, gerade in dieser Weise zum Volke zu sprechen! Aber, entgegnet man, es wird vorausgesetzt, daß die Sabbathe nicht beobachtet worden seien (V. 34). Konnte Moses, erwiedern wir, nicht voraussetzen, daß bei eintretender Schlaffheit und Lauigkeit auch dieses Gebot werde mißachtet werden, sei es aus Gewinnsucht, sei es aus Gleichgültigkeit? Oder mußte Moses nothwendig so kurzsichtig sein, um bei diesem Volke voll Hartnäckigkeit und Widerspenstigkeit nicht einmal Nachlässigkeit in Dienste Jehovah's voraussehen zu können? Das hätte, däucht mir, auch noch manch Anderer voraussagen können, ohne deßhalb Prophet sein zu müssen. Warum berührt diese Kritik mit keinem Worte die frischen Erinnerungen an Ägypten, die sich in eben dieser Stelle finden, an den abgeschlossenen Bund (V. 13 u. f.).

Fast die gleichen, ebenso ungegründeten Einwendungen werden gegen das Lied Mosis (Deut. Kap. 32) erhoben. Die dankbare Erinnerung an Jehovah's Leitung muß sich nothwendig auf längst Vergangenes beziehen, als ob sie nicht auch gleich nach gespendeter Wohlthat Platz greifen könnte! Das Volk war daran, nach Kanaan überzugehen, und Gott hatte ihm den Besitz dieses Landes feierlich zugeschworen; was ist bei dieser Sachlage natürlicher, als daß Moses bei Aufzählung der Wohlthaten auch hinzufügt: „er ließ es (das Volk) nieder auf erhabenes Land, damit des Feldes Früchte es genieße", oder auch abgesehen davon, waren nicht schon zu Moses' Lebzeiten bedeutende Strecken des ostjordanischen Landes in Besitz genommen? konnte nicht aus dieser Zeit heraus auch dieser Gedanke vorgeführt werden?

Als spätere Zeitverhältnisse bekundend bemerkt Schrader die Stelle Lev. 18, 28: „Hütet euch, daß das Land nicht gleicher Weise euch ausspeie, wie es die Völker ausgespieen vor euch." Allein kann das nur gesagt werden nach der wirklichen Vertreibung der Kananiten? ist der Ausdruck nicht passend und vollkommen gerechtfertigt, sobald die Völker unausweislich diesem Schicksale der Vertreibung und Vernichtung anheimgefallen sind? Sie sind, als Moses spricht und schreibt, schon durch Gottes Gericht und seine Gerechtigkeit zum Tode verurtheilt, das Eigenthumsrecht an ihr Land ist ihnen schon genommen, ist schon auf Israel übertragen, das Land gehört ihnen nicht mehr, das Land hat sie gleichsam schon desavouirt, hat sich schon, eben weil nicht mehr ihnen angehörig, von ihnen abgewendet, mit anderen Worten nach dem

kräftigen Ausdruck der heiligen Schrift, hat sie ausgespieen. Ferner hindert Nichts, hier wie an so vielen andern Stellen, namentlich bei den Propheten, das Perfektum der Prophetie anzunehmen, das heißt, daß der Prophet schon vollendet schaut, was erst geschehen wird. Durch die Verheißung Gottes war Moses und das israelitische Volk von der Unterjochung der Kanaaniter gewiß; es konnte also diese Zuversicht sich in eben der Zeitform des Redewortes aussprechen, in der sonst die Propheten oft die Gewißheit der vorhergesagten Ereignisse einkleideten. Die Wunderschen der „höheren Kritik" anerkennt keinen übernatürlichen Einfluß und darum müssen nach ihr alle Beziehungen auf die Zukunft entweder nur Ahnungen, Wünsche, Conjecturen — oder vaticinia post eventum, Weissagungen sein, die durch die vorliegenden Thatsachen angeregt als Verherrlichung und Idealisirung den Männern der Vorzeit angedichtet worden seien. Daher wird überall eifrig nachgespürt, wann die pentateuchischen Prophezeiungen sich erfüllten und diese Zeit als die ihres Ursprunges bezeichnet. Wie verfehlt und beschränkt, wie einseitig und gezwungen dieser kritische Standpunkt ist, braucht nicht erörtert zu werden. Wir wiederholen nur, die Geschichte Israels trägt so deutlich den Stempel des Übernatürlichen, daß sie ohne dieses zu keiner Zeit verstanden werden kann.

Die übrigen Stellen, die zur Erhärtung des aufgeworfenen Einwandes angezogen werden, haben nur das Belehrende, daß sie zeigen, wie unbegründet der Einwurf sein muß, da er sich nach solchen nichtssagenden und morschen Stützen umsieht. Oder was soll es heißen, wenn zum Beweise, daß spätere Zustände im Pentateuch vorausgesetzt werden, Stellen angerufen werden, wie: „Wer Göttern, außer dem einzigen Herrn opfert, werde getödtet" (Ex. 22, 20.), „einen Fremdling bedränge nicht; ihr wisset ja, wie Fremdlingen zu Muthe ist, da ihr selbst Fremdlinge waret im Lande Ägypten" (23, 9). Man frägt sich hier erstaunt, wie diese Vorschrift mit diesem Beweggrunde als eine spätere Zeit charakterisirend kann vorgebracht werden, und doch wird sie von Schrader ausdrücklich zu diesem Behufe ausgehoben (S. 263). Nun, eine Sache, die keine besseren Beweise aufbringt, ist in sich verloren. Nicht belangreicher, um die spätere Abfassung zu bezeugen, sind jene Gesetzesvorschriften, die speziell für das Wohnen in Kanaan und die Verhältnisse des ruhigen Besitzes gegeben werden. Israel stand an der Schwelle des gelobten Landes; der Aufenthalt in der Wüste ist die Schule und Erziehung für das Volk; was ist natürlicher und nothwen-

diger, als daß auch die Verhältnisse, die sogleich sich verwirklichen sollen, im Gesetze berücksichtigt sind? Man beruft sich ferner auf Stellen, wie: „Die Erstlinge der Früchte deines Feldes bringe in das Haus des Herrn deines Gottes", betont hier den Ausdruck „das Haus des Herrn" und behauptet, so konnte man von früherer Zeit nur reden, als schon der Tempel wirklich stand. (Vaihinger 319, vgl. Schrader l. c.) Allein der Ausdruck „Haus Jehovah's" wird oft vom Heiligthum in Silo gebraucht; das Heiligthum, das Micha auf dem Gebirge Ephraim hatte, heißt gleichfalls „Haus Gottes"[1]; Isaak führt ein Nomadenleben, er wohnt unter Zelten, und doch ist Gen. 27, 15 von seinem „Hause" die Rede; die Zelttempelchen der Astarte, welche die Frauen weben, heißen „Häuser" (4 Kön. 27, 7.), und in welch verschiedenen Anwendungen ist im Hebräischen das Wort „Haus" nicht gebraucht? Den Wohnort der Thiere in der Steppe, das Gewebe der Spinne, das Nest der Motte, das Nest der Vögel, das Grab, der Körper, der Behälter, überhaupt Ort, Platz und Raum wird ein= und das andere Mal „Haus" genannt[2]; in den verwandten Dialekten hat dasselbe Wort die gleiche Elasticität und Vielseitigkeit der Bedeutung, namentlich wird im Arabischen das Zelt nicht selten mit „Haus" bezeichnet; und nach all' diesem soll es unmöglich gewesen sein, daß Jemand den Ausdruck „Haus Jehovah's" auf die Stiftshütte anwende, oder ihn gebrauche, ehe der Tempel stand! Wie man sich aber so etwas einreden mag! Dieser Ausdruck soll nur aus einer spätern Zeit stammen können? wahrlich, ein triftiger Beweisgrund!

Denselben Beweis der spätern Verhältnisse im Pentateuch sollte schon oft die Pracht und der Glanz der Stiftshütte und die Menge und Kostbarkeit der dabei nothwendigen Metallarbeiten liefern. Bald betont man die Unmöglichkeit, daß die Israeliten in den Schmelzarbeiten so erfahren gewesen, sie, die bisherigen Ziegellieferanten Pharao's; bald stellt man in Abrede, daß die Israeliten als Wander= und Hirtenvolk solche Fülle an Edelmetallen besessen hätten. Letzteres hebt z. B. Nöldeke hervor und erschließt daraus die Unmöglichkeit der Stiftshütte. Hierauf ist doch die Antwort so deutlich als möglich im Buche Exodus selbst gegeben, sie liegt zuvörderst in der bekannten spoliatio Aegyptiorum, in der Forderung der Israeliten an die Ägypter, der diese so

---

[1] Vgl. Richter 18, 31; 19, 18; 17, 5. I Kön. 1, 24; 3, 15.

[2] Vgl. Job 4, 19; 8, 14; 27, 18; 39, 6. Ps. 83, 4. Ex. 26, 29 Jes. 3, 20. Neh. 2, 3 u. s. f.

überraschend bereitwillig entsprochen, weil den Fordernden und Bittenden Jehovah Gnade gegeben hatte in den Augen der Ägypter. (Vgl. Ex. 11, 2. 3; 12, 35. 36.)

Außerdem ist es erstaunlich, welche Massen von Edelmetallen auch sonst bei den Madianitern, bei den arabischen Wanderstämmen u. dergl. nach den Berichten der heiligen Schrift im Buche der Richter und Könige gefunden worden. Warum sollte Israel allein nichts dergleichen besessen haben? Was nun die Schmelzarbeiten selbst betrifft, so haben die neuesten Erforschungen des steinigen Arabiens auch da der nergelnden Kritik Stillschweigen auferlegt. Man fand nämlich in den Gebirgsschluchten des Sinai ganz nahe dem Orte, wo sich die Israeliten während der zur Herstellung der Kultusgeräthe erforderlichen Zeit aufhielten, bedeutende Kupferminen, die von den Ägyptern, wie die hieroglyphischen Inschriften besagen, seit den ältesten Dynastieen ausgebeutet wurden; ebendaselbst entdeckte man die noch deutlich erkennbaren Ruinen ungeheurer Schmelzöfen und Werkstätten für Metallarbeiten. Wie leicht konnten sich demnach die Israeliten dieser Stätten, der Minen von Wadi Meghara z. B. bemächtigen und die Bergleute und Metallarbeiter für ihre Zwecke unter der Oberleitung des Beseleel und Ooliab arbeiten lassen? Man hat Türkisen-Gruben am Sinai gefunden, und man weiß, daß Ramses III. noch Bergwerke der Sinai-Halbinsel bebaute. (Vgl. Lenormant, Manuel d'histoire ancienne de l'Orient I. p. 177. Zeitschrift für ägypt. Sprache und Alterthumsk. 1870. S. 137. Ausland 1872 Nr. 63.) Doch hätten wir auch all' dieses nicht, so wissen wir, daß die Metallarbeiten in Ägypten recht in Flor waren; und unter den 600,000 israelitischen Männern sollte sie keiner verstanden haben? Sie waren ja nicht immer und nur zum Ziegelfertigen angehalten worden, sie mußten ja die Vorrathsstädte, die Magazine Pithom und Ramses dem Pharao bauen! (Ex. 1, 11.) Ist es nicht eine Anmaßung sonder Gleichen, wenn da die Kritik haarscharf bestimmen will, welche Fertigkeiten bei einem so zahlreichen Volke, das allein 600,000 streitbare Männer zählt, einheimisch und bekannt sein dürfen und welche nicht? Man macht sich Fictionen vor und auf Grund dieser läuft man Sturm gegen Geschichtlichkeit und Echtheit des Pentateuchs.

Das sind die vorzüglichsten Stellen, aus denen sich die Behauptung der späteren Zustände und Verhältnisse im Pentateuch zusammenbaut; sie bestehen die Probe nicht, leisten daher den gewünschten Dienst gleichfalls nicht.

4. Die Zeugnisse der späteren Literatur gegen den Pentateuch.

Wir haben im ersten Artikel über den Pentateuch die zweite Beweisgruppe aus Israels sonstiger Literatur und Geschichte entnommen, und dabei flüchtig skizzirt, wie der ganze Inhalt im Pentateuch gründet, aus ihm hervorgeht, von ihm durchdrungen ist. Hören wir nun den Gegenbeweis, besehen wir nun die Stellen, auf die sich die Gegner des Pentateuchs als auf Zeugnisse gegen das Vorhandensein einer geschlossenen Gesetzsammlung oder gegen die mosaische Abfassung berufen. Auch hier wird der Satz sich bewähren: contraria inter se opposita magis elucescunt.

Das gegnerische Beweisverfahren ist auch hier sehr lehrreich. Stellen, welche, wie Jos. 8, 31, etwas zu früh von einem volumen legis Moysi, einem Gesetzbuche Mosis sprechen, werden als „Einschiebsel“, „spätere Zuthaten“ und „Glossen“ einfach beseitigt — andere nach dem bekannten kritischen Scheidungsprocesse einem spätern Überarbeiter und Ergänzer zugewiesen. (Vgl. Vaihinger S. 302, Schrader S. 304.) Dieses der negative Theil der Arbeit! Um den positiven zu erbringen, weist man hin auf Esdras 9, 11, als auf einen deutlichen Fingerzeig, daß Esdras den Pentateuch als das Werk mehrerer Propheten bezeichnet, „was wohl zu beherzigen sei“. Fangen wir also an, die Stelle erst zu beherzigen und dann was daraus folgt! Als Esdras die ungescheute Verletzung der Ehegesetze bei den Israeliten gewahr wird, da ergießet sich der Schmerz und die Betrübniß seines Herzens in einem rührenden Reuegebete zu Gott; er betet unter Anderm: „Und nun, mein Gott, was sollen wir sagen nach diesem? Wir haben ja verlassen deine Gebote, welche du befohlen hast durch deine Diener, die Propheten, indem du sprachst: das Land, in welches ihr einzieht, um es in Besitz zu nehmen, ist ein unreines Land“ u. s. f., und dann folgt ein Hinweis auf die Eheverbote mit den Kanaanitern. Hiemit also soll der Pentateuch als das Werk Mehrerer bezeichnet sein. Was unter der Formel „indem du sprachst“ angeführt wird, sind lediglich Gedanken aus dem Pentateuch, Gedanken, die, namentlich was die Eheverbote betrifft, auch von den Propheten eingeschärft werden. Die Propheten waren die Hüter und Wächter des Gesetzes, die Herolde und steten Verkünder desselben. Wie oft ist in den Vorwürfen an Israel davon die Rede, daß Israel diese gottgesandten Mahner, die Tag und Nacht, die

ununterbrochen den Willen Gottes gepredigt und die Gebote und Satzungen des Herrn, seine Verheißungen und Drohungen ihm nahegelegt, nicht angehört, seine Wege, Gedanken und Wünsche, Reden und Thaten nicht nach denselben gestaltet habe? Und in der That ist von Samuel an die ganze Geschichte Israels herunter bis zum Untergange des Reiches und selbst in der Verbannung stets das Prophetenthum thätig, den Geist der Theokratie zu beleben, die Gebote und Satzungen Jehovah's in's Leben einzuführen — das Prophetenthum ist der stete Erklärer des Gesetzes, ist so zu sagen das stets lebendige Gesetz, das mit nie verstummender Beredsamkeit an Israel herantritt und es durch Wort und That an seinen Gottkönig mahnt. Wenn nun Esdras auf diese Geschichte zurückblickt, wie sie in den letzten Jahrhunderten sich entfaltet hatte, was konnte er da anders sagen als: „wir haben verlassen deine Gebote, welche du befohlen hast durch deine Diener, die Propheten“? Bestand ja Israels Sünde hauptsächlich darin, nicht daß es eine im todten Buchstaben des mosaischen Gesetzbuches niedergelegte Lebensregel hartnäckig vernachlässigte, sondern daß es dieses Gesetz, wie es lebendig stets, mit neuer Beglaubigung und Bestätigung, durch die ununterbrochene Reihe der Propheten vor ihm stand und ihm fortwährend vorgelegt wurde, schnöde und gottvergessen hintansetzte. Hätte das mosaische Gesetz nicht diese fortdauernde und wunderbekräftigte Verkündigung durch die Propheten gehabt, wer kann es läugnen, daß Israels Abfall und Vergehen weniger strafwürdig erscheine? So aber weil Gott fortwährend zu demselben sprach und sie dennoch sich abwandten wieder und wiederum, ist ihre Sünde so groß. Und gerade diesen erschwerenden Umstand sollte Esdras im Reuegebete nicht berühren! Er mußte ihn berühren; er that es auch und deßwegen fleht er und gesteht: „ja, wir haben verlassen deine Gebote, welche du befohlen hast durch deine Diener, die Propheten.“ Aber ist damit die Abfassung des Pentateuchs durch Moses in Abrede gestellt? Keineswegs. Ist damit das mosaische Gesetz als ein Werk Mehrerer bezeichnet? Mit nichten. Ein Blick auf Israels Vergangenheit zeigt die Unhaltbarkeit einer solchen Aufstellung, erklärt den einzig zulässigen Sinn des Wortes „welche du befohlen, angeordnet, festgestellt, eingeschärft hast durch deine Propheten.“

Weiterhin beruft man sich auf Osee 8, 12, ein Ausspruch, der deutlich zeige, daß zwar schriftliche Gesetze vorhanden gewesen, dieselben aber noch im Fluß begriffen, noch nicht abgeschlossen gewesen

seien, und der somit auch gegen die bereits fertige Redaktion des Pentateuchs Verwahrung einlege. Es ergeht der Vorwurf an Ephraim: „Viel hat sich gemacht Ephraim Altäre zum Sündigen — und ich schreibe ihm auf meine vielfachen Gebote, er aber achtet sie, wie etwas, das ihn nichts angeht.“ Hiemit ist auf die in den Propheten fortwirkende Offenbarungsthätigkeit Gottes hingewiesen; auch diese erhielten den Auftrag, aufzuschreiben das Wort des Herrn, und insofern kann das Gesetz als noch im Fluß begriffen angesehen werden, als es eben durch die Propheten lebendig fortgesetzt und bleibend im Gedächtnisse erhalten wird. Wie aber diese Stelle den Pentateuch und die Frage seiner Redaktion berühre, ist gar nicht abzusehen; es ist ja nur die Klage ausgedrückt, daß Ephraim trotz der ihm in der Gegenwart vorgelegten Gebote, trotz der wiederholten und eindringlichen Mahnungen der Propheten, die des Nachdruckes wegen auch schriftlich abgefaßt würden, sich dem Götzendienste ergebe. Und der Auftrag, zu schreiben, erging öfters ausdrücklich an die Propheten.

Dann führt man uns Malach. 3, 22. (Vulgata, Mal. 4, 4.) vor und sagt: „Es scheint neben dem bereits in unserer gegenwärtigen Gestalt gesammelten Pentateuch, wie wir aus Esdras 7, 6. und Nehem. 8, 1. wahrnehmen, noch der ursprüngliche Kern desselben, wie er aus der Hand des Moses hervorgegangen ist, in Geltung gewesen zu sein.“ Die Stelle bei Mal. ist: „Gedenket des Gesetzes Mosis, meines Knechtes, so ich auftrug am Horeb — Gebote und Satzungen.“ Die Ausdrücke „Gebote und Satzungen“ kommen oft zusammen vor (praecepta et judicia), sie sind nur ein synonymer Ausdruck, ein Parallelismus zu Gesetz, wie sie sich als solche auch in den Psalmen, besonders 18 und 118 finden. Wie daraus „der ursprüngliche Kern, wie er aus Mosis Hand hervorgegangen“, soll eruirt werden, ist nicht ersichtlich, ebensowenig, als er aus dem Ausdruck „Gesetz Mosis“ erhellt. Oder mit welchem Rechte will Vaihinger (S. 314) hiedurch nur das Bundesbuch (Ex. 20—23) angedeutet wissen, da in ähnlichen Stellen (z. B. III Kön. 2, 3) dieselben Ausdrücke offenbar eine weitere Beziehung haben und unter dem synonymen Namen „Gesetz Mosis“ auf die verschiedensten Partien Bezug genommen wird? (Vgl. IV Kön. 14, 6, wo Deut. 24, 16. citirt wird.) Mit welchem Rechte behauptet man ferner, daß erst II Chron. 34, 14. Beziehung auf das gesammte Gesetz genommen werde? Es wird daselbst die Auffindung des mosaischen Gesetzbuches unter Josias erzählt; das Finden setzt aber das Vorhan-

densein voraus; mit welcher Berechtigung macht man aus dem Auffinden des Gesetzbuches im Tempel, das unter der Regierung des gottlosen Manasses eben sammt dem Tempel in Vergessenheit gerathen, jetzt aber bei der Restauration des Tempels aufgefunden wird, im Handumdrehen ein erstes Erscheinen desselben? Mit welcher Berechtigung setzt man anstatt der Worte: Helcias fand das Buch, diese: Helcias schrieb, verfaßte das Buch? Etwa, weil es so besser zum vorgefaßten System paßt?

Weiterhin vernehmen wir von gegnerischer Seite folgende Beweisführung: Wäre der Pentateuch mit Mosis' Tode vollendet gewesen, so müßte er von jeher kanonisches Ansehen gehabt haben; doch letzteres kann nicht der Fall gewesen sein, also auch ersteres nicht. Wir geben den Obersatz zu und verlangen nur den Beweis dafür, daß der Pentateuch zu irgend einer Zeit nicht kanonisches Ansehen genossen habe. Wir werden da besonders zur Erwägung von II Kön. 13, 12. aufgefordert, „wo sich Thamar nicht auf ein kanonisirtes Gesetz, sondern auf den Brauch beruft.“ Fürwahr, ein köstlicher Beweis gegen die kanonische Geltung des Pentateuchs zu Davids Zeit! Amnon, ein Sohn Davids, begehrt die Thamar, seine Halbschwester, zur Ehe. Sie entgegnet: „Nein, mein Bruder, denn das geschieht nicht (ist nicht Recht, nicht Brauch) in Israel,“ und siehe da, „insbesondere aus der Erwägung dieser Stelle geht hervor, daß schriftlichen Dokumenten noch kein kanonisches Ansehen zugestanden war;“ warum? „weil sich Thamar nicht auf ein kanonisirtes Gesetz, sondern auf den Brauch beruft.“ Das ist denn doch naiv! die Königstochter citirt nicht den Gesetzesparagraphen, also gibt es keinen. Gerade, als ob die Satzungen des Tridentinum über die Ehen deßwegen nicht existirten, weil die Mädchen sich nicht auf diese, sondern auf den Brauch und die Sitte beziehen! Muß man schließlich zu solchem Kunststück einer Beweisführung seine Zuflucht nehmen?

Das sind die nennenswerthesten Einwände aus der Literatur und Geschichte des auserwählten Volkes gegen die Echtheit des Pentateuchs.

Die Diskussion derselben hat uns die Überzeugung beigebracht, und, wie wir hoffen, auch dem Leser klar und deutlich gezeigt, daß die traditionelle Angabe der mosaischen Abfassung auf die Angriffe der „höheren Kritik“ mit Ruhe und Sicherheit herabsehen kann, daß diese Angriffe selbst, weit entfernt auf streng wissenschaftlicher Kritik und Exegese zu beruhen, auf unerwiesene Voraussetzungen, auf Verdrehungen, auf willkürliche Auslegungen sich stützen. Hiemit haben denn die Be-

weise für die Echtheit, für die mosaische Abfassung des Pentateuchs die Gegenprobe bestanden; das, was die abläugnende Kritik aufstellt, hat sich als unhaltbar, als in sich selbst widersprechend erwiesen. Hiemit ist denn auch ein Beitrag geliefert zur Charakteristik jener Wissenschaftlichkeit, die in den ungemessensten und anmaßendsten Ausdrücken für sich und ihre destruktive Richtung allein allen Geist, allen Forschersinn, alles wahre Verständniß in Beschlag nimmt, die das Festhalten am wohlerprobten und noch nicht erschütterten Alten als „heilige Einfalt" verlacht. Nein, die Wahrheit hat sich vor der neueren Wissenschaft nicht zu scheuen, und das Fundament der Gottesoffenbarung, die älteste Urkunde derselben, der Pentateuch, steht in Betreff seiner Echtheit auch vor der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts glänzend da.

Joseph Knabenbauer S. J.

Matthias Kasimir Sarbiewski, der Vorgänger Balde's.

IV. Lehrthätigkeit. Letzte Lebensjahre. 1629—1640.

Das Leben eines Ordensmannes ist seiner Natur nach ein verborgenes Leben und bietet daher für die Darstellung nicht jenen reichen Wechsel, der in dem Leben eines Mannes liegt, welcher sich mitten im Getriebe der großen Welt bewegt. Und doch spinnt sich gar oft in der stillen Zelle des Ordensmannes ein Lebensbild ab, das an Erfahrungen, Kämpfen, Leiden und Freuden jene scheinbar großen äußeren Thaten des Weltmannes weit übertrifft. Leider sind auch jene Erlebnisse meist nur Gott allein bekannt, sie entziehen sich dem oberflächlichen Auge des Menschen.

Mit dem Herbste des Jahres 1629 wurde Sarbiewski von seinen Obern zum Professor der Philosophie ernannt. Bezüglich dieses Wechsels schrieb ihm sein alter Freund Stanislaus Lubienski am 24. Februar 1630 folgende Zeilen: „Mit Betrübniß erfahre ich, daß man Dich von den lieblichen Gefilden der Musen zu den steinigen Äckern der Philosophie entsandt hat. Ich fürchte, daß manche tüchtige Talente Deines Ordens Schaden leiden, wenn man sie jenen Studien entzieht, für die sie von Natur besonders begabt sind. Aber ich hoffe, daß Du genug

Talent besitzest, um auch als Lehrer der Philosophie den einmal errungenen Ruhm zu behaupten." [1]

Was Sarbiewski auf diese Zeilen antwortete, wissen wir nicht. Jedenfalls schmerzte ihn die wohlgemeinte Freundesliebe tief; denn er besaß Opfergeist genug, um sich dem heiligen Gehorsam mit ganzer Seele hinzugeben. Diese Gesinnung hat er in einem Epigramme niedergelegt: „Damit Du erkennest, mein Heiland, wie sehr ich Dich liebe," schreibt er, „sandte ich viele Liebesboten an Dich. Ich sandte mein Herz, und es kam nicht wieder; meinen Willen sandte ich, und er kehrte nicht zurück. Da schickte ich meinen Verstand, um mich ganz Dir zu weihen — und siehe! auch er blieb bei Dir. Nun gebe ich meine Seele selber hin und kehrt auch sie nicht zurück — dann, o mein Heiland, will ich ein immerwährendes lebendiges Brandopfer der Selbstvernichtung sein." [2]

In dieser Weise faßte Sarbiewski den Geist seines Ordens auf, den nur der pünktlichste, aber von der Liebe getragene Gehorsam erhalten kann. Wer ein solches Streben nicht versteht, der begreift überhaupt das hohe Ideal der Gottesliebe nicht, die nur aus der tiefsten Selbstentäußerung zu erblühen vermag.

Doch ganz abgesehen hievon, muß es uns freuen, daß wir Sarbiewski nicht bloß als Dichter schätzen können, sondern auch als einen Mann, der in allen Zweigen menschlichen Wissens bewandert war. Gerade aus diesen soliden Studien schöpfte er die hohen und erhabenen Gedanken seiner Oden; ihnen ist es zu danken, daß wir so selten Unklarheit und Verschwommenheit in Kasimirs Dichtungen finden. Der weittragende und fördernde Einfluß philosophischer, ja selbst theologischer Kenntnisse zeigt sich deutlich in den Werken eines Dante und Calderon, und mit Recht bemerkt ein moderner Ästhetiker: „Geschichte und Philosophie, Politik und Theologie, das ganze geistige Leben der Mitwelt tritt an den Dichter heran und will von ihm durchdrungen sein. Wer kann im Namen seiner Zeit das Wort, das so bestimmte, ergreifen, wenn er nicht jeder Frage zu stehen vermag? Wer wagte Gestalten aller Lebensstellungen zu zeichnen, sie reden zu lassen, wenn er nicht selbst auf der Warte der höchsten Bildung stünde?" [3]

---

[1] Stanisl. Lubienski: Opera postuma p. 442.
[2] Epigramm. n. 18.
[3] Eckardt: Vorschule der Ästhetik. Bd. II. S. 236.

Die Furcht des Bischofs Stanislaus Lubienski erzeigte sich übrigens als unbegründet. Sarbiewski wurde durch seine philosophische Lehrthätigkeit keineswegs den schönen Künsten entzogen; auch jetzt noch beschäftigte er sich mit der Poesie. Er begann die „Lechiade“ und dichtete manche Oden, so daß die beiden während dieser Zeit veröffentlichten Ausgaben der Gesammtgedichte stets reichlich vermehrt erschienen. Freilich lag dem Jesuiten am meisten sein eigentliches Amt am Herzen, das er mit gleichem Erfolge verwaltete, wie ehedem die Professur der schönen Künste. Um diese Zeit schrieb er eine Abhandlung „de continuo physico“, die Manuskript blieb und später verloren ging. Auch begann er bereits bei feierlichen Gelegenheiten als Kanzelredner aufzutreten und zwar mit solchem Beifalle, daß man den Druck dieser Festreden verlangte.

Als die Ordensobern diese Tüchtigkeit des jungen Religiosen erkannten, beschlossen sie im Jahre 1632, ihm den Lehrstuhl der dogmatischen Theologie zu übertragen. Vorerst aber sollte er sich zum Empfange des theologischen Doctorgrades vorbereiten. Im Frühling 1633 schrieb Sarbiewski zu diesem Zwecke seine Thesen aus. Der neuerwählte König Ladislaus IV. war gerade damals in der Provinz Lithauen anwesend. Ladislaus kannte Kasimirs Gedichte. Noch bei den letzten Wahlcomitien hatte der Jesuit durch eine flammende Ode seine Stammesgenossen aufgefordert, dem Sohne Sigismunds ihre Stimmen zu geben, damit das Land von den unglückseligen Parteikämpfen verschont bleibe. Und als die Wahl wirklich zu Gunsten des Prinzen ausfiel, begrüßte Sarbiewski dieselbe durch einen ebenso begeisterten Hymnus an „die Freiheit.“ [1]

All' diese Umstände bewogen den König, seine Anwesenheit in Wilna zu benutzen und persönlich der Inauguration des großen Dichters beizuwohnen.

Ohne sich durch die hohe Versammlung einschüchtern zu lassen, vertheidigte Kasimir seine Thesen mit solcher Beredsamkeit, Geistesschärfe und Gründlichkeit des Wissens, daß ein allgemeiner Beifallsjubel durch die Aula rauschte. Der König selbst aber erhob sich von seinem Throne, zog den königlichen Ring vom Finger und ließ dem jungen Doctor dieses Zeichen seiner Huld und Zufriedenheit durch den Reichskanzler feierlich überreichen. Dieser Ring, der in den Archiven der Universität aufbewahrt wurde, war noch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts bei feierlichen Promotionen im Gebrauche.

---

[1] Lyric. Lib. IV., Ode XXXVIII.

Auf diese Weise vor dem ganzen Lande ausgezeichnet, bestieg Sarbiewski den Katheder der Theologie und versenkte sich abermals mit der ganzen Kraft und Energie seines Charakters in dieses neue Amt. Und wieder stiegen in der Seele des Freundes Lubienski die alten Befürchtungen auf.

Sarbiewski hatte ihm die vierte Auflage seiner Gedichte zugeschickt, die gerade in Antwerpen erschienen war. Der Bischof las die vielen neuen Oden, vermißte aber noch gar manchen Gegenstand, den er gerne verherrlicht wünschte. Indessen ist sein Brief schon milder abgefaßt, als der frühere: „Sei nur zufrieden," schreibt er, „ich will Dich nicht tadeln, sondern nur aufmuntern. Aber siehe! da wären der hl. Stanislaus, der hl. Adalbert und viele andere Heiligen Polens, die doch gewiß verdienten, von Dir besungen zu werden. Da ist Pultusk, wo Du Dich zuerst den Musen weihtest; da sind die Ströme Deines Heimathlandes, die Du fast nicht zu kennen scheinst; da sind Deine eigenen glorreichen Ahnen — und dennoch würdigst Du sie keines Liedes." [1] So führt er einen ganzen Katalog ähnlicher Themata an; aber alle seine Worte machten keinen Eindruck auf unseren Dichter. Dieser war ganz mit seinen theologischen Studien beschäftigt, schrieb Commentare zum hl. Thomas für den Gebrauch bei seinen Vorlesungen und dichtete nur, wenn die Pflicht der Dankbarkeit ihn dazu nöthigte [2]. Um die Wünsche des Freundes zu erfüllen, wartete er einen geeigneteren Augenblick ab. Derselbe kam früher, als vielleicht Sarbiewski erwartete.

Nach jener feierlichen und für unseren Dichter so ehrenvollen Inauguration war König Ladislaus nach Smolensk geeilt, welches bereits seit acht Monaten von den Polen belagert wurde. Der Russe Michael III. Romanov hatte die Thronwirren in Polen benützt, um die von Sigismund in den Jahren 1610—1618 eroberten Provinzen Smolensk, Czernikow und Mohilew wiederum an sich zu reißen. Mit starker Truppenmacht war er in Polen eingefallen, ringsum sengend und brennend. Smolensk selbst war, trotz der heldenmüthigen Anstrengungen seines Kommandanten, Stanislaus Woiewodzki, bereits auf's Äußerste gebracht. Da flog Ladislaus heran; der alte Kriegsruhm ging vor ihm

---

[1] Lubienski: Opera postuma p. 465. Der Brief ist datirt aus Brock den 20. September 1633.

[2] So schrieb er dem Balthasar Moretus, nachdem derselbe jene vierte und schöne Ausgabe der Sarbiewski'schen Oden gedruckt hatte, ein inniges Dankgedicht (Lib. III. Ode XXX).

her, die Stadt wurde entsetzt und die Russen umzingelt. Während des Winters 33/34 hielten sich diese sechs Monate lang in ihrem befestigten Lager, bis sie, durch Hunger und Seuchen genöthigt, endlich zu Anfang März kapitulirten. Durch diesen Erfolg kühn gemacht, wollte Ladislaus direkt auf Moskau losziehen, um Rußland ein für allemal zu vernichten, als ihm die Türken, aufgehetzt durch den Czaren, den Krieg erklärten. Schon schwärmten die Kosacken und Tataren in Podolien, plünderten, raubten und schändeten. Nun mußte sich der Polenkönig auf Vergleichsvorschläge einlassen, und nach langen Unterhandlungen kam es endlich am 15. Juni 1634 zum Frieden von Wjasma [1]. Ladislaus entsagte allen Ansprüchen auf den russischen Thron, während der Czar Smolensk und Czernikow, gleichwie alle Rechte auf Liefland, Esthland und Kurland an Polen abtrat.

Jetzt hatte der König wieder freie Hand und konnte seine ganze Heeresmacht dem Türkenpascha, Abassi von Erzerum, entgegensenden. Koniecpolski übernahm den Oberbefehl, und noch im selben Jahre kam es zur Schlacht bei Kaminiac. 55,000 Türken fielen und Abassi sah sich genöthigt, Frieden zu schließen [2]. Dieser Feinde hatte sich Polen somit entledigt, nur Schweden drohte noch, das arme Land mit Krieg zu überziehen. Aber Oxenstjerna hatte genug zu thun, um in Deutschland Meister zu bleiben und vermied unter den augenblicklichen Umständen gerne einen Krieg mit den siegreichen Polen. Am 12. Sept. 1635 wurde deßhalb zu Stumsdorf ein Waffenstillstand auf 25 Jahre zwischen den beiden Mächten geschlossen; Polen erhielt die festen Plätze zurück, welche die Schweden seit Gustav Adolfs Einfalle noch in Händen hatten. Man hat vielfach dem Könige Ladislaus diesen Waffenstillstand übel gedeutet, weil es dadurch Schweden ermöglicht wurde, den Krieg in Deutschland fortzusetzen. Der kriegerische Ladislaus griff gewiß auch lieber zum Schwerte, hätte nicht die niederträchtige Politik eines Richelieu schlau die Religionszänkereien benutzt, um den König durch die bei der Wahl beschworene pacta conventa zu fesseln. Dann muß man bedenken, daß Polen der Ruhe bedurfte, wenn das arme Land, welches zerrissen, zertreten und elend war, nur einigermaßen sich erholen sollte.

---

[1] Hierauf bezieht sich die Ode Sarbiewski's (Lib. Epod. Ode XVIII) an den Reichskanzler Joh. Zadzik, Bischof von Kulm, der die Friedensverhandlungen leitete. Sarbiewski dankt ihm für sein segensreiches Wirken.

[2] Auch diesen Sieg verherrlichte Sarbiewski durch eine dem Feldherrn gewidmete Ode (Lyric. Lib. IV. Ode VI).

So war also Polen von allen Seiten ruhig. Ladislaus kehrte nach Lithauen zurück, wo er den Winter 35/36 und fast die ganze folgende Zeit durchgängig zubrachte. Unsern Dichter hatte der König während seiner Kriegszüge nicht vergessen, und so verlangte er ihn denn jetzt von den Ordensobern zu seinem Hoftheologen und Beichtvater.

Sarbiewski erschrack, aber er mußte die Stellung annehmen. Nach dem Urtheile der Welt stand er nun auf dem Gipfelpunkte irdischen Glückes. Nur Kasimir selbst dachte anders. Als Dichter weltberühmt, ausgezeichnet in allen Zweigen der Wissenschaft, als Lehrer von vielen jungen Männern hochgeschätzt und geachtet, von seinen Ordensobern geliebt, von den Großen gesucht, von seinem Könige mit Ehren überhäuft — blieb er ein demüthiger, bescheidener und frommer Religiose. Er ging, wie er selber sagt, bei dem Glanz und Ruhme dieser Erde in die Schule, um die wahre Weisheit zu lernen.

„Fern schweif' ich an des Niles Strand
Zum alten, pyramidenreichen
Memphis, bedeckt vom Wüstensand,
Mit seinen tausend Königsleichen.
Da wird mir hehre Weisheit kund;
Ich hör' so ernste Worte klingen
Von manches Todten stummem Mund,
Daß sie in's tiefste Mark mir dringen."

„Dort, wo einst sich stolze Städte erhoben," ruft er aus, „stehen nun glanzlos die Mauertrümmer, als Grabmäler einer gesunkenen Herrlichkeit. Auf kecken Flügeln tragen die Winde den Staub manch' eines großen Mannes einher, denn jede Macht und jede Größe muß im Zeitensturme verwehen." [1]

Wie sehr daher auch Ladislaus in unseren Dichter drang, bei ihm zu bleiben: stets floh Sarbiewski das geräuschvolle Leben des Hofes, wenn dieß irgendwie möglich war. Trotz seiner hohen Stellung verweilte er fast immer zu Wilna in dem Kreise seiner Ordensgenossen und pries, im Gegensatze zu dem weltlichen Glanze, die stillen Freuden des gottgeweihten Lebens [2]. Hierüber zog er sich von seinen hohen Freunden manchen Vorwurf zu, aber schlicht und einfach gab er ihnen durch eine Ode folgende Antwort:

---

[1] Lyric. Lib. II. Ode XXVII: „Sibi sepulcra et tumulos regum schorse."

[2] Lib. Epodon. Ode III. Laus otii religiosi.

„Du fragst, warum doch hier an dem armen Herd
Mein Herz beständig einsam zu sein begehrt?
Da mir Paläste um die Wette
Öffnen die Hallen zur Ruhestätte.

Mir selbst genügsam, Freund, ist das Herz so voll,
Daß ich nicht wüßte, was ich verlangen soll;
Verschlossen allem Lärm der Gassen,
Kann um so besser dem Geist ich lassen

Sein freies Spielwerk. — Schauend oft bangt mein Blick,
Wie still sich abrollt immer mein Lebensstück —
Sie tanzen wohl in gold'nen Reih'n
Beim ew'gen Hochzeitsmahl.

O schöner Tanz, o Herrlichkeit!
O glücklich Heimathland!
Ob Beifall für das Werk dem Dichter
Huldigend schenket der höchste Richter?

— — — — — — — — — — — — — —

Der volkgedrängten Gassen erstürmtes Lob
Will stets ich hassen. — Wen auch der Ruhm erhob
Hoch auf des Beifalls stolzen Schwingen:
Frei ist er nicht von des Neides Schlingen.

Die falsche Freundin läßt ihn ermüdet bald,
Weil stets der Mäkler lautes Gekläff erschallt,
Mit des verdorrten Lorbeers Blättern
Schmählich am öden Gestein zerschmettern.

Mich möge schützen besser vor solchem Fall
Verborg'ne Tugend. — Statt daß Posaunenschall
Mit meinem Ruhm die Welt erfülle:
Lieb' ich des einsamen Daches Stille.“[1]

Wenn aber Sarbiewski sich dennoch an dem Hofe bewegen mußte, so trat er auf als Apostel für das Heil der Seelen. Fast sämmtliche Schriftsteller erwähnen rühmend, daß er sich niemals in die Politik eingemischt und nie seinen Einfluß geltend gemacht habe, außer in apostolischer Weise, als Prediger. Da er nicht bloß für die Großen wirken wollte, sondern auch für das gewöhnliche Volk, begann er nun mit Eifer, die polnische Sprache zu studiren. „Andere Ursachen,“ meldet er seinem Freunde Lubienski, „lassen mich nicht zum Schreiben kommen. Durch das Studium der Landessprache schwindet mir dermaßen die Übung im Lateinischen, daß ich nicht weiß,

[1] Lyric. Lib. IV. Ode XII.

wie ich Deine klassisch geschriebenen Briefe beantworten soll." [1] Sarbiewski scheint nämlich nur den lithauischen Dialekt gesprochen zu haben, der von dem polnischen vielfach verschieden ist. Wollte er daher auf den mancherlei Reisen, die er in Begleitung des Königs durch die Provinzen machen mußte, überall das Volk mit Nutzen unterrichten, so bedurfte er vor Allem einer gründlichen Kenntniß der Sprache. Daß es ihm mit diesem Studium ernst war, beweist eine Mittheilung an Lubienski, derzufolge er oft fünfmal in der Woche predigte [2]. Dabei bereitete er sich stets mit der größten Sorgfalt vor, schrieb, wie ausdrücklich bemerkt wird, jede seiner Reden nieder und arbeitete sie mit großer Genauigkeit aus. Vier Bände Predigten, welche sich in seinem schriftlichen Nachlasse [3] vorfanden und sämmtlich in den Jahren 1636—40 gehalten wurden, beweisen diesen Eifer.

Bei solchen Anstrengungen werden wir uns nicht verwundern, wenn die ohnehin schwächlichen Körperkräfte unseres Dichters allmählich abnahmen. Schon seit mehreren Jahren wurde er von kleinen Unpäßlichkeiten heimgesucht, die aber den gewohnten Gang seiner Studien nicht unterbrachen. Im Gegentheile setzte er trotzdem mit männlicher Energie seine Nachtwachen fort, um den vielfachen Ansprüchen seiner Stellung Genüge zu leisten. Die Dichtkunst vernachlässigte er bei alledem nicht völlig. Schon zu Anfang des Jahres 1637 hatte er die Wünsche seines Freundes befriedigt und ihm mehrere Oden über jene Themata zugesandt, welche Lubienski ihm angegeben hatte. „Oftmals," schrieb er ihm, „hast Du mich aufgefordert, meine heimathlichen Ströme, den Narew und den Bug, zu besingen. Ich habe Deine Bitten nicht vergessen, sondern in meinem Herzen bewahrt, und so kamen nachträglich die beifolgenden Oden zu Stande. Ich schrieb diese dichterischen Versuche auf dem einsamen und ärmlichen Landgute von Plock. Es sind nur aufsprossende Keime, die noch der Pflege bedürften — nicht herrliche Blüthen." [4] Auch trieb ihn die Dankbarkeit gegen Wohlthäter seines Ordens zu dichterischen Schöpfungen an; so entstanden die Oden an die Fürstin Anna Radzivill [5] und Andere, die wir nicht einzeln anzugeben brauchen.

Unterdessen regten sich auch wieder die Dissidenten in Polen; denn

---

[1] Lubienski: Opera postuma. p. 464.
[2] Lubienski: Opera postuma. p. 462.
[3] Cfr. Alegambe: art. Sarbiewski.
[4] Lubienski. Opera postuma. loc. s. cit.
[5] Lyric. Lib. III. Ode IX.; Lib. Epodon. Ode VII.

da es von Außen ruhig war, entbrannte der Kampf im Innern auf's Neue desto heftiger. Ladislaus war unglücklich darüber und forderte seinen Prediger zu Controversreden auf; auch von Lubienski kamen Bitten über Bitten an Sarbiewski, die ihn zu dem gleichen Unternehmen ermunterten. Kasimirs Charakter war so fleckenrein und mackellos, daß der Bischof ihn für den geeignetsten Mann hielt, mit der ganzen Schärfe der Beredsamkeit gegen die Irrenden aufzutreten. Und da er außerdem eine große Liebe und Milde besaß, glaubte man um so eher, daß er die aufgeregten Gemüther besänftigen werde. „Mit Recht," antwortete Sarbiewski dem Freunde, „ermunterst Du mich zu den Predigten gegen die verderblichen Irrlehren. Besäße ich nur so viel Beredsamkeit, als Dein Eifer groß ist. Ich studire fleißig und schone keine Mühe; möge Deine Frömmigkeit mich zu noch größeren Anstrengungen ermuthigen!" [1]

Doch es war zu spät; Sarbiewski's Gesundheit war gebrochen. Ladislaus erkannte mit Schmerzen den Zustand seines Beichtvaters, und da er selbst wegen Gichtleiden gerade nach Baden an der Schwechat reisen wollte, beschloß er, den Jesuiten mit sich zu nehmen, in der Hoffnung, daß der Gebrauch der dortigen Bäder seine Gesundheit wieder herstellen werde. Leider ist uns über diese Reise und den Aufenthalt in Baden nichts Näheres bekannt. Vermuthlich aber entstand während derselben die großartige Elegie, welcher Sarbiewski den Titel: „Publicae Europae calamitates" gab. Wohin sie auf ihrer Reise nur kamen, überall traten ihnen Greuel der Verwüstung entgegen: der dreißigjährige Krieg war über die Lande dahingefegt, noch ruhten die Schwerter nicht, und noch war der Boden vom Bruderblute getränkt. Kaum hat ein Schriftsteller dieses Elend drastischer geschildert, als Sarbiewski in diesem Gedichte. Nur einzelne Strophen anzuführen sei uns vergönnt:

„Genügt nicht Tod, zu dem der Herr uns ruft?
In den uns böser Krankheit Fieber stürzen!
Was eilen wir freiwillig in die Gruft?

— Durch Kriege suchen wir die Frist zu kürzen;
Das Schwert muß unsern Lebensfaden trennen,
Haß, Neid und Rachedurst das Sterben würzen.

Verwegen in gezückten Stahl wir rennen
Und lobend wird solch' freche That gepriesen,
Und Heldenmuth die blinde Wuth wir nennen.

— — — — — — — — — — — —

[1] Lubienski: l. c. p. 463.

Der Bruder will den Bruder jach verderben,
Den Erdkreis mit des Glücks Ruine decken,
Und sollt' er selbst auch unter ihnen sterben.

Po, Rhein und Rhone, Elbe sah'n beflecken
Mit Bruderblut der grünen Ufer Rand,
Und Schwerter aus dem Schlaf die Nixen schrecken.

Seit fünfzehn Jahren mähet in dem Land
Die Sichel nur mehr blutgetränkte Saaten
Auf Äckern, deren Grenzen unbekannt.

Gesetze schweigen in dem Lärm der Thaten,
Die Schwerter sich den armen Erdkreis theilen,
So Sieger wie Besiegte schlecht berathen.

— — — — — — — — — —

Sarbiewski kann den Anblick dieses Elendes nicht ertragen; er wünscht, daß eine neue Fluth die Erde überströme, auf daß sie gereinigt wiederum emportauche. Dann werde vielleicht Frieden und Glück zurückkehren:

Nicht gold'ne Kleider, nicht verfälschtes Haar
Trägt dann der keusch verhüllte Leib zur Schau,
Und schön ist einzig dann, was gut und wahr.

Doch nein! ruft er mitten in diesen seligen Träumen aus, eines solchen Strafgerichtes, wie in der Vorwelt Zeiten, bedarf es nicht.

Ihr Fürsten, lasset ab, laßt ab! Gekriegt
Hat lang genug die Welt; so zeiget nun,
Wie sich der Sieger tapfer selbst besiegt.

Ihr, als die ersten, laßt die Waffen ruhn,
Ihr, als die ersten, reicht die Hand zum Bunde —
Die Völker werden froh das Gleiche thun."[1]

Der Patriotismus Sarbiewski's erstreckte sich nicht bloß auf sein Vaterland; er war allgemein, denn er ging aus der ächten Nächstenliebe hervor. Das sehen wir aus diesem Gedichte.

Bis zum Oktober blieb Ladislaus in Baden, dann kehrte er geheilt zurück; Sarbiewski aber hatte die verlorene Gesundheit nicht wiedergefunden. Bei seiner Ankunft in der Heimath fand er einen Brief seines Freundes: „Empfange meine Glückwünsche zu Deiner glücklichen Rückkehr," schrieb Lubienski. „Ich frage nicht, ob Du noch lebst, denn ich hoffe, daß die Heilquellen, die Du in so weiter Ferne aufgesucht hast,

[1] Lyric. Epod. Ode VII.

Deine Gesundheit völlig wiederherstellten. Aber besser immerhin ist doch Polens heimathliche Luft, in ihr wirst Du erst wieder neu aufleben. Die ganze Schaar Deiner Freunde sehnt sich nach Deiner Ankunft, und ich bin der Erste, der sich nach Deinem Wohlergehen erkundigt. Nun beschreibe die Freuden Deiner Reise, die Schönheit der Länder und die Herrlichkeiten der Kaiserstadt. Alles dieß mußt Du mir erzählen. Unterdessen aber lebe wohl und bleibe mit mir in inniger Liebe verbunden." [1]

Mit diesem Briefe schließen alle ferneren Nachrichten über Sarbiewski's letztes Lebensjahr. Wahrscheinlich setzte er seine frühere Thätigkeit fort, wie wir aus der Ursache seines baldigen Todes entnehmen. Eines seiner letzten Gedichte war eine tiefempfundene Votivode an den hl. Stanislaus Kostka, in welcher er demselben für die glückliche Genesung seines Fürsten dankt. Sie trägt das Datum des Jahres 1639 [2].

Sarbiewski fühlte seinen Tod herannahen, und er freute sich darüber, denn die Sehnsucht nach dem ewigen Heimathlande verzehrte ihn. Schon vor mehreren Jahren hatte er diese Gesinnung in einer Ode ausgesprochen:

„Mein Heimathland, mein Heimathland!
Die Sehnsucht glüht in mir —
Zum sel'gen Strand, zum sel'gen Strand,
Auf, auf! zu deiner Zier.

Wie lieblich strahlt des Mondes Schein!
Die Sterne ohne Zahl,
Wie ist der Himmel doch so weit!
Und noch bin ich verbannt.

Ihr Sterne, schaut auf mich herab
Aus abgrundsblauen Höh'n;
Ihr Menschen grabet mir ein Grab,
Laßt Lilien d'rauf ersteh'n!

Nein — Engel pflanzt die Lilien mir,
Dann ruh' ich friedlich aus —
Die Asche bleibt der Erde hier,
Ich schweb' zum Vaterhaus." [3]

Endlich war die Stunde gekommen — und Gott hatte ihm einen schönen Tod beschieden.

---

[1] Lubienski: Opera postuma; p. 465. Der Brief ist datirt vom 3. Okt. 1638.
[2] Lyric. Lib. Epedon. Ode XVII.
[3] Lyric. Lib. I. Ode XIX.



Es war im März des Jahres 1640. Sarbiewski hatte seinen König um die Erlaubniß gebeten, wiederum einige Zeit im Kreise seiner Mitbrüder in einem kleinen Collegium bei Warschau zubringen zu dürfen. Da erfolgte plötzlich ein Befehl, Sarbiewski solle sofort am Hofe erscheinen, um eine Predigt zu halten. Ein polnischer Woiwod, und wie wir vermuthen, ein Haupt der Dissidenten, war angekommen und hatte den Wunsch geäußert, den berühmten Prediger einmal persönlich zu hören. Ohne Zögern trat Kasimir die Reise an, aber schon unterwegs ward er von den heftigsten Kopfschmerzen ergriffen. Bei seiner Ankunft in Warschau mußte er zu den Ärzten seine Zuflucht nehmen, die auch wirklich durch ein stillendes Mittel die Heftigkeit der Schmerzen beseitigten. So bestieg denn Sarbiewski die Kanzel und hielt mit edlem Freimuthe, wie er immer zu thun pflegte, eine flammende Rede, in der er schonungslos die öffentlichen Mißstände geißelte. Alle Zuhörer wurden bewegt und zugleich von Bewunderung hingerissen.

Das war Sarbiewski's letzte That. Sofort nach der Predigt kehrten die Schmerzen mit verdoppelter Heftigkeit zurück, und Kasimir mußte sich auf das Krankenlager begeben. Nach dem Urtheile der Ärzte schien es, als ob im Gehirne ein Gefäß gesprungen sei. Wenigstens klagte Kasimir, er habe das Gefühl, als ob fortwährend Tropfen auf sein Gehirn niederträufelten, mit einem so durchdringenden Schmerz, daß sein ganzer Körper davon erschüttert werde. Hoffnung war keine mehr vorhanden; in aller Andacht und mit freudiger Ergebung in Gottes heiligen Willen empfing der Kranke die Sterbesacramente. Aber noch zwei Tage dauerte sein Leidensweg. Unter den heftigsten Qualen, das Crucifix in der Hand und abwechselnd Blicke auf seinen gekreuzigten Erlöser werfend, traf er während dieser Zeit die letzten Bestimmungen. Den Ring, das Zeichen der königlichen Gunst, den er auf Ladislaus' strengen Befehl im Leben tragen mußte, zog er vom Finger und vermachte ihn der Universität von Wilna. Sonstigen Besitz hatte er nicht. Dann bat er um Verzeihung, wenn er irgend Jemanden gekränkt habe, nahm Abschied von allen seinen Freunden, und unterhielt sich nunmehr bloß noch mit seinem Gotte, dem er, als letztes Opfer, seine furchtbaren Schmerzen darbrachte.

Umgeben von seinen weinenden und betenden Mitbrüdern hauchte er am 2. April 1640 seine edle und gottgefällige Seele aus. Er starb im Rufe der Heiligkeit und als Soldat Jesu Christi in Ausübung seines apostolischen Amtes. Dieser Tod krönte sein Wirken und gab seinem Leben die höchste Weihe und Vollendung.

„Einsam und vergessen werde ich einst im Grabe ruh'n — nichts als armseliger Staub" [1] — so hatte Sarbiewski vordem gesungen. — Sein Wort ging in Erfüllung. Zu Warschau in der ehemaligen Jesuitenkirche wurde er begraben, wie der geringste seiner Mitbrüder; keine Inschrift bezeichnet seine letzte Ruhestätte. Ladislaus wollte ihm ein prächtiges Denkmal errichten, wurde aber durch den Tod an der Ausführung gehindert; eine Marmorbüste, die der Graf Zaluski in der Warschauer Bibliothek aufstellte, wurde von den Russen entweder zertrümmert, oder nach Petersburg geschleppt; auch jenes Denkmal, das sich Kasimir selber schuf — seine Gedichte sind vergessen, nur von Wenigen gekannt und geschätzt; Polen aber, sein theures Vaterland, ist untergegangen.

Wo also soll er Anerkennung finden?

Und doch verdient Sarbiewski volle Anerkennung. Er war ein ächter Dichter, begabter als manche, deren Namen mit großen Lettern in den Literaturgeschichten prangen. Von der Hochwarte christlicher Weltanschauung betrachtete er das irdische Treiben, und eine Fülle tiefer allgemeiner Lebensweisheit weht uns aus seinen Gedichten entgegen. Und mit dem Reichthum der Gedanken verbindet er die schönste Form — eine Sprache voll Kraft, Anmuth und Frische. Als Dichter ist Sarbiewski nicht bloß Pole, sondern gehört allen gebildeten Nationen an. Wer daher immer Poesie zu lieben vermag, der wird ihn bewundern.

Die größte und allgemeinste Achtung aber gebührt seinem Charakter. Sarbiewski war ein edler, hochsinniger Mann, ein glaubenstreuer Katholik, ein demüthiger, apostolischer Ordensmann.

Das sind Vorbilder für unsere grundsatzlose Zeit.

J. B. Diel S. J.

Von Southampton nach Quito.

VIII.

Die Reise auf dem Guayas.

Mein Aufenthalt in Guayaquil währte nur drei Tage. Man hatte von Quito aus gesorgt, daß er möglichst kurz ausfalle; nicht ohne Grund; denn bei der großen Hitze, dem schlechten Trinkwasser und der ungewohnten Nah=

[1] Lyric. Lib. IV. Ode XXVIII. Ad equites Polonos.



rung war das gelbe Fieber zu fürchten. Indessen kamen wir glücklich davon. Unsere nähere Reisegesellschaft war zu groß, daß sie gemeinschaftlich hätte aufbrechen können; nirgends würden wir die ausreichende Menge von Lastthieren oder genügenden Raum für die Nachtherberge gefunden haben. Wir theilten uns also in drei Abtheilungen.

Für die erste wurde von der Regierung, so weit es Land und Leute erlaubten, auf das Beste gesorgt. Sie bestand vorzugsweise aus den Ordensschwestern, welche in Panama zu uns gestoßen waren. Da dieselben nur französisch und englisch sprachen, so wurde mir deren Obsorge anvertraut; ein spanischer Pater und Bruder gesellten sich uns bei; diese konnten im Spanischen helfen. So hätten wir um die Welt reisen können, alle Hauptsprachen waren vertreten. Die Reise durch so fürchterlich wilde Gegenden hat für Ordensschwestern nicht geringe Schwierigkeiten; indessen wurde gut für alles Nothwendige gesorgt; alle Gubernadores und Gefes politicos (Vorsteher der Gemeinden) waren avisirt, die Herbergen bestellt, stets Pferde bereit, und die Wege wurden vor uns geebnet, — das letztere im eigentlichen Sinn des Wortes. Trotzdem bedurften die Schwestern, die um Gottes willen Alles verlassen hatten, einen nicht geringen Muth, um in diese menschenleeren Einöden zu ziehen und die größten Strapazen zu ertragen.

Zwei Tage konnten wir indessen noch weiter unsere Reise zu Wasser fortsetzen, diesesmal nicht auf salzigem, sondern auf süßem. Wir haben in der Beziehung überhaupt geleistet, was möglich ist. Mit dem gewaltigen Shannon auf dem atlantischen Ocean beginnend, haben wir auf einem kleinen Canoe geendet; wir sind so lange zu Wasser gefahren, bis wir förmlich stecken blieben. In Guayaquil bestiegen wir Donnerstags den 22. Juni einen der winzigen Dampfer, welche eine Tagreise, von 12 Stunden Fahrt, den Guayas hinaufzubringen vermögen. Wir fanden auf ihm den Regierungskommissär, der mit allen Vollmachten versehen uns bis Quito zu begleiten hatte; auch einige Soldaten stiegen ein, um uns das Ehrengeleite zu geben und uns zu bedienen. Die Fahrt auf dem Guayas gehört zu den reizendsten Episoden der ganzen Reise. Dieser Strom hat nur einen kurzen Lauf; denn er entsteht aus dem Zusammenfluß von zahllosen Flüssen und Bächen, welche die Abhänge der Cordilleren herabstürzen, und die letztern befinden sich nicht fern von der Meeresküste. Bei seinem Lauf von Nord nach Süd aber, parallel den großen Gebirgen, muß er viel Zufluß erhalten; und so ist er in der That der wasserreichste Strom, den ich bis dahin gesehen habe. Auch oberhalb Guayaquil bildet sein Wasserspiegel noch lange Zeit eine sehr breite, prachtvolle Wasserfläche, die mit Pelikanen, Reihern und andern Arten Süßwasservögeln bevölkert ist. Selbst nach einer halben Tagreise mit Dampf ist er noch zwei bis dreimal so breit, als der Rhein bei Köln. Allmählich aber verengt er sich um so mehr, je mehr Nebenflüsse sich rechts und links zeigen, deren einige fast eben so groß sind, als der Hauptstrom. Oberhalb Guayaquil erheben sich zu beiden Seiten sehr hohe, steile, reich bewaldete Hügel aus der weiten Ebene und gewähren einen überaus prachtvollen Anblick. Dann werden die Ufer vollkommen flach; üppige Wiesen dehnen sich oft in großen Entfernungen hin;

dazwischen Wald und niedriges Gestrüpp; selten aber erblickt man eine elende niedrige Wohnung. Dieß Land ist kaum kultivirt. Erst später häufen sich Ansiedlungen, der Boden ist angebaut und allmählich gelangt man in einen endlos längs den beiden Ufern sich hinziehenden Garten von beispielloser Pracht. Welche Stümpereien sind unsere europäischen Anlagen im Vergleich mit diesen Plantagen! Welch' herrliches Land ist dieß Ecuador, wo der Mensch es bebaut! Da erstrecken sich in stetem Wechsel hinter einander die prachtvollsten Pflanzungen von Zuckerrohr, Reis, Thee, und namentlich Kaffee, dann wieder von Ananas und Pisang und Wälder der herrlichsten Cacaobäume. Die Früchte der letztern waren eben reif und wir konnten also die Chokolade in ihrem Urzustande verkosten. Diese Pflanzungen gedeihen in solcher Üppigkeit, daß sie sich auf einem und demselben Felde so zu sagen in 3 bis 4 Stockwerken über einander erheben. Wohl zieht man auch in Deutschland unter Obstbäumen Gemüse oder Gras; aber die erstern schaden den letztern, indem sie ihnen die Sonnenwärme und das Licht entziehen; unter dichtbelaubten Bäumen aber wächst in Deutschland nichts. Hier an den Ufern des reichen Guayas erhebt sich über der 5 bis 10 Fuß hohen Kaffeestaude die 20 bis 30 und mehr Fuß hohe Platane, reich mit Früchten beladen und dicht wie ein fester Wall an einander gedrängt; über beide aber steigt der mächtige Mango hinauf und erstreckt seine dichtbelaubte, kugelförmige Krone nach allen Seiten und dann fast wieder bis auf den Boden herab. Zwischen den Mangos stehen wieder Cocospalmen, und ihr schlanker Stamm triumphirt über die mehr behäbigen Nachbarn und wiegt die Krone von 20 bis 30 Fuß langen Blättern hoch oben in der blauen ätherischen Luft. Die reiche Natur würde noch mehr tragen als dieses, wenn der Mensch es erlaubte; dieser hat alle Noth, die wuchernden Schmarotzerpflanzen und Lianen zu entfernen; und auch so schon ist die Vegetation unglaublich dicht, kein Hund oder anderer Vierfüßler vermag durchzudringen. Zwischen diesem Grün versteckt liegen höchst malerisch die Hütten der Eingebornen, meistens auf hohen Pfählen gebaut; häufig erblickt man auch größere Gebäude, die Hacienden der spanischen Señores. Der Strom ist ziemlich belebt, denn häufig begegnet man großen Canoe's, welche reichbeladen nach Guayaquil herabsteuern. Mehr Leben aber gewährt ihm die unglaubliche Menge von Krokodilen, welche in ihm sich herumtummeln oder träge am Ufer ausgestreckt liegen, um sich zu sonnen. Der Guayas soll der krokodilreichste Strom in der Welt sein, und nach dem, was ich gesehen, will ich es gerne glauben. Anfangs zeigten sich nur wenige, vielleicht war der Strom zu breit; hin und wieder lag eines im Uferschlamm oder in einem benachbarten Sumpf. Dann begegnete man kleinen Trupps von 3 bis 6 Stück und immer zahlreicher folgten dieselben auf einander. Will man sich auf der Reise ein besonderes Vergnügen verschaffen, so muß man ein tüchtiges Remington-Gewehr mitnehmen, wie es unser Kapitän besaß. Die Kugeln der alten Gewehre dringen durch den festen Panzer dieser 15 bis 20 Fuß langen Krokodile (eigentlich Alligatoren) nicht hindurch; die neuen Hinterlader haben mehr Kraft und man sah es an dem gewaltigen Herumpatschen dieser ungeschlachten Thiere, daß die blauen Bohnen ihnen einen tüchtigen Kitzel verur-

facht hatten. Auch ist ein Remington-Gewehr gut, um schnell hinter einander 4 bis 6 Schüsse abfeuern zu können; denn auf den ersten Schuß stürzt sich das ganze Rudel mit großem Getöse in's Wasser und darin ist es schwer, ein Krokodil zu sehen; der Strom wälzt viel Schlamm mit sich und die Thiere tauchen sogleich in die Tiefe. Später wurde ihre Menge geradezu fabelhaft und es ist durchaus keine Übertreibung, wenn ich sage, man sehe auf einer solchen Tagesfahrt an den Ufern des Guayas bei weitem mehr Krokodile, als auf einem eben so lang währenden Spaziergang in Deutschland Eidechsen in den sonnigen Plätzen der Wälder. Nachmittags zählte ich einmal mehr als 30 Stück auf einer Uferbank. Blitz auf Blitz fuhren die Kugeln dazwischen und im Nu war die ganze Heerde verschwunden. Unser Kapitän traf sehr gut, aber solche Unholde können schon etwas ertragen; ein Wunder wär's, wenn man aus so großen Entfernungen das Herz oder sonst eine höchst tödtliche Stelle träfe. Indeß blieb hier eines der Krokodile liegen, noch ein zarter Jüngling von 12 Fuß Länge. Man nahm ihn mit auf das Schiff. Des Abends mußte er zur allgemeinen Erheiterung der Reisegesellschaft beitragen. Um unberufene Besuche abzuhalten, legte man das Krokodil in höchst drohender Stellung an die Planke, welche an's Ufer führte, und es war höchst spaßhaft mit anzusehen, mit welchem Schreck die Einwohner von dem unliebsamen Thürhüter zurückprallten, wenn sie ihn plötzlich im Mondschein gewahrten, oder wenn sie in ehrerbietiger Entfernung bald rechts, bald links, bald vorne, halbe Stunden lang ihn umstanden, um sich zu überzeugen, ob er wirklich lebendig sei oder nicht. Weiter hinauf wiederholten sich diese Trupps von Krokodilen immer häufiger. Ich zählte einen zweiten Haufen, welcher auf den Sandbänken eines kleinen Nebenflusses in der Sonne ausgestreckt lag; ich wurde aber mit Zählen nicht fertig; denn die Thiere stürzten auf die wiederholten Schüsse eilig in's Wasser; wohl waren es 40 bis 50 Stück.

Man sagt, die Krokodile des Guayas, so zahlreich und so groß sie sind, seien den Menschen nicht gefährlich. Welch' einen Fischreichthum muß also dieser Strom besitzen, um eine solche Menge von Krokodilen hinreichend zu ernähren. Die Einwohner geben nicht viel Acht auf diese riesigen Amphibien, wenn sie es auch schon meiden, die Hände in's Wasser zu tauchen oder sich gar darin zu baden. Ich habe kleine Knaben von 5 bis 6 Jahren ganz allein am einsamen Ufer gesehen, um daselbst in ein winziges Canoe zu steigen und längs dem Ufer hinaufzufahren. Es ist das ein offenbarer Beweis für die Harmlosigkeit der Thiere; sie scheinen Niemanden freiwillig anzugreifen, und es genügt, ihnen aus dem Wege zu gehen. Man versichert aber, es gebe Ausnahmen, und diese Bestien könnten überaus gefährlich werden, wenn sie einmal durch Noth oder Zufall Menschenfleisch versucht haben. Von der Zeit an sollen sie Jagd auf die Menschen machen und jede andere Nahrung verschmähen, die Canoes anfallen; erblicken sie vom Ufer aus ein solches, so stürzen sie sich in's Wasser und tauchen genau unter dem Boote mit solcher Gewalt wieder hervor, daß dasselbe umstürzt, und dann wählen sie sich ihre Beute. Selbst ein Canoe mit 14 Personen soll ihrem Stoß nicht widerstehen, doch mag das wohl übertrieben sein. Jedenfalls wäre es wünschenswerth,

diese Unthiere auszurotten. Die Fische, welche man durch Vertilgung ihrer Todfeinde gewinnt, wären auf dem Markte von Quito sehr gut angebracht; man brauchte dann nicht Stockfische von Neufundland für die Fastenzeit kommen zu lassen.

Gegen Abend wurden die Ufer des Stromes etwas höher und steiler und sie verengten sich immer mehr. In Babahójo oder Bodégas (das letztere so viel als Stapelplatz, wo sich die Waaren anhäufen) hatte der Fluß nur noch eine Breite von vielleicht 200 Schritt. Eine Brücke führte hinüber. Hier war die Endstation unseres kleinen Dampfers. Der Gubernador machte uns einen Besuch auf dem Schiff; es war ein feiner und sehr freundlicher Herr, der sich aufrichtig um uns Mühe gab, wie ihm von der Regierung anbefohlen war; auch mit den übrigen Gubernadores, zu Guaranda und Latacunga, waren wir sehr zufrieden. Leider erstreckt sich ihre Herrschaft, mit fast orientalischer Gewalt, nur auf Pferde, Maulthiere, Ochsen und alle Art von Reitzeug und einige Lebensmittel. Über Hotels und Matratzen gebieten sie nicht und so war unser Hotel in Babahójo das Dampfschiff, und unsere Matratzen waren die Schiffsdielen. Wenn man schon ein Alter von beinahe 40 Jahren erreicht hat, so findet man ein solches Lager nicht eben bequem; indessen Romae si fueris Romano vivito more, und so schläft sich denn auch in Babahójo auf den Schiffsdielen. Babahójo ist ein großes Dorf oder gar ein Städtchen; Alles, was nach Quito geht oder daher kommt, oder was überhaupt mit dem Innern des Landes zu thun hat, muß in Babahójo mindestens eine Nacht zubringen, und doch gibt es kein Wirthshaus, wo man bleiben, keine Matratze, kein Bündel Stroh, auf dem man sich betten kann. Alles Reflektiren über die verschiedenen Sitten und Gebräuche unter den Völkern, alles innerliche und äußerliche Räsonniren half hier aber nichts. Die Schwestern waren klüger gewesen und hatten sich mit den nöthigen Reisebedürfnissen versehen. So junge Leute aber wie ich und meine nächsten Reisebegleiter haben leider kurze Gedanken, oder auch — sie haben sich geschämt, solches Zeug mit sich zu schleppen. Unser Regierungskommissär, der Doktor C., war offenbar mehr in Ecuador herumgereist und kannte derartige Rücksichten nicht. Ein eigenes Maulthier mußte die ganze Reise lang sein Hotel beständig mit ihm schleppen. Die erste Sorge am Morgen beim Aufbruch und die erste bei der Ankunft am Abend war dieses Hotel, das mit allen möglichen Reisebedürfnissen versehen war. Es bestand nämlich aus einem riesenhaft großen, ledernen, wasserdichten Sack, der eine ebenso riesige Matratze in sich schloß, fast reichte sie für 3 Mann aus. Wir machten einmal die Probe, sie langte aber nur für zwei und einen halben. Ferner barg dieser einzige Sack alle Arten von Decken, Eß- und Kochgeschirr, verschiedene feinere Lebensmittel, Cigarren, Tabak und Pfeife, mancherlei Dubletten von Reitzeug, eine zweite und dritte Kleidung, schließlich verschiedene Arten von Rhum und spanischen Weinen. Ein solcher Sack ist also gar nicht zu verachten. Leider besaß ich nun aber kein solches wandelndes Hotel. Ich hatte nur 2 Koffer voll mathematischer und physikalischer Bücher; da man aber auf einer Reise von Guayaquil nach Quito zum eingehenden Studium der Mathematik nicht aufgelegt

ist, so hatte ich sie ein für allemal dem Maulthiertreiber anvertraut, um keine weitere Plage damit zu haben. Sonst hatte ich nur einen kleinen Handkoffer und eine Reisetasche mit einer zweiten Kleidung, etwas Wäsche, zwei Metallbarometern, Compaß und dergleichen unnützem Zeug, das die Nachtruhe nicht sanfter macht. Ferner war ich aber von Guayaquil aus noch reichlich mit Reitzeug versehen: einen Sattel mit Riemenzeug, 3 Ponchos (Pontscho) und Satteldecke. Der Sattel diente als Kopfkissen, die Ponchos als Unterlage; dieses Arrangement ist immer schnell getroffen, auch hat man des Morgens keine Last, um die Federn aus den Haaren zu schütteln. Freilich war es nicht ganz so weich, wie gewöhnlich die Lager zu sein pflegen, indessen wurde es in den bald folgenden indischen Nachtquartieren etwas besser. Die Indier nämlich und auch die Mestizen bauen ihre Nester hoch in die Luft wie die Vögel; die Balken und Bretter sparen sie so viel als möglich und legen statt der letztern gespaltenes Rohr als Fußboden hin. Dieses ist nun sehr schwach, biegsam und elastisch und behandelt den menschlichen Körper, der sich darauf niederläßt, mit etwas zarterer Rücksicht, als ein starres Brett es thun würde.

Meine Nachtruhe hatte aus guten Gründen ein schnelleres Ende, als es früher auf der Reise der Fall gewesen war. Auch in die übrige Reisegesellschaft kam bald Leben hinein. Mit dem Morgengrauen, das hier alle Tage um $1/2$6 Uhr beginnt, erschienen 2 große Canoes, die uns und unser Gepäck weiter befördern sollten. Die Canoes sind ausgehöhlte Baumstämme von sehr verschiedener Größe; sie sind aber praktisch gebaut, weil tiefer als breit und schwanken durchaus nicht, wie man erwarten könnte. Die unsrigen konnten mit Bequemlichkeit jedes 14 Mann tragen und dazu noch eine Menge Bagage. In das eine stiegen die zehn Schwestern, drei Soldaten und zwei Schiffsleute von beinahe schwarzer Farbe, die mit langen Schubstangen bewaffnet waren. In dem andern saßen wir Übrigen sammt dem Lieutenant und einigen andern Soldaten in voller Uniform und Gewehr beim Fuß. Der Einzug von Missionären pflegt sonst friedlicher auszusehen, allein der Präsident Garcia Moreno hatte den Schwestern eine Ehrenwache geben wollen. Auch ist diese bewaffnete Macht manchmal recht sehr von Nöthen, nicht der Räuber wegen, wenigstens in der Ebene nicht, auch nicht wegen der wilden Thiere, sondern um bei verschiedenen Zufälligkeiten hülfreiche Hand zu leisten und den Befehlen des Regierungskommissärs mehr Nachdruck zu verleihen. — Die Fahrt dieses Tages, Freitag den 23. Juni, war einzig in ihrer Art. Der Fluß schien oberhalb Babahójo sich wieder etwas zu erweitern, die Ufer waren meistens sehr abschüssig und längs ihnen, bald an dem einen, bald an dem andern, schob man unsere Canoes gegen die ziemlich schnell gehende Strömung. Höchst selten zeigte sich eine menschliche Wohnung, nichts als Wald, ein unermeßlicher Urwald mit riesigen Bäumen und unendlichen Mengen von Schlingpflanzen. Vielleicht 2 Stunden fuhren wir so noch auf dem Guayas, hierauf bogen wir links ab in einen Nebenfluß von fast gleicher Größe, den Rio grande (großer Fluß), darauf wieder rechts durch ein großes Thor von überhängenden Bäumen und Schlingpflanzen in einen engen Graben, die Mona, die sich bisweilen in

Form von kleinen Seen ausbreitete, und endlich in den Rio Sabaneta. Im Guayas und Rio grande ist das Wasser noch tief, durchschnittlich 12—14 Fuß. Die Vegetation zu beiden Seiten übertrifft nach meinem Ermessen den Wald von Panama bei weitem. Der Rio grande zeigt einen ganz besonders romantischen Charakter; riesige Bäume strecken ihre Arme weit über das tief unten, schnell, aber ohne Geräusch hinströmende, schwarze Gewässer aus, hin und wieder lag ein Krokodil auf einem einsamen grasigen oder sandigen Platze des abschüssigen Ufers; es floh, wenn wir auf derselben Seite ankamen, es nahm keine Notiz von uns, wenn es sich drüben befand. Hohes Uferschilf von 30 Fuß Höhe, dazwischen eine Art Bambusrohr von 60—70 Fuß bildeten die unterste Staffage; eine unendliche Masse von hohem Gesträuch senkte die Zweige bis über unsere Häupter herab, gefallene Baumstämme oder andere, die vom Strome heruntergeschwemmt waren, hemmten vielfach unser Vorankommen, ihr morsches Holz, dicht mit verschiedenen Moosarten bedeckt, bot eine üppige Nahrung für Legionen von Schmarotzerpflanzen, deren große leuchtende Blumen überall herabhingen. Fuhren wir so unter diesem lebendigen Dache hin, so hieß es jeden Augenblick: cuidado! cuidado! las culebras! (Achtung! Achtung! Schlangen!) Die Schlangen erschrecken nämlich bei dem plötzlichen Geräusch und stürzen herab. Indeß ist uns nichts Übles widerfahren, obwohl es nicht immer möglich war, dem herabhängenden Gebüsch auszuweichen. An andern Stellen zog sich eine undurchdringliche Wand von allerlei Gebüsch längs den Ufern hin. In bestimmten Entfernungen begegnet man mannshohen, thorartigen Öffnungen, die vom Flusse in's Innere des Waldes führen; augenscheinlich sind sie von den großen Thieren des Waldes, dem Puma (Tiger), dem Tapir u. A. gebrochen. Immer wandeln diese Thiere die nämlichen Pfade und ein solches Thor ist viel älter als die Pflanzen, welche es bilden; diese erneuern sich, das Thor bleibt. Nichts spricht deutlicher für die Undurchdringlichkeit dieser Wälder, als derartige Erscheinungen. Wird ein größeres Thier, das eben zur Tränke gewesen oder sich gebadet hat, von einem Canoe überrascht, so versucht es niemals, jene dicht verwachsene dornige Wand zu durchbrechen, vielmehr trabt es langsam zwischen Wand und Fluß entlang und verschwindet in der nächsten Öffnung.

Hier in Ecuador zu beiden Seiten der Andeskette, in den reichen Quellengebieten des Guayas und Esmaralda und jenseits in dem unermeßlich großen Terrain, dessen Gewässer der Amazonas aufnimmt und längs diesem herab zu beiden Seiten in ungeheuren Entfernungen bis an die entlegenen Gestade des atlantischen Oceans, erhebt sich ein riesengroßer Wald, der seinesgleichen auf Erden nicht hat; ein Wald von Ocean zu Ocean, von Panama bis tief hinein in die südlichen Theile von Brasilien, ein einziger Wald, aus dem die Schneekuppen der Cordilleren wie winzige Inseln hervortauchen, ein Wald an Flächeninhalt wohl 20mal unserm großen Deutschland überlegen. Die Riesengröße seiner Bäume, die Wildheit seiner reichen Vegetation, die Erhabenheit der Naturscenen, welche er bietet, überflügeln bei weitem die Bilder, welche eine europäische Phantasie sich ersinnt; jener Wald zwischen Colon und Panama ist nur der Anfang dieser großartigen Natur,

die erst weiter im Süden in ihrer Vollendung hervortritt. Nicht jeder Wald, sagt Humboldt, an den der Mensch seine ordnende oder zerstörende Hand noch niemals gelegt hat, wird nach dem heutigen Sprachgebrauch ein Urwald genannt, sonst wäre die Erscheinung vielen Gegenden der gemäßigten und kalten Zone gemein. Der Charakter des Urwaldes liegt in der Undurchdringlichkeit, in der Unmöglichkeit, sich in langen Strecken zwischen Bäumen von 8—12 Fuß Durchmesser vermittelst der Axt einen Weg zu bahnen; und dieses Kennzeichen kommt vorzugsweise diesen tropischen Wäldern im höchsten Grade zu. Auch sind es keineswegs immer die strickförmigen, rankenden Schlingpflanzen oder Lianen, welche die Undurchdringlichkeit des Waldes verursachen. Das Haupthinderniß bilden die alle Zwischenräume füllenden strauchartigen Gewächse, in einer Zone, wo Alles, was den Boden bedeckt, holzartig wird. Cactus, Farrenkräuter, Grassorten nehmen in den Tropen einen baumartigen Charakter an und mit ihnen unzählige andere Gewächse. Nach allen Seiten von Strömen durchflossen, deren Zuflüsse ersten und zweiten Ranges unsere Donau und unsern Rhein nicht selten an Wasserreichthum übertreffen, verdankt der fruchtbare Boden seine wunderbare Üppigkeit der zweifach wohlthätigen Einwirkung großer Feuchtigkeit und großer Wärme. In einem solchen Walde bilden die Ströme fast die einzigen Verbindungswege zwischen den vereinzelten menschlichen Wohnungen. Der Missionär, welcher seinen nächsten Mitbruder besuchen will, bringt ein bis zwei Tage im Canoe zu, mühsam allen Windungen der Flüsse und Bäche folgend, und doch liegen die beiden Stationen kaum zwei bis drei Stunden aus einander. Auch uns ging es am heutigen Tage in ähnlicher Weise. Von vier Uhr Morgens bis fast sechs Uhr Abends dauerte die Fahrt und doch macht unter besseren Umständen ein tüchtiger Reiter den Weg in zwei Stunden. Hier ist der Urwald gelichtet, aber durch Überschwemmung undurchdringlich geworden.

Eine zweite Eigenthümlichkeit ist allen tropischen Waldungen gemein. In der gemäßigten Zone, wie in Europa und Nordasien, kann man die Wälder nach Baumgattungen benennen: es gibt Eichen-, Buchen-, Tannen-, Birken-, Linden-Wälder, selbst dort, wo keine menschliche Hand sie gepflanzt, wie im Innern Asiens. Die Bäume drängen sich in bestimmten Familien zusammen. Eine solche Einförmigkeit in der Zusammengesellung ist den Tropenwaldungen völlig fremd. Die überaus große Mannigfaltigkeit der blüthenreichen Waldflora verbietet die Frage, woraus die Urwälder bestehen. Eine Unzahl von Familien drängt sich hier zusammen, selbst in kleinen Räumen gesellt sich selten Gleiches zum Gleichem. Mit jedem Tage, mit jedem Wechsel des Aufenthalts bieten sich dem Reisenden neue Gestaltungen dar.

Die Regenzeit hatte dieses Jahr an den Abhängen der Cordilleren viel länger als sonst gedauert. Das flache Land war vielfach hoch überschwemmt, oder in eine endlose Kette von Sümpfen verwandelt. Wir bogen in die Mona hinein, ein flacher Graben mitten im Urwald, der, eine seltene Erscheinung, zwei Flüsse, den Rio grande und den Rio Sabaneta, mit einander verbindet. Gewöhnlich ist er trocken, nur zur Zeit der großen Regen dient er als Fahrstraße der Canoes. Nicht selten weitet er sich aus;

überschwemmte Waldwiesen sind es, auf denen die häufig darauf stehenden Gewässer den Baumwuchs vernichten. Während im Sommer ein üppiges Gras diese Wiesen bedeckt, zieht sich im tropischen Winter eine dichte Decke noch üppigerer Wasserpflanzen darüber hin, so dicht an und übereinander gelagert, daß aus einiger Entfernung Niemand das Dasein eines See's vermuthen würde. Häufig blieben unsere Canoes in diesen schwimmenden Wiesen unbeweglich stecken. Auch die Mona war von denselben Sumpfgewächsen überwuchert und hier, wie schon vorher auf dem Rio grande begegneten uns kleine Berge dieser schwimmenden Pflanzengattung; eine Noth war es, ihnen auszuweichen. Verengte sich die Mona, so traten neue Übelstände ein. Gefallene Bäume versperrten den Weg, oder die Lianen bildeten eine fest zusammenhängende Brücke von Ufer zu Ufer. Manchmal fuhren wir in engen lebendigen Tunnels und es war nothwendig, sich fast der ganzen Länge nach im Canoe auszustrecken. Je weiter wir hinaufdrangen, desto wilder gestalteten sich die bunten Naturscenen, welche sich hier dem erstaunten Auge darboten. Oft sah man ganze Reihen von Felswänden, wie es schien; rankende Gewächse, die unsrem Epheu und wilden Reben sehr ähnlich sind, überdeckten sie von oben bis unten: es war aber eine Reihe riesiger Bäume, welche diese Schmarotzer zu tragen hatten. Des Lichtes völlig beraubt, waren jene schon längst erstorben, der nächste Sturmwind wirft diese scheinbaren Felswände über den Haufen.

Kurz vor der Dunkelheit trafen wir in Sabaneta ein; es ist dieses eine Reihe hölzerner, schmutziger, verfallener Hütten. Mit Lebensgefahr mußte man auf eine Art Gallerie hinaufklettern, um in das Quartier zu gelangen. Auf dem Boden fehlten die Dielen; diese wurden durch biegsames Rohr ersetzt, das äußerst viele Lücken darbot oder vor Altersschwäche ganz morsch geworden war. Einmal habe ich dem martialisch auftretenden Lieutenant das Leben gerettet, da er eben im Begriffe war, mit beiden Beinen durch die morsche Rohdecke hindurchzufahren. Vielleicht hatte er aber im Sinne gehabt, die unten hausende Heerde auf diesem kürzesten Wege mit einem Besuche zu beehren. Denn die liebenswürdigen Herbergen, die jetzt uns an andere Verhältnisse gewöhnten Europäer aufzunehmen hatten, bergen in ihrem reichhaltigen Innern allerlei lebendige Wesen. Diese Hütten unten in der Ebene und bis zum Gipfel der ersten Cordillerenstufe sind aus Furcht vor den wilden Thieren des großen Waldes je nach der Größe auf vier, sechs oder acht hohen Pfählen erbaut. Dadurch entstehen zwei Stockwerke. Das untere wählen die schwerfälligen Vierfüßler zum schützenden Aufenthalt; auch ist da der Platz, wo man zu Pferd steigt; denn draußen ist es gar nicht möglich, ein undurchdringlicher Graben von tiefem Koth macht jede dieser Hütten zu einer uneinnehmbaren Festung. Der glückliche Eigenthümer des Hauses oder die halbnackten Peonen (Dienstmannschaft) der Reisegesellschaften finden wohl eine Stelle, um über den Festungsgraben zu gelangen. In welche Verlegenheiten aber der Reisende geräth, wenn er selbst einmal die Hütte verlassen muß, kann man sich denken. Das zweite Stockwerk ist der Wohnplatz für die Familie. Er besteht in der Regel nur aus ein paar Pfählen, die das durchlöcherte

Dach zu tragen haben. Wände sind meistens keine vorhanden, höchstens eine Art von Brustwehr; doch gibt's auch manchmal ein rings mit Wänden geschlossenes Zimmer ohne Fenster. Eine Leiter schlechtester Sorte führt in den obern Raum, in dem Hühner und Papageien ihr Unwesen treiben. Auch die hungrigen Hunde lungern stets um die Reisenden herum und es ist wunderbar, mit welcher Gewandtheit sie die steilen Leitern hinauf und hinunterrennen können! Welche Last, alles Gepäck diese Leitern hinauf und hinab zu schleppen, welche Last für die Schwestern, um herauf zu kommen! Dabei der Raum ein äußerst beschränkter für eine so zahlreiche Gesellschaft. Säcke und Kisten sperren den Weg, den man dazwischen auf dem durchlöcherten Boden mit Vorsicht zu suchen hat. Man nehme noch hinzu, daß die Reisenden vom 6—8stündigen, höchst anstrengenden Ritt bis zum Tod ermüdet in ein solches Quartier gelangen; man sattelt ab und muß in Person das Reitzeug in Sicherheit schaffen; hierauf kommt das nothwendige Gepäck an die Reihe, welches die Lebensmittel und Eßgeschirre enthält. Das Öffnen des Gepäcks dauert eine endlose Zeit. Man sucht das Brod, das Fleisch, den Reis, welches Alles man auf einer glücklichern Station, manchmal mit halber Gewalt, sich verschafft. Die erschöpften Schwestern opfern sich auf, sie improvisiren einen Herd oder klettern die Leiter herab zu den paar Steinen, die ihn vorstellen; sie reinigen einige grauenvoll aussehende Geschirre; aber welche Noth, es ist kein Wasser zu haben; was da ist, ist schlammig und schmutzig. Die Soldaten schaffen es endlich aus der Ferne herbei. Nun geht es an's Kochen, aber das Holz ist naß, es will nicht brennen! Ist endlich das Essen fertig, so kauert man sich auf den Boden oder auf das Sattelzeug hin und erhält seine Ration im mitgebrachten Becher von Blech oder in ebenfalls ausnahmsweise mitgebrachten Tellern. In diesen Quartieren erhält man platterdings Nichts. Die Zone, wo Teller, Löffel, Messer und Gabeln wachsen, haben wir schon längst hinter uns. Man hat nur das, was man mitbringt. Zwei bis drei Reisende mögen wohl einen gemeinsamen Napf und Löffel im Hause finden; aber der Schmutz, der an ihnen klebt, straft die Nachlässigkeit, keine eigenen mitgenommen zu haben. Leider konnten die Schwestern nur selten das Essen selbst bereiten; meistens gaben unsere Soldaten sich damit ab, oder auch wohl die Insassen der Hütte, und die Kochkunst der Einen wie der Andern hält sich zwischen äußerst bescheidenen Grenzen. Die Hauptnahrung, Fleisch, habe ich fast nie genießen können. Obschon es ganz schwarz gebrannt war, blieb es ungenießbar hart. Gleich Morgens nach dem Erwachen wurde, ohne Kaffee oder ein anderes Getränke, eine Hauptmahlzeit, bestehend aus Fleisch und Reis, eingenommen. Diese Mahlzeit sollte für den ganzen Ritt bis zum Abend reichen. Da ich nun unmöglich schon um diese frühe Stunde dergleichen schwere Speisen genießen konnte, mußte ein Stück Brod, oder auch zuweilen ein Stückchen Chokolade, das ich in die Tasche nahm, für den ganzen Tag reichen; doch fühlte ich mich dabei wohl und wunderbar stark wie ein Riese. War die Abendmahlzeit vorbei, so wurde wieder gepackt und Alles in Ordnung gebracht; man legte den Sattel zurecht und breitete die Ponchos unter, — das Bett war gemacht. Aber auch die klägliche Nachtruhe ging nicht ohne Stö-

rung vorbei. Überall krabbelt's hinter und neben dem ledernen Kopfkissen. Was ist's? Die Phantasie malt sich den finstern Raum voll von allerlei seltsamen Thiergestalten. Sind wir nicht mitten im Urwald? Fehlen nicht an unserer Hütte die Wände? Kann nicht allerlei Gethier herauf? Wie, wenn Schlangen heraufkriechen? Und die großen Fledermäuse, die Vampyre, die Blutaussauger, wer hindert sie, hieher zu kommen? Können nicht auch Taranteln und Skorpionen vom alten Dach auf dich herunterfallen? Man schaut auf — Alles dunkel; nur drüben im Wald blitzen in tausend hellen Funken die zahllosen Leuchtkäfer; man horcht, im Walde ist's still wie im Grab, und hier vernimmt man nur das laute Athmen der Schlafenden. Man legt sich wieder zur Ruhe; aber das Krabbeln beginnt wieder von Neuem; jetzt ganz deutlich! Der Rohrboden biegt sich und knistert unter den schweren Tritten eines Vierfüßlers. Ist gar ein Panther in die luftige Behausung heraufgedrungen? Horch! was ist das? Welch' sonderbares Geräusch! Man horcht und horcht; was ist's? — Einer der hungrigen Hunde hat sich einen Knochen unter dem Kopfkissen hervorgeholt, einen Überrest unseres lucullischen Mahles! Ärgerlich legt man sich auf's andere Ohr und schläft weiter. Nie ist uns etwas von Seiten der Waldbevölkerung widerfahren. Kaum habe ich hin und wieder einen Vogel oder ein Eichhörnchen in den Zweigen der Bäume gesehen.

Viel mehr Ungelegenheiten als Ratten, Mäuse oder Skorpionen machte uns unser Regierungskommissär, der Doktor C. Ich glaube überhaupt, daß er von der Regierung weniger einen Auftrag, als eine Erlaubniß erhalten hatte, mit nach Quito zu gehen. Er erzählte freilich, wie er nur durch die inständigsten Bitten des Erzbischofs hätte bewogen werden können, diese Reise mitzumachen; es sei lediglich freiwillige Aufopferung von seiner Seite zu Gunsten der Schwestern. Mag dem sein, wie ihm will, Thatsache ist, daß er zwei Kinder in Quito hatte, die er leidenschaftlich liebte, und daß er vom Reisen trotz seines guten Mundstückes gar nichts verstand. Die Regierung hätte sich einen gescheidteren Menschen ausgesucht. In der That hatte sie uns einen sehr tüchtigen Offizier mitgegeben, der für Alles in ausgezeichnetster Weise Sorge trug, der Land und Leute und Wege am allerbesten kannte. Diesem Manne, Señor La Rea, haben wir unendlich viel zu verdanken, und was uns beinahe am meisten lieb war, alle seine zahlreichen Anordnungen traf er lange voraus ganz im Stillen. Konnte es denn der Herr C. nicht ebenso machen? Bis spät in die Nacht hinein hatte er die Leute zu schikaniren. So hatte er in Babahójo schon die Ungeschicklichkeit gehabt, sehr wichtige Reiseeffecten zu vergessen, und um diesen seinen Fehler wieder gut zu machen, schickte er um 8 Uhr Abends drei von den Soldaten durch den Urwald, in stockfinsterer Nacht, durch die tief unter Wasser stehenden Wege, die wir durch unsere Canoefahrt soeben glücklich umgangen hatten. Was es für eine Arbeit ist, durch einen solchen Wald zu gelangen, werden wir sehen; welche Kunstfertigkeit ist aber des Nachts und während der Überschwemmung erforderlich, selbst wenn man die besten Pferde der Welt zu seiner Verfügung hätte! Feierlich wurden alle Bestellungen aufgeschrieben; die armen Leute hatten noch

Nichts gegessen; die mitleidigen Schwestern gaben ihnen das erste, was fertig war; ich schob ihnen ein paar Brode in die Tasche. „Also, ihr seid fertig?" „Zu dienen." „Morgens 5 Uhr, Punkt 5 Uhr, seid ihr in Babahójo, habt ihr gehört?" „Ja, Herr, wir haben es gehört." „Ihr reitet, was ihr reiten könnt, und wenn zehn Pferde darüber zu Grunde geh'n! und seid ihr nicht um 5 Uhr in Babahójo, so lasse ich euch allesammt todtschießen! Habt ihr's gehört?" „Ja, Herr, wir haben es gehört," und augenblicklich machten sich die drei Mann fort. Ich glaube aber, sie sind den Abend nicht weit gekommen. Der Herr Doktor C. hatte weder zehn Pferde zu vergeben, noch das Recht, drei Leute todtschießen zu lassen. Der brave Offizier hat sie wohl bis zum Morgengrauen in eine andere Hütte einquartiert. Wenigstens kamen die verlangten Sachen viel später an, als der Commissär erwartete, und seine drei Boten konnte er nicht todtschießen, weil sie gar nicht mit zurückgekommen waren.

Konnte der Herr Doktor des Nachts nicht schlafen, was oft der Fall war, so mußte es die ganze Gesellschaft büßen. Nachts um 1 Uhr schon trieb er die Mannschaft heraus. Von seiner riesigen Matratze aus theilte er an die in einem entfernten Schoppen auf dem bloßen Lehmboden liegenden Soldaten und Personen seine wichtigen Befehle aus. Das war ein Wettern und Poltern! Denn die todmüden Leute, die bis in die späte Nacht gearbeitet hatten, besaßen trotz ihres harten Lagers einen sehr gesunden Schlaf. Welche Fluth Demosthenischer Beredsamkeit mußte sich von unserer hohen Altane herab über die Leute ergießen, ehe sie zum Selbstbewußtsein gelangten. Jetzt erst ging das eigentliche Parlamentiren los; Fragen, Antworten, unterspickt mit langen Strafreden und Drohungen mit Erschießenlassen. Auch unsern braven Lieutenant, der für Alles hundertmal besser sorgte, ließ er nicht in Ruhe und behandelte ihn schlimmer als einen Bedienten. Da sollte er aufstehen, um Feuer anzuzünden, oder um die Pferde einzufangen, oder um Fleisch und Brod zu besorgen, — Nachts 1 Uhr in der Wildniß. Bei andern Gelegenheiten war des Schimpfens kein Ende, weil er etwas sehr Vernünftiges gethan, das aber dem Herrn nicht gefiel. Die Dinge wurden uns zu bunt. Einmal kann die Reisegesellschaft den Schlaf wohl entbehren, aber oft geht es nicht an. Die armen Soldaten und Bedienten hatten ein Recht auf ausreichende Ruhe und die Tüchtigkeit unseres Offiziers war uns außer Zweifel. Wir bedeuteten also dem Herrn, daß uns die Nachtruhe viel lieber sei als all' seine oratorischen Übungen, und daß im Übrigen künftighin der Offizier die Details der Reise zu ordnen hätte. Von der Zeit an erhielten wir Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Kolberg S. J.

Recensionen.

Histoire de la constitution civile du clergé (1790—1801). L'église et l'assemblée constituante, par Ludovic Sciout. Paris, 1872·1873. 8⁰. 2 Bde. SS. 495 u. 498.

Verschiedene französische Gelehrte haben in der Gegenwart werthvolle Werke zur Aufhellung der neuern französischen Kirchengeschichte geschrieben, unter denen besonders die Schrift des Grafen d'Haussonville, l'Église Romaine et le premier empire (Paris, Lévy, 1872), und die vorstehende von L. Sciout sich auszeichnen. Beide enthalten eine große Masse unedirten Quellenmaterials und ergänzen sich; denn die letztere reicht bis zum Concordate, die erstere von da an bis zum Sturze Napoleon's. Während d'Haussonville die Intriguen und Gewaltthätigkeiten des Kaisers gegen die Kirche beschreibt, verbreitet sich Sciout über die gleiche Gesinnung und Handlungsweise der sogenannten Constituirenden Versammlung von 1789 und behandelt somit ein bisher ziemlich vernachlässigtes Thema. Denn die von dieser Versammlung beschlossene und ausgeführte „weltliche Constitution des Klerus" ist der wunde Fleck des Liberalismus, welcher darum dieselbe nicht zu berühren wagt. Katholische Schriftsteller haben gleichfalls, um den religionsfeindlichen Charakter der französischen Revolution recht augenscheinlich zu zeigen, lieber auf die blutige Verfolgung der Kirche durch den Convent hingewiesen. So ist eine der lehrreichsten und wichtigsten Partieen der französischen Revolution fast unberücksichtigt geblieben.

Der gewaltige Umsturz der damaligen auf das Christenthum gegründeten und mit ihm auf das Innigste verwachsenen Ordnung konnte gar nicht geschehen, ohne daß auch die kirchliche Frage davon berührt wurde. Sie kam also in der Constituirenden zur Sprache und blieb seitdem fortwährend auf der Tagesordnung. Man glaube aber nicht, daß es die finanzielle Seite dieser Frage war, welche jene politische Versammlung besonders beschäftigte; dieselbe war nicht einmal bei der Säcularisirung der Kirchengüter allein maßgebend. Denn bei dem großen Kirchenraube dachte man an die Durchführung des von den Ungläubigen längst entworfenen Programmes der Knechtung der Kirche. Bereits 1768 hatte Voltaire an den russischen Minister Schuwalow geschrieben: „Die katholischen Fürsten beginnen ein wenig die Unternehmungen des Aberglaubens niederzuhalten, aber anstatt der Hyder den Kopf abzuschlagen, begnügen sie sich, dieselbe in den Schwanz zu beißen; sie erkennen ja noch zwei Gewalten (eine weltliche und eine geistliche) an, oder stellen sich wenigstens so, als ob sie beide anerkännten. Sie sind nicht kühn genug, zu erklären, daß die Kirche einzig vom Souverän abhängen muß. Nur Ihre erlauchte Fürstin (Katharina von Rußland) hat Recht; sie bezahlt die Priester, öffnet und schließt ihnen den Mund, sie sind ihr zu Diensten, und Alles ist ruhig."

Rousseau hatte dieses Programm durch sein philosophisches System zu begründen gesucht: „Es gibt ein rein bürgerliches Glaubensbekenntniß, dessen Artikel der Souverän bestimmen darf, wenn er auch nicht zum Glauben daran verpflichten kann; aber er kann Jeden verbannen, der sie nicht glaubt; er kann ihn bannen nicht als einen Gottlosen, sondern als Einen, welcher der socialen Ordnung widerstrebt und unfähig ist, Gesetz und Gerechtigkeit zu lieben und sein Leben für seine Pflichten zu opfern. Sollte Jemand, nachdem er öffentlich diese Dogmen anerkannt hat, sich doch so aufführen, als ob er sie nicht glaube, so muß ein Solcher mit dem Tode bestraft werden; denn er hat das größte Verbrechen begangen, er hat vor dem Gesetze gelogen."

Nach diesem Programm hat die constituirende Versammlung, wie später die gesetzgebende, gehandelt; hiermit war der Weg zu den Verfolgungen der Kirche betreten. Die Constituante legte den Keim, der, von den Radikalen entwickelt, nicht nur zu unsäglichen religiösen, sondern auch zu den schwersten politischen Verwicklungen Anlaß gab. Nur nach langen Debatten wurde die „bürgerliche Constitution des Klerus" zum Gesetz erhoben. Und weil sie in Widerspruch mit der religiösen Überzeugung des katholischen Klerus und Volkes war, rief ihre Ausführung endlose Schwierigkeiten, Zwiste, Beschlüsse sowohl von Seiten der untergeordneten Behörden, als in der Constituante selbst hervor. Ganz Frankreich war bis in die kleinsten Hütten über dieses Gesetz in großer Aufregung; aber je größern Widerstand die Liberalen in der Durchführung ihres Lieblingswerkes fanden, desto mehr verdoppelten sie ihre Anstrengungen und Gewaltthätigkeiten. So haben wir in der bürgerlichen Constitution des Klerus eine colossale Gesetzgebung über die höchsten, den Menschen betreffenden Fragen vor uns, die aber, wie oben bemerkt, bisher wenig beachtet worden ist. Um so mehr müssen wir es Herrn Sciout danken, daß er keine Mühe gescheut hat, in seinem umfangreichen Werke die bürgerliche Constitution aus den Quellen zu beleuchten. Für Niemand aber ist seine Arbeit opportuner und lehrreicher, als für die deutschen Katholiken, die von einer in mehreren Punkten ähnlichen Gesetzgebung bedroht sind.

Die „Geschichte der bürgerlichen Constitution" des Klerus zeichnet sich vortheilhaft vor manchem französischen Werke dadurch aus, daß sie nicht auf geistreiche Phrasen Jagd macht, sondern bemüht ist, Thatsachen zu bringen. Es war solches freilich für den Zweck der Schrift durchaus nothwendig. Zur Würdigung jener gegen die Kirche gerichteten Gesetzgebung reicht es nämlich nicht aus, ihre Paragraphen sammt den darüber in der Constituante geführten Debatten zu kennen; man muß zugleich ihre thatsächliche Ausführung studiren. Letztere war höchst verschieden. Gewöhnlich gingen die Lokalbehörden in der Ausführung des Gesetzes weit über dessen Sinn und Wortlaut hinaus und machten die eigenmächtigsten und gewaltthätigsten Verfügungen, oder wenn sie es nicht wagten, nahmen revolutionäre Comité's, die sich bei der Schwäche der Executive unter dem Namen von Sicherheitsausschüssen überall bildeten, die Sache in die Hand.

Wie der Liberalismus ganz auf Lug und Trug basirt, so war auch seine von der Constituante angenommene Theilung der Gewalt nichts weniger als ehrlich gemeint. Die Versammlung begnügte sich nicht mit der gesetzgebenden Gewalt, sondern griff fortwährend in die Executive ein. Dieses geschah besonders, als sie die beiden Ausschüsse der Untersuchungen und der Berichte (**comités des recherches et des rapports**) gebildet hatte. Selbst der Ausschuß für Kirchensachen mischte sich, obwohl er keine andere Aufgabe hatte, als die Beschlüsse der Versammlung über die religiösen Fragen vorzubereiten, in Verwaltungssachen ein, indem er mit den Lokalbehörden und den revolutionären Clubs verkehrte, ihren Eifer leitete, ihren Gang vorschrieb, ihre Angebereien entgegennahm. Die Departements, die Kreise theilten ihm ihre Verfügungen mit, zugleich aber auch vertrauliche Briefe über die zahl-

losen Schwierigkeiten, welche die Durchführung der Constitution aufhielten, über ihre Expeditionen gegen Nonnenklöster und über die willkürlichen Akte, die sie sich gegen die Gegner der Constitution erlaubt hatten. Die zahlreichen und mächtigen Jacobinerclubs reizten ihn unaufhörlich durch ihre wüthenden Declamationen gegen die den Eid auf die Constitution verweigernden Priester und forderten seit dem Beginn der Revolution die Maßregeln der Strenge, die sie später selbst beschlossen. Die sogenannten constitutionellen Bischöfe und Priester endlich klagten dem Comité über die Impopularität, die Verlassenheit und die Armseligkeit der constitutionellen Kirche. Auch die Ausschüsse für Berichte und Untersuchungen waren mit der Durchführung der Constitution des Klerus viel beschäftigt. Ward der Ausschuß für Kirchensachen häufig über die Auslegung der Verfolgungsgesetze befragt, so wandte man sich von Seiten der verschiedensten Lokalbehörden unaufhörlich an die beiden andern Ausschüsse in Betreff der strengen Ausführung der Constitution. Diese Sicherheitsausschüsse einer bloß zur Entwerfung der Constitution bestimmten Versammlung beschäftigten sich mit der Verwaltung, der Justiz, der Polizei, correspondirten mit allen Behörden, nahmen Berichte und Denunciationen selbst von Privaten entgegen, umspannen ganz Frankreich mit der ausgedehntesten Spionage[1]. So lieferten die Akten dieser Ausschüsse, welche noch theilweise im Nationalarchive sich befinden, dem Herrn Sciout die reichlichste Ausbeute, welche er mit dem größten Fleiße bearbeitete und durch das, was andere Geschichtschreiber bereits zu Tage gefördert, vermehrt hat. Die große Fülle der von ihm gebotenen Thatsachen hat er übersichtlich geordnet, sie mit ihren Ursachen und Wirkungen zusammengestellt, so daß der Leser, obwohl Sciout nur eine Seite der französischen Revolution behandelt, doch ein klareres, richtigeres Urtheil über dieses welterschütternde Ereigniß erhält, als durch das Studium anderer umfassenderer Geschichten dieser Epoche. Insbesondere kennzeichnet Sciout durch unzählige Thatsachen die durch und durch verlogene Natur des Liberalismus. Die ungläubige, dem Liberalismus huldigende Majorität der Constituante hat bereits 1789 das Schreckensregiment inauguriren helfen, das 1793 Frankreich zerfleischte. In Paris und von Paris aus wurde das Volk durch Lügen alarmirt und zu den gröbsten Excessen verleitet. Schon im Juli 1789 kam Plünderung, Aufruhr, Brandstiftung, Mord, selbst Cannibalismus vor. Anstatt Solches

---

[1] Der Verfasser liefert im Anhange des ersten Bandes Auszüge einiger äußerst interessanter Dokumente, welche er unter den Akten des Comité des recherches aufgefunden hat. Hierhin gehört insbesondere die detaillirte Rechnung über die Verwendung einer Summe von 173,000 Franken, welche das Comité aus dem königlichen Schatze hatte erheben lassen und für Spionage verausgabte; ferner eine Rechnung über die Verwendung von 50,000 Franken, gleichfalls für Spionage. Viele Spione waren indeß mit der erhaltenen Bezahlung unzufrieden. So beklagte sich bitter ein gewisser Goisset, espion-voyageur im Dienste des Comité. Noch merkwürdiger ist der ausführliche Klagebericht einer Bande von ungefähr 200 Mann, welche Julien, Adjutant von Lafayette, für 40 Sous per Tag gedungen haben soll, um den Deputirten der Linken Beifall zu klatschen, die Personen, welche gegen Lafayette und den Pariser Maire Bailly sprachen, sowie verschiedene Deputirte zu überwachen und andere Spionirdienste innerhalb und außerhalb des königlichen Palastes zu verrichten. Das Comité ermächtigt ferner im Oktober 1789 den Pariser Sicherheitsausschuß, ein Paquet Briefe zu erbrechen. Solches und Ähnliches mehr waren die Heldenthaten dieses Sicherheitsausschusses der liberalen Constituante, während derselbe sich als völlig unfähig erwies, die schrecklichsten Pöbelsexcesse zu unterdrücken. Aber freilich diese Excesse waren gegen die „priveligirten" Klassen (König, Klerus, Adel) gerichtet und gehörten zu den „moralischen Mitteln", welche der Liberalismus zur Erreichung seiner Zwecke nothwendig hatte.

energisch zu bestrafen, schien die Versammlung nichts Angelegentlicheres thun zu sollen, als Maßregeln gegen die angeblichen Verschwörer (Klerus und Adel) zu ergreifen und den heraufbeschworenen Schrecken, sowie den Lärm der Tribüne zur Niederwerfung der gegen die revolutionären Beschlüsse erhobenen Opposition zu benutzen. Ihr Haß gegen Klerus und Kirche ließ sie nicht bei der Beraubung derselben stehen bleiben, sondern einen bürgerlichen Katholicismus, an den sie selbst nicht glaubte, mit Gewalt der Geistlichkeit und dem gläubigen Volk aufnöthigen. Sie verlangte einen Eid auf die Constitution, den die immense Majorität des Klerus (50,000 Geistliche) verweigern mußte; sie setzte die den Eid verweigernden Seelsorger ab, verbot ihnen die Vornahme priesterlicher Funktionen und sanctionirte damit die Unterdrückung des römisch-katholischen Cultus. Lokalbehörden und aufgehetzte Pöbelrotten gingen noch weiter. Wie auf Verabredung wurden die zum Gottesdienste glaubenstreuer Priester gehenden Frauen gegeißelt. Diese schmähliche Behandlung, in Folge derer mehrere starben, regte freilich die öffentliche Meinung so gewaltig auf, daß die Constituante etwas einzulenken schien; doch bald gewann der Priesterhaß der Ungläubigen in ihr wieder die Oberhand, und so bahnte sie der blutigen Verfolgung der Kirche und der Priesterschlächterei die Bahn. Alles natürlich im Namen der liberalen Cultusfreiheit! Gibt es wohl eine infamere Heuchelei als den Liberalismus?

G. Schneemann S. J.

The troubles of our catholic forefathers related by themselves. First Series. (Die Leiden unserer katholischen Vorfahren, von ihnen selbst erzählt. Erste Serie.) Edited by **John Morris**, Priest of the Society of Jesus. London, Burns and Oates. 1872. 8⁰. SS. XII u. 434.

Auf den Trümmern, welche eine dreihundertjährige Verfolgung zurückgelassen, erhebt sich in unseren Tagen auf's Neue die katholische Kirche von England. Eine geordnete Hierarchie ist seit zwei Jahrzehnten wiederhergestellt, katholische Vereine suchen die Kräfte der Katholiken zu sammeln, erstreben sogar eine geschlossene Phalanx im politischen Leben nach dem Vorbilde der deutschen Centrums-Fraction, und immer mehr bildet sich eine katholische Literatur, sogar in einem entschieden katholischen Verlage inmitten der britischen Hauptstadt.

Ein glücklicher Gedanke hat P. Morris geleitet, als er es unternahm, durch Herausgabe alter Documente die katholischen Traditionen der Vergangenheit wieder aufzufrischen und den Enkeln zu zeigen, was die Ahnen für ihren Glauben gelitten. Pater Gerard's „Pulververschwörung“, von ihm herausgegeben, ist schon früher hier besprochen worden; die Selbstbiographie Pater Gerard's[1] ist in der deutschen Übersetzung bereits so verbreitet, daß sie keiner weiteren Empfehlung bedarf; die gegenwärtige Schrift aber ist wohl am besten charakterisirt durch ihren Titel: „Die Leiden unserer katholischen Vorfahren, von ihnen selbst erzählt.“ Es ist eine Sammlung alter Documente aus den Zeiten der Verfolgung; der Herausgeber hat die alterthümliche Form möglichst beibehalten, aber das Verständniß der Urkunden durch genaue historische, insbesondere genealogische Vorbemerkungen erleichtert.

Die erste Erzählung „Mutter Margaretha Clement und die Karthäuser-Mönche“ versetzt uns in die Zeiten Heinrichs VIII. Einige dieser Mönche

---

[1] Unter dem Titel: Memoiren eines Jesuiten. Nach dem Englischen des P. Morris S. J., von M. Hoffmann. 2. Aufl. Freiburg, Herder. 1873.

brachte man durch lange Quälereien zu der eidlichen Erklärung, niemals anerkennen zu wollen, daß der Bischof von Rom irgend welche Auctorität, Jurisdiction oder Macht in diesem Königreiche oder in irgend welchen andern Besitzungen des Königs bethätigen, ausüben oder besitzen könne; daß vielmehr von nun an Se. Majestät der König für das einzige höchste Haupt der Kirche von England angenommen, gehalten und anerkannt werden müsse (S. 21). Die Unglücklichen wurden dennoch aus ihrer Karthause vertrieben und fristeten ihr Leben mit einem Bettelgelde von der „Gnade und Erbarmung" Heinrichs. Indessen viele Karthäuser verweigerten diesen Eid, wurden daher in's Gefängniß abgeführt, um dort an Säulen gekettet eines langsamen Hungertodes zu sterben. Margaretha Clement jedoch, eine Adoptivtochter des großen Kanzlers Morus, wußte verkleidet zu ihnen zu gelangen, um ihnen Nahrung zu bringen. Als der König nach einiger Zeit erfuhr, die Mönche seien noch am Leben, ordnete er eine schärfere Bewachung an. Aber die erfinderische Aufopferung Margarethens wußte auch jetzt nach wenigstens zu dem über dem Kerker befindlichen Zimmer Zutritt zu erhalten, von wo aus sie an einem Faden bis vor den Mund der Gefesselten Speisen herabließ. Als endlich auch dieses durch noch strengere Überwachung verhindert wurde, fanden die Glaubenshelden die Krone des Martyrtodes. — Heinrich VIII. ging eben plump und offen voran, um die Kirchengewalt, namentlich das Recht der Ehegesetzgebung, in seine Hände zu bekommen. In heutiger Zeit glaubt man, weniger Geräusch erregende Mittel dem Todtschlagen vorziehen zu sollen; man betheuert, das Beste der Kirche zu beabsichtigen, entreißt aber dennoch mit Hülfe einer corrumpirten öffentlichen Meinung die ganze Kirchengewalt den Händen der rechtmäßigen Obern. Verschiedene Mittel zum nämlichen Zwecke! Als Regel galt damals, wie heute, der Satz: Gewalt geht vor Recht.

Eine andere Erzählung, „Die Einkerkerung des Franz Tregian", bringt uns unter Anderm ein interessantes Document, das Todesurtheil gegen Cuthbert Maine, den ersten Martyrer, welchen das Colleg von Douay stellte. Er hatte aus Unachtsamkeit unter seinen Effecten eine bereits abgelaufene Jubiläumsbulle mit nach England gebracht. Diese ward gefunden und das Urtheil lautete: „Du, Cuthbert Maine, bist hier angeklagt, verrätherischer Weise ein gedrucktes Instrument, enthaltend Absolutionen vom römischen Stuhle, den Gesetzen dieses Landes zuwider erhalten, veröffentlicht und gebraucht zu haben ... Der Gerichtshof erkennt somit, daß du ... auf den Marktplatz geschleppt und dort gehängt werden sollst, bis du halbtodt bist; alsdann sollen deine Eingeweide aus deinem Leibe gerissen und vor deinen Augen, während du noch am Leben bist, in's Feuer geworfen werden; dein Kopf aber soll abgehauen, dein Körper in vier Theile getheilt und an den verschiedenen, von Ihrer Majestät der Königin zu bestimmenden Plätzen ausgestellt werden" (S. 91). Der ganze Prozeß liefert zugleich merkwürdige Proben, wie die Kirchenverfolger auch zu damaliger Zeit mit den ersten Grundprincipien eines geordneten prozessualischen Verfahrens umsprangen.

Die Mittel, durch welche man das arme Volk zur neugebackenen Nationalkirche bekehrte, beschreibt uns wiederum eine Augenzeugin aus der Pfarrei Hemingborough. „Die Verfolgung war größer," heißt es dort, „als ich zu sagen vermag." Die Confiscationen waren großartig; sogar die letzte Kuh wurde den katholischen Bauern genommen; jeden Sonntag mußten sie für den Nichtbesuch der protestantischen Predigt 12 Pence (10 Sgr.) bezahlen; hatten die armen Leute kein Geld, so nahm man ihnen ihr Geschirr, ihr Bettzeug, ihre Kleider; und blieb endlich nichts mehr zum Confisciren, so führte man sie in's Gefängniß (S. 245). Der Edelmann, dessen Mutter diese Aufzeichnungen machte, war selbst seines Stammsitzes, der durch 18 Generationen in seiner Familie geblieben war, sowie aller seiner andern Güter beraubt und mußte auf dem Continent als gemeiner Söldner seinen Lebensunterhalt ver-

dienen; ein Mann aus dem Volke ward zum Tode verurtheilt und hingerichtet, weil er einem Priester auf dessen Flucht einen Trunk Bier gereicht. — Alles Früchte des neuen englischen Evangeliums und der protestantischen Toleranz!

Indessen führt uns nicht das ganze Buch solche Scenen der Grausamkeit vor Augen. Wir werden zugleich auch bekannt gemacht mit der Behäbigkeit eines ruhig auf seinem Landsitz weilenden Lord aus dem 17. Jahrhundert, sowie mit der Armuth und den Bedrängnissen englischer Ordensfrauen, welche in Belgien eine Zuflucht suchten. Wenn allen diesen Einzelnheiten auch das Spannende des Romans fehlt, so erregen sie doch jenes eigenthümliche Interesse, welches Selbsterlebtes, einfach und treu erzählt, stets hervorzurufen pflegt. Möge der Herausgeber dieser trefflichen, für die Geschichte Englands so werthvollen ersten Serie noch manche fernere Serie folgen lassen. Für uns Deutsche aber können wir die Frage nicht unterdrücken: Sollten nicht auch in manchem deutschen Pfarr- oder Familien-Archive sich interessante Chroniken, Briefe oder sonstige Urkunden finden, welche, einfach in ihrer alterthümlichen Sprache veröffentlicht, beitragen könnten, um mehr und mehr die unhistorischen Vorstellungen über die Einführung des „reinen Evangeliums" zu berichtigen? Würde es gelingen, den gläubigen Theil unter den Protestanten zu überzeugen, daß ihre Vorfahren nur durch Trug und Gewalt um den wahren Glauben gebracht wurden, und daß die sogenannte Reformation aus ganz andern Motiven hervorging, als eine protestantische Geschichtschreibung stereotyp erdichtet, dann wäre ein bedeutender Schritt zu ihrer Rückkehr in die katholische Kirche gemacht.

L. v. **Hammerstein** S. J.

Crustacées divers et poissons des dépôts siluriens de la Bohême. Extrait du Supplément au Vol. I. du Système Silurien de la Bohême. Par M. Joachim Barrande. Prague et Paris 1872. 8⁰.

Auf die allgemeinen Ergebnisse, welche Herr Barrande in diesem Auszuge des 3., 4. und 5. Theiles seines Supplementbandes mittheilt, glauben wir aus denselben Gründen hier aufmerksam machen zu sollen, wie früher auf diejenigen seines ersten Auszuges[1]. Dieselben stehen wieder im direkten Gegensatz zu den Schlußfolgerungen, welche die Selektionstheorie aus ihren Prämissen zu ziehen gezwungen ist. Zum Theil beweisen sie die Allgemeinheit jener Widersprüche zwischen paläontologischen Thatsachen und dieser Hypothese, auf welche wir schon bei den Trilobiten aufmerksam wurden; zum Theil aber betreffen sie ganz neue Gesichtspunkte, von denen aus die Descendenzhypothese sich mit der Wirklichkeit in Opposition stellt.

1. Wie bei den Trilobiten die für die Theorie so nothwendigen Zwischenformen nicht aufgefunden werden können, so entziehen sich dieselben auch einerseits zwischen diesen und den übrigen Krebsthieren der Silurformation und andererseits zwischen den plötzlich auftretenden Fischen und ihrer unbekannten Stammform jeder Beobachtung.

In der primordialen Fauna der nördlichen Silurbildungen existirten neben den Trilobiten noch die Muschelkrebse und die Blattfüßer. Diese drei von einander sehr verschiedenen Familien von Krebsthieren mußten nach der Descendenztheorie von einer gemeinschaftlichen Stammform ihren Ursprung nehmen, welche sehr lange vor der primordialen Fauna lebte. Deßhalb muß

---

[1] Vgl. diese Monatschr. 1872. II. Bd. S. 259 ff.

die Zahl der Zwischenglieder, welche diese Urform mit den scharf charakterisirten ersten Arten von Trilobiten, Muschelkrebsen und Blattfüßern verbindet, eine sehr bedeutende gewesen sein. Und dennoch hat weder eines von all' diesen Zwischengliedern, noch eine Form entdeckt werden können, die auch nur den geringsten Zweifel darüber aufkommen ließe, welcher von diesen drei Familien sie zuzuzählen wäre. — Auch das plötzliche Auftreten der Rankenfüßer zu Anfang der zweiten Fauna wird trotz ihrer großen Verschiedenheiten von den bereits vorhandenen Krebsfamilien nicht durch einen einzigen vermittelnden Vorläufer angekündigt. Hier sind also nicht nur die schon den anteprimordialen Gesteinsschichten nach der Selektionstheorie anvertrauten Reste der Zwischenformen verloren gegangen, sondern auch jene, welche während der primordialen Fauna durch Variation, Vererbung und Kampf um's Dasein unter dem allmächtigen Einfluß der natürlichen Auslese sich allmählig zu den Rankenfüßern umgestalteten. Es ist dies jedenfalls um so auffallender, als die Gesteinsschichten der letztern doch an so vielen Orten auch die feinsten Zeichnungen der Trilobiten zu erhalten vermochten.

Wie bisher, so werden auch sowohl bei der Familie der Eurypteriden, welche zu Anfang, wie bei den Fischen, welche gegen die Mitte der dritten Fauna auftreten, alle Formen vollständig vermißt, welche diese Thiertypen mit ihrer descendenztheoretischen Stammform verbinden. Auch hier und besonders bei den Fischen muß die Zahl dieser Vermittlungsglieder eine sehr bedeutende gewesen sein. Das spurlose Verschwinden aller ohne Ausnahme ist im Interesse der Hypothese jedenfalls sehr zu bedauern; denn von den metamorphischen Einflüssen, durch welche nach derselben alle Überreste jener Thiere verschwunden sind, von denen sie in der vorprimordialen Zeit die Meere bevölkert sein läßt, wurden die Gesteine der dritten, zweiten und ersten silurischen, sowie der kambrischen Fauna nicht betroffen.

Sind demnach die Unterschiede zwischen den Fischen, Krebsthieren und Kopffüßern auch noch so bedeutend, ist das erste Auftreten dieser Thiere durch noch so große Zeiträume getrennt, und sind endlich die Örtlichkeiten, wo dieselben erscheinen, noch so weit von einander entfernt; so stimmen doch alle von diesen Thieren auf uns gekommenen Überreste darin überein, daß sie einer nothwendigen Forderung der Selektionstheorie geradezu widersprechen.

2. Von dem unvermittelten Auftreten, welches Herr Barrande bei den Trilobiten und Kopffüßern festgestellt hat, machen die Fische keine Ausnahme. Auch sie erscheinen in einer nicht unbeträchtlichen Zahl scharf getrennter Gattungen und Arten plötzlich gegen die Mitte der dritten Silurfauna und vereinigen sich also auch darin wieder mit jenen Klassen zu einem thatsächlichen Zeugniß gegen die Descendenztheorie.

Sehr interessante Aufschlüsse über das Verhältniß zwischen der letztern und den Thatsachen gibt die Parallele zwischen der paläozoischen und tertiären Fauna, mit welcher sich Seite 67—95 beschäftigen.

3. Ferner untersucht Herr Barrande zunächst die so beliebte Behauptung der darwinischen Schule, daß die paläozoische Fauna sich zu Ungunsten ihrer Theorie in einem sehr mangelhaften Erhaltungszustande befinde. Denn durch den metamorphischen Zustand ihrer Schichtengruppen seien diese ältesten und wichtigsten Urkunden der Schöpfung größtentheils zerstört und unkenntlich geworden. Der thatsächliche Befund spricht nun weder für die Vernichtung, noch für die Unkenntlichkeit der größern Zahl der paläozoischen Versteinerungen. Denn während sich die Artenzahl der tertiären Fauna auf 16,970 erstreckt, sind aus der paläozoischen 20,573 verschiedene Formen bekannt. Sollte nun auch, wie es sehr wahrscheinlich ist, die Zahl der erstern mit der genauern Durchforschung der amerikanischen Tertiärbecken wesentlich erhöht werden, so wird dennoch die Thierwelt der sekundären Periode von der paläozoischen

immer an Mannigfaltigkeit weit übertroffen werden. (Gegenwärtig durch etwa 10,000 Formen.) Da sich zudem jene 20,573 paläozoischen Arten so auf die vier Formationen dieser Periode vertheilen, daß auf die Silurformation allein 10,209 Formen fallen, so ergibt sich die merkwürdige Thatsache, daß gerade die beiden extremsten geologischen Formationen in Bezug auf die Artenzahl einander am nächsten stehen. Zu Gunsten der Descendenztheorie also behaupten, daß die primordialen Versteinerungen größtentheils zerstört worden seien, heißt den thatsächlichen Ergebnissen der paläontologischen Untersuchungen offen in's Gesicht schlagen.

Der Erhaltungszustand der paläozoischen und besonders der silurischen Versteinerungen ferner ist derart, daß Herr Barrande für 38 Trilobiten-Arten sogar den Gang ihrer Metamorphose festzustellen vermochte. Etwas Ähnliches aber war bisher bei keiner einzigen Art der Krebsthiere weder aus den sekundären, noch aus den tertiären Ablagerungen möglich; ja unter den heutigen Crustaceen gibt es sogar wenige, deren Entwicklungsgeschichte so bekannt wäre, wie diejenige mehrerer Trilobiten.

Außerdem ließ sich von mehreren silurischen Formen der ausgestorbenen Gattung **Orthoceras** sowohl, wie von solchen der noch lebenden Gattung **Nautilus** eine so vollkommene Entwicklungsreihe aufstellen, wie dieses weder für eine sekundäre oder tertiäre, noch für eine der heutigen 6 **Nautilus**-Arten möglich war. Nehmen wir dazu, daß an Silurfossilien auch die feinsten Verzierungen der Oberfläche und in mehreren Fällen sogar die Farben erhalten wurden, so wird dadurch die Behauptung von der Unkenntlichkeit primordialer Fossilien hinlänglich illustrirt.

4. Ein außerordentliches Gewicht legt die Descendenztheorie auf die fortschreitende Vervollkommnung, welche die paläontologischen Urkunden in der Thierwelt der auf einander folgenden geologischen Formationen nachwiesen. Auch über diese erhalten wir in der Parallele zwischen der silurischen und tertiären Fauna beachtenswerthe Aufschlüsse. In derselben konnten natürlich nur jene Thierklassen in Betracht gezogen werden, welche beiden Faunen gemeinsam sind, also die Krebsthiere, Würmer, Kopffüßer, Schnecken, Muscheln, Armfüßer, Moosthierchen, Stachelhäuter, Polypen und Protozoen. Das descendenztheoretische Gesetz der fortschreitenden Vervollkommnung verlangt nun, daß die zuletzt genannten niedern Thiergruppen sich in der Silur-Formation ganz besonders durch Zahl und Mannigfaltigkeit auszeichneten; dagegen müßten nach demselben die zuerst genannten höhern Klassen in der tertiären Fauna ebensosehr vorherrschen, wie dieselben in der silurischen zurücktreten. Die Thatsachen ergeben nun das gerade Gegentheil; während nämlich die drei höhern Typen in der Silurformation mit einem Übergewichte von 3358 Arten auftreten, sind aus der tertiären Fauna die niedern Klassen in einer Mehrzahl von 9142 Formen bekannt. Es haben also, um mit der Selektionstheorie zu sprechen, im direkten Gegensatze zu ihren Anschauungen, nicht die höher organisirten Thiere über die niedern, sondern diese über jene in dem von der silurischen bis zur tertiären Zeit dauernden Kampfe um's Dasein den Sieg davon getragen; zeigte sich das umgekehrte Verhältniß, so würde man darin eine glänzende Bestätigung der Selektionstheorie finden, consequenter Weise muß also der thatsächliche Befund ebenso sehr gegen dieselbe sprechen.

Was endlich die Fischüberreste anlangt, so „läßt sich," um mit dem gewiß unverdächtigen Prof. Huxley zu sprechen, „an der ältesten bis jetzt bekannten Gattung nicht eine Andeutung dafür vorfinden, daß dieselbe tiefer im System stehe, als eine heut existirende Gattung von Schmelzschuppern oder gar von Welsen."

So kommt auch in diesem Theile seines Werkes Herr Barrande durch die scharfsinnigen Kombinationen wirklicher Thatsachen zu dem Schlusse, daß

die primordiale Fauna, weit entfernt, die Selektionstheorie zu befürworten, derselben geradezu widerspricht. Wenn derselbe dann gerade hierin den Grund für die geringe Berücksichtigung findet, welche der silurischen Fauna von Seiten jener Hypothese zu Theil wird, so möchte er den Nagel auf den Kopf getroffen haben. Denn wenn ihre sonst so skeptischen Anhänger das noch zweifelhafte Eozoon canadense so sehr für ihre Ansichten ausbeuteten, „welche Aufmerksamkeit und welche Auszeichnung würde man erst der primordialen Fauna zu Theil werden lassen, wenn ihre Zusammensetzung zu Gunsten der Descendenztheorie erklärt werden könnte!"

Heinr. Kemp S. J.

Die Größe Shakspeare's. Vortrag in Ludwigslust gehalten und herausgegeben zur Erinnerung an den 100jährigen Geburtstag von L. Tieck von Dr. **A. Hager.** Freiburg, Herder. 1873. 8⁰. 35 S.

Über Shakspeare ist schon viel geschrieben worden und wird noch viel geschrieben werden, weil dieser Dichter so hoch dasteht, daß Jeder, der ihn nachdenkend studirt, nach seiner subjectiven Auffassung immer neue Schönheiten an ihm findet. So klein das vorliegende Schriftchen ist, enthält es doch eine Beurtheilung des großen Briten, wie wir nur selten eine solche gelesen haben. Es ist reich an Gedanken, die in ihrer Art so treffend und tief sind, daß sie wohl eine erschöpfendere Ausführung verdienten. Aber gerade weil sie so kurz und aphoristisch hingeworfen sind, erwecken sie ein doppeltes Interesse. Der Geist greift sie auf und spinnt sie weiter und wird zu den überraschendsten Resultaten geführt.

Der Verfasser leitet die Größe Shakspeare's hauptsächlich aus drei Eigenschaften her, aus der Einheit, der Wahrheit und der Wirklichkeit, Eigenschaften, die sich in Shakspeare's Stücken in einem Grade wie bei keinem andern Dichter finden. Der interessanteste Theil ist jene Stelle des Vortrags, wo Herr A. Hager den Nachweis liefert, daß jene zweite Eigenschaft gleichsam der Grundgedanke ist, aus welchem die Werke des großen Dichters hervorwachsen. In der Wahrheit liegt Shakspeare's Schönheit; denn es ist nichts in der Kunst schön, was nicht wahr ist. Für unsern Verfasser gibt es nur e i n e Wahrheit — und hierin schlägt der Verfasser einen Weg der Beurtheilung ein, wie ihn noch kein anderer Shakspeare-Kenner gewandert ist — nämlich „jene Wahrheit, welche dem Evangelium entspricht, jedenfalls ihm nicht entgegen und zuwider ist." Das Evangelium aber sagt, „daß alle Menschen ausnahmslos Sünder sind, daß sie Schuld verwirken, daß sie einer Sühne bedürfen und einer ihnen geschenkten Gnade und Gerechtigkeit. Wo in der Kunst auf rationalistischer, pantheistischer oder materialistischer Grundlage diese Wahrheit verletzt, geschädigt oder gar zurückgewiesen wird, da ist keine Schönheit, da ist keine wahre Kunst."

Dieser einzig richtige Grundsatz einer christlichen Ästhetik — und eine andere sollte es eigentlich gar nicht geben — wird freilich dem Verfasser nicht viele Freunde erwecken. Daß übrigens Shakspeare diesen Grundsatz in all' seinen Stücken als Maßstab nahm, dafür liefert Herr Hager, indem er die hauptsächlichsten Dramen des Dichters durchgeht, einen treffenden und überraschenden Beweis. „Wen Gott verderben will," so schließt der Verfasser seinen Beweis, „den verstockt er, den sucht er heim mit der seiner Sünde entsprechenden Strafe; diesen gewaltigen Gedanken lesen wir in feurigen Buchstaben über dem Eingang dieser großartigen Schaustellung menschlichen Frevels und göttlicher Rache. Die Sünde, so lehren uns Shakspeare's Stücke, ist der Einzelnen und der Völker Verderben. Der lebendige Gott und der Teufel, sie schreiten Beide mit gewaltigem Schritt durch seine Stücke; der

erstere freilich nirgends versichtbart, wie Göthe es gethan, weil ihm Gott nicht der heilige, gerechte, unnahbare, persönliche Gott war, wie er es Shakspeare war."

Mit Recht hält unser Verfasser Shakspeare's Dramen für eine Schule des Lebens, und es wäre zu wünschen, daß der große britische Dichter auch wirklich mehr gekannt und mehr gelesen würde. Leider kann diese Lectüre wegen mancher Derbheiten und Natürlichkeiten in diesen Stücken keine allgemeine sein. Wir begrüßen daher freudig den Plan des Herrn Hager, nach welchem uns derselbe bald mit einem geläuterten „Familien-Shakspeare" beschenken will. Möge diese versprochene Ausgabe ebenso wie das vorliegende Schriftchen, welches nebenbei auch manche ausgezeichnete Reflexionen über Göthe, Schiller und Lessing enthält, recht viele Freunde finden. Der Verfasser, welcher bekanntlich vor nicht gar langer Zeit zur katholischen Kirche zurückkehrte, widmet sein Werkchen den damaligen Freunden in Mecklenburg, wo er Oberlehrer und Pastor war. Wir gestehen ein, daß dieß ein recht zarter und liebenswürdiger Gruß ist für die vielen Angriffe, welche sich die „lieben" Mecklenburger in Zeitungen und Zeitschriften gegen Herrn Hager erlaubten.

J. B. Diel S. J.

Miscellen.

Bilder aus dem modernen Culturleben. III. 5. Bekanntlich rühmt sich der Liberalismus am meisten seiner politischen Errungenschaften. Sein Streben geht nach „Volkssouveränität". In Europa hinken wir in dieser Beziehung den Amerikanern noch weit nach. Dürfen ja unsere Liberalen ihre republikanischen Wünsche bei der gegenwärtigen Lage der Dinge kaum einmal laut werden lassen. Aber wir haben doch schon eine Betheiligung der Volksvertretung an der Gesetzgebung. Wie liberale Herren ihren Einfluß auf die Regierung benützen, das können wir hier in Europa nur ahnen, wenn wir bedenken, daß circa fünfzig preußische Abgeordnete und 175 hohe Staatsbeamte als — meist mehrfache — Verwaltungsräthe von Aktiengesellschaften fungiren! Vielleicht wird die Affaire Wagner noch mehr Licht in der Sache verbreiten, wenn man den Commissionsbericht nicht gar zu tief vergräbt. Jenseits des Oceans, unter dem Sternbanner, offenbart der Liberalismus viel deutlicher sein innerstes Herzensbedürfniß. Und welches ist das? Der schamloseste Egoismus der Herren Volksbeglücker. „Wir werden immer schmachvoller bestohlen," so klagten noch jüngst amerikanische Blätter. „Für das Anzünden der Gasflammen im Repräsentantenhause sind während der letztverflossenen fünf Jahre für jede Session 3420 Dollars verausgabt worden." Der „Newyork Herald" stellt ein langes Sündenregister zusammen und äußert:

„Das Schachern um Stimmen und um Einfluß wird undelicat und offen getrieben, es ist ähnlich, als wenn zwei Viehtreiber um Ochsen feilschen." Folgendes finden wir im „New-York-Day-Book" vom 25. Januar: Der Congreß der Vereinigten Staaten hat sich nun in eine Cabale von Dieben umgestaltet. Durch betrügerische Jobs Geld zu erwerben, das ist die Parole im Congresse, wie in den Staatslegislaturen. Im Süden stehlen die Nigger und die Carpetbaggers, und in Washington stiehlt die infamste Schurkenbande ganz unverschämt; sie besteht aus Senatoren und Repräsentanten; mit nur wenigen Ausnahmen sind diese Volksvertreter Diebe und Schurken. Das Postamt, das Schatzamt, das Einnahmeamt und vor allen Dingen auch das Zollamt sind mit scoundrels angefüllt. Diese bestechen erst die Beamten, von welchen die Ernennung zu Stellen abhängt, und wenn sie die Stellen haben, dann geht das Stehlen an. Aber sie stehlen nicht Kleinigkeiten, sondern Millionen. Durch die Untersuchungen über den Credit mobilier ist ein Vulkan monströser Verbrechen schon jetzt zu Tage gekommen. Es sitzt kaum ein Mann im Congresse, dessen Hände nicht durch Bestechung besudelt wären. Wo soll das hinaus? Für einen Handwerkspolitiker verlohnt es sich schon der Mühe, einen Sitz im Bundessenate zu Washington einzunehmen, er kann seine Stimme theuer verkaufen und

es so einrichten, daß bei jedem Job mehr oder weniger in seine Tasche fließt. Der Meistbietende hat ihn und seine Stimme."

„Alles," so fährt das genannte Blatt weiter fort, „ist bei uns käuflich geworden, auch die Jury. Überwiesene Gauner, wie der Tammany-Tweed, die nachweisbar Millionen gestohlen haben, werden freigesprochen, weil ein paar erkaufter Geschworener sie für nichtschuldig erklären."

Schlimm ist, daß in den Verhandlungen der Volksvertreter so oft ein ganz roher und gemeiner Ton herrscht, und daß die Staatslegislaturen sich häufig ganz unwürdig benehmen. Die Zeitungen, welche im Staate Nevada erscheinen, beklagen sich, daß die Gesetzgeber des Staates während der Sitzungen doch allzuoft und allzustark betrunken seien. Das zu Indianopolis erscheinende „Indiana Volksblatt" gestattet uns einen Einblick in die Schlußsitzung der Legislatur jenes Staates. Nachdem man dem Präsidenten, den Clerks, den Mitgliedern der Assembly „für die fähige und unparteiische Mühewaltung" das übliche Dankesvotum abgestattet, stellte man den Antrag, auch den Spucknapfauswascher darin einzuschließen. Senator Oliver von Marion County brachte noch eine Bill zur Beschützung der Schafsköpfe ein. Nachdem die Unterhaltung so weit gediehen war, nahm man „gegenseitigen Abschied" und warf sich mit Aktenfascikeln u. s. w. u. s. w.

Noch etwas lebhafter geht es bisweilen in der gesetzgebenden Versammlung des Staates Neu-Jersey zu. Zu Anfang April d. J. handelte es sich für den ehrenwerthen James M. Scovel darum, einen Job durchsetzen zu lassen, bei welchem er pecuniär interessirt war. Bei der Debatte äußerte das Assembly-Mitglied Cole, jener Scovel sei ein notorischer Lügner und habe Meineide geschworen. Scovel nahm das sehr übel, ging auf Cole los und schlug ihn vermittels eines Faustschiebes in's Gesicht zu Boden. Ein anderes Mitglied, Namens Carse, fand Scovels Betragen nicht gentlemanly, und das nahm der letztere wieder übel; er schlug Herrn Carse die Nase platt, so daß er im Blute schwamm. Es wurde dann votirt, daß solche Auftritte unparlamentarisch seien. Während der Congreßsitzungen spielen Frauen und Mädchen eine wichtige Rolle; sie werden von geriebenen Handwerkspolitikern in Sold genommen, und erhalten von den Summen, um welche das Volk betrogen wird, einen nicht unbeträchtlichen Antheil. Züchtig sind diese „Damen" nicht, aber die äußere Respectabilität wird möglichst gewahrt. Besonders wird ihre Überredungskunst in Anspruch genommen, um für Compagnieen oder Privatleute Genehmigung für solche „Jobs" zu erwirken, bei denen sehr viel herausspringt. Ein Oberst der Bundesarmee, der für ein „rechtschaffener" Mann gilt, erzählt eine Unterredung, die er im verflossenen Jahre mit einer „Dame" hatte, welche im Repräsentantenhaus von Washington ihre Thätigkeit entfaltete. Sie sagte ihm unter Anderem: „Übrigens lohnt sich das Geschäft, und ich wäre gegenwärtig im Stande, mich mit etwa 100,000 Dollars aus demselben zurückzuziehen. Aber es macht mir Vergnügen; auch bin ich ehrgeizig und hoffe es auf eine Million zu bringen; der Anfang ist gemacht, ich benütze meine Zeit, und viel Geld deckt alle kleinen Peccadillen zu." Wenn es darauf ankam, einen großen Profit für sich und für die Clique zu machen, welcher

sie gerade diente, so wußte sie durch ihre „Reize“, wie sie sich ausdrückte, sanft zu überreden. „Ich habe die Dame noch einigemale besucht,“ erzählt der Oberst, „und sie war stets ungemein offenherzig. Durch ihre Mittheilungen wurde es mir möglich, in das ruchlose Treiben so vieler Congreßmitglieder einen Einblick zu erhalten. Sodom und Gomorrha.“

Das deutsche „Newyorker Journal“ beschreibt die öffentlichen Zustände in der Union in folgender Weise:

„Einsichtsvolle Amerikaner stimmen darin überein, daß die gegenwärtige Lage des Landes zu ernsten Befürchtungen Veranlassung gibt. Rechtschaffenheit und Befähigungen fangen an, unbekannte Eigenschaften in allen Verwaltungszweigen zu werden, und Unwissenheit und Käuflichkeit nehmen ihre Stelle ein. Politische Organisationen regieren das Land. Das Volk selbst hat längst seine Stimme und seine Macht verloren. Privatvortheil ist die ausschließlich bewegende Kraft im öffentlichen Leben. Unsere gesetzgebenden Körperschaften sind unfähig und corrupt; unsere Executivbeamten sind beschränkte käufliche Seelen, ja selbst unsere Justiz ist nicht über den Verdacht der Corruption erhaben. Unsere Bundes- und Staatsgesetzgebung ist ein Haufe von Confusion — Alles eher als die Arbeit intelligenter Kräfte. Nirgends zeigt sich ein Mittel zur Sicherstellung der öffentlichen Interessen. Unser Rechtswesen ist voller Kniffe, Verantwortlichkeit ist zum bloßen Spott, Untersuchungen sind zur Comödie geworden. Alle Anker, durch die sich bisher der Glaube des Volkes an der Republik festhielt, sind locker geworden, und jeder intelligente Mann im Lande sieht mit Schrecken, wie sich diese Zustände von Tag zu Tag verschlimmern.“

Bei so bewandten Umständen kann man es den Katholiken Amerika's nicht hoch genug anschreiben, daß sie sich nicht entmuthigen lassen, daß sie mit Festigkeit einstehen für die Prinzipien der Religion und Sittlichkeit. Es fehlt aber auch nicht an Anzeichen eines kommenden Sturmes. Bisher fühlte sich der übermächtige Liberalismus sicher im Besitze eines gottentfremdeten Staatswesens. Gegenwärtig zeigt er sich erschreckt durch die Kundgebungen katholischer Tugend und Glaubenstreue. Bereits ertönt hie und da der Ruf, man müsse die katholischen Orden vertilgen, man müsse auch in Amerika die katholische Kirche in Gesetzesketten schmieden, wie dazu anderswo das Beispiel gegeben sei u. s. w. Und so scheint es denn, daß der über die Kirche Gottes heraufziehende Kampf sich auch in Amerika recht bemerkbar machen wird.

T. P.

Zur russischen Kirchengeschichte. In der römischen Handschriftensammlung des Cardinals Valenti Gonzaga (Tom. 41) befinden sich dreizehn Originalbriefe des P. Gabriel Gruber an Msgr. Joseph Marotti. Sowohl wegen der Persönlichkeit, von welcher sie herrühren, als wegen der in dieser Correspondenz erwähnten Gegenstände scheinen sie uns der Beachtung werth. P. Gruber war General-Vikar der Gesellschaft Jesu in Rußland, und als hochbegabter Mann stand er in freundschaftlicher Beziehung zu den angesehensten Herren in Petersburg, namentlich zum Grafen Joseph de Maistre; selbst beim

Kaiser Paul hatte er Zutritt und wurde von ihm stets huldvoll behandelt. Sein römischer Correspondent Msgr. Marotti war päpstlicher Secretär pro litteris ad principes. Als ehemaliger Jesuit bewahrte er, wenngleich durch die Aufhebung vom Orden getrennt, im Herzen eine innige Liebe zu ihm und sowohl unter Pius VI., dessen Begleiter in die Verbannung er war, als auch unter Pius VII. war er beständig darauf bedacht, die Interessen der Gesellschaft zu vertreten und zu fördern.

Von den Gegenständen, die in den Briefen verhandelt werden, wollen wir nur einzelne Punkte hervorheben. Als arge Feinde der katholischen Kirche werden namentlich die sogenannten Illuminaten bezeichnet, und hierin stimmt P. Gruber ganz mit dem Grafen de Maistre überein, der ihre Pläne durchschaute und nicht Worte genug fand, gegen sie zu warnen. Ein Gegner anderer Art war der damalige Erzbischof von Mohilew, Stanislaus Siestrzencewicz. Graf de Maistre entwirft uns folgendes Porträt dieses Prälaten: „Das Haupt der katholischen Kirche in diesem Lande, der hochwürdigste Erzbischof von Mohilew, der Protestant und Husarenoffizier war, bevor er Bischof wurde, ist ein ziemlich offener Gegner der päpstlichen Suprematie und ist bereit, derselben Schwierigkeiten entgegenzustellen. Eines Tages, als er am Hofe den Kaiser vorübergehen sah, sagte er zu einigen Personen: Der ist mein Papst. Das habe ich von einem russischen Zeugen, der sich sehr darüber ärgerte.“ (Lettres et opuscules du Cte. de Maistre, Tom. I. p. 398.) Über das Vorgehen und die Absichten des Siestrzencewicz enthalten die Briefe des P. Gruber interessante Winke.

Hingegen war der damalige Kaiser von Rußland, Paul I., ein Freund und Gönner der katholischen Kirche, des heiligen Stuhles und der Gesellschaft Jesu. „Ecclesiae Romanae et nostrae Societatis magnus patronus“, schreibt von ihm P. Gruber. Und in einem andern Briefe heißt es: „Es ist unglaublich, was der Kaiser für die römisch-katholische Kirche thut.“ Es schwebte nämlich dem Kaiser der Gedanke an die Vereinigung der Kirchen vor, daher wollte er sich Rom nähern und namentlich einen Nuntius an seinem Hofe haben. Denn er hatte die innige Verbindung zwischen Religion und Ordnung eingesehen und war so fest entschlossen, die geeignetsten Mittel ohne alle Rücksicht anzuwenden, daß er einst zum P. Gruber sich äußerte: „Ich sehe keine andere Möglichkeit, die Irreligiosität, den Illuminismus und Jakobinismus von meinem Reiche fern zu halten, als wenn ich die Erziehung den Jesuiten übergebe; man muß beim zarten Alter anfangen, einen neuen Grund zu legen, sonst wird Alles zerstört und weder die Religion, noch die Regierung wird sich halten können.“

Gegen den Papst war er so freundlich gesinnt, daß er ihn zu wiederholten Malen nach Rußland einlud und in jeder Hinsicht beschützen wollte. So schrieb P. Gruber am 21. Dec./2. Jan. 1801, daß der Kaiser in einer längeren Audienz zu ihm gesagt habe: „Wenn der römische Papst eines sicheren Asyls bedarf, so will ich ihn als meinen Vater empfangen und nach Kräften vertheidigen, nicht etwa wie Andere, welche dem heiligen Vater zwar Unterstützung verheißen, aber ihn unterdessen seiner schönsten Besitzungen be-

rauben wollen." Am 8./20. Jan. 1801 wiederholt P. Gruber dieselbe Einladung des Kaisers.

Was endlich die Gesellschaft Jesu anbelangt, so war er stets auf ihre Verbreitung in seinem Reiche bedacht. Ein Schreiben von ihm an Pius VII. erwirkte das Breve vom Jahre 1801. Namentlich wollte er aber, wie schon erwähnt, der Jesuiten zum Zwecke der Erziehung sich bedienen; er übergab ihnen ein Gymnasium in St. Petersburg und wollte schon im Jahre 1800, daß sie die Universität in Wilna übernähmen.

So bereitete sich für die Katholiken Rußlands eine schöne Zukunft, die leider durch den Tod Pauls I. und nachfolgende unerwartete Umstände sich nicht in jeder Beziehung verwirklichte.

Rom, August 1873. P. P. P.

Das protestantische Landvolk Mitteldeutschlands. In einem Aufsatz der „Gegenwart, Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben" (Nr. 22 d. J.) werden wir belehrt, wie in letzter Zeit der Unglaube auch in den Kreisen der protestantischen Landbevölkerung bedeutende Fortschritte macht. „Namentlich," so heißt es, „ist die Jugend beiderlei Geschlechts von der Überzeugung durchdrungen, daß der Pfarrer auf der Kanzel den Leuten etwas aufbinden wolle, was er selber nicht glaube, was er aber lehren müsse, weil es seines Amtes sei." [Ein Referent der Protestantischen Kirchenzeitung bestätigt (in Nr. 25 d. J.) obige Behauptung; er habe, so sagt er, oft Gelegenheit gehabt zu hören, wie einzelne urorthodoxe Prediger gerade diese Voraussetzung bei ihren Hörern zu bekämpfen suchten, indem sie feierlich versicherten, wirklich alles zu glauben, was sie verkündeten.] „Und nicht nur die Auslegungen der Predigten, auch die Worte der Bibel selbst werden vielfach in Zweifel gezogen.... Zu einer klar bewußten, consequenten und systematischen Prüfung der biblischen Lehren gebricht es dem Bauer ebenso sehr an Zeit und Lust, wie an Denkfertigkeit. Er hegt kein Vertrauen zu der Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe seines Seelsorgers, er läßt ihn reden, und hilft sich wohl zuletzt über seine Skrupel mit dem Trostspruche hinweg, daß er nicht wissen könne und auch nicht zu wissen brauche, was denn eigentlich das Wahre sei.... Die Frage, ob Christus als Gott oder Mensch geboren sei (!), wird für die große Masse des Landvolkes gar nicht zur Herzensfrage, für ihr Gefühl ist Christus kaum mehr als ein Mensch.... Wenn der Bauer zu Christus betet, so geschieht es, um seiner Fürsprache bei Gott theilhaftig zu werden, gleichwie er sich zu diesem Zwecke auch gerne an die Manen der abgeschiedenen Eltern wendet. Ein Bauer, der nicht nur ein frommer Christ war, sondern auch ein rechtgläubiger zu sein wähnte, verwies es einst seiner Frau, daß sie ihre Kinder ein Gebet lernen ließ, worin Christi allein gedacht wurde; er meinte, die Kinder sollten lieber eines lernen, das sie gleich vor die rechte Thür brächte." Der Schlußsatz des Artikels lautet: „Der Bauer hat sich eben gewöhnt, nur die Hälfte von dem, was ihm von der Kanzel gesagt wird, für wahr zu halten, in Betreff der andern Hälfte meint er, der Pfarrer thue ein Übriges seinem Amte und der Behörde zu Liebe."

Ähnliche Klagen finden wir in fast allen protestantischen Kirchenblättern. In der Allg. Ev.-Lutherischen Kirchenzeitung Nr. 28 (Sp. 509) wird eine Geschichte als Beleg dafür erzählt, welch' abergläubischer Auffassung der Heilsmittel man bei dem noch gläubigen Theile der Bevölkerung begegne. „Vor nicht langer Zeit forderte eine Frau im Hildesheimischen den Pastor auf, ihrem Manne das hl. Abendmahl zu reichen. Als dieser sein Befremden darüber ausdrückte, daß ein solcher Spötter, wie er stets gewesen, es begehre, erwiderte die Frau, er habe es gar nicht begehrt, und sei auch nicht mehr recht bei Verstande. Wenn der Herr Pastor nicht mitgehen wolle, so möge er nur Brod und Wein weihen, damit sie ihm die Elemente in der Suppe beibringen könne."

Diese grenzenlose Unwissenheit des protestantischen Volkes ist aber nur die natürliche Folge der ebenso grenzenlosen Unwissenheit seiner Pastoren. Die jungen protestantischen Theologen werden auf der Universität, falls sie — was allerdings bei weitem nicht immer geschieht — studieren wollen, zu Philologen und Kritikern (und was für!) herangebildet; von Theologie aber lernen sie auch nicht eine blasse Idee. Wie wollen sie später lehren, was sie nicht gelernt! Wie weit es mit der theologischen Unwissenheit der protestantischen Theologen geht, mag man aus folgender Notiz ersehen, die wir in der Wochenrundschau der Allg. Evang.-Lutherischen Kirchenzeitung (11. Juli 1873. Sp. 515) finden. „In Anhalt sind jüngst zwei Fälle vorgekommen, in welchen von Geistlichen nichtige Ehen geschlossen wurden, einmal die Trauung des Stiefvaters mit der Stieftochter, und das andere Mal die Trauung eines schon verheiratheten Mannes mit einer verheiratheten Frauensperson, welcher letztere Fall den Mann wegen Doppelehe vor das Schwurgericht brachte. Diese Vorkommnisse sollen dem Vernehmen nach der geistlichen Oberbehörde Veranlassung gegeben haben, den Predigtamtskandidaten, bevor sie ihr Amt antreten, eine halbjährige practische Vorschule bei einem im Amt befindlichen Geistlichen anzurathen. Auf diese Weise würden dergleichen Verstöße gegen die Ehegesetze, welche den jungen Theologen meistens fremd sind, vermieden werden." Wahrlich, wenn man solche haarsträubende Dinge liest, — daß sich christlich nennende Prediger nicht einmal wissen, die Bigamie und Blutschande seien im christlichen Gesetze verboten, und daß die geistlichen Oberbehörden zur Abhülfe einer solchen Unwissenheit sich auf einen liebevollen Rath beschränken, — sollte man fast glauben, Dr. Falk verdiene den Dank des protestantischen Volkes, wenn er die Beaufsichtigung und Leitung der theologischen Studien der protestantischen Theologen für sich in Anspruch nimmt.

N. C.

Russische Parallelen zur neupreußischen Kirchenpolitik.

Es gibt Leute, welche behaupten, die ganze Politik, wie sie seit dem Ende des deutsch-französischen Krieges in Deutschland und speciell in Preußen der katholischen Kirche gegenüber sich abspielt, habe kein anderes geheimes Ziel, als die vollständige Vernichtung und Zertrümmerung dieser Kirche. Von Seiten der Regierung aber stellt man eine solche Absicht durchaus in Abrede und verfolgt sogar derartige Behauptungen vor den Gerichten als Beleidigungen und Verleumdungen. Wenn wir den Organen der Regierung Glauben schenken, so hat sie bei ihrer ganzen Kirchenpolitik nur das Beste der katholischen Kirche im Auge und will sie höchstens einige Ausschreitungen, deren sich die Bischöfe und der Klerus schuldig gemacht, sowie einige unberechtigte Ansprüche des Papstes zurückweisen. Welche von diesen beiden Behauptungen begründet sei, ob die der Ultramontanen, welche hinter den Regierungsmaßregeln die geheime Absicht der Zerstörung der Kirche erblicken, oder die der Regierung, welche eine solche Verdächtigung ihrer Handlungen mit Entrüstung zurückweist, ist zwar nicht schwer zu entscheiden; indessen wollen wir — aus leicht begreiflichen Gründen — auf diese Frage hier nicht eingehen. Wir wollen uns nicht mit der preußischen, sondern mit der russischen Kirchenpolitik einen Augenblick beschäftigen und zeigen, wie in Rußland zum ausgesprochenen Zweck der Vernichtung der katholischen Kirche ganz ähnliche Maßregeln, wie sie in Preußen gegenwärtig getroffen werden, theils früher ausgeführt wurden, theils augenblicklich in Vorbereitung sind. Wir können uns bei dieser Darlegung auf ein paar officielle, bez. officiöse Actenstücke stützen, die erst jüngst der Öffentlichkeit übergeben wurden[1]. In-

---

[1] Etudes relig. Janvier 1873 p. 71—101. Le plan d'abolition de l'église grecque-unie und Août 1873 p. 268—290. Un nouveau plan d'abolition de l'église Romaine en Russie. Beide Abhandlungen, welche den um die russische

dem wir diese hier zu Grunde legen und mit deren eigenen Worten den Zweck und die Mittel der russischen Kirchenpolitik erzählen, werden wir dem Verdachte entgehen, auf Kosten der Wahrheit unserer Darstellung eine für die russische Regierung ungünstige Färbung verliehen zu haben.

I.

Als Rußland sich bei den drei Theilungen Polens den größten Theil des unglücklichen Landes zueignete, fand es daselbst die katholische Kirche fest etablirt; weitaus die meisten Bewohner der von ihm besetzten Provinzen gehörten entweder der lateinischen oder der griechisch-unirten Kirche an und waren derselben mit Eifer und Liebe zugethan. Ausgehend von dem Grundsatz des Begründers der russischen Monarchie, Peter' I., daß auch die ganze geistliche Gewalt über die Unterthanen in der Hand des weltlichen Herrschers concentrirt sein müsse, glaubte Katharina II. sich ihre neuen Besitzungen nur dadurch sichern zu können, daß sie zunächst die griechisch-unirte Kirche zerstöre und über die Glieder derselben die nämliche Macht beanspruche, welche sie über die russische Kirche bereits besaß. „Sie zauderte nicht, zu erklären, ihre Absicht sei die Vernichtung der Union in den annexirten Provinzen," erzählt der russische Minister Schischkow in dem gleich näher zu charakterisirenden Actenstück. Durch ihre Gewaltmaßregeln und „durch den über die neuen Besitzungen verhängten Belagerungszustand" erreichte sie theilweise ihr Ziel. Als aber nach dem Tode der Kaiserin die Localbehörden nicht mehr die vorgeschriebene Gewalt anwendeten und der Belagerungszustand aufhörte, trat ein Rückschlag ein; nicht nur die Übertritte zum Schisma hörten auf, sondern viele Abgefallene kehrten zur Union zurück und ganze Pfarreien — in den südlichen Districten des Gouvernements Minsk nicht weniger als 44 und ebensoviele in Wolhynien — schlossen sich ihr wieder an. So wiederum der Minister Schischkow[1]. Katharina's Plan also scheiterte an der Glaubenstreue und Festigkeit ihrer katholischen Unterthanen. Ihre nächsten Nachfolger ließen die unirte Kirche ziemlich in Frieden; erst Nikolaus konnte den traurigen Ruhm beanspruchen, das von Katharina II. in's Auge gefaßte Ziel erreicht und die griechisch-unirte Kirche in Rußland vernichtet zu haben.

Kirchengeschichte hochverdienten P. Martinow zum Verfasser haben, sind auch in Separatabdrücken erschienen bei J. Albanel (Paris, Rue Honoré-Chevalier 7). Wir werden nach diesen letztern citiren.

[1] Le plan d'abolition de l'église grecque-unie. S. 16. 17.

Von russischer Seite war man bisher bemüht, über die damals getroffenen Maßregeln einen dichten Schleier zu werfen und das über die Grausamkeiten von 1839 in einen Schrei der Entrüstung ausbrechende Europa durch falsche Darstellungen zu beschwichtigen. Zwar gelang dieses nicht und das von Gregor XVI. in seiner kräftigen Allocution vom 22. November 1839 über das ganze Gewebe der Bosheit gefällte Urtheil erhielt sowohl in der vom Staatssecretär herausgegebenen Staatsschrift, als in zahlreichen katholischen Publicationen die officiellen Belege. Gegenwärtig indessen glaubt man auch in Rußland der bisherigen Vorsicht nicht mehr zu bedürfen. Natürlich! Wenn in der ganzen Welt die Katholiken als Staatsfeinde, Staatsverräther u. s. w. gelten und als solche behandelt werden, hat Rußland keinen Grund mehr, zu leugnen, daß es dieselben schon vor einem halben Jahrhundert als solche erkannt und behandelt hat; im Gegentheil, seine Scharfsichtigkeit gereicht ihm zur Ehre und die von ihm mit Erfolg angewendeten Mittel können vielleicht anderswo mit gleichem Erfolg zur Anwendung gebracht werden. So ist es wohl zu erklären, daß ein russischer Pope, Moroschkin, im vorigen Jahre aus officiellen russischen Actenstücken eine historische Skizze der Vernichtung der unirten Kirche in Weißrußland veröffentlichen durfte, welche unter andern Umständen wohl nie die russische Censur passirt haben würde.

Das wichtigste, in dieser Schrift zum ersten Male von Moroschkin publicirte Actenstück ist der im Jahre 1827 dem Kaiser Nikolaus von seinem Minister Schischkow erstattete Bericht, in welchem der bei der Vernichtung zu befolgende Plan ausführlich entwickelt wird. Der Urheber dieses Planes ist aber nicht der russische Minister, sondern ein Apostat, der früher unirte griechische Bischof von Lithauen, Joseph Siemaszko, — der nämliche, welcher auch die ganze Ausführung leitete und den ersehnten Erfolg herbeiführte, aber dennoch sich wohl schämte, in den Augen der Nachwelt als Urheber dieser gemeinen Perfidie zu erscheinen und darum den Minister vorschob. Man kann dem Apostaten ebensowenig die Anerkennung versagen, daß er mit großer Schlauheit den Plan entwarf, als dem Kaiser, daß er ihn in den 12 Jahren von 1827—1839 mit großer Rücksichtslosigkeit durchführen ließ. Leider ist das Actenstück zu ausgedehnt, um in vollständiger Uebersetzung hier mitgetheilt zu werden; wir beschränken uns daher auf eine kurze Analyse, bei welcher wir uns an P. Martinow anschließen. (S. 8 und 9.)

Der erste Schlag muß nach Siemaszko gegen den einzigen, in der

unirt-griechischen Kirche bestehenden Orden, gegen die Basilianer geführt werden, weil derselbe die festeste Stütze des katholischen Glaubens bilde und weil aus ihm die Bischöfe hervorgingen [1]. Siemaszko verstieg sich nun zwar nicht so weit, die Austreibung sämmtlicher Basilianer aus den Grenzen des russischen Reiches anzurathen (das hätte vielleicht selbst einem Nikolaus eine zu grausame Maßregel geschienen), sondern schlug nur vor, die Aufnahme der Novizen theils zu beschränken, theils zu verbieten, die Anzahl der Klöster zu verringern und ihre Güter einzuziehen. Den Ordensleuten sei aber der Unterricht sowohl in den Laienschulen, als namentlich in den Seminarien zu entziehen, und die Vorbereitung der Kleriker zum geistlichen Stande sicheren und in die Pläne der Regierung eingeweihten Männern anzuvertrauen. Bei dieser Vorbereitung müsse ein Hauptgewicht auf das Studium der nationalen (russischen) Sprache und Literatur gelegt, das Studium der polnischen Sprache und Literatur aber, wie Siemaszko im Jahre 1834 schreibt, für einige Jahre untersagt werden. Zu diesem Zwecke seien auch die fortgeschritteneren Zöglinge zur Beendigung ihrer Studien in russische (schismatische) Anstalten zu senden und an den unirt-griechischen Anstalten die Lehrerstellen mit Schismatikern zu besetzen. Ferner müsse man die Weltgeistlichen zu gewinnen suchen, indem man ihnen Aussicht auf Ehrenämter u. s. w. eröffne, auch ihre Eifersucht gegen den Regularklerus stachele. Die Zahl der Diözesen sei zu verringern, damit man leichter die nöthige Anzahl von Bischöfen, auf welche man sich verlassen dürfe, finden könne. An die Spitze der ganzen unirten Kirche solle endlich ein „griechisch-unirtes geistliches Collegium“ gestellt werden, das mit dem der lateinischen Kirche in gar keine Berührung kommen dürfe und ein gefügiges Werkzeug für die völlige Vernichtung der Union bilden werde.

Dieses sind die Grundzüge des Planes, wie sie Siemaszko in jenem Bericht, wenn auch nicht gerade in dieser Reihenfolge, entwickelt und wie sie in den Jahren 1827 bis 1839 wirklich durchgeführt wurden. Ohne daß wir auf das Einzelne eingehen, wird jeder Leser die frappante Ähnlichkeit mit der neuen deutschen, bezw. preußischen Kirchengesetz-

---

[1] In der griechischen, und mehr noch in der russischen Kirche, ist der Weltklerus verheirathet (erst vor wenigen Jahren wurde zum ersten Male in Rußland ein nicht verheiratheter Jüngling zum Priester geweiht); die Bischöfe dagegen sind zum Cölibat verpflichtet; daher kömmt es, daß die Bischöfe aus den Basilianermönchen genommen werden.

gebung herausfinden. Vertreibung der Jesuiten und ihrer „Verwandten“, Unterdrückung der Ordensschulen, Überwachung der Vorbereitung zum geistlichen Stande, nationale Bildung der Kleriker — Alles ist in seiner Art vorhanden, sogar der „Königliche Gerichtshof für geistliche Angelegenheiten“ tritt uns, zwar unter einem andern Namen und mit scheinbar verschiedenen, in der That aber ziemlich identischen Befugnissen, entgegen. Haben Dr. Falk und sein Beirath Dr. Friedberg etwa den im vorigen Jahre zum ersten Male publicirten Plan des Apostaten Siemaszko als Vorlage benutzt und uns mit russischen Gesetzen beglücken wollen?

Die Ausführung dieses Planes ist seiner Zeit in Rußland mit Erfolg gekrönt worden. Dank den Bemühungen Siemaszko's und seiner Gesinnungsgenossen, war nach zwölfjähriger Arbeit Alles so vorbereitet, daß am 12. Februar (a. St.) 1839 die drei bisher unirten Bischöfe eine Supplik an den Kaiser einreichten, in welcher sie „in tiefster Demuth zu den Füßen S. M. hingeworfen“, flehentlich um die Erlaubniß baten, sich mit der russischen Kirche vereinigen zu dürfen, und mit welcher sie eine Beistimmungserklärung von 1305 bisher unirten, meistens in den neuen Anstalten ausgebildeten Geistlichen überreichten. Am 1. März erklärte ein Ukas die kaiserliche Erhörung der demüthigen Bitte, und damit hatte officiell die unirt-griechische Kirche Weißrußlands ihr Ende gefunden. Factisch allerdings bestand sie noch fort, denn die Heerde war nicht gewillt, ihren treulosen Hirten blindlings zu folgen. Durch welche Mittel aber die russische Regierung die Widerstrebenden zur „freiwilligen“ Zustimmung zum Schisma vermochte, ist weltbekannt, und die unparteiische Geschichte weiß, mit welchem Titel sie den Monarchen, unter dessen Namen und Autorität die grausamsten Gewaltmaßregeln verhängt wurden, zu begrüßen hat. Noch jetzt, nach mehr als dreißig Jahren, sind die ehemals Unirten noch nicht wirklich für das Schisma gewonnen; es brauchte bloß das Aufhören des schwer auf ihnen lastenden Druckes, und wie die unter Katharina II. „freiwillig“ Bekehrten schaarenweise nach dem Tode der Kaiserin zur Union zurückströmten, so würden auch die Nachkommen der durch des Czaren Nikolaus „Milde“ Bekehrten sich der Kirche wieder zuwenden.

Wie dem aber auch sei, in Rußland hat nun einmal Siemaszko's perfider Plan vorläufig gesiegt; wird ein ähnlicher Plan in Preußen Aussicht auf einen ähnlichen Erfolg haben? Wir wissen es nicht; nur darf man bei der Beantwortung dieser Frage nicht außer Acht lassen,

daß sich die auch zur Ausführung nöthigen Siemaszko's unter dem katholischen Episcopat Preußens und Deutschlands wenigstens nicht finden, neuprotestantische „Bischöfe" Deutschlands aber, so geneigt sie auch sein möchten, eine solche Rolle zu spielen, schwerlich jetzt mehr die geeigneten Werkzeuge sind; sie haben sich zu sehr in den Augen aller Katholiken compromittirt, um noch Einfluß zu gewinnen. Freilich vermögen sie vom frisch grünenden Baume der katholischen Kirche Preußens und Deutschlands noch einige dürre Zweige und angefaulte Früchte abzureißen, aber dadurch schaden sie natürlich der Kirche nicht. Zum vollen Gelingen des Planes waren in Rußland Männer nöthig, die, äußerlich wenigstens, innerhalb der Kirche standen, unter dem Vorwande, das Beste der Kirche zu fördern, das Vertrauen ihrer Glaubensgenossen erschlichen und die nichts Böses ahnenden Gläubigen bis an den Rand des Abgrundes führten. Hätten die Unirten Weißrußlands in Siemaszko sofort den Wolf im Schafskleid erkannt, so wären wohl selbst eines Nikolaus Gewaltmaßregeln fruchtlos gewesen. Die neuprotestantische Secte hat sich zu früh in ihrem wahren Lichte gezeigt, und alle preußischen und bayerischen Obertribunalsentscheidungen reichen nicht hin, um die von der Kirche Getrennten zu Gliedern der Kirche zu machen.

II.

Nach der Vernichtung der griechisch-unirten Kirche Weißrußlands hielt sich indessen der russische Koloß vor den vom Katholicismus drohenden Gefahren noch nicht hinreichend beschützt. Denn noch gab es nicht nur im Königreich Polen nahe an 4 Millionen Katholiken des lateinischen Ritus, sondern auch in den andern, namentlich in den neun westlichen Provinzen, die ehemals ebenfalls zur polnischen Monarchie gehörten, lebten deren noch gegen 3 Millionen. Bei der Besitzergreifung dieser letzteren Provinzen war den Katholiken die Freiheit ihrer Kirche gewährleistet worden. Der achte Artikel des Abtretungsvertrages, den Katharina II. am 18. September 1773 in Warschau mit der Republik Polen schloß, besagt: „Den Römisch-Katholischen in den durch diesen Vertrag abgetretenen Provinzen wird in Betreff der Religion der vollkommene Status quo gewährleistet, d. h. sie verbleiben in der gleichen freien Ausübung ihres Cultus und ihrer Disciplin, mit jeden und allen Kirchengütern, welche sie im Augenblicke des Überganges unter die Botmäßigkeit ihrer kais. Majestät im Monat September 1772

besaßen, und die genannte Majestät und ihre Nachfolger werden sich nicht ihrer Souveränetätsrechte zum Nachtheile des Status quo der römisch-katholischen Religion in den Gebietstheilen bedienen." Deutlicher läßt sich nicht sprechen. Wenn wir über einige Maßregeln, namentlich Alexanders I., hinwegsehen, darf man sagen, daß sowohl Katharina II., als auch Paul II. und Alexander I. den Lateinern gegenüber der übernommenen Verpflichtung treu geblieben seien. Anders gestaltete sich die Sache unter Nikolaus; sobald dieser im Jahre 1839 sein Ziel in Bezug auf die Unirten erreicht hatte, hielt er die Zeit für gekommen, mit Verachtung der Verträge gegen die Lateiner vorzugehen. Gleich die letzten Tage des Jahres 1839 brachten schon die ersten Maßregeln gegen sie; der Bau neuer Kirchen wurde ihnen untersagt, den Priestern verboten, sowohl die Beichten der nicht zu ihrer Pfarrei gehörigen Gläubigen zu hören, als auch jemals die Grenzen ihrer Pfarreien ohne Erlaubniß des Dechanten oder Bischofes zu überschreiten. Ähnliche Gesetze brachte das Jahr 1840, u. a. ein den strengsten englischen des 16. Jahrhunderts nachgebildetes gegen die „Apostaten", d. h. gegen Diejenigen, die zur katholischen Kirche übertraten [1]. Allein wir wollen nicht eine Geschichte der Verfolgung der römischen Kirche in Rußland schreiben; die Grenzen eines Aufsatzes wären zu eng für ein solches Thema, und wie könnten wir sie auch alle aufzählen die ungerechten Gesetze, die aufgehobenen Klöster, die eingezogenen Kirchengüter, die den Lateinern entrissenen und den Schismatikern überlieferten Pfarreien, die verwaisten Bischofssitze, die verbannten Oberhirten und Priester, die ihrer Güter beraubten, mißhandelten, mit Knutenhieben in den schismatischen Gottesdienst getriebenen Laien! Wir wollen auch hier wieder nur auf einen in jüngster Zeit an's Tageslicht gezogenen Plan zur Vernichtung der katholischen Kirche des lateinischen Ritus in Rußland hinweisen, indem wir die naheliegende Vergleichung mit ähnlichen Bestrebungen in Preußen dem Leser selbst überlassen.

Das Actenstück, das wir hier auszugsweise mittheilen werden, ist zwar nicht, wie das oben erwähnte gegen die Unirten, ein officielles, wenigstens nicht in dem Sinne, als wenn es direct von der Regierung ausgegangen wäre; allein die Regierung steht ihm doch nicht fremd gegenüber, da

---

[1] Vgl. diese und mehrere andere in Persécution et souffrances de l'église cath. en Russie p. 289, 292, 334 u. s. w.

seine Urheber gestehen, daß sie die Billigung der Behörden nachgesucht und erhalten haben. Wir werden auch wohl nicht fehlgreifen, wenn wir annehmen, daß es von der Regierung inspirirt wurde. Es ist nämlich die Einladung zu einer Petition an den Kaiser, damit dieser die lateinische Kirche Rußlands vom Papste trenne, und wie Siemaszko's und seiner Verbündeten Petition an Nikolaus um Vereinigung der Unirten mit der Staatskirche auf die Regierung als letzte Urheberin zurückgeführt werden muß, so dürfte es auch wohl hier der Fall sein. P. Martinow gibt, — aus naheliegenden und selbstverständlichen Gründen, wie er sagt —, die Quelle nicht an, aus der er dieses sonst nur den Eingeweihten zugängliche Actenstück erhalten hat, er verbürgt aber dessen Echtheit. Letztere wird um so weniger bezweifelt werden können, als der Gedanke an eine solche Petition bereits vor mehreren Jahren angeregt worden ist. Zum Beweise dafür berufen wir uns auf einen Brief eines Mitschülers und Freundes Siemaszko's, nämlich des ebenfalls apostasirten Bischofs Anton Subko, an den damaligen Gouverneur von Wilna, General Kaufmann, den nämlichen, welcher gegenwärtig die Expedition gegen Khiwa commandirt. Dieser Brief datirt aus dem Jahre 1865, wurde aber erst in diesem Jahre vom Krakauer „Czas" am 3. August und vom „Monde" am 21. August veröffentlicht. Subko theilt in demselben mit, daß er eine Unterredung mit einem nicht näher bezeichneten Adelsmarschall, wahrscheinlich der Provinz Wilna, gehabt, und daß dieser sich dafür ausgesprochen habe, „in den westlichen Provinzen eine von Rom unabhängige Hierarchie zu begründen, um so zu einer vollständigen Verschmelzung der lateinischen Kirche in Rußland mit der Staatskirche zu gelangen." Doch dürfe die Ausführung dieses Planes nicht von der Regierung ausgehen, ebensowenig dürfe er der Adelsversammlung zur Berathung vorgelegt werden; das erstere werde abschrecken, das zweite nicht zum Ziele führen. Ganz im Geheimen seien vielmehr die Unterschriften jener Eigenthümer und Priester zu sammeln, die sich geneigt zeigten, eine vom Papst unabhängige Hierarchie anzuerkennen. Seit der Vertreibung der Jesuiten (1820) habe die Universität Wilna, an welcher ja auch die Urheber der „Bekehrung" der Unirten, Siemaszko und er (Subko) selbst, gebildet worden seien, mächtig zur Verbreitung des Gallikanismus beigetragen; man müsse nur sorgen, daß auch in den (lateinischen) Seminarien eine freiere Erziehung Platz greife, dann werde es an den erforderlichen Werkzeugen zur Constituirung eines von Rom unabhängigen Klerus nicht fehlen. Dieses ist der

Hauptinhalt jenes Briefes[1]. Wer denkt dabei nicht unwillkürlich an den gegenwärtig in Deutschland aufgeführten neuprotestantischen Schwindel und an den „legitimen“ von Rom unabhängigen Reinkens'schen Episcopat? Der Gedanke daran liegt um so näher, als bekanntlich die russische Regierung und der russische Synod durch Entsendung officieller Persönlichkeiten zu den neuprotestantischen Theatervorstellungen in Constanz ihr Interesse an diesem Versuche bekunden. Wie wir aber sehen werden, stimmt dieser Brief auch im Wesentlichen mit dem von P. Martinow publicirten Actenstück, so daß dasselbe nur zur Ausführung des von Subko dem General Kaufmann unterbreiteten Planes zu dienen scheint. Durch die plötzliche Versetzung des Wilnaer Gouverneurs nach Taschkend (1866) wurden nämlich die Unterhandlungen über dieses Project unterbrochen; erst nach dem Tode Siemaszko's (13. Nov. 1868) nahm sein Nachfolger Makarius sie wieder auf, und die bisher gepflogenen Berathungen haben wohl zur Abfassung dieses neuen Planes geführt, der unter dem bescheidenen Titel: „Wie ist die anormale Lage der westlichen Provinzen zu ändern?“ an die Öffentlichkeit tritt[2].

III.

Das Actenstück zerfällt in fünf Kapitel, von denen die drei ersten die dem russischen Reiche von den Katholiken und dem Katholicismus drohenden Gefahren auseinandersetzen, die beiden letzten die zu ergreifenden Maßregeln darlegen.

Der Verfasser beginnt damit ein sehr ungünstiges Bild der russischen Katholiken zu entwerfen.

---

[1] Die Ächtheit des Subko'schen Briefes an General Kaufmann wird zwar von einem Petersburger Correspondenten des Journal de Bruxelles geleugnet und der Brief als die Erfindung eines Polen hingestellt, der Rom gegen Rußland reizen wolle. Allein der Petersburger Correspondent hat vergessen, auch nur den Schein eines Beweises für seine Behauptung anzuführen; bis aber vollwichtige Gründe gegen die Authentie des Schreibens gebracht werden, sind wir berechtigt, dasselbe für ächt zu halten, um so mehr, als die inneren Gründe durchaus dafür sprechen.

[2] Es ist beachtenswerth, daß es sich bei diesem Plane nur um die Katholiken der westlichen Provinzen Rußlands, nicht um die des Königreichs Polen handelt. P. Martinow macht darauf aufmerksam, daß diese Ausschließung der letzteren auffallender Weise mit dem Gerüchte zusammentreffe, welches von einem bevorstehenden Verkauf des Königreichs Polen an Preußen wissen wolle. Die von Preußen in jüngster Zeit gegen die Katholiken und gegen die Polen getroffenen Maßregeln wären eine so dumme Vorbereitung zu einem derartigen Ankauf, daß wohl kein Vernünftiger an die Existenz eines solchen Projectes von Seiten Preußens denken kann.

„Gewöhnlich sagt man bei uns," heißt es Seite 8 der Separatausgabe, „daß in den nordwestlichen Provinzen das Volk russisch sei und der Geist der Empörung sowie die regierungsfeindlichen Bestrebungen nur beim Adel herrschen. In der Wirklichkeit ist es aber nicht so. Allerdings ist in den Provinzen Weißrußlands, mit Ausnahme dreier lithauischen Distrikte, die Land- und Stadtbevölkerung, dem Geiste und der Religion nach, russisch; aber in den vier andern Provinzen und jenen drei lithauischen Distrikten, wo der Latinismus überwiegt, darf man kühn, außer dem Adel 1,771,365 Personen zählen, die, ohne polnischen Ursprungs zu sein, dennoch vom lateinisch-polnischen Geist tief durchdrungen sind. Fügt man die 275,505 Personen der Adelsklasse hinzu, so erhält man die Zahl von 2,028,870 Einwohnern, die mehr oder weniger den polnischen Interessen ergeben sind und, was schlimmer ist, unter dem Einfluß der 1883 katholischen Priester stehen. Allerdings gibt es unter ihnen viele, die, Rußland aufrichtig ergeben, nur von ihm ihr Glück erwarten, aber dagegen weiß auch jeder, daß unter den ehemals Unirten eine große Zahl noch nicht vom Einfluß der polnischen Ideen frei ist."

Letzteres Geständniß ist sehr wichtig, denn es ist ein neuer Beweis für die sogenannte „freiwillige Bekehrung" der Unirten; in einem russischen Munde nämlich sind „polnische Ideen" und katholische Ideen so ziemlich gleichbedeutend. Ob die Polen zu dieser Identificirung ihrer Nationalität und ihrer Religion Anlaß gegeben und ob die Russen mit Recht jedem Katholiken polnische Sympathien zutrauen, das sind Fragen, die wir hier nicht zu beantworten haben. So wenig wir begreifen, daß preußische „Staats"-Katholiken ihr Preußenthum höher schätzen, als ihre Kirche, so leicht erklärlich finden wir es, daß den Polen ihre Nationalität und ihre Religion fast zusammenfällt. Wenn in einer fast hundertjährigen Verfolgung der Verfolger keinen Unterschied macht zwischen der Religion und der Nationalität, muß sich nothwendiger Weise dieser Unterschied ebenfalls in den Augen der Verfolgten verwischen. Uebrigens wenn, wie der Verfasser (S. 10) behauptet, „die Mehrzahl der polnischen Bauern fromm ist bis zum Fanatismus" und auch die Städter so fest an ihrer Religion hängen, daß sogar die Regierungsschulen sie nicht davon losreißen können,— dann dürfen wir auch sicher sein, daß sie einer Regierung, wofern dieselbe ihre Religion nicht antastet und die Gerechtigkeit nicht verletzt, keine Schwierigkeiten bereiten werden. Aber wie anderswo, so geht es auch in Rußland; Staatsgefährlichkeit und politische Rücksichten müssen den billigen Vorwand hergeben, um auf die katholische Kirche losschlagen zu können. Daher allein die Vermischung des Polonismus und des Katholicismus von Seiten der Russen.

„Um des Staatswohles willen," lesen wir nun weiter, „müssen der lateinische Klerus und die ganze Bevölkerung in eine solche Lage versetzt werden, daß ihre Religion oder vielmehr die Fundamentalsätze ihrer Religion der Entwicklung des socialen

Lebens auf eminent russischer Grundlage [d. h. auf der Grundlage des Despotismus?] nicht hinderlich im Wege stehen. Solche Maßregeln lassen sich aber nicht gleich treffen. Mag man hunderte von russischen Kirchen bauen, tausende von Katholiken zur orthodoxen [schismatischen] Kirche bekehren, der Latinismus [Katholicismus] wird dadurch keineswegs erschüttert, im Gegentheil nur befestigt. Man muß ihn daher in seinen Fundamentalgrundsätzen angreifen, ihn dahin bringen, daß er sich in seinen eigenen Netzen fängt und durch seinen Sturz sich selbst zertrümmert. Dann wird es leicht sein, ihn zu binden, in Ketten zu schlagen und zu führen, wohin man will" (S. 12).

Also die katholische Kirche durch ihre eigenen Kinder zerstören lassen, um in ihren Trümmern eine billige Polizeianstalt **ad instar** der russischen Staatskirche zu haben — das ist die Absicht. Nun, seien wir dankbar für dieses offene Geständniß, sowie auch für das nicht weniger wichtige, daß die bisherigen Maßregeln gegen die katholische Kirche dieselbe nur gekräftigt haben. Es ist das übrigens eine alte Erfahrung, welche ja auch Preußen seiner Zeit gemacht hat, daß offene Verfolgung der Kirche nur nützt, wenn sie ihr auch einige schwache Glieder entreißt. Weil daher die offene Verfolgung nur schadet, muß die Kirche heimlich in ihren Fundamenten, d. h. nach dem Verfasser, in ihrem Klerus, in ihrer Hierarchie und vor Allem in ihrem Oberhaupte angegriffen werden.

Wie wenig die bisherigen Maßregeln gegen den Klerus gefruchtet haben, läßt uns der Verfasser nicht bloß ahnen.

„Zwar hat der Klerus unter den neuen Umständen [in Folge der Beraubungen seit der Revolution 1863] einen Theil seiner materiellen Güter eingebüßt, aber er ist nicht aller Existenzmittel beraubt und sein Einfluß auf die polnische Gesellschaft ist noch gewachsen. Je mehr ein Priester der irdischen Güter beraubt wird, desto mehr durchbringt er sich vom Jesuitismus und desto mehr gefällt er der verdorbenen (!) Klasse der Frommen" (S. 14).

Auch mit den Bischöfen und ihrer Macht sei kein Ausgleich möglich; „ein wohl eingerichteter Staat, in welchem Alles der öffentlichen Controle und dem öffentlichen Urtheile unterliege [wie in Rußland!] dürfe nicht gestatten, daß die Bischöfe und ihre Consistorien den Charakter der despotischen Einrichtungen des Mittelalters beibehalten" (S. 15). Das Hauptobject des Angriffes aber bilde das Papstthum.

„Die moralische Kraft des Papstthums vereinigt den lateinischen Klerus zu einem Ganzen und gestaltet ihn zu einer selbstständigen Macht, zu einem selbstständigen Organismus im Staate, so, daß er der Gesellschaft schädlich und der russischen Sache gefährlich wird .... Die Wesenheit der katholischen Kirche ist die nämliche, wie die der orthodoxen [schismatisch-russischen], die Unterschiede sind gering und die Zeit würde sie rasch verwischen. Schädlich in ihr ist nur die Idee des Papstthums, dessen Abgeschlossenheit und Selbstständigkeit; schädlich ist, daß der Latinismus das göttliche Gesetz ändert, daß der Papst sich selbst Gott nennt [wo und wann?], daß seine Anhänger zum Glauben nicht nur an die Unfehlbarkeit ihres Oberhauptes, sondern auch

an ihre eigene Unfehlbarkeit zwingen. Man muß daher die Idee des Papstthums ausrotten und die kirchlichen Einrichtungen und Gewalten gemäß dem Geiste der Zeit und den Staatsinteressen ordnen, mit einem Worte, an Stelle der lateinischen eine slavisch-katholische Kirche gründen" (S. 14 u. 16).

Das wären somit die Fundamente, welche zertrümmert werden müssen. Die russische Kirche hat zwar auch Priester und Bischöfe; allein diese sind nicht staatsgefährlich und der „Entwicklung des socialen Lebens auf eminent russischer, d. h. despotischer Grundlage" nicht hinderlich, weil sie eben bloße Staatsdiener sind. Daher müssen die katholischen Priester und Bischöfe ebenfalls in das große Räderwerk der russischen Büreaukratie sich eingliedern lassen, und die bisherige katholische Kirche Rußlands könnte als Staatsanstalt ruhig fortvegetiren. Der in Rom residirende Papst aber läßt sich nicht wohl zu einem russischen Beamten degradiren und deßhalb „muß die Idee des Papstthums ausgerottet werden". Als wenn aber der Urheber des Projectes noch immer nicht klar genug sein Ziel angegeben zu haben glaubte, kommt er im Eingang des 4. Kapitels noch einmal darauf zurück und schreibt: „Das Werk der Vereinigung [der lateinischen mit der schismatischen Kirche] muß so vollbracht werden, daß in ganz Rußland, mit Ausnahme des Königreichs Polen, nach Durchführung der Maßregeln auch nicht eine einzige lateinische Kirche, auch nicht ein Priester zurückbleibt, der die Auctorität des Papstes anerkennt. An das Königreich Polen darf man im Interesse der Sache selbst nicht rühren" (S. 17) — wahrscheinlich um nicht zu viele Feinde auf einmal bekämpfen zu müssen. Übrigens sind die Worte so klar und deutlich, daß auch der Harthörigste sie hören und der Dümmste sie verstehen muß.

Um dieses vorgesteckte Ziel zu erreichen, wäre es nun freilich am einfachsten gewesen, ein Gesetz über die Disciplinargewalt der Geistlichen zu erlassen, dessen § 1 gelautet hätte: „Die kirchliche Disciplinargewalt darf nur von russischen kirchlichen Behörden ausgeübt werden;" ein ad hoc eingesetzter kaiserlicher „Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten" würde der Disciplinargewalt schon eine solche Ausdehnung gegeben haben, daß von einer päpstlichen Auctorität keine Rede mehr gewesen wäre. Allein, wenn die Russen sich nicht scheuen, ihr Ziel offen auszusprechen, so sind sie in Bezug auf die Mittel etwas vorsichtiger und wählerischer. Denn „der russischen Regierung erlaubt es ihre eigene Würde nicht, die Initiative zur radicalen Reform der lateinischen Kirche in Rußland zu ergreifen" (S. 17). Anderswo hat man bekanntlich andere Ansichten über das, was die eigene Würde einer Regierung erlaubt. Außerdem meint

auch der Verfasser des Projectes: „Jede gewaltsame Zerstörung bringe nur Aufsehen und Spectakel hervor und nur eine schrittweise vorangehende, reiflich überlegte Reform erziele wirksame und dauernde Erfolge" (S. 16). Daher will er, die Vereinigung der Katholiken mit der schismatischen Kirche solle „nur auf Grund eines der Regierung vom Volke selbst kundgegebenen Wunsches geschehen"; „das Volk müsse eigenhändig das Joch des Papstes abwerfen, der Einmischung desselben in die kirchlichen Angelegenheiten ein Ende machen und die Bande zerreißen, welche den Papst mit dem Klerus verbinden" (S. 17).

Wie kann nun aber ein Volk, das „fromm ist bis zum Fanatismus", zur Kundgebung eines solchen Wunsches bestimmt und zur selbsteigenen Zerstörung seines Heiligen angeleitet werden? Als Mittel dazu wird eine Art von „Staats-Katholikenadresse" empfohlen. Dieselbe soll mit dem Geständnisse beginnen, daß die römisch-katholische Kirche durch das Betragen schlechtgesinnter Personen und namentlich einiger Geistlichen, welche die heiligen Stätten entweiht und zu Tummelplätzen gottloser Agitationen herabgewürdigt hätten, tief compromittirt worden sei. Angesichts ihrer politischen Pflichten als Staatsbürger und als getreue Unterthanen fühlten sich deßhalb die Unterzeichner verpflichtet, zu erklären, daß „sie zwar den Fundamentaldogmen ihrer Kirche treu blieben und den Papst als Oberhaupt in geistlichen Dingen anerkännten, demselben aber kein Recht zugestehen könnten, sich in die kirchlichen (sic) Angelegenheiten Rußlands zu mischen; sie beantragten demgemäß, die römisch-katholische Kirche (in Rußland) fortan slavisch-katholische nennen zu dürfen. Ferner bäten sie um die Errichtung eines katholischen Synods oder einer ähnlichen Oberbehörde unter einem andern Namen, welche die Organisation und Leitung der Kirche in die Hand nehmen, auch die Bischöfe erwählen solle, deren Bestätigung vom Kaiser allein zu erfolgen habe" (S. 18). In der nämlichen Adresse soll dann auch die provisorische Errichtung eines aus Geistlichen und Laien bestehenden Comité zur Feststellung der Regeln für die nothwendige Reorganisation der Kirche beantragt werden. Habe der Kaiser diese Regeln bestätigt, so würden sie für jeden Katholiken verpflichtend sein (S. 19). Wie diese Verpflichtung zu verstehen, zeigt ein kurz vorhergehender Satz: „Alle Diejenigen, heißt es in demselben, welche die Union (d. h. diese neue Organisation der Kirche) nicht annehmen wollen, zeigen sich eben dadurch als Fremde dem Lande, seinem Leben und Streben gegenüber, berauben sich somit selbst ihrer Bürgerrechte und müssen gezwungen

werden, Rußland innerhalb einer bestimmten Zeitfrist zu verlassen" (S. 18). Nach der Versicherung, die slavisch-katholische Kirche wolle in brüderlicher Eintracht mit der orthodox-katholischen (d. h. der russischen Staatskirche) leben, soll die Adresse mit der feierlichen Erklärung schließen: „die Unterzeichner gedächten alle ihre Pflichten als treue Unterthanen S. M., des Selbstherrschers aller Reußen, zu erfüllen, wie es sich für wahre Russen gezieme, die ihr Vaterland lieben und in ihm allein das Unterpfand des Glückes für die gegenwärtigen und zukünftigen Generationen erblicken" (S. 19).

Wie aus dieser Analyse erhellt, wird die Adresse sehr vorsichtig abgefaßt werden, und der Urheber des Planes versäumt auch nicht, diese Vorsicht wiederholt einzuschärfen. „Die ersten Lossagungen vom Latinismus," schreibt er S. 18, „müssen so abgefaßt werden, daß sie die Empfindlichkeit der Unterzeichner nicht verletzen und zurückschrecken." „Man hüte sich," sagt er S. 19, „gleich Anfangs von einer Vereinigung (der katholischen mit der russischen Staatskirche) zu reden und spreche daher nur von Eintracht oder von einem Bündniß... Ebenso thut man gut, sich im Anfang in Bezug auf den Papst nicht mit aller Offenheit auszusprechen." Trotz aller dieser Vorsicht aber, und trotzdem nach dem Verfasser des Projectes die Verweigerung der Unterschrift unter einer solchen Loyalitätsadresse den Verdacht der Staatsgefährlichkeit und der feindlichen Gesinnung gegen die Regierung zur nothwendigen Folge haben müsse, ist er des Erfolges nicht ganz sicher. Daher gibt er eine Anleitung, wie die Unterschriften zu sammeln seien. Diese Anleitung ist zu charakteristisch, als daß wir sie nicht in vollständiger Übersetzung hier mittheilen müßten; wenn unsere Ratiborianer es nicht schon so gut verständen, könnten sie daraus lernen, wie man aufrichtige Katholiken um ihre Unterschrift unter ein ketzerisches Actenstück betrügt.

„Einige Administratoren von Diöcesen, z. B. Wolonczewski [Bischof von Samogitien oder Telschy], und einige Kanoniker werden den Erfolg dieses Projectes zu verhindern suchen, und es ist sicher, daß das Unternehmen nicht gelingen wird, wenn sie ihre Ämter bewahren. Die Majorität der Priester wird sich ohne Zustimmung und Genehmigung der Diöcesanbischöfe nicht zur Unterschrift entschließen. Bevor man deßhalb Unterschriften sammeln läßt, muß man diese Bischöfe und Prälaten etwa als Mitglieder des jetzt bestehenden katholischen Collegiums nach Petersburg berufen, und ihnen einen Auftrag ertheilen, dessen Ausführung unmöglich ist. Dadurch wird man sie compromittiren und man wird die Gelegenheit benützen, sie entweder in's Innere des Reiches oder in's Ausland zu verbannen; an ihrer Stelle aber kann man sofort andere Prälaten ernennen, die ihre Anhänglichkeit an die russische Sache bewiesen haben und auf deren Unterschrift man rechnen darf. Was die andern

Prälaten und Kanoniker betrifft, deren Beihülfe zweifelhaft ist, so kann man sie zu Garnisonspfarrern in der sibirischen oder kaukasischen Armee ernennen oder ihnen auch den Vorschlag machen, in's Ausland zu gehen.

Man beginne dann damit, confidentielle Unterschriften durch Vertrauenspersonen, die in den Plan eingeweiht sind, in Petersburg und Wilna zu sammeln; darauf schicke man Formulare der Erklärung in alle Städte an die Personen, die sich activ an der Sache betheiligen wollen. Die Administratoren der Diöcesen senden dieselben, nachdem sie selbst unterzeichnet haben, an gutgesinnte und vorher instruirte Dechanten, und diese werden, nachdem sie sich mit gutgesinnten Pfarrern besprochen haben, in den Städten und Dörfern Unterschriften sammeln, aber ohne Aufsehen zu erregen. Alles hängt von den Pfarrern ab. Wenn diese den Gemeindevorsteher und den Gemeindeschreiber auf ihre Seite bringen und die Sache unter dem Gesichtspunkte darzustellen wissen, daß es sich um das Beste der Kirche handle, indem man durch diesen Schritt die mit Gewalt zur Orthodoxie (zum Schisma) Bekehrten wieder zur Kirche zurückführen wolle, werden sie die Zustimmung ihrer Pfarrkinder erlangen und in 2 oder 3 Monaten Hunderttausende von Unterschriften finden. Darauf erst wird man sich an den Adel und die Grundeigenthümer wenden; hier ist die Schwierigkeit größer, aber politische Nothwendigkeit wird die Meisten zur Unterschrift zwingen. Übrigens hängt auch hier Alles von der Geschicklichkeit ab und das Wesentlichste wird sein, die fanatischen Frauen ganz fern zu halten" (S. 19. 20).

Folgt eine Charakterisirung der jetzigen katholischen Bischöfe jener Provinzen, welche als Facit ergibt, daß man nur der Unterschrift eines einzigen sicher sein könne — ein Facit, das aber wohl unrichtig sein dürfte, da dieser einzige, Krasinski, Bischof von Wilna, schon jetzt den Zorn des Czaren erregt und sich die Verbannung zugezogen hat. Dann heißt es weiter:

„Daher muß man trachten, vom Papste einige gutgesinnte Bischöfe bestätigen zu lassen; wofern dieß aber nicht gelingt, würde es leicht sein, Bischöfe aus Böhmen oder Mähren kommen zu lassen, wo bekanntlich mehr als Einer husitisch gesinnt ist. Zwei Bischöfe sind wenigstens als Unterzeichner nothwendig; denn man bedarf ja ihrer wenigstens zwei, um die neuen Bischofscandidaten zu consecriren, da diese, weit entfernt die Bestätigung des Papstes zu erhalten, von ihm jedenfalls excommunicirt werden[1]. Sobald auf diese Weise eine halbe Million Unterschriften gesammelt sei, werde sich eine zu diesem Zwecke gewählte, aus Geistlichen und Laien bestehende Deputation nach St. Petersburg begeben, Sr. Majestät die Adresse unterbreiten und um Erfüllung des Wunsches der Bewohner der Westprovinzen bitten."

Jedes Wort, das wir zur Beleuchtung einer durch so perfide Mittel zu Stande gebrachten Adresse hinzufügen wollten, wäre überflüssig. Trotzdem

[1] In Böhmen und Mähren werden sich „husitisch-gesinnte" Bischöfe wohl nicht finden, allein es dürfte nichts im Wege stehen, den „Missionsbischof von Deutschland" nach Rußland zu ziehen, um so mehr, da dieser durch sein eigenes Beispiel den Russen klar machen könnte, daß zur Consecration eines vom Papste nicht bestätigten, sondern excommunicirten Candidaten ein einziger Bischof vollständig ausreicht.

sind die Urheber überzeugt, daß ihre Adresse an allerhöchster Stelle huldvoll entgegengenommen und der Kaiser durch einen Ukas das darin vorgeschlagene Comité zur Reorganisirung der katholischen Kirche in Rußland einsetzen werde. Wir haben daher noch die Ideen des Verfassers über die Zusammensetzung dieses Comité's und dessen Aufgaben kurz mitzutheilen.

Die vorgeschlagene Zusammensetzung ist eine derartige, daß sie das Herz eines jeden Protestantenvereinlers und neuprotestantischen Laien mit Wonne erfüllen würde. Die Hälfte der Mitglieder soll von den Capiteln und vom Volke erwählt, die andere Hälfte vom Kaiser ernannt werden, aber so, daß auf zwei Geistliche drei Laien kommen. Da nun alle Entscheidungen nach einfacher Stimmenmehrheit erfolgen, und aus den Unterzeichnern der Adresse allein — also aus den Eingeweihten — die Mitglieder genommen werden dürfen, ist der Sieg des liberalsten Fortschrittes gewiß und die Reform wird eine radikale werden.

Als erste Maßregel hat das so constituirte Comité eine neue Organisation der Diözesen und die Schließung der bisherigen Seminarien zu berathen; an die Stelle der Seminarbildung soll die Universitätsbildung treten. „Es ist selbstverständlich, wird hinzugefügt, daß die Weihe und Anstellung neuer Priester nur wird stattfinden können, wenn sie die Declaration unterschreiben, d. h. sich vom Papste lossagen" (S. 22)

Darauf soll das Comité „den Metropolitanbischof mit der Gewalt über alle katholischen Bischöfe Rußlands betrauen. Wenn der Papst sich den unfehlbaren Stellvertreter Christi nennen kann, warum sollte das Comité nicht im Namen des Volkes Jemanden die Vollmacht übertragen können, alle Fragen zu entscheiden, wegen deren man sich heute an den Papst wenden muß?" (S. 23.)

In dritter Linie kommen die Aufhebung des Cölibats, die Abschaffung der lateinischen Cultussprache und ihre Ersetzung durch die russische zur Berathung. Man weiß, daß von der russischen Regierung seit längerer Zeit Verhandlungen in Rom geführt werden, um die lateinische Cultussprache theilweise durch die russische zu ersetzen. Ob ein innerer Zusammenhang zwischen diesen officiellen russischen Regierungsbestrebungen und dem Antrage der Urheber des Projectes bestehe, wissen wir nicht. „Die Einführung aller dieser Maßregeln, setzen diese hinzu, findet aber nicht auf einmal statt, sondern ganz allmählich und langsam, je nachdem die Aufregung des Volkes nachläßt" (S. 23).

Alle diese Vorschläge, auf deren Parallelen im deutschen Neuprotestantismus wir nicht aufmerksam zu machen brauchen, bilden nur die

Vorbereitung zur eigentlichen Reform. Nachdem nämlich alle jene Maßregeln durchgeführt sind, wird das „christliche Concil" gehalten, „zu welchem die Orthodoxen (Schismatiker), sowie die Anglikaner, Utrechter Jansenisten, Lutheraner und Calviner zu berufen sind. Auch wird man die katholischen Bischöfe Polens, Böhmens, Serbiens und anderer slavischer Länder einladen" (S. 23). Zur Zeit der Abfassung des Schriftstückes existirte das neuprotestantische „Bisthum Deutschland" noch nicht, sonst wäre das Übergehen desselben unerklärlich. „Das Hauptziel dieses Concils wird die Aufsuchung der Mittel zur Verschmelzung der christlichen Religionen sein... Ist es unmöglich, alle christlichen Religionen zu einer einzigen zu vereinigen, muß das Concil wenigstens dahin gelangen, die Union der orthodoxen mit der slavisch-katholischen Kirche zu vollziehen" (S. 23). Indessen braucht das erste „christliche Concil" nicht gerade Alles zu erreichen; es bahnt den Weg, die spätern werden das begonnene Werk wieder aufnehmen und weiterführen und so „zur Bildung der einzigen christlichen Kirche gelangen" (S. 25), die natürlich unter der Suprematie des Selbstherrschers aller Reußen stehen wird.

Wie wir oben bemerkten, gestattet der Raum nicht, auf alle Einzelheiten des Projectes einzugehen; aus den angeführten Punkten mag der Leser selbst urtheilen, ob wir hier nicht „russische Parallelen zur preußischen Kirchenpolitik" vor uns haben. Die russischen Katholiken sollen mit eigener Hand ihre Kirche zertrümmern; um sie dahin zu bringen, wird nach dem Grundsatz „der Zweck heiligt die Mittel" vorangegangen, und Lug und Trug spielen die Hauptrolle. Für die vorgeschlagene Adresse werden gegenwärtig in der Provinz Minsk schon Unterschriften gesammelt — aber natürlich in größter Heimlichkeit, damit seiner Zeit die russische Regierung, ähnlich wie im Jahre 1839 in Bezug auf die Unirten, mit einem fait accompli vor die erstaunte Welt treten und ihr verkünden kann: „Die katholische Kirche hat in Rußland aufgehört zu existiren. S. M. der Kaiser hat den Katholiken der neun westlichen Provinzen huldvoll gestattet, sich mit der Staatskirche zu vereinigen; diejenigen Katholiken, welche dazu nicht geneigt sind, haben die Erlaubniß erhalten, in den sibirischen Bergwerken zu arbeiten."

Der Selbstherrscher aller Reußen ist mächtig, Fürst Bismarck und Dr. Falk sind mächtig — aber an dem Felsen der Kirche sind schon mächtigere Feinde zu Schanden geworden.

Rudolf Cornely S. J.

Welche Vollmachten hat Christus seiner Kirche hinterlassen?

1. Es ist eine alte Praxis der Häresie, Dasjenige, was mit dem Wesen der Kirche gegeben ist, ihre Lehre, ihre Sacramente, ihre Unabhängigkeit, im Laufe der spätern Jahrhunderte durch Menschen-Erfindung entstehen zu lassen. Schon die Neuerer des 16. Jahrhunderts sahen bei ihrer geringen historischen Kenntniß in den ihnen mißliebigen Sacramenten eine Menschen-Satzung des Mittelalters. Von der Unhaltbarkeit dieser Erklärung überführt, flüchtete sich der Irrthum einige Jahrhunderte hinauf zu den pseudo-isidorischen Decretalen. Doch es lieferten Protestanten den Nachweis, daß diese Decretalen die kirchlichen Zustände, welche sie zeigen, nicht machten, sondern bereits vorfanden. So muß denn ein neuerer Kirchenstürmer, Dr. Friedberg, das tiefere Dunkel noch früherer Jahrhunderte aufsuchen, um den juristischen Organismus, die juristische Unabhängigkeit der Kirche von jeder Staatsgewalt als Menschenwerk ausgeben zu können. Er beginnt sein Buch: „Die Grenzen zwischen Staat und Kirche" mit folgender Phantasie:

„Als die christliche Kirche in freundliche Beziehungen zum Staate trat, hatte sie ihre innere Organisation fast vollendet. Das war eben der Gewinn gewesen, den die langen Jahre der schweren Verfolgung mit sich gebracht hatten. Nicht nur, daß das Blut der Märtyrer den festen Kitt bildete für das neue Kirchengebäude: auch die Errichtung desselben vollzog sich vor den Augen des Staates unbemerkt und ohne seinen Einfluß. So vermochte der vollendete, geschichtlich entwickelte kirchliche Organismus von sich dieselbe Göttlichkeit der Institution zu behaupten, welche der christlichen Lehre beiwohnte, als ob er mit all' seinen Bischöfen, Klerikern, Diakonen, seinen Synoden und Verfassungs-Einrichtungen voll und fertig eine Einsetzung von Christus selbst sei."

So Friedberg. Hätte er doch wenigstens die concreten Belege seiner unhistorischen Behauptung nicht so wenig glücklich gewählt, daß man glauben sollte, er gehöre dem alten Testamente an; denn hätte er das neue jemals gelesen, so wären ihm bereits vor den Christenverfolgungen und schon in der heiligen Schrift die Bischöfe (z. B. ein Titus und Timotheus), die Diakonen und Synoden begegnet!

Andere Polemiker sind bereits früher dem Dr. Friedberg vorausgeeilt, indem sie, ein späteres Sich-Bilden der katholischen Anschauung mit den historischen Documenten in Einklang zu bringen verzweifelnd, schon die Apostel der Fälschung zeihen; schon sie sollen dem reinen Evangelium den papistischen Sauerteig substituirt haben.

2. Die Frage: ob Menschen-Satzung? ob Gottes Werk? soll hier nur an der juristischen Seite der Kirche, insbesondere an ihrer Freiheit und Unabhängigkeit gegenüber der Staatsgewalt, eine nähere Beleuchtung finden. Früher[1] versuchten wir den Nachweis, daß mit innerer Nothwendigkeit der Kirche, nicht dem Staate auf juristischem Felde die Hegemonie gebührt, sobald man die Kirche als eine von Gott gestiftete Religionsgesellschaft, die Religion aber als die Führerin zum ewigen Ziele des Menschen betrachtet. Es ist schon hierdurch gewissermaßen a priori der Beweis erbracht, daß Christus seine Kirche nicht von der Staatsgewalt, wohl aber diese, wo und insofern die Religion in Frage kommt, von der Kirche abhängig gewollt hat. Diesem Beweise a priori möchten wir zur allseitigeren Widerlegung der Gegner auch den Beweis a posteriori hinzufügen, durch welchen wir aus den eigenen Aussprüchen Christi zeigen, daß er seine Kirche unabhängig von der Staatsgewalt hingestellt; daß er sie mit allen juristischen Vollmachten ausgerüstet hat, deren sie nur irgendwie bedarf; daß also das angebliche Kirchenhoheitsrecht des Staates, das jus circa sacra oder wie man sonst derartige Usurpationen nennen will, nichts ist, als eine Auflehnung, mit welcher der Staat seinem höchsten Herrn und Gott Trotz bietet.

Welche Freiheit, welche Vollmachten Christus seiner Kirche geben konnte, ist beantwortet mit der Frage nach der Gottheit Christi, und bedarf hier keiner Erörterung. Welche Freiheiten und Vollmachten Christus der von ihm gestifteten Religionsgesellschaft geben wollte, — das soll hier näher untersucht werden. Wir betrachten dabei die heilige Schrift einfach als ein historisches Document, dessen Glaubwürdigkeit so gut, wie die des Tacitus oder Thucydides, jeder Historiker und Jurist gelten lassen muß, so lange er keine vernünftigen Zweifel an der Echtheit des Textes oder der Wahrheit des Berichtes vorzubringen vermag.

3. Vor 18 Jahrhunderten lebte im Orient ein Mann, welcher es sich zur Aufgabe gesetzt hatte, eine neue Religion zu stiften. Seine Idee war groß; alle Völker der Erde sollten für seine religiöse Genossenschaft gewonnen werden. Die Schüler, welche er durch seinen Umgang herangebildet, sollten nach seinem Tode hinausziehen in alle Welt, alle Völker lehren und ihnen die Gebote des Stifters zu halten vorschreiben[2]. Sie

---

[1] S. „Staat und Kirche", S. 221 ff. dieses Bandes.

[2] Matth. 28, 18. 20.

sollten dieselben leiten wie ein Hirt seine Heerde[1]. Unwillkürlich mußte nun diesen Schülern die Frage sich aufdrängen: Wird man uns hören? Wird man uns folgen? Welche Vollmachten weisen wir vor, uns Gehör zu verschaffen? Wie, wenn uns die Obrigkeit die Verkündung der neuen Religion verbietet? — Derjenige, welcher sie sendet, sieht alle diese Bedenken voraus, darum spricht er: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Gehet also hin und lehret alle Völker;... lehret sie halten Alles, was ich euch geboten habe."

Dem einfachen Sinn eines hl. Petrus und der übrigen Apostel mußte diese Antwort jedes Bedenken erledigen. Sie mußten sich sagen: Wenn der uns sendet, dem „alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden", und wenn dieser uns sendet eben unter Hinweisung auf diese seine Gewalt, so gehen wir einfach, seinen Auftrag zu erfüllen; wer uns hindern wollte, widerstrebt dem Willen Gottes, wir brauchen seinen Widerstand nicht zu achten, und wäre er auch Tiberius selbst. Aber würden in gleicher Weise die Bedenken eines modernen, wenn auch gut gesinnten Juristen beseitigt sein? Versuchen wir es einmal, ihn dem Wortführer des Apostel-Collegs, dem hl. Petrus, auf kurze Zeit zu substituiren!

4. Wenn also unsere Religion, so würde sein Bedenken lauten, dauern soll „bis zum Ende der Zeiten"[2], wie steht es, falls wir Apostel früher sterben? Werden Diejenigen, welche wir zu Nachfolgern bestimmen, denselben Auftrag, dieselben Vollmachten genießen?

Mein Freund, so lautet ohne Zweifel die Antwort des göttlichen Heilandes, dessen Geduld auch der Unglaube eines hl. Thomas nicht erschöpfte: mein Freund! Es scheint mir, das versteht sich von selbst.

Jurist: Gut; indeß der Umfang unserer eigenen Vollmachten ist mir nicht klar. Jetzt ist unsere religiöse Genossenschaft klein; die Staatsgewalt wird sie vielleicht nicht einmal der Beachtung würdigen. Wie aber, wenn sie einst viele Nationen umfaßt, wie sie es nach Deinem Plan soll? Es können allerlei Conflicte eintreten.

Christus: Was für Conflicte meinst Du?

Jurist: Es kann dem Staate einfallen, uns das Predigen zu verbieten, oder doch zu verbieten, daß wir von gewissen Dingen, die ihm

[1] Joh. 21, 15 ff.
[2] Matth. 28, 20.

mißliebig sind, öffentlich reden. Dürfen wir es dennoch thun, oder müssen wir der Obrigkeit gehorchen?

Christus: Ich habe Dir gesagt: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, gehet also und lehret alle Völker;“ auch erinnerst Du Dich vielleicht, wie ich noch vor einigen Tagen sprach: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch!“[1] Kann man euch das Predigen verbieten, so auch mir; kann man es mir nicht, so auch nicht euch.

Jurist: Aber der Staat könnte auf Umwegen uns die Erfüllung Deines Auftrages dennoch unmöglich machen. Er hat unzweifelhaft das Recht, Soldaten auszuheben, wie nun, wenn er auch uns zum Militär heranzöge?

Christus: Und wenn ich euch zuvor in meine Armee einrangirt habe? Müßte ich etwa dem Staate weichen? Oder ist der Streit gegen Sünde und Hölle eine weniger wichtige Sache, als ein Krieg zwischen Armenien und Persien?

Jurist: Aber es werden Zeiten kommen, wo man bei der großen Ausdehnung Deiner Religion wahrhaft juristischer Vollmachten bedarf; man wird Gesetze erlassen müssen über das Erziehungswesen der Gläubigen und insbesondere über das der Verkünder des Evangeliums; man wird die Vermögens-Verhältnisse unserer über die ganze Erde verbreiteten Genossenschaft regeln müssen; man wird, um nicht allen Zufälligkeiten Preis gegeben zu sein, gewisser Corporationsrechte bedürfen; es wird nöthig sein, auch die richterliche und Strafgewalt zu beanspruchen, um Unwürdige auszuschließen, und die Religion vom Ärgerniß zu reinigen. Sind wir genöthigt, zu derartigen juristischen Handlungen uns die Erlaubniß bei Tiberius zu holen? Oder wenn einst ein Glied unserer Heerde den Thron besteigen sollte, müssen wir bei diesem um Vollmacht bitten?

Christus: Mein Freund! Sind denn meine Worte nicht klar? „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch!“ Bin ich denn nicht im Stande, Dir dieselben Vollmachten und noch mehr zu geben, als der Staat von meinem himmlischen Vater besitzt? Oder meinst Du, ich wäre so karg; die Religion, die Genossenschaft, welche ich durch mein Blut, durch meinen Tod am Kreuze mir erkauft, läge mir so wenig am Herzen, daß ich sie nicht mit Allem reichlich aussteuerte, dessen sie

[1] Joh. 20, 21.

nur irgendwie bedarf? daß ich ihr nicht einmal jene Vollmachten zukommen ließe, deren die öffentliche Gewalt, welche die irdischen Dinge regelt, genießt? Glaubst Du, ich wollte meiner Kirche die Schmach anthun, sie bei heidnischen Fürsten oder solchen, welche dieselbe als ihre Mutter verehren sollen, ihre Vollmachten erbetteln zu lassen?

Jurist: Verzeih' mir nur noch Ein Bedenken; es soll das letzte sein. Ich sehe, Du verleihst Deiner Kirche und uns volle carte blanche, volle Freiheit und Unabhängigkeit, wo es gilt, Deinen Auftrag zu vollführen. Aber eben Deine Freigebigkeit bringt mich auf einen Gedanken, welcher mir sonst fern gelegen hätte. Es scheint mir, wir werden als Diener der Religion nicht immer die äußere Macht besitzen, unser Recht zur Geltung zu bringen; es wäre für uns von der größten Wichtigkeit, wenn Du uns das Anrecht verliehest, die öffentliche Gewalt um ihren Beistand anzugehen, wo immer wir dessen bedürfen. Die rechtliche Gewalt hast Du, die Staaten zu solchem Beistande zu verpflichten, und durchaus billig ist dieß Begehren gleichfalls; denn die Religion ist die wichtigste Angelegenheit des Menschengeschlechtes, und alles Zeitliche kann keine edlere, keine nützlichere Verwendung finden, als zum Dienste der Religion.

Christus: Mein Freund! Du selbst hast eben meine Worte im Sinne einer carte blanche verstanden. Und wenn ich euch zur Verbreitung und Leitung meiner Religion sende, mit folgender Bemerkung: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden," so glaube ich allerdings klar genug in diesem Sinne gesprochen zu haben. Würde Jemand, den ich mit diesen Worten sende, sich in fremdartige Dinge einlassen, welche die Sendung eben nichts angehen, so würde er sich allerdings vergebens auf meine Worte berufen. Hält er sich aber an meinen Auftrag, so stehen ihm meine Worte in ihrer ganzen Kraft zur Seite. Bedarfst Du also in Ausführung dieses meines Auftrages der Hülfe des Staates; liegt es in dem Auftrage, „alle Völker" zu lehren, daß auch die Staaten und deren Lenker Deine Stimme hören und befolgen, daß sie Deine Missionäre schützen: so scheint mir, meine Absichten mit dem Menschengeschlechte sind deutlich genug ausgedrückt.

5. Der Sinn und die Tragweite der Worte Christi, namentlich jener Worte, mit denen er den Aposteln ihre Sendung definitiv überträgt, schien uns auf keine Weise plastischer in die Augen zu springen, als indem wir den ganzen Vorgang concret vorführten. Dem Unbefangenen, so scheint es, muß schon hierdurch klar werden, daß Christus

die innersten Angelegenheiten seiner Religion nicht den Launen der Hunderte von Staaten der Erde preisgeben wollte; daß er seine Religion nicht zur Sklavin, sondern zur Mutter der Völker, und zwar der Völker, wie sie sich als Staaten organisiren, bestimmte; einer Mutter aber muß man — in gewissen Dingen wenigstens — folgen; man kann sie zum allerwenigsten nicht „maßregeln" wollen. Doch es ist vielleicht gut, dieselben Wahrheiten auch in einer äußerlich mehr exegetischen und juristischen Form zu entwickeln. Wir wählen dazu zwei andere Texte, die bekannten Parallelstellen im 16. und 18. Kapitel des hl. Matthäus, zwei Stellen, in welchen der göttliche Heiland den Aposteln von ihren demnächstigen Vollmachten redet.

6. Das Erscheinen Christi mußte im jüdischen Volke großes Aufsehen erregen. Wie Mancher mochte die Frage stellen: erfüllen sich jetzt die alten Verheißungen unseres Volkes? So verstehen wir, wie einst der göttliche Heiland auf dem Wege nach Cäsarea Philippi an seine Jünger die Frage richtete: „Was sagen die Leute, wer des Menschen Sohn sei?"[1] Die Jünger antworten: „Einige: Johannes der Täufer, Andere: Elias, wieder Andere: Jeremias oder einer der Propheten." Darauf spricht Christus: „Ihr aber, was sagt ihr, wer ich sei?" Da erwiederte Simon Petrus und sprach: „Du bist Christus (der erwartete Messias), der Sohn des lebendigen Gottes."

Darauf erwiederte denn Jesus und sprach zu ihm:

„Selig bist du, Simon, Sohn des Jonas; denn nicht Fleisch und Blut hat dir das offenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist. Und ich sage dir, du bist Petrus (der Fels), und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Und dir werde ich die Schlüssel des Himmelreichs geben. Und was immer du binden wirst auf Erden, wird gebunden sein auch im Himmel; und was immer du lösen wirst auf Erden, wird gelöst sein auch im Himmel.

Alsdann gebot er seinen Jüngern, sie sollten Niemanden sagen, daß er, Jesus, der Messias sei."

Dieß also sind jene denkwürdigen Worte, welche wie ein rother Faden die Geschichte aller nachchristlichen Zeiten durchziehen; dieses sind jene Worte, welche einen Zeitraum von 18 Jahrhunderten als thatsächlicher Commentar begleiten, welche uns überall in den Schriften der Väter, in den Concilien, im ganzen Leben der Kirche als deren magna charta entgegentreten. Untersuchen wir sie hier ganz unabhängig von jeder Tradition, einfach wie die Worte liegen!

---

[1] Matth. 16, 13.



Der hl. Petrus hatte, für alle Jünger das Wort nehmend, ein Zeugniß abgelegt über die Person des Heilandes und dessen Würde; er hatte bekannt: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Christus will ihm sein Bekenntniß belohnen mit einer ähnlichen Verheißung über die künftige Würde und Stellung eben dieses seines Jüngers. Nach den einleitenden Worten, welche den hl. Petrus glücklich preisen, beginnt darum eine dreifache Versicherung:

„Und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen. . . .“

„Und dir werde ich die Schlüssel des Himmelreichs geben . . .“

„Und was immer du binden wirst auf Erden, wird gebunden sein auch im Himmel.“

Dreifach ist daher für den hl. Petrus die Verheißung Christi, und jede Verheißung fügt der vorangehenden ein neues Moment hinzu. Voran steht das Wort, welches den Fischer vom See Tiberias zum Fundament, zum Haupte der künftigen Welt-Kirche bestimmt. Dieß können wir hier übergehen; denn hier fragt es sich nur: welche Rechte stehen der Kirche zu? Es fragt sich nicht: wer ist in der Kirche der unmittelbare Träger derselben? Es folgt das zweite Wort, welches dem, der zum Haupt der Kirche erwählt ist, das wesentlichste Recht des Lenkers eines Gemeinwesen als Aussteuer verheißt, das Recht, die Schlüssel desselben zu führen, in dasselbe aufzunehmen, von ihm auszuschließen. Auch diese Worte können wir unberücksichtigt lassen, indem wir uns sofort zum dritten Gliede wenden.

Es gibt ein körperliches und ein geistiges Binden, ein Binden mit Ketten und Stricken, ein Binden mit Pflichten, sei es allgemein moralischer oder streng juristischer Natur. Jenes entspricht dem nächsten wörtlichen Sinn von „Binden“, dieses einem übertragenen Sinne des Wortes. Es ist eine allgemeine Regel der Interpretation, nicht zum übertragenen Sinn zu greifen, so lange der Wortsinn genügt; das körperliche Binden indeß würde hier jedes vernünftigen Sinnes entbehren, wir sind also gezwungen, die Worte von einem geistigen Binden und Lösen zu verstehen. Eine weiter abgeleitete Bedeutung gleich „gebunden erklären“, welche man wohl aus einem Sprachgebrauch der jüdischen Schule herleitet, können wir hier übergehen, theils weil nichts zu einer weiteren Übertragung des Sinnes nöthigt, theils weil selbst diese Erklärung im Wesentlichen zu gleichem Resultate führt wie die unsrige, da nach jenem Sprachgebrauch nicht etwa eine wirkungslose Erklärung (etwa wie im protestantischen Sinn „dieses

bedeutet meinen Leib"), sondern ein wirksames, ein verpflichtendes „Gebunden-erklären" verstanden wird.

Zwei Momente können wir in den vorliegenden Worten in's Auge fassen: die Natur des Actes (des Bindens und Lösens, oder des Gebunden-erklärens), und den Gegenstand desselben. Die Natur dieses Actes ist klar. Sie besteht einfach darin, daß Petrus stets wirksam in gewissen geistigen Dingen soll binden und lösen, d. h. Verpflichtungen schaffen und aufheben können. Denn was anders kann es bedeuten, wenn Christus sagt: was Petrus binden wird, soll so gut sein, als wäre es im Himmel, d. h. von Gott selbst gebunden? Nur der Gegenstand dieses Actes ist noch zu erläutern; es ist zu sehen, in welchen Dingen, ich möchte sagen: in welchem Ressort Petrus binden und lösen dürfe? Die Antwort ist gegeben in den Worten Christi: „Was immer du binden wirst... was immer du lösen wirst..." Also hat Petrus eine durch nichts beschränkte Gewalt? Es gibt ihm gegenüber keine Rechtsschranken mehr? So würden uns freilich die Worte sagen; aber der Zusammenhang zeigt eine sehr wesentliche Beschränkung. Die Vollmacht, welche im dritten Gliede jenes Textes dem Petrus verheißen wird, soll offenbar die Aussteuer sein für das Amt, welches er im ersten Gliede erhält. Wir können sie also mit Fug und Recht beschränken auf den Zweck, auf das Bedürfniß dieses Amtes; wir können sie aber mit noch viel unzweifelhafterem Rechte unbeschränkt verstehen von Allem, was irgendwie vernünftiger Weise die gute Vollführung jenes Auftrages und Amtes erheischen mag. Sind das moralische Vollmachten, wie Sündenvergebung, so sind sie eingeschlossen; sind es streng juristische Vollmachten, so sind sie nicht weniger einbegriffen. Noch mehr, gerade jene juristischen Vollmachten sind es ganz besonders, deren das Haupt eines für die ganze Erde bestimmten religiösen Vereins bedarf; sie sind eingeschlossen nicht bloß, wenn solche Vollmachten absolut nothwendig sind, sondern selbst dann schon, wenn sie zur besseren, allseitigeren, leichteren, einheitlicheren Amtsführung zweckdienlich erscheinen, denn von jenem Bedürfniß ist hier nicht deßhalb die Rede, um die Existenz der Vollmachten zu beweisen, sondern nur deßhalb, um den Wortsinn, welcher alle denkbaren Vollmachten umfaßt, auf jene zu beschränken, welche vernünftiger Weise gemeint sein können. Man kann also mit Recht sagen: Der Kirche sind alle Vollmachten verliehen, welche irgendwie die Leitung der Kirche vernünftiger Weise erfordern, mögen das streng juristische oder andere Vollmachten sein, mögen sie

sich auf Sichtbares oder Unsichtbares beziehen; vor Allem aber, wenn nicht ausschließlich, werden sie sich beziehen auf irdische, menschliche Dinge; denn ebenso sicher, als der Zweck der Kirche im Jenseits liegt, ebenso sicher liegen die Mittel, mit welchen sie denselben erreichen, über welche sie zur Erreichung desselben verfügen soll, im Diesseits. Grundlos und ganz aus der Luft gegriffen wäre demnach eine Beschränkung auf Unsichtbares oder auf Nichtjuristisches, oder auf Privatverhältnisse. Im Gegentheil: die Beschränkung auf Unsichtbares oder auf Nichtjuristisches würde den Worten Christi jeden vernünftigen Sinn entziehen; denn gehören nicht selbst die Lehre, die Verwaltung der Sacramente, diese innersten Angelegenheiten der Kirche, zum Theil der sichtbaren Außenwelt an? Setzen nicht beide in der Kirche, welche sie handhabt, für gewöhnlich die Jurisdictionsgewalt, also eine wahrhaft juristische Gewalt voraus? Noch mehr! Sobald man nur von Vollmachten spricht, — und von solchen ist doch zweifelsohne in jenen Worten die Rede, — sobald spricht man auch schon von einem juristischen Verhältniß. Oder wo ist ferner in jenen Worten auch nur eine Spur zu entdecken von einem Unterschied zwischen Gewalt über Einzelne oder über Staaten? Mit welchem Rechte könnte man in jenen Worten zwar die Vollmacht erblicken, den Einzelnen Fasttage oder Steuerbeiträge vorzuschreiben, nicht aber das Recht, von den Staaten zu verlangen, was Sache der Staaten ist, die Hülfe des weltlichen Armes, die Unterwerfung unter das kirchliche Lehramt?[1] Christus hat nun einmal zur Kirche gesprochen, und Niemand kann an diesem Worte rütteln: „Was immer du binden wirst auf Erden, wird gebunden sein auch im Himmel; und was immer du lösen wirst auf Erden, wird gelöst sein auch im Himmel."

Kürze halber unterlassen wir es, auf die Parallelstelle (Matth. 18, 15 ff.) in gleich ausführlicher Weise einzugehen. Nur flüchtig wollen wir darauf hindeuten, wie gerade eine juristische, nämlich eine richterliche Gewalt sich in derselben ausgesprochen findet, und wie beide Stellen einander verstärken.

Wer nach anderweiter Ermahnung zuletzt auch die Kirche nicht hört, den soll man als einen Heiden und Zöllner ansehen dürfen. „Wahrlich, ich sage euch," fügt Jesus, zu seinen Jüngern gewandt, unmittelbar hinzu, „was immer ihr binden werdet auf Erden, wird gebunden sein auch im Himmel; und was immer ihr lösen werdet auf Erden, wird gelöst sein auch im Himmel." Welche Gedankenverbindung ist nun zwischen beiden Sätzen? Es zeigt sich keine andere, als die, daß die

---

[1] Vgl. über die Praxis der Kirche in dieser Beziehung: Trident. s. 25. c. 22. de Regular. in fine.

Gewalt zu lösen und zu binden den Grund enthält, weßhalb der, welcher die Kirche **nicht** hört, „für einen Heiden und Zöllner" gelten soll. Was anderes aber liegt **hierin**, als eine richterliche Stellung der Kirche? als eine öffentliche Gewalt der **Kirche**, kraft deren sie ein Recht hat, gehört zu werden? Denn, welchem Vernünftigen **würde** es einfallen, einem Spanier zu sagen: wenn du den und den russischen Gerichtshof oder diese türkische Feuerversicherungsgesellschaft nicht hörst, so giltst du als schlechter Spanier!

7. Aber welcher Wald von Bedenken erhebt sich sofort gegen eine so haarsträubende Theorie aus dem Mittelalter! Es heißt ja die Kirche zum „Staat im Staate" machen, sie gar in verschiedener Beziehung über den Staat stellen! Mit solchen Principien kann ja kein Staat bestehen! Diese Theorie verstößt gegen unveräußerliche Hoheitsrechte des Staates! — und wie sonst alle diese Redensarten noch heißen. Wir wollen uns die Mühe sparen, solche Phrasen zu widerlegen; nur diese Eine Bemerkung genüge: gesetzt, kein Staat könnte mit solchen Theorien bestehen, was folgt daraus? Einfach dieses, daß es seit Christi Zeiten keine zu Recht bestehenden Staaten mehr gebe. — Daß es der katholischen Kirche nicht einfällt, solche Behauptungen aufzustellen, weiß jedes katholische Kind aus seinem Katechismus; die Gegner aber stehen vor der unabweisbaren Alternative, entweder den Beweis für die Rechtstitel der katholischen Kirche zu entkräften, oder aber dieselben gelten zu lassen mit allen Consequenzen, welche immer daraus hervorgehen. Ein Drittes gibt es nicht. Daß aber keine Vernichtung der staatlichen Souveränetät auf dem weltlichen Gebiete daraus hervorgeht, haben wir schon früher dargethan.

Indem wir also die Zeit mit derartigen trivialen Einwendungen nicht verlieren mögen, soll jedoch ein Einwurf nicht unberücksichtigt bleiben, welcher immerhin einigen Schein von Wahrheit besitzt. Wenn Christus, so könnte man sagen, die Kirche nach der juristischen Seite hin reichlich mit Allem ausgestattet hat, dessen sie irgendwie bedarf, warum hat er sie nicht in gleich freigebiger Weise mit physischer Macht versehen? Das Letztere ist augenscheinlich nicht der Fall; also müssen wir auch die Freigebigkeit Christi in ersterer Beziehung in Frage stellen.

Die Antwort ist eine doppelte. Zunächst können wir mit vollem Rechte sagen: Christus hat in der That, so viel an ihm lag, auch für die physische Macht gesorgt, eben dadurch, daß er der Kirche das Anrecht verlieh auf den Beistand der Staaten. Lassen es diese an sich fehlen, so fällt die Schuld nicht auf den Stifter der Kirche. In ähnlicher Weise will Gott, daß Alle selig werden; er legt darum den Eltern die

Pflicht auf, für das Seelenheil der Kinder zu sorgen; sterben dieselben ohne Taufe, so ist das nicht die Schuld Gottes. Nur ist hier die Schwierigkeit, wie jedem Theologen bekannt ist, noch größer, als in dem vorliegenden Falle. Eine mangelnde Rechts=Ausstattung der Kirche würde zurückfallen auf ihren Stifter; eine Vereitelung der Plane Gottes durch die Pflichtvergessenheit menschlicher Behörden fällt nicht zurück auf ihn.

Obgleich diese Antwort genügen könnte, so wollen wir doch eine andere nicht übergehen, welche noch mehr die übergroße Liebe und Vorsorge zeigt, mit welcher Christus seine Kirche versorgt. Er wollte, daß sein Werk nicht vereitelt werde durch Männer, wie Diocletian, Julianus Apostata und ihres Gleichen. Das erforderte, daß er mitunter weiter ging als durch bloßes Verleihen von Rechtstiteln; das erforderte zu Zeiten das Eingreifen einer physischen Gewalt, einer besonderen göttlichen Vorsehung, deren Wirklichkeit nur der Blinde in der Geschichte der Kirche zu verkennen vermag. Wenn es also feststeht, daß sowohl die physische Hülfe als gewisse juristische Vollmachten, für einige Fälle wenigstens, der Kirche nothwendig waren, was ergibt sich daraus? Etwa daß Christus „ein Reich von dieser Welt" stiften mußte, indem er auch die ganze Fülle physischer Gewalt neben den juristischen Vollmachten der Kirche als Aussteuer auf den Weg gab? Keineswegs. Denn zwischen Beiden besteht eine wesentliche Verschiedenheit. Wenn Gott die Absicht hatte, daß die Kirche auch nur einmal im Laufe der Geschichte diese oder jene juristische Vollmacht als unabhängige von Gott verliehene Vollmacht sollte üben können, so mußte er ihr dieselbe gleich von Anfang an mitgeben; denn es lag nicht in seinem Plane, nach Stiftung der Kirche neue gesetzgeberische Acte eintreten zu lassen; es schadete nicht, wenn für gewöhnlich die Vollmachten der Kirche theilweise unbenutzt ruhten.

Wollte er aber hie und da mit physischer Gewalt der Kirche zu Hülfe kommen, so konnte er diese Hülfe selbst übernehmen und durch die Fäden seiner Vorsehung bewerkstelligen. Denn diese sollte nicht ruhen, wie die göttliche Gesetzgebung. Er erreichte dadurch, daß er je nach dem eigenen Bedürfniß der Kirche diese in den Glühofen der Verfolgung legen oder sie frei aufathmen lassen konnte; er erreichte dadurch, daß die Kirche im Erdulden ungerechter Verfolgung ihrem göttlichen Meister ähnlich ward. „Ein Reich von dieser Welt", welches sich über die ganze Erde erstreckte, würde diesen Plan Gottes vereitelt haben.

Wollen wir hiermit etwa sagen: alle Verfolgungen der Kirche seien

eine Wohlthat? Keineswegs. Denn Gott läßt Vieles zu, was er zu noch größerem Heile der Menschen hindern könnte. So wäre es ihm möglich, alle Einzelnen mit Gnaden derart zu überhäufen, daß Niemand verloren ginge; er thut es nicht. Aber dennoch ist der Einzelne schuld an seinem Verderben. Dasselbe gilt von den Staaten. Wir glauben, daß die Josephinische Knechtung der Kirche ein großes Unglück war; aber sie kommt nicht auf Rechnung Gottes. Wie viel demnach von allen Verfolgungen der Kirche eine bloße Zulassung Gottes ist, und seine Erklärung findet durch die erste oben angedeutete Lösung, — wie viel dagegen Gott zum Heile der Menschen in seinen Weltplan positiv aufnimmt, so daß es nach der zweiten Lösung sich erklären läßt, — das müssen wir in tiefster Ehrfurcht den unerforschlichen Rathschlüssen Gottes überlassen. Daß die Staats-Übergriffe der letzten Jahrhunderte im Allgemeinen ein großes Unglück waren, glauben wir ohne Anmaßung sagen zu dürfen.

So steht, wenn auch factisch seit Jahrhunderten geschmäht und verletzt, dem Rechte, und zwar dem göttlichen Rechte nach unverletzlich das Wort unserer Vorväter:

„Zwei Schwerter hat Gott auf Erden gesetzt, zu beschirmen die Christenheit: dem Papste das geistliche, dem Kaiser das weltliche.“ [1] So stehen fest insbesondere die Worte Christi: „Was immer du binden wirst auf Erden, wird gebunden sein auch im Himmel.“ Die Mißachtung dieses göttlichen Verfassungsrechtes der Christenheit hat seit drei Jahrhunderten die civilisirte Welt bis an den Rand des Verderbens geführt. Nur die Rückkehr zu demselben kann Heil bringen für Zeit und Ewigkeit. Nur in der Kirche und in ihrer freien Entfaltung ist Heil für die Einzelnen und für die Völker.

L. v. Hammerstein S. J.

Belgische Seminaristen unter Napoleon I.

Wie mit eisernen Klammern kann der Staat die Kirche umspannen, — will er ihr übel, sieht er es auf ihre Schädigung ab. Das ist das Vorrecht der Gewalt. Dieser Gewalt sind die Personen, ist die Habe

[1] Sachsensp. § 1, Art. 1.



der Gläubigen, sind die zeitlichen Besitzthümer der Kirche preisgegeben. Sich ihr zu entziehen, ist häufig unmöglich. Wo nicht nur kein Wohlwollen, wo nicht einmal Gerechtigkeit mehr waltet, da wird, in Ansehung des Äußeren, ein völlig ungleicher Kampf geführt, der offenbar mit der Vernichtung des Schwächeren enden würde, griffe nicht endlich Gott selber im vorherbestimmten Augenblick ein.

Am deutlichsten tritt diese Schädigung durch die Gewalt zu Tage, wann und wo immer die allgemeine Wehrpflicht erzwungen werden will. Keine Kirche ohne Priester! Diese Priester müssen herangebildet werden. Nur stufenweise und nach Zwischenpausen steigt man in der katholischen Kirche zum Priesterthum hinan. Schon die drittletzte der sieben Weihen bindet den jungen Leviten dauernd, legt ihm die Pflicht der Ehelosigkeit auf, hält ihn zum Breviergebete an, d. h. zur regelmäßigen Abbetung der priesterlichen Tageszeiten. Gewisse Altersstufen sind für die einzelnen Weihen festgesetzt; Dispensen davon werden nur für verhältnißmäßig kleine Zeitfristen ertheilt.

Das Waffenhandwerk, selbst zur Friedenszeit, ist mit dem Studium der Theologie schlechterdings nicht vereinbar, — am allerwenigsten mit dem Priesterthume selbst. Dieß erkennt, dieß fühlt ein Jeder. Abgesehen von der ganz fremdartigen Thätigkeit, die auch mit der späteren Zukunft des angehenden Geistlichen in einer Beziehung nicht stehen kann, da ja dem Priester jeglicher Kampf, jener der Nothwehr ausgenommen, untersagt ist: würde der Kleriker im bunten Rock, was Sittlichkeit und Religiosität angeht, so großen Gefahren ausgesetzt, daß er, auch wenn er nach geleisteter Wehrpflicht noch des Sinnes wäre, Priester zu werden, vielfach nur unter schweren und langwierigen Kämpfen das hohe sittliche Ziel erreichen könnte, das ihm die Priesterweihe steckt.

Deßwegen haben vernünftige Staaten in der richtigen Erkenntniß, daß die Religion, von ihren berufenen Dienern geübt und gepflegt und in den Herzen der Menschen durch die Verkündigung des göttlichen Wortes und die Spendung der kirchlichen Gnadenmittel gefördert, wohl sicher auch dem Staate zu Gute kommt, stets für die Kleriker die Ausnahme zugelassen und, die besonderen Verhältnisse dieser Klasse der bürgerlichen Gesellschaft berücksichtigend, wohlwollende Bestimmungen getroffen.

Nur die Tyrannei, auf dem Gipfel des Übermuthes angelangt, hat irgendwann vorübergehend den Versuch gemacht, den Dienern der Altäre die Uniform und den Säbel aufzudrängen und, wenn möglich, jeglichen

Beruf zum Priesterthum durch die schonungsloseſt verweigerte Ausnahme hintanzuhalten.

Das traurigſte Schauſpiel dieſer Art wird uns in der Geſchichte des großen franzöſiſchen Tyrannen Napoleon I. vorgeführt. Dieſe Epiſode voll der himmelſchreiendſten Ungerechtigkeit und voll namenloſen Wehes iſt die an belgiſchen Seminariſten in den Jahren 1813 und 1814 verübte Gewaltthat. Wir haben hierüber authentiſche Aufzeichnungen, welche von einem der damaligen Märtyrer, dem P. Van der Moere, herrühren [1]. Es dürfte ſich in der Jetztzeit, die ſo manche Härte, ja Grauſamkeit früherer Tage auffriſcht, der Mühe lohnen, dem erwähnten Gewährsmann folgend die Hauptbegebniſſe jener Leidensperiode der belgiſchen Kirche und zumal des Bisthums Gent darzuſtellen.

Es war auf dem Pariſer Nationalconcil von 1811, auf welchem Moriz von Broglie, Biſchof von Gent, die leicht erregbare Wuth des Frankenkaiſers auf ſich gezogen hatte und als Opfer ſeiner Rache fallen ſollte. Die Biſchöfe hatten den fein geſponnenen Plan des Kaiſers zerriſſen und ſich geweigert, zu erklären, die biſchöflichen Stühle könnten bei dem damaligen Nothſtand der Kirche, weil der Papſt gefangen in Savona ſaß, ohne die päpſtliche Genehmigung beſetzt werden. Am 10. Juli legte die Commiſſion der Verſammlung eine ablehnende Antwort vor und am Abend desſelben Tages erſchien das Decret, das Concil aufzulöſen. Drei Biſchöfe jedoch erſchienen den kaiſerlichen Augen beſonders ſtrafwürdig, weil ſie die Verführer der Übrigen ſeien und daher ſollten ſie als vorzugsweiſe ſtaatsgefährliche Unterthanen erfahren, was es heiße, die omnipotente Staatslaune zu reizen.

In der Nacht vom 11. zum 12. Juli wurden dieſelben, nämlich Mſgr. de Boulogne von Troyes, Mſgr. de Broglie von Gent und Mſgr. Hirn von Tournay, aus den Betten geholt und mit den Theologen der zwei letztern Biſchöfe, den Herren Van de Velde und Duvivier, in den Kerker zu Vincennes geworfen. Hier ſparte man weder Liſt noch Gewalt, die Biſchöfe zur Abdankung zu vermögen, um nachgiebigere Perſönlichkeiten an ihre Stelle zu ſetzen. Endlich wurde die Welt mit einem ſog. Verſprechen, dat. 22. Nov. 1811, überraſcht, die Biſchöfe wollten ſich in die Regierung ihrer Diöceſen nicht mehr einmiſchen. Das genügte

[1] „De Jonge Leviten van het seminarie van Gent, te Wezel, de Parys, enz.“ „Récit de la persécution endurée par les Séminaristes du diocèse de Gand en 1813 et 1814, par J. Van der Moere S. J.“ Gand, Van der Schelden, 1863.

aber dem Tyrannen noch nicht. Besonders hart war das Loos des Bischofs de Broglie, der in den verschiedensten Kerkern und Verbannungsorten herumgeschleppt, endlich nach Dijon gebracht wurde. Hier verlangte der Unterpräfekt eine bestimmtere Abdankungs-Urkunde. Acht Stunden lang kämpfte der Prälat, erschöpft durch Krankheit und Entbehrungen aller Art, gegen die Zumuthung. Als jedoch endlich Todesdrohungen fielen, wankte er und unterschrieb am 8. Juli die vorgelegte Erklärung. Allein alsbald befiel ihn die bitterste Reue, welcher er in einem Schreiben an den heiligen Vater und in einem Hirtenbriefe an seine Diöcesanen Ausdruck verlieh. Als ihm daher am 30. Nov. 1813 eine neue, noch eingehendere Verzichtleistung abverlangt wurde, widerstand er unerschütterlich.

Natürlich gerieth das Bisthum Gent durch den Verzicht seines Oberhirten vom Nov. 1811 in die größten Schwierigkeiten. Der Cultusminister befahl dem Domkapitel, an die Stelle der Generalvikare Kapitularvikare zu ernennen und somit das Bisthum als rechtmäßig erledigt zu betrachten. Das Kapitel aber antwortete, ein Bischofssitz werde nicht durch die bloße Abdankung eines Bischofs erledigt, sondern erst dann, wenn der Papst dieselbe angenommen habe. Merkwürdigerweise schritten indessen wenige Tage später, trotz dieser Erklärung, wahrscheinlich durch den Präfekten eingeschüchtert, sechs Domherren zur Wahl von drei Kapitularvikaren. Unter den Erwählten befand sich einer der bisherigen Generalvikare, Herr de Meulenaere. Derselbe, obschon in den Augen der weltlichen Behörde als Kapitularvikar fungirend, verpflichtete sich doch vor dem Domkapitel, nicht in Kraft der eben geschehenen Wahl, sondern als vom Bischof zugleich mit Hrn. Goethals ernannter Generalvikar die Diöcese zu verwalten. Dieß dauerte bis Juli 1813. Nun hatte aber Napoleon im April desselben Jahres einen Domherrn von Dijon, de la Brue de Saint-Bauzille, zum Bischof von Gent ernannt und dem Genter Kapitel eröffnen lassen, es habe nunmehr diesem de la Brue die Vollmachten eines Kapitularvikars zu übertragen. Dessen weigerte sich de Meulenaere und begründete seine Weigerung in einem Schreiben an das Ministerium auf das Triftigste. Keine Antwort erfolgte, bis er, im Anfang Juli auf die Präfektur gerufen, den in den schärfsten Ausdrücken abgefaßten und mit Drohungen gespickten ministeriellen Befehl erhielt, sich zu fügen.

Am 8. Juli kam de la Brue in Gent an, mit ihm sein Sekretär, ein gewisser Maxime Seguin de Pazzis, ein rücksichtsloser, unüberlegter,

hochfahrender Mann, welcher glaubte, Alles durchsetzen zu können. Kaum angelangt, bedrängte Pazzis das Domkapitel, daß es de la Brue zum Kapitularvikar erwähle. De Meulenaere gab nicht nach, schrieb vielmehr abermals an's Ministerium und legte seinen Standpunkt klar. Da traf die Nachricht ein, Bischof de Broglie habe am 8. Juli zum zweiten Male abgedankt. Der Minister schickte das Dokument, von de Broglie unterzeichnet, an de la Brue, und dieser ließ sofort Abschriften anfertigen und an sämmtliche Dekane des Bisthums gelangen. Indessen legte kaum der eine oder der andere Geistliche Werth auf dieses Schreiben; merkten ja doch Alle, daß die Entsagung nur erpreßt worden, und war ja einem Jeden wohl bekannt, daß eine Abdankung erst durch Annahme von Seiten des heiligen Stuhles rechtskräftig werde.

Leider ließ de Meulenaere sich irre machen und von de la Brue gewinnen. Auf des Letzteren erneutes Drängen berief de Meulenaere das Domkapitel am 22. Juli. Nur drei Domkapitulare von acht waren zugegen; einer war gestorben, einer hatte seine Stelle niedergelegt, und die Herren Goethals und Martens durften sich aus ihren Verstecken nicht hervorwagen. So wählten denn die vier Anwesenden die Herren de la Brue, de Meulenaere und de Loen zu Kapitularvikaren. Es liegt auf der Hand, daß diese Wahl unkanonisch war. Selbst bei thatsächlicher Erledigung des Bisthums Gent würde de la Brue's Erwählung unstatthaft gewesen sein; denn die Kirchengesetze verbieten ausdrücklich, daß sich der bloß e r s t e r n a n n t e Bischof in die Verwaltung seiner künftigen Diöcese mische. So war denn nun ein Schisma herbeigeführt, welches der Diöcese Gent überaus gefährlich werden konnte. Merkwürdiger Weise traten von ungefähr 1200 Priestern im Ganzen höchstens 30 auf Seite der neuen Kapitularvikare; alle übrigen fuhren fort, Herrn Goethals als ihren rechtmäßigen geistlichen Obern anzuerkennen.

Nun kam der fatale 25. Juli, ein Sonntag. Es war Sitte, daß an den Sonntagen je 36 Seminaristen dem feierlichen Gottesdienste in der Domkirche anwohnten. Nachdem sich jedoch des Morgens zwischen 8 und 9 Uhr das Gerücht verbreitet, Herr de la Brue werde als neuerwählter Kapitularvikar im Chor erscheinen, blieben aus freiem Antrieb 32 Seminaristen daheim. Ein Gleiches geschah des Nachmittags; nur schloß sich jetzt den 32 noch Einer an, welcher des Morgens von de la Brue's beabsichtigtem Kirchengang keine Kunde erhalten hatte. De la Brue nahm im Chor den Platz des Generalvikars ein; ihm zur Seite

befand sich de Pazzis, welcher mehr noch, als sein Herr, vor Zorn und Wuth vergehen zu wollen schien.

Ein von den drei Kapitularvikaren unterzeichneter Brief, der in den drohendsten Ausdrücken das Erscheinen der Seminaristen verlangte, blieb unbeantwortet, weßhalb de la Brue und Pazzis es vorzogen, zur Vesper nicht mehr in den Dom zu kommen. Abends gegen halb 7 erschienen de Meulenaere, de Loen und Pazzis an der Pforte des Seminars. „Im Namen Napoleons, des Kaisers der Franzosen und Königs von Italien", rief de Pazzis, „im Namen des kaiserlichen Obertribunals befehle ich, daß die Thüre geschlossen bleibe." Pazzis nahm die Schlüssel an sich und ließ den Vorsteher rufen. In Abwesenheit des Präsidenten Herrn Van Hemme erschien der Direktor Herr Van den Driesche. Auf de Pazzis' Frage, ob er die erwählten Kapitularvikare anerkenne, antwortete Van den Driesche mit einem kräftigen „Nein". Nun verlangte Pazzis mit den Seminaristen zu sprechen, und zwar im Speisesaale, wohin sie sich nach dem Abendgottesdienste begeben hatten. Umsonst bemühte sich Van den Driesche, welcher den unliebsamen Ausgang der Geschichte voraussah, Herrn de Pazzis von diesem Vorhaben abzubringen; umsonst erbot er sich, mit Herrn de Meulenaere allein hinzugehen; umsonst machte er den Vorschlag, die gewohnten Ferien früher anfangen zu lassen. Es half nichts, Pazzis wollte Alles selber abmachen. Nun folgte eine widerliche Scene. Pazzis fuhr die Seminaristen hart an und warf ihnen vor, sie hätten „verbrecherisch vor Gott und den Menschen gehandelt." Auch de Meulenaere sprach, nachdem die Seminaristen die Standrede Pazzis' mit Murren beantwortet. Endlich schloß de Pazzis mit den Worten: „Morgen werden Sie das gegebene Aergerniß wieder gut machen; Alle haben vor mir zu erscheinen; ein Jeder hat schriftlich zu erklären, daß er die Wahl der drei Kapitularvikare anerkennt. Vermißt sich einer, die Unterschrift zu verweigern, so wollen wir schon dafür sorgen, daß sein Name an die rechte Stelle kommt. Sie haben sich Alle zu unterwerfen; wenn nicht, so verlassen Sie morgen das Seminar und ziehen den Soldatenrock an." Auf diese Worte brach der mühsam verhaltene Unwille der Seminaristen donnerähnlich los: „Wir gehen," riefen sie Alle, wie aus einem Munde, „wir gehen Alle, — nicht erst morgen, — heute noch, jetzt gleich. Lieber Soldaten, als Schismatiker!" Da stieg der Direktor, Herr Van den Driesche, auf eine Bank. Ein Wink, und der Lärm verstummte; Alle kehrten auf ihre Plätze zurück. „Meine Herren," sprach Herr Van den Driesche, „Sie kennen meine

Grundsätze; haben Sie Vertrauen zu mir; ich werde Ihnen nachher sagen, was zu thun ist. Wenn es sein muß, so verlasse ich das Seminar mit Ihnen." Allgemeiner Beifall. — Pazzis entfernte sich schweigend mit de Meulenaere und de Loen. „Sie sehen, meine Herren," sagte Van den Driesche, „welche Folgen Ihr unüberlegter Schritt gehabt hat; das Seminar befand sich im tiefsten Frieden, — Sie haben den Aufruhr und die Verwirrung hereingebracht." Um 8 Uhr Abends versammelte der Direktor die Alumnen in der Kapelle und eröffnete ihnen, das Seminar sei aufgelöst; wer wolle, könne es noch am Abend verlassen, — jedenfalls würde am andern Tag von Morgens 4 Uhr an die Pforte offen stehen.

Montags früh verabschiedete Herr Van den Driesche die Seminaristen. „Ich habe mir Rathes erholt," sagte er, „und man ist der Ansicht, daß ich Sie nicht länger hier zurückhalten soll. Ach, ich sehe es klar vor mir, daß Sie einer schweren Verfolgung entgegen gehen; aber — wanken Sie nicht. Sie leiden für Gottes Ehre und in seinem Dienst, Sie leiden aus Liebe zu ihm, — Er wird auch Ihre Stärke sein..... Wenn ich mir vorstelle, was nun Ihrer wartet, und wenn ich daran denke, daß jetzt dieses zahlreiche, blühende Seminar zu Grunde geht, und damit die Hoffnungen unserer ausgedehnten Diöcese, und daß man Sie jetzt wie Übelthäter verfolgen wird . . ., so bricht mir das Herz vor Schmerz." Die jungen Leute umarmten sich, sprachen einander Muth ein und gaben sich das Wort, lieber Alles zu erdulden, als Verräther an der Kirche zu werden. „Man will uns in's Schisma treiben," sagten sie, „aber lieber das Leben lassen, als gegen unser Gewissen handeln."

Der 27. Juli brachte ein fulminantes Dekret des Präfekten des Departements der Schelde (Gent), und der 30. ein nicht minder scharfes des Präfekten des Departements von Brügge; die Seminaristen des letzteren Departements wurden für den 5. August einberufen, diejenigen des ersten auf einen später zu bestimmenden Tag. Zu den vorerwähnten (Brügger) Seminaristen rechnete das Dekret auch diejenigen jungen Leute, welche noch den Gymnasialstudien oblagen, sich aber schon zum Eintritt in das Seminar gemeldet hatten. Für die Genter wollte man noch das Ergebniß der Procession vom 5. August abwarten.

Die Seminaristen von Brügge hielten es für eine Ehrensache, am bestimmten Tage auf der Präfektur zu erscheinen, galt es ja, Zeugniß abzulegen von ihrer Treue gegen die Kirche, von ihrer Anhänglichkeit

an den rechtmäßigen Bischof und die zuständige geistliche Obrigkeit. Man behandelte sie mit Härte. „Wollen Sie Herrn de la Brue anerkennen und in's Seminar zurückkehren?" so fragte man einen Jeden. „Nein," war die Antwort eines Jeden. Darauf hin ließ man die Diakone und Subdiakone vorläufig frei und berief sie auf einen spätern Termin, auf den 24. August. Die Vorgänge jedoch im Departement der Schelde belehrten die Brügger Diakone und Subdiakone über das, was sie zu erwarten hätten; sie kamen nicht zum Vorschein. Nur zwei von ihnen, ein Diakon und ein Subdiakon, fielen später den Häschern in die Hände und wurden gefesselt nach Paris geschleppt. — Für die Übrigen endete das Verhör vom 5. August damit, daß ihrer 28 der kaiserlichen Garde in Paris, die andern 60 der Departementsgarde zugeschrieben wurden. Von den erstern wurden die einen zu Paris, die andern zu Courbevoie eingekleidet. Die neuen Departementssoldaten wurden sofort in die Kaserne geführt und in alte Monturen gesteckt. Bereits am gleichen und am nächsten Tage sah man sie Karren durch die Straßen ziehen, exerciren, Schildwache stehen u. s. w.

Mittlerweile hatte Napoleon die Vorfälle in Gent erfahren. Das Vorgehen wider die „refraktären" Seminaristen war ihm nicht streng genug: sie sollten alle nach Wesel abgeführt und in die Strafcompagnie eingereiht werden. So machten sich denn die Brügger Seminaristen am 18. August auf den Weg und langten, von Gensdarmen escortirt, am 1. Sept. in Wesel an. Man hatte den jungen Leuten ihre Uniformen wieder genommen und dafür die ihnen zugehörigen Beinkleider und Strümpfe gegeben, dazu bekamen sie weiße oder bunte Westen, abgetragene Röcke und Jacken; die Einen trugen Militärkappen, Andere runde Hüte, wieder Andere hatten nur Nachtmützen. In diesem erbärmlichen Aufzug mußten sie die Reise machen.

Im Departement der Schelde hatte man, wie gesagt, den Ausgang des Napoleonstages, 15. August, abgewartet. Er war kläglich. Die ganze Procession zu Gent bestand aus 12 Geistlichen, nämlich dem Staatsbischof Herrn de la Brue und seinem Sekretär, den Wählern vom 22. Juli, 3 Pfarrern der Stadt und 3 andern Priestern. Nicht einmal die Bruderschaften gingen mit. Die sieben andern Pfarrer von Gent hielten die Procession im Innern ihrer Kirchen; dafür wurden sie des andern Tages vom Kaiserlichen Vikariat suspendirt. Ein Gerichtsbote überbrachte ihnen die Sentenz, sie wurde an den Kirchenthüren angeschlagen und dem Kirchenvorstand mitgetheilt, die Schuldigen hätten

„sich sofort aller Functionen zu enthalten", sie dürften „nirgends im Bereich der Diöcese Messe lesen". Der gewaltthätige Stil des unqualificirbaren Dokumentes ließ unschwer den Verfasser errathen, Herrn de Pazzis, — denselben, der eben noch, als echter Staatsprediger, den guten katholischen Flamändern Folgendes von der Kanzel herab zu bieten gewagt hatte: „Es ist dem Redner, dem am heutigen Nationalfeste die Aufgabe zugefallen, das Wort zu ergreifen, ein Leichtes, Enthusiasmus zu erregen, es wird ihm nicht schwer, seine Zuhörer mit edlem Stolz zu erfüllen, — er braucht sie nur daran zu erinnern, daß sie Christen sind und Katholiken, Katholiken und Franzosen — unter der Regierung des großen Helden, der über uns herrscht." — Dem Interdikt maß Niemand Gültigkeit bei, vielmehr büßte nun das ungesetzliche Vikariat den letzten Rest etwaiger Achtung ein. Wohl regierte es, commmandirte, drohte, — Niemand hörte, Niemand folgte. So weit war es gekommen, daß man seine Befehle geradezu verhöhnte. Der Pfarrer von Moen, zum Beispiel, hatte die Ernennung zu einer Pfarrei höhern Ranges erhalten; er schrieb unter das Dekret, welches er sofort zurückschickte, folgende Worte des 49. Psalmes: „Non accipiam de domo tua vitulos, neque de gregibus tuis hircos, von deinem Hause nehme ich keine Kälber an, und die Böcke deiner Heerde kannst du selbst behalten."

Die mißglückte Procession vom Napoleonstag benahm dem Departementspräfekten jegliche Hoffnung auf ein besseres Einvernehmen. Deßwegen berief sofort ein Circular die Alumnen zum 18. August, 10 Uhr, in's vormalige Kapuzinerkloster zu Gent. Es erschienen 77. Zwei von ihnen, vornehmen Familien angehörig, hatte man vorerst in die Uniform der Kaiserlichen Ehrengarde gesteckt; als sie jedoch wiederholt die Anerkennung de la Brue's verweigerten, riß man ihnen die reiche Uniform vom Leibe, sperrte sie in's „Rasphuis" (Zwangsarbeitshaus) und brachte sie später nach Paris, in's Gefängniß St. Pélagie, endlich von da an die spanische Grenze. Vier wurden unter der Aussage, die Übrigen aufgehetzt zu haben, gleichfalls in's Gefängniß geschleppt. Keiner der Gründe, welche von Einzelnen zu Gunsten ihrer Befreiung vom Militärdienste angebracht wurden, fand Berücksichtigung; selbst die Schwächsten sollten in die Strafcolonne eingereiht werden. Nun folgten herzzerreißende Scenen. „Viele Eltern aus der Stadt und den umliegenden Ortschaften," schreibt P. Van der Moere, „welchen die üble Behandlung ihrer Söhne bereits zu Ohren gekommen, fanden sich ein, um ihre

Kinder noch einmal zu umarmen und sie mit Geld und Kleidern zu versehen. Diejenigen Seminaristen namentlich, welche gehofft hatten, auf Grund körperlicher Gebrechen freizukommen, hatten sich weder daheim verabschiedet, noch genugsam mit Reisegeld versehen. Die Wachen behandelten die Eltern roh, machten ihnen Grobheiten und trieben sie mit Säbelhieben zurück." „Ich habe es mit eigenen Augen gesehen," sagte ein Zeuge, „und nie wird der Anblick dieser Rohheit meinem Gedächtnisse entschwinden, — ich habe es mitangesehen, wie eine Mutter nahe daran war, in Ohnmacht zu fallen, weil man ihr ihren Sohn aus den Armen riß; man schlug sie mit der Säbelklinge auf den Leib." Um sich der Eltern zu entledigen, sagte man ihnen, sie könnten ihre Söhne des andern Tags noch einmal sehen. Allein schon um 3 Uhr Morgens ging es fort, nach Alost. Die Seminaristen marschirten in der Mitte, Tambour voran; rechts und links eine Doppelreihe von Gensdarmen und Soldaten der Departements-Miliz. Ordre war gegeben, Jeden niederzuschießen, der den Versuch wagen würde, zu entrinnen. Halbwegs, in Oordeghem, wurde Halt gemacht, und die Seminaristen durften in einem Stalle ein wenig ausruhen. Zwischen Oordeghem und Alost holten viele Eltern, welche von Gent zu Wagen nachgeeilt waren, ihre Söhne ein. Bei Ankunft des traurigen Zuges war ganz Alost auf den Beinen. Die lange Reise der Seminaristen, zum Theil noch in ihren geistlichen Kleidern, die escortirende Mannschaft, dahinter die Wagen der Eltern und Angehörigen, — ein trauriger Anblick. Fast zur gleichen Zeit mit den Seminaristen traf an den Thoren des Gefängnisses eine Diebsbande ein, geknebelt und von Gensdarmen geführt. Der Unwille des Volkes machte sich in so drohender Weise Luft, daß sich die Behörden bewogen fanden, den Seminaristen gegen Caution zu gestatten, die Nacht in Privathäusern zuzubringen. Am andern Morgen wurde schmerzlicher Abschied genommen, und fort gings auch mit dieser Schaar nach Wesel. Hier führte man sie indessen nicht durch die Stadt, sondern brachte sie durch einen unterirdischen Gang vom Rhein aus in die Citadelle. Der Commandant, der nicht recht wußte, welcher Gattung von Gefangenen diese Seminaristen zuzutheilen wären, ließ sie lange warten, und unsere „Sträflinge" hatten Muße, sich ihre künftige Gesellschaft, etwa fünfzig andere Gefangene, zumeist von wildem verkommenem Äußern, zu betrachten. „Dieselben waren eben damit beschäftigt, das Ungeziefer aus ihren Kleidern zu lesen," sagt P. Van der Moere, „und unterbrachen ihre Beschäftigung nur, um ihre neuen Gefährten zu be-

schimpfen und zu verhöhnen, und um mit Flüchen und Gotteslästerungen um sich zu werfen."

So fanden sich denn Anfangs September 1813 im Ganzen ungefähr 150 Genter Seminaristen in Wesel beisammen. Als „Refraktäre" waren sie auf halbe Ration gesetzt. Sie schliefen in feuchten Kasematten auf Strohsäcken. Ihre Wohnung theilten sie mit den Ratten, die so zahlreich und so unverschämt waren, daß die armen Gefangenen ihr Brod an Schnüren aufhängen mußten und selbst bei Tag keine Ruhe vor ihnen fanden. Sogar die Leichname kaum Verschiedener nagten diese gefräßigen Thiere an. Allein fast noch räuberischer als die Ratten waren die übrigen Gefangenen, meist wegen grober Verbrechen zur Festungsstrafe verurtheilt. Sie stahlen den Seminaristen, wenn sie nur konnten, das Bischen Geld und die andern Kleinigkeiten, die sie noch besaßen. Dazu die Unreinlichkeit! Nachdem der Hauptmann der Strafcompagnie, anfänglich rauh und unerbittlich, durch ein Paar schöne Epauletten, welche ihm die Seminaristen geschenkt, zugänglicher geworden, besserte sich das Loos der armen Gefangenen einigermaßen. Nun durften sie in die Stadt gehen, um sich Lebensmittel zu kaufen, und was sie sonst brauchten. Sie machten sich diese Linderung ihrer Haft zu Nutzen, namentlich um die Kirche zu besuchen und die hl. Sacramente zu empfangen. Die Einwohner von Wesel ihrerseits, insbesondere der Pfarrer Schelling, erwiesen den armen jungen Männern so viel Liebe und Theilnahme, daß diese später in ganz Belgien das Lob Wesels verbreiteten. Allmählich richteten sich die Gefangenen ganz seminarmäßig ein. Sie theilten sich in vier Divisionen, für jedes Departement zwei; die Älteren übernahmen die Obsorge für die Jüngeren; das Morgen- und Abendgebet, deßgleichen die Betrachtung und die geistliche Lesung wurden gemeinschaftlich gehalten; unter Tags vertrieb man sich die Zeit so gut es ging.

Mitte September hieß es auf einmal, die Gefangenen würden des andern Tags nach Bremen gebracht. Im Magazin wurden Kleider „gefaßt", „in welchen," wie P. Van der Moere meint, „man nicht übel einem Galeerensträflinge glich." Indessen — aus der Abreise wurde nichts; es traf die Nachricht ein, Bremen sei bereits von den Feinden cernirt.

Nun kam die härteste der Prüfungen: Krankheit und Tod. In Wesel ließen mehr Seminaristen ihr Leben, als nach Übergabe der Festung den Heimweg antraten. Anfangs konnten sie ihre Kranken

in Privathäusern unterbringen. Das währte aber nicht lange; denn die Krankheit wurde ansteckend. Scharlach und Ruhr decimirten die Garnison. Haarsträubend ist die Schilderung, welche P. Van der Moere von dem Militärlazarethe macht. „Jeder Saal enthielt 20 bis 25 Betten. In der Mitte war eine Art Mulde aufgestellt, die Entleerungen aufzunehmen." „In dem Saal, in welchem ich mich befand," schreibt einer der Wenigen, die lebendig wieder aus dem Lazarethe kamen, „fand man jeden Morgen 3, 4, zuweilen sogar 7 Leichen. Die Einen waren in ihrem Bett gestorben, die Andern, während sie sich zur Mulde schleppten, wieder Andere, indem sie über den Rand in die Mulde glitten. Die Wärter waren meistens gottlose und jeglichen Gefühles bare Menschen. Ein junger Mann von etwa 24 Jahren, Festungsgefangener, bekam die Ruhr. Vollständig erschöpft und eher einem Skelette, als einem lebenden Wesen gleichend, befand er sich schon seit einigen Tagen in einem solchen Zustande der Schwäche, daß es ihm nicht mehr möglich war, seinen Strohsack zu verlassen, und er deßhalb in Blut und Unrath schwamm. Da packten ihn die Wärter, schleppten ihn unter die Wasserpumpe, legten ihn auf den Boden und reinigten den Halbtodten mit Besen; des anderen Tages war er eine Leiche." Kam Einer in's Spital, der nichts hatte, so überließ man ihn seinem Elend; brachte Einer etwas mit, Kleider, Geld, eine Uhr: so lauerte man auf seinen Tod, oder wartete diesen nicht einmal ab. „Triftige Gründe liegen zu der Annahme vor, Herr Silos sei auf dem Sterbebette von den Wärtern erstickt worden. Die Herren Van den Daele, De Keyzer und Gonthyn hat man in „das Todtenloch" geworfen, noch ehe sie den letzten Seufzer ausgehaucht; Gonthyn starb erst auf der Schwelle. De Keyzer lag schon zwischen den Leichen, da bemerkte ein Seminarist noch ein Lebenszeichen an ihm; auf's Bett zurückgebracht, starb er erst nach einigen Stunden. Auch Van den Daele verschied erst eine Stunde später." Bald starben so viele Seminaristen, daß es den Überlebenden weder möglich war, ihre kranken Brüder so sorgfältig, wie Anfangs, zu pflegen, noch auch die Todten mit der Feierlichkeit zu bestatten, wie es bei den ersten zwei, Schelstraete aus Tronchiennes und Buyse aus Meulebecke, der Fall gewesen. Aber Alle starben, mit den heiligen Sacramenten versehen, wahrhaft im Frieden des Herrn. „Ihre letzten Augenblicke," schreibt Van der Moere, „waren ruhig und voll des Trostes. Sie sehnten sich nach der Auflösung. Wie oft redeten sie von den schönen, glücklichen Tagen, die sie im Seminar verlebt! Mit welchem Danke

und mit welcher Liebe sprachen sie von ihren guten Eltern, ihren Geschwistern und Freunden! Mit welcher Anhänglichkeit erinnerten sie sich ihrer Seelenführer und aller Derjenigen, die sie auf dem Wege der Tugend und der Wahrheit geführt! Ich habe Keinen sterben sehen, der nicht lieber heimgegangen wäre zu Gott, statt hienieden lange Jahre inmitten aller Genüsse zu leben. Sie starben so sanft, so getröstet, daß wir, die wir sie pflegten, gern mit ihnen getauscht hätten oder mit ihnen gestorben wären." Ein gewisser De Rolf namentlich starb eines so heiligmäßigen Todes, daß selbst die Soldaten und die rohen Wärter, welche diesem Schauspiele beiwohnten, auf's Tiefste gerührt waren.

Mittlerweile gerieth Napoleon immer mehr in die Klemme. Bereits war er nicht mehr im Stande, der Festung Wesel die nothwendigen Verstärkungen zu schicken. Deßhalb befahl der Kriegsminister, die Seminaristen in die Regimenter zu stecken; 62 sollten dem ersten Artillerie-Regiment, 46 dem zweiten, 20 dem achten einverleibt werden. Am 29. Oktober wurden die „Refraktäre" wirkliche Soldaten; es wurde exercirt; ein harter Dienst begann.

Vom 25. November an sah man die Kosaken bis dicht an Wesel herankommen; sie suchten die Belgier zur Desertion zu verleiten. In der That gelang es im Laufe des Dezember 3 Diakonen und 8 andern Seminaristen, und später noch einigen, aus dem Platze zu entrinnen, freilich zumeist unter großer Lebensgefahr und mit unsäglichen Beschwerden. Nach und nach umschlossen die Alliirten Wesel immer enger. Der Commandant ließ das benachbarte Büderich niederbrennen, auf eine halbe Stunde im Umkreis durfte kein Baum, kein Strauch, keine Hecke stehen bleiben; in einer einzigen Nacht ließ er 63 Bauerngehöfte einäschern. Der Dienst in der Festung auf den Wällen war hart; dazu kam der strenge Winter; während der Wintermonate raffte der Tod 5—6000 Mann von der Besatzung hinweg. Vom 1. bis 15. März kam die Garnison nicht aus den Kleidern, weil man stündlich den Sturm erwartete. Da gab es viel zu leiden. Die Seminaristen sahen einander selten mehr; der eine war in dieser, der andere in jener Batterie. An's Kirchgehen war nicht mehr zu denken. Und Viele waren bereits gestorben, Andern war die Flucht gelungen, den Zurückgebliebenen wurde das Leben nur um so härter. „Wir dachten an unsere Brüder," schreibt Van der Moere, „die im Herrn entschlafen waren, an Jene, welche sich hatten retten können, an die glücklichen Tage im Seminar, dieser geheiligten Stätte, wo wir so friedlich und brüderlich beisammen gelebt, der

Vergleich der Gegenwart mit der Vergangenheit drängte sich von selber auf; da stahl sich manche Thräne die Wange herab. Nichtsdestoweniger," meint er, „war es uns immer selbst in den schlimmsten Lagen, als stehe Jemand an unserer Seite und helfe uns. Dagegen schienen unsere Bedränger zu fühlen, daß Gott von ihnen gewichen und ihnen jetzt Alles mißlang." Einer der Alumnen, welcher im Bureau der Commandantur Verwendung gefunden, hörte einst, wie sich Officiere im Nebenzimmer unterhielten und es offen aussprachen, an ihrem jetzigen Unglück möchten wohl hauptsächlich die Genter Seminaristen Schuld sein, welche man zwischen die Soldaten gesteckt.

Während unsere unfreiwilligen Kanoniere sich noch in der schmerzlichsten Ungewißheit befanden, ob sie je ihr Vaterland und ihr theures Seminar wiedersehen würden, hatte der gerechte Gott bereits seine Strafruthe auf den gekrönten Verbrecher herabgesenkt, dessen Ehrgeiz Europa so lange zur Mord- und Brandstätte gemacht, der die Kirche ihres sichtbaren Oberhauptes gleichsam beraubt, indem er es fünf Jahre lang gefangen hielt, und der es auf nichts Geringeres absah, als die ganze Kirche sich dienstbar, den Papst und die Bischöfe zu Werkzeugen seiner Politik zu machen. Am 2. Februar 1814 mußten die Franzosen Gent räumen, am 19. entband der Herzog von Sachsen-Weimar im Namen der alliirten Mächte die Belgier ihres Eides gegenüber der französischen Regierung. Graf Beaufort, provisorisch zum Gouverneur ernannt, verlangte Umtausch der Gefangenen und bot für Einen Seminaristen je zwei gefangene Franzosen an. Der Festungscommandant von Wesel ging jedoch nicht darauf ein, vielmehr trug er sich mit dem Gedanken, die Seminaristen zu Unterofficieren zu machen. Da erklärte Beaufort den Commandanten persönlich haftbar für Alles, was von nun an den Seminaristen widerführe. Endlich, am 31. März, zogen die Alliirten in Paris ein; am 13. April unterzeichnete Napoleon zu Fontainebleau, das noch kurz vorher dem Papste zum Gefängniß gedient, seine Abdankung und trat die Reise nach Elba an. Nach und nach capitulirten die festen Plätze, die sich noch in den Händen der Franzosen befanden. Wesel übergab sich am 1. Mai; am 8. zog die Garnison mit kriegerischen Ehren ab. Beaufort hatte dem Commandanten zu wissen gethan, daß die Seminaristen keinesfalls als Bestandtheile der Garnison betrachtet werden dürften, sondern höchstens als Staatsgefangene, und daß ihnen somit vollständig freier Abzug zu gewähren sei. Man benachrichtigte deßhalb die Seminaristen am 7. Mai, sie könnten sich des

andern Morgens, eine Stunde vor Auszug der Garnison, aus Wesel entfernen. Leider mußten sie noch vorerst einem verstorbenen Mitbruder die letzte Ehre erweisen, und einen andern, welcher einige Tage später starb, todtkrank zurücklassen. Noch verabschiedeten sich die Seminaristen von den Herren Pfarrern Schelling und Lammersmann und von ihren vorzüglichsten Wohlthätern in der Stadt, besuchten zum letzten Male die Grabhügel ihrer Mitbrüder, und dann — um 9 Uhr Morgens, den 8. Mai 1814 — gings über den Rhein, der Heimath zu, nach einem Aufenthalte in Wesel, der 8 Monate und 8 Tage gedauert hatte. Es waren ihrer nur mehr 38, die aus Wesel auszogen.

Am 18. Mai trafen sie, noch in der Montur der Kanoniere, in Gent ein, wo sie ihr verehrter Oberer, Herr Van Hemme, an der Schwelle des Seminars in seine Arme schloß. Schon zu Pfingsten empfingen Mehrere die heiligen Weihen, nachdem man sie vorsorglicher Weise von der Irregularität absolvirt, der sie etwa im aktiven Dienst verfallen wären. Denn die Kirche läßt Keinen zu den heiligen Weihen zu, der Menschenblut vergossen.

So viel Leides hat der tyrannische Wille eines übermüthigen Fürsten über junge Männer gebracht, deren einziges Verbrechen darin bestand, den Gesetzen der Kirche Folge geleistet und einen Beruf nicht feige verlassen zu haben, der ihnen theuer war. Gott hat den Mann gerichtet. In den sieben Jahren auf St. Helena hatte Napoleon Zeit, über seine frühere Größe und seinen jähen Fall nachzudenken. Möchten Andere sich dieses Beispiel zu Herzen nehmen und nicht gleichfalls, von Gottes Zornruthe getroffen, in die Worte auszubrechen veranlaßt sein: „Gerecht bist du, o Herr, und gerecht ist dein Gericht!" Ps. 118.

Ad. v. Doß S. J.

Die Bulgaren und die griechisch-schismatische Kirche.

V.

Die zwölf letzten Jahre des Kampfes der Bulgaren um ihre Unabhängigkeit von den Griechen.

Der Strom der bulgarischen Bewegung sollte mit dem Augenblick zwar nicht gerade im Sande, aber doch in einem unentwirrbaren Labyrinthe verlaufen, da sie mitten auf dem begonnenen Wege zur katho-

lischen Einheit plötzlich stille stand und von der Verharrung im Schisma das Heil erwartete. Hilarion, Bischof von Makariopolis, der einflußreichste Führer, hatte, wie bemerkt, im entscheidenden Moment (30. December 1860), durch Rußland gewonnen, umgeschwenkt. Es war ihm bedeutet worden, er werde mehr ohne, als durch den Anschluß an Rom gewinnen; noch sei die Verständigung mit dem griechischen Patriarchat nicht ausgeschlossen, die Autonomie der bulgarischen Kirche könne nicht ausbleiben, und daß er sodann an ihrer Spitze stehen und das goldene Zeitalter seiner Nation anbrechen werde, unterlag keinem Zweifel.

Allein die Täuschung war vollständig. Der neuerwählte Patriarch Joachim verweigerte jedes Zugeständniß, welches die Bildung einer selbstständigen Kirche der bulgarischen Nation in sich barg, und forderte vor Allem unbedingte Unterwerfung; als Hilarion und Aksentios (Auxentius), ehemaliger Bischof von Dyrrhachium (Durazzo), der sich ihm angeschlossen, sich nicht dazu verstanden, verhängte er über sie, als Schismatiker und Usurpatoren einer ihnen nicht zukommenden Autorität, die Excommunication [1] und drang bei der Pforte auf die Bestrafung der Rebellen. Ganz türkischem Brauch und Gesetz gemäß wurden sie in der That zum Exil nach Kutaja in Kleinasien verurtheilt. Da half keine russische Verwendung, auch nicht, daß Schaaren Bewaffneter sie in Balata, einer Vorstadt Constantinopels und dem Quartier der Bulgaren, bewachten; sie wurden in die Verbannung geschleppt.

Damit war jedoch der Conflikt nicht zu Ende, der Widerstand nicht vermindert. Die Agitation wurde nun erst recht betrieben. Zunächst gingen Sturmpetitionen des ganzen Landes um Abhülfe in ihren gerechten Beschwerden nach Constantinopel ab; dem Interesse ihrer Nation müsse Rechnung getragen, dieselbe vom griechischen Patriarchat getrennt oder mindestens in der heiligen Synode und bei der Wahl des Patriarchen gebührend vertreten sein. Alsdann nahm man Bedacht, den Boden für die Zukunft zu gewinnen. Das Volk sollte belehrt, der Unterricht in allen Schichten verbreitet werden. Freilich war hier ab ovo zu beginnen. Die erste bulgarische Schule war in Philippopel, der alten thracischen Metropole, vor einem Jahrzehent (1850) eröffnet worden; das Bulgarische und das Türkische wurden in erster Linie gelehrt, aber auch das Griechische seiner

[1] Ein Auszug der bezüglichen Encyclica im Bulletin de l'Oeuvre des écoles d'Orient juill. 1861, S. 14 ff. — Als Genosse der beiden Bischöfe wird auch Paisios, Bischof von Philippopolis, genannt, doch scheint er bald gestorben zu sein.

hohen Bedeutung wegen bei aller nationalen Antipathie nicht ausgeschlossen. Aus ihr gingen die Lehrer hervor, welche die Jugend ihres Stammes aller Orten aufklären sollten. Aus eigenem Antrieb legte man sich eine Steuer von 6 Piastern (etwas über eine deutsche Mark) per Familie zur Stiftung und Unterhaltung der Schulen auf, und allmählich wurden in der eben genannten Provinz Philippopel allein 198 Elementarschulen, 180 nämlich für die Knaben, 18 für die Mädchen, gegründet [1]. Einer zweiten höheren Schule hatte sich Tatar-Bazarschik [2] zu erfreuen, jene Stadt mit vorzugsweise bulgarischer Bevölkerung, welche eine der ersten bei der Erhebung von 1860 die griechische Geistlichkeit verjagt hatte. Ließ auch der griechische Bischof die bulgarischen Schulen, wie in Monastir, schließen und nur im Griechischen unterrichten, so setzte doch das Volk endlich (1866) die Wiedereröffnung der ersteren durch. Bevorzugtere, denen das eigene Vermögen oder ein Zuschuß von Seiten der Gemeinde es gestattete, gingen in's Ausland. Reiche bulgarische Kaufleute traten in Comité's zusammen, um diese Wohlthat jungen Leuten gegen die Verpflichtung zuzuwenden, als Schullehrer in die Heimath zurückzukehren. So wurden die Schulen [3] von Paris, Wien, Bucharest, Odessa und anderen russischen Städten, und besonders auch böhmische [4] besucht.

---

[1] Dumont in einem eingehenden Bericht in der Revue des deux Mondes 1 oct. 1871. S. 544 ff. Philippopolis. Le réveil Bulgare, S. 551. Über die griechische Schule daselbst vgl. v. Hochstetter, Mittheilungen der geogr. Gesellschaft in Wien 1871, Nr. 2.

[2] Nach Dr. v. Hochstetter in Petermanns geogr. Mittheilungen, Febr. 1872, S. 83, haben die bulgarischen Volksschulen hier 400 Zöglinge, die Mädchenschule 70 Schülerinnen, die höhere Schule 60 Schüler; in den vier bulgarischen Kirchen wird der Gottesdienst in altkirchlich-slavischer Sprache gehalten; die Zinzaren besitzen nur eine kleine, erst im Jahre 1862 erbaute Kirche mit griechischer Liturgie. Der Angabe des Bulgaren Zahariew (Beschreibung des Kaza Tatar-Bazardschik) entgegen, daß die Stadt 7000 Bulgaren, worunter einige Griechen und Zinzaren, 3500 Türken, 320 Armenier ꝛc. männlicher Bevölkerung, im Ganzen über 24,000 Einwohner zählt, glaubt er die Zahl auf höchstens 8000 Einwohner reduciren zu müssen.

[3] Im Jahre 1867 zählte die Provinz Philippopel allein 5 solche junge Bulgaren zu Paris, 4 in Wien, 7 in Rußland, 2 in England, 40 in Constantinopel. Dumont a. a. O. S. 551.

[4] Lejean, der Bulgarien im Jahre 1867 durchreiste, im Tour du monde 30. Aug. 1873, S. 144; die Richtigkeit seiner Behauptung, daß in der Realschule in Tabor (?) allein an 80 junge Bulgaren herangebildet worden, können wir nicht constatiren. Die Cultur sich bei den modernen Tschechen erholen, ist jedenfalls ein origineller und unglücklicher Gedanke.

Die Presse sollte das Übrige leisten. Hier war gleichfalls Alles neu zu schaffen; denn vor dem Jahre 1840, in welchem ein Mönch des Klosters Rillo eine bulgarische Übersetzung der heiligen Schrift publicirte, und noch geraume Zeit nachher, gab es keine Werke in dieser Sprache. Für letztere war eine Grammatik Bedürfniß, bald erschienen über ein halbes Dutzend, wenn auch noch nicht völlig befriedigend, und literarische Erscheinungen mannigfaltigster Art folgten sich in Karlowitz, Wien, Belgrad, Rustschuk, in Ungarn und Rumänien. Die Tagespresse blieb natürlich nicht zurück, die Dauna (Donau), die Adrianopolis, die Makedonia, die Turcia, die Vreme (Zeit), wovon weiter unten, und andere Journale, um die bald wieder eingegangene katholische Bulgaria zu übergehen, wirkten im nationalen Sinne.

Auf diese Art erstarkte endlich die bulgarische Bewegung in dem Grade, daß von Seite der Griechen etwas geschehen mußte. Ihre Bischöfe, darunter die vier Patriarchen von Constantinopel (Sophronius), Antiochien, Alexandrien und Jerusalem, beriethen darüber in ihrer Versammlung im März 1864. Es handelte sich ernstlich darum, ob es statthaft sei, dem Begehren nach einheimischen Bischöfen zu willfahren. Allein die Autonomie der bulgarischen Kirche wäre die unzweifelhafte Folge gewesen, zwischen ihr und dem Sturz des Patriarchats von seiner ausschließlich dominirenden Höhe gab es keine ausgleichende Mitte. Unverrichteter Sache ging Alles auseinander.

Rußland befand sich in keiner beneidenswerthen Lage. Wollte es nicht das von ihm selbst angezündete Feuer ersticken, die von ihm angeregten Hoffnungen zerstören, wollte es nicht das ganze Thun seiner Diplomaten und Agenten verläugnen, den Hohn und den Zorn der gesammten panslavistischen Presse herausfordern, auf den Nimbus verzichten, in dem es als Protector der slavischen Bevölkerung des osmanischen Reiches strahlte, dann aber auch alle Sympathien des zahlreichsten seiner Stämme auf europäischem Boden verscherzen, auf die es seine Plane betreffs des „kranken Mannes" baute, dann durfte es die Bulgaren nicht im Stiche lassen. Andererseits läßt sich nicht läugnen, die zusehends wachsende Macht der Bewegung war im Stande, ihm Besorgnisse einzuflößen. Als Instrument in seiner Hand, als Keil in's türkische Reich getrieben, ist Bulgarien ihm erwünscht; ein mächtiges, auf eigenen Füßen stehendes Bulgaren- oder Serben- oder Slavenreich liegt nicht in seinen Absichten. Auch daß die Union mit Sokolski's Entführung nicht vereitelt wurde, daß sie an Terrain gewann und Popoff (1866) an seine Stelle

trat, erregte Bedenken; konnte sie nicht noch allgemeinen Anklang finden? Endlich schien es denn doch zu gewagt, mit den Griechen vollständig zu brechen. Ihr Einfluß war nicht zu unterschätzen. Das selbstbewußte, ausgeprägte Nationalgefühl, die Thätigkeit, der unternehmende Geist, die Intelligenz und die Intriguen dieses Volkes, seine Ausbreitung in allen Häfen des Reiches und seine ausgedehnten Verbindungen, der Reichthum seiner Capitalisten und damit die Beherrschung des Geld- und Handelsmarktes, die hohe Stellung der Patriarchen und Bischöfe und der Einfluß, den sie auf die Pforte und den ganzen Orient ausüben, erklären das. So bildete sich denn, wie Zeitungen aus Moskau Nov. 1865 meldeten, eine Partei für friedliche Verständigung mit dem Patriarchate; als Organ diente das mit russischem Gelde zu Constantinopel gegründete bulgarische Blatt Vreme. Schon hatte man sich, wie Bogoieff[1] mittheilt, über die hauptsächlichsten Punkte geeinigt, nur die Zusammensetzung der heiligen Synode habe noch Schwierigkeiten bereitet, und die russischen Blätter beglückwünschten bereits das frohe Ereigniß.

Allein die Brandartikel[2] des Vreme vermochten wohl den Haß gegen die katholische Kirche zu entflammen, die Union als Selbstmord, die katholische Lehre als diabolisch darzustellen, jedoch nichts Positives, nichts Befriedigendes zu bieten. Trotzdem und alledem ward nichts erreicht. Aufregende Manifeste forderten daher zur bewaffneten Erhebung auf, Banden bildeten sich (1867 und 1868) in den Gebirgen des Balkan und an der Donau, Blut floß bei Slivno, Varbossa, Kisanlik; in Sophia waren die Türken nicht ohne Furcht, sie setzten die vornehmsten Notabeln gefangen und brachten sie in Gewahrsam nach Rustschuk[3]. Freilich wurde jeder gewaltsame Versuch mit eiserner Strenge erdrückt, so viel war jedoch gewiß, die Bulgaren ließen sich nicht länger unter das griechische Joch zwingen. Sollte der Riß nicht immer klaffender, der Konflikt nicht eine Quelle niemals endender Zerrüttung im Innern und Verwicklung nach Außen werden, so mußte man mit ihnen transigiren.

Der Großvezier Fuad Pascha trat deßhalb offen für die Berechtigung ihrer Bestrebungen ein (Oct. 1868) und notificirte dem Patriarchen Gregor, die Trennung der bulgarischen Kirche vom Patriarchat sei im

[1] In der Union chrétienne vom 24. Dez. 1865.

[2] Z. B. 7. Januar 1867, vgl. Oeuvre des écoles d'Orient 1869. 287.

[3] Lejean im Tour du monde, Aug. u. Sept. 1873. SS. 140, 156. Dumont erinnert übrigens a. a. O. S. 557 mit Recht daran, daß die Bedeutung dieser Aufstände übertrieben worden ist.



Princip beschlossene Sache. Immens war der Jubel der Bulgaren, bevor auch nur offizielle Bestimmungen hierüber erlassen wurden; ein solennes Te Deum, glänzende Illuminationen, hunderte von Demonstrationen bezeugten die Begeisterung. Die griechischen Prälaten wurden an bulgarischen Orten verjagt, ihre Kirchen in Besitz genommen. Die Erzbischöfe Panaret von Philippopel (Nachfolger des Paisios), Dorotheos von Sophia und Hilarion von Loftscha setzten in einem Collectivschreiben vom (20. Dezbr. 1868) 1. Jan. 1869 an den Patriarchen nach einem Rückblick auf den achtjährigen Kampf die traurige Lage auseinander, in der Diöcesen ohne Bischöfe und Kirchen ohne Pfarrer sich befinden, Kinder ohne Taufe sterben u. s. w. Um ihres Gewissens willen seien sie demnach entschlossen, sich von ihm loszusagen. Die Bischöfe Anthenus von Widin, Parthenius von Nisch und Gennadius von Welesa[1] stellten sich zwar offen auf ihre Seite, vermieden aber doch diesen äußersten Schritt des Schisma.

Fuad Pascha beschäftigte sich nun damit, die Autonomie der Bulgaren zur Wahrheit werden zu lassen. Daß sie ein eigenes Kirchenhaupt der Nation (Erzbischof oder Exarch), ihre eigene Synode und Verwaltung, ihre eigenen Bischöfe und Priester haben, nur in rein dogmatischen Dingen dem Patriarchen der orthodoxen (griechischen) Kirche unterstehen sollten, stand fest. Die Hauptschwierigkeit lag aber in der Theilung der Exarchien (Diöcesen) mit den Griechen, da beide Raçen in vielen gemischt unter einander leben. Zwei Wege boten sich dar. **Erstens**: Die Bulgaren erhalten das Recht, in jedem Vilajet (Provinz) einen Metropoliten, in jedem Sandschakat (Kreis) einen Bischof aufzustellen. Die griechischen Metropoliten und Bischöfe behalten ihre Sitze und die bulgarischen werden dieselben dort aufschlagen, wo keine griechischen sich befinden. Die griechischen Gläubigen verbleiben unter den Bischöfen ihres Stammes, welchen auch Bulgaren, wenn sie es wünschen, sich unterstellen können. Ein bulgarisches Bisthum wird nur auf Verlangen der Bulgaren und nach Beschluß der Stimmenmehrheit errichtet. Oder **zweitens**: Bulgarische Metropoliten sind dort, wo Bulgaren die Mehrzahl bilden, griechische dort, wo Griechen in Mehrheit sind. Das Gleiche findet bezüglich der Bischöfe statt. Ein griechischer Bischof

---

[1] Wir finden den Namen Veler (offenbar verdruckt), Veletz, Welissa rc. geschrieben; unzweifelhaft ist es das Welesa-Köprülü, am Warder, die in der altbulgarischen Geschichte berühmte Stadt (Velesus rc., slav. Veles).

kann demnach unter einem bulgarischen Metropoliten stehen und umgekehrt.

Beide Vorschläge[1] theilte Fuad Pascha dem Patriarchen nebst der Aufforderung mit, einen dritten bessern ihm mitzutheilen, wenn er einen wüßte, an der Grundbedingung aber, an der Trennung, nicht zu rütteln. Gregor wies sie beide zurück und schrieb an den Sultan, das sei der Ruin der orthodoxen Kirche, er appellire an ein ökumenisches Concil, vor welches die Angelegenheit als eine rein religiöse gehöre[2]. Das hieß im Grund Alles hintertreiben, denn auf jenem würden fast nur Griechen gestimmt haben. Daher wollten die Bulgaren auch von ihm nichts wissen und meinten, ohne Concil seien sie (im J. 1767) von der Pforte mit dem Patriarchat vereinigt worden, ohne Concil könnten sie folglich durch dieselbe Pforte von ihm wieder geschieden werden[3]. Auch die russische „heilige Synode", an die sich der Patriarch um ihre Vermittlung wandte, hielt die Berufung des Concils für unzweckmäßig und rieth zur Nachgiebigkeit.

Um nicht Alles zu verlieren, verstand sich der Patriarch zu Concessionen. Die Bisthümer in den stark gemischten Landstrichen von Salonichi, Varna, Seres, Prisren[4] räumte ihm die Pforte ein; er aber wollte sie auch in Adrianopel, Philippopel[5] und Strumitza, kurz er hätte am liebsten eine kleine Zahl bischöflicher Sitze mit Bulgaren besetzt und im Übrigen Alles beim Alten gelassen. Das empörte die Letztern. Von jenen in Philippopel ging sogleich (21. Juni 1869) ein Protest ab, in den Dörfern um Kastoria brachen Klerus und Volk jeden Verkehr mit

---

[1] Civiltà jan. febbr. 1869. v. 5. p. 341, 471, 599.

[2] Das Schreiben im Monde 9. 10 jan. 1869.

[3] Zu dem Document, das die Bulgaren deßhalb aus den Archiven hervorholten, s. diese Monatsschrift 1873. IV. S. 556.

[4] Hahn, Denkschr. der Akad. d. Wissenschaften in Wien XV. 2, S. 77 ff. (auch bei Petermann geogr. Mitth. 1869, 458), führt in seinem Bericht über die Reise vom Jahr 1863 für Prisren 46,000 Einwohner an, nämlich 36,000 Mohammedaner, 8000 griechischen Glaubens (Bulgaren und Walachen), 2000 Katholiken. Die Mehrzahl der Einwohner spricht türkisch, bulgarisch, skipetarisch und walachisch. Hilferding (bei Petermann l. c.) gibt 900 griechisch-orientalische, zumeist serbische, dann zinzarische, bulgarische und griechische Häuser &c.

[5] Behm und Wagner, die Bevölkerung der Erde S. 27 geben nach v. Hochstetter aus der officiellen Bevölkerungsstatistik die Notiz, daß die Bevölkerung (richtiger männliche Bevölkerung) der Provinz Philippopel 296,199 Seelen betrage, darunter 171,243 Bulgaren, 7 (sic!) Griechen.

dem griechischen Bischof ab, in Monastir[1] und in einigen angrenzenden Diöcesen wurden die griechischen Bischöfe verjagt, der von Kustendsche ward gleichfalls bedroht, auch war wieder von Union mit Rom die Rede. Die Sache wurde immer bedenklicher, auch trat General Ignatieff, der thatkräftige, allvermögende russische Botschafter, für das stammverwandte Volk auf, da fügte sich Aali Pascha, der staatskluge Großvezier, dem Gebot der Nothwendigkeit und am 26. Febr. (10. März) 1870 wurde der seitdem viel besprochene kaiserliche Ferman, die magna charta der Freiheit der Bulgaren, proclamirt[2]; er bildet bis zur Stunde den Angelpunkt der heiklen Frage in ihrem neuen Stadium, denn noch harrt sie ihrer definitiven Lösung.

Die Pforte anerkannte (Artikel 3) das Recht der Bulgaren, ein selbstständiges Exarchat zu bilden und einen Exarchen zu wählen, kurz volle Autonomie. Artikel 1 und besonders 10 bestimmen die Diöcesen; Kazas (Bezirke), in welchen zwei Drittel der orthodoxen Bevölkerung Bulgaren sind, sollen zum bulgarischen Exarchat geschlagen werden; in gemischten Kazas ist es gestattet, nach Beschluß der Mehrheit sich demselben anzuschließen. Das war ein Stoß in's Herz der Byzantiner-Kirche, ein vernichtender moralischer Schlag; denn was blieb der „großen Kirche" übrig, wenn consequenter Weise alle nicht hellenistischen Äste sich vom Baume trennen sollten? Ein nicht minder materieller, denn mit den sechs Millionen verlor sie die reichste Domäne.

Sogleich ward Hand an's Werk gelegt; sechs bulgarische Bischöfe wurden mit den hervorragendsten Notablen berufen, die Organisation der bulgarischen Kirche in ihren Hauptgrundzügen und eine Wahlordnung für Deputirte geistlichen und weltlichen Standes zu entwerfen, welche über dieses Organisations-Statut berathen sollten. So trat denn

---

[1] Nach Mackenzie und Irby (bei Brabaschka l. c. S. 453) sind die Griechen hier nur gräcisirte Zinzaren.

[2] Den vollständigen Ferman haben wir nirgends gefunden. Ausführliche Auszüge — aber weder die Diöcesaneintheilung noch das Datum — gibt die Civiltà 1870. XI. S. 126 ff. — Der Ferman, den man sehr häufig dem Jahr 1867 oder 1869 zuschreibt (so auch die A. A. Z., entgegen dem von ihr selbst aufgenommenen Berichte Kanitz's; die Chronik des Gothaer General-Almanachs setzt ihn gar 1872), ist einer gütigen Mittheilung P. Martinow's zufolge datirt: am 8. Tage des Monats Zilhidsche des Jahres 1286, fällt also noch in den Februar 1870. Erwähnenswerth in demselben ist Art. 4, nach welchem zwar die Bestätigung des Exarchen beim griechischen Patriarchen zu erbitten ist, von diesem aber unweigerlich ertheilt werden muß.

im Februar 1871 eine bulgarische Nationalversammlung, die erste nach einem halben Jahrtausend, zur Prüfung des Entwurfs zusammen; er umfaßte 134 Artikel in drei Theilen [1]. Der erste Theil handelte von der geistlichen und der Civilverwaltung, oder den Exarchen, seiner Synode und dem Nationalrath, und von den Bischöfen und dem doppelten Rath der Geistlichen und den Laien zu ihrer Seite; der zweite Theil behandelt die Rechte und Pflichten des Exarchen, der Bischöfe und ihrer Räthe, der dritte handelte von den Revenuen. Die Debatten waren oft sehr heiß; so wurde z. B. der Artikel, welcher die Wahl des Exarchen auf Lebenszeit bestimmte, verworfen, und ein Zeitraum von fünf Jahren substituirt. Vom Übrigen erwähnen wir nur die Fixirung der Gehalte. Im Mai war die Berathung vollendet und das Statut dem Großvezier überreicht.

Mehr als je kam aber auch der Patriarch auf seinen Widerspruch zurück. Das ist eine kanonische Frage, sagte er zu Aali Pascha, sie gehört vor die höchste Autorität, gegen welche es keine Appellation mehr gibt, vor das Concil, und er lud dazu zum zweiten Male die russische Kirche ein mit dem Beifügen, daß sein Entschluß von allen orthodoxen Kirchen gebilligt worden. Allein die heilige Synode, das willenlose Werkzeug der russischen Politik, erwiderte [2], daß eine Berufung des Concils an sich überflüssig und selbst nicht gefahrlos, dem Zwecke nach ungerecht erscheine; überflüssig, denn es handle sich nicht um eine Glaubenssache, sondern um eine „innere Exarchatangelegenheit des Patriarchats von Constantinopel"; nicht ohne Gefahr, denn erstlich könnte die Versammlung das betrübende Schauspiel einer Meinungsverschiedenheit zwischen den griechischen und slavischen Kirchen aufweisen, sodann würde eine eventuelle, gegen den kaiserlichen Ferman gerichtete Entscheidung der türkischen Regierung nicht gefallen und die Ausführung verhindert werden; ungerecht endlich sei es, um „einiger unbedeutenden Differenzen" willen, die Bulgaren aus dem Kirchenverband zu schließen und Sektirer zu nennen. Das war eine bittere Pille; auch die Pforte war gegen die Berufung des Concils, nur Eines blieb übrig, er resignirte (11. Juni 1871).

Ihm folgte Anthimus, eine russische Kreatur, derselbe, wenn wir

---

[1] Missions catholiques 27 oct. 1871.

[2] Laut „Auszug aus dem allerunterthänigsten Bericht des Grafen Tolstoy, Oberprokurators des hl. Synod, an Se. Majestät den Kaiser von Rußland für das Jahr 1870", den wir nächstens zu besprechen gedenken.

nicht irren, den seiner Zeit Pitzipios als Trunkenbold bezeichnete[1]. Zweimal hatte er als Würdigster den ökumenischen Stuhl bestiegen, zweimal war er als unwürdig entsetzt worden. Er versprach, den Streit auf gütlichem Wege zu erledigen und die bulgarische Kirche als selbstständig anzuerkennen mit Vorbehalt des Rechts der Patriarchen, den Exarchen zu bestätigen. Indessen die Forderung des Jahresbeitrags eines Piasters von jeder bulgarischen Familie traf auf Widerstand und in der Abgrenzung der Diöcesen trat die alte Unversöhnlichkeit der Gegensätze zu Tage. Es war offenbar dem Patriarchen nur darum zu thun, den §. 10 des Fermans zu eliminiren oder Zeit zu gewinnen. Die bulgarischen Deputirten und die Presse verlangten Ausführung des Fermans und Bestätigung des eingereichten Organisationsentwurfs, Volksversammlungen fanden in Ortaköi statt, Hilarion, Bischof von Makariopel, der alte Führer stellte sich wieder an die Spitze, und am Feste Epiphanie (6./18. Januar) 1873 celebrirte er und die Bischöfe Panaret von Philippopel und Hilarion von Loftscha, obwohl mit Censuren belegt, in der bulgarischen St. Stephanskirche in Balata. Schnurstracks von da ging man zum Großvezier Mahmud Pascha (Aali Pascha war 6. Sept. 1871 gestorben) und forderte die garantirte freie Ausübung des Cultus. Die Ausweisung der drei Bischöfe und die Herausgabe der Stephanskirche begehrte hinwiederum Anthimus und drohte, sonst Constantinopel zu verlassen und sich in's Ausland zu begeben. Das wirkte. Minister Server Pascha lud hinterlistig die Bischöfe zu Tische (2. Febr.); nach fröhlicher Tafel zeigt er ihnen das Dampfschiff, das sie erwartete, um sie auf dem Weg in's Exil zu Koniah nach Ismid zu bringen.

Unbeschreiblich war die Entrüstung der Bulgaren, als davon verlautete. Die Geschäfte ruhten, die Läden wurden geschlossen, eine Deputation im Namen der Nation, Telegramme aus allen Provinzen und Adressen mit Tausenden von Unterschriften forderten die Rückkehr. Mahmud Pascha verzweifelt, den Widerstand zu brechen, schickt das kaiserliche Schiff Izzedin nach Ismid, um die Bischöfe zurückzubringen und bewilligt Alles. Ein Dekret verkündet[2]: der kaiserliche Ferman tritt hiemit in Kraft. Das bulgarische Exarchat mit den im Ferman bezeichneten Metropolen und Bisthümern ist mit Gegenwärtigem errichtet. Für die

[1] L'église orientale P. II, c. 6, in deutscher Übersetzung S. 256.
[2] Missions catholiques 1873. S. 204, S. 241.

innere Verwaltung werden die Constitutionen der orthodoxen Kirche als Norm dienen, der Art jedoch, daß sich der ökumenische Patriarch in die kirchlichen Angelegenheiten und insbesondere in die Wahl des Exarchen und seiner Bischöfe nicht mischen darf; dieser wird auf Vorschlag der bulgarischen Synode vom Sultan ernannt werden. Die Verantwortlichkeit dieses Schrittes wälzte Mahmud Pascha auf den Patriarchen, der ewige Zwietracht provocire und die Dinge auf die Spitze getrieben. Der kaiserliche Ferman, schrieb er ihm, könne nicht todter Buchstabe bleiben und er räume ihm 24 Stunden Bedenkzeit ein, den Ferman anzunehmen. Anthimus versammelt alle Mitglieder der heiligen Synode um sich (30. Jan./11. Febr.) und einstimmig lautet der Spruch entschieden ablehnend: das bulgarische Volk hat das verbrecherische Vorgehen seiner Bischöfe zu desavouiren und sich nach der Autorität der für die orientalische Kirche maßgebenden heiligen Kanones zu richten; widrigenfalls werde man zur Lösung der Frage sich an die ganze Kirche wenden.

Freilich waren die Bulgaren gleichfalls nicht vollständig befriedigt. Auch Mahmud Pascha's Politik war in dieser Frage eine Politik des Hangens und Bangens; der Organisations-Entwurf, zeigte er an, unterliege noch der Prüfung des Ministerrathes; gleichwohl bestimmte er jetzt schon [1], die zehn Eparchieen Maronia, Adrianopel, Wodina, Strumitza, Pelagonia (Monastir), Nevrocop, Ochfriba, Kukusch, Dibra und Seres seien zwischen Griechen und Bulgaren zu theilen. Nun war aber in allen diesen die Bevölkerung der letzteren bei weitem zahlreicher, als die der ersteren, in Monastir z. B. spricht man nur bulgarisch und walachisch [2]; das war ein Eingriff in den Ferman, dazu hatte man in fünf dieser Eparchieen seit langem in Petitionen dagegen sich verwahrt. Die Bulgaren erklärten sich daher gegen solch' einen Ausgleich, überließen sich aber für den Augenblick der Freude über das bereits Errungene. Sie traten zur Wahl eines Exarchen in Ortaköi zusammen und diese fiel, ganz entsprechend dem ersten Sturm der Begeisterung auf Hilarion, Bischof von Loftscha, den exaltirtesten unter allen Prälaten. Das war der Pforte doch zu bunt und sie versagte die Bestätigung, oder er trat in Voraussicht dessen freiwillig zurück.

Am 5. April schritt man zur Neuwahl, sie fiel auf Anthimus, Bischof von Widin. Er war, obwohl von Geburt ein Bulgare, ehe-

[1] Missions catholiques S. 242.
[2] Oeuvre des écoles d'Orient 1869.

mals Direktor der griechischen hohen Schule von Khalki gewesen und schien demnach für die Versöhnung geeigneter. Allein die ihm vom Patriarchen gemachte Zumuthung, sich mit dem Titel Metropolit von Ternowo und Exarch des Balkan und mit dem Balkan-Sprengel zu begnügen, wies er von sich und wurde deßhalb auch von jenem gar nicht vorgelassen, als er darum gebeten. Aber vom Sultan erhielt er den Investitur-Berat mit Verbriefung der Unabhängigkeit seiner Kirche und gleich den Patriarchen den höchsten Medschidié-Orden. Aber die Bestätigung durch den Patriarchen, die er auf Grund des Ferman und des Berat zu erholen hatte, ward ihm versagt. Derselbe gestattete ihm nicht einmal, am Osterfeste (15./27. April) zu celebriren und für dießmal fügte sich Anthimus, nicht länger mehr aber am Tag der Slavenapostel Cyrill und Methodius (11./23. Mai), dem Hauptfest seines Volkes. Er nannte sich Patriarch der bulgarisch-orthodoxen Kirche, erklärte die über die bulgarischen Bischöfe verhängten Censuren für nichtig, feierte mit dreien derselben die heiligsten Geheimnisse in der mit Blumen geschmückten Stephanskirche in Balata und keiner von ihnen erwähnte hiebei des Namens des griechischen Patriarchen [1]. Dieser excommunicirte sie alle und berief das Concil; es wurde am 29. Aug./10. Sept. im Patriarchatspalaste dießmal wirklich eröffnet [2].

Zugegen waren außer ihm drei abgedankte ökumenische Patriarchen: Gregor, Anthimus der Byzantiner und Joachim, die Patriarchen Sophronius von Alexandrien, Scrotheus von Antiochien und Cyrillus von Jerusalem, der Erzbischof (Primas) Sophronius von Cypern, 18 Metropoliten, 8 Bischöfe und 22 Priester und Diakone. In der ersten Sitzung wurde die Nothwendigkeit des Concils zur Lösung der bulgarischen Frage begründet und eine übersichtliche Darstellung des Verlaufs während der letzten zwölf Jahre verlesen, als Grundirrthum und Ursache der Auflehnung die giftige Viper des Phyletismus (Nationalkirche) bezeichnet und eine Commission zur Untersuchung erwählt. Eine Dissonanz des Patriarchen von Jerusalem machte sich schon an diesem Tage geltend, und er unterzeichnete das aufgenommene Protokoll nicht. In der zweiten Sitzung am 10./22. September fehlten Anthimus der Byzantiner,

---

[1] Beim Kanon der heiligen Messe erwähnten der Exarch „alle orthodoxen Kirchen", die drei Bischöfe „der heiligen Synode der bulgarisch-orthodoxen Kirche", der Archimandrit Gregor „des Exarchen Anthimos".

[2] Sehr ausführlich in den Missions catholiques 1873, no. 217—20.

Paisios, Bischof von Sebaste und Patriarch Cyrillus; erstere waren wegen Krankheit entschuldigt, aber Cyrills Abwesenheit rief eine lange Discussion hervor. Da er in einer vorbereitenden Versammlung nicht zugegen gewesen und über sein Erscheinen bei der bevorstehenden Sitzung angefragt worden war, antwortete er ausweichend, und dann, gedrängt, klaren Aufschluß zu ertheilen, die Ankunft eines russischen Großfürsten und der Befehl der Pforte rufe ihn nach Jerusalem; dort wolle er die Meinung seiner Synode vernehmen. Seine Gesinnung und seine Äußerungen in dieser Angelegenheit wurden zur Sprache gebracht und als Beweis, daß er den Phyletismus verdamme, das Dekret einer von ihm zu dem Zweck veranstalteten Synode seines Patriarchats (dat. 23. Jan. 1869) verlesen.

Der Bericht der Commission, der hierauf erstattet wurde, zerfiel in drei Theile. Im ersten wurde der geschichtliche Nachweis versucht, daß das Princip des Phyletismus es einzig ist, welches die Bulgaren bis zur Unabhängigkeitserklärung getrieben. Man ging bis zum Ausbruch des Streits auf der zur Ordnung der Angelegenheiten der orthodoxen Kirche berufenen Nationalversammlung[1] zurück, in welcher (1858) der Deputirte von Ternowo die zwei Sätze aufgestellt hatte: 1) Unerläßliche Eigenschaft eines Bischofs ist es, die Sprache seines Volkes zu verstehen; 2) die Wahl der Bischöfe müsse von den vornehmsten Laien und Geistlichen der Eparchie vorgenommen werden. Zu Ersterem habe man sich verstanden, Letzteres sei unannehmbar als gegen die Norm der orthodoxen Kirche verstoßend, in welcher diese Wahl ausschließlich den Bischöfen reservirt sei. Wir übergehen die weitere Darstellung, wie das Princip des Phyletismus sich fortan kund gegeben a. in der Entwicklung der Controverse und der Ereignisse, b. in der Broschüre „Eine Antwort auf die Encyclica des Patriarchen" (1871), welche Antwort den Phyletismus als uralt in der Kirche bezeichne und zum Beweis an einen Bischof der Scythen, einen Bischof der Araber, einen Bischof der Gothen zur Zeit des Nicänischen Concils erinnere 2c., c. in der Encyclica des Exarchen Anthimus, der die ehemalige Existenz einer bulgarischen Nationalkirche behaupte.

Der zweite Theil des Berichts erörtert die Unverträglichkeit des besagten Princips mit dem Geist des Evangeliums, den Aussprüchen der Concilien und der Ordnung der Hierarchie; der dritte verbreitet sich

[1] Vgl. oben S. 267.

über die strafbaren Handlungen und die bekannten, einzeln aufgezählten Acte der Auflehnung der Bischöfe. Wir entnehmen ihm ein Bild, welches dieselben in ihrem Hirtenschreiben von der ganzen Kirche von Constantinopel entwerfen; Betrug, Hinterlist, Ehrsucht, widersprechende Lehren, Unwissenheit, Entstellung der heiligen Kanones und Mißbrauch derselben, um gottlose Pläne zu umschleiern, werden ihr zum Vorwurf gemacht. Aus alledem erhelle klar, daß, da sie durch ihre Apostasie Altar gegen Altar stellen, sie nur eine schismatische Kirche bilden. Das Ganze schließt mit der Antwort der russischen Kirche vom 19. April 1869, der zufolge die Bulgaren, wenn sie sich von ihrem rechtmäßigen Hirten trennen, als schismatisch betrachtet werden müssen. Aber Graf Tolstoy gibt den Sinn dieser Antwort etwas anders wieder und die eingehende oben mitgetheilte Antwort der russischen Synode vom Jahr 1870 wird klüglich gänzlich verschwiegen. — Der Bericht wurde von der ganzen Versammlung gebilligt; all' das Unrichtige, das er enthält, von dem Wahren auszuscheiden oder eine kirchenrechtliche Abhandlung zu liefern, ist hier der Ort nicht.

In der dritten und letzten Sitzung, am 28. Sept./10. Okt., erfolgte die Entscheidung des Concils: Unter Eingebung des heiligen Geistes verordnen wir einmüthig: 1) Wir verdammen und erklären der Lehre des Evangeliums und den hl. Kanones der hl. Väter entgegen den Phyletismus, d. i. die Unterscheidung nach Racen und den Nationalhaß &c. 2) Wir erklären ausgeschlossen aus der einen, heiligen, katholischen apostolischen Kirche und somit als Schismatiker die Anhänger des Phyletismus &c. Als solche werden namentlich bezeichnet die oben angeführten „vormaligen" Bischöfe von Makariopel, Philippopel, Lostscha, Widin, Sophia, Nisch und Welesa. Das Dekret unterzeichneten alle anwesenden Patriarchen und Bischöfe, zusammen 35 an der Zahl.

Patriarch Cyrillus war Tags vorher nach Jerusalem abgereist. Seine Opposition gegen das Decret war kein Geheimniß. Die Ankunft des Schiffes, das ihn trug, rief in Smyrna einen wahren Auflauf der Griechen hervor. „Moskowiter" tönte es ihm entgegen und wildes Geheul und Zischen, Pfeifen, Fluchen empfing ihn; er durfte nicht wagen, den Fuß an's Land zu setzen. Nach Jerusalem heimgekehrt, wurde er sogleich die Zielscheibe der Intriguen und der Angriffe der griechischen Mönche. Des Schutzes des russischen Consuls sicher, läßt er die Hauptanstifter hinter Schloß und Riegel bringen. Eine Deputation der

Mönche klagt in Constantinopel und erwirkt die Vollmacht, Cyrill auf einer Patriarchatssynode zu entsetzen, wenn er das vom Concil ausgesprochene Anathem nicht unterschreibe, und eine Neuwahl vorzunehmen. Der achtzigjährige, von Krankheit vielgeplagte Greis, dem man mannigfache Verdienste um das Patriarchat in der vierzigjährigen Zeit seiner Verwaltung nachrühmt, ward wirklich (7./19. November) abgesetzt und als Nachfolger, Prokop, Erzbischof von Gaza, erwählt, von dem man sagt, daß er wenigstens seinen Namen mit ziemlicher Gewandtheit schreiben kann. Die eingeborene arabische Bevölkerung nahm für Cyrillus Partei und die Kämpfe der Bulgaren gegen den griechischen Klerus fingen an im heiligen Land, in Beyrut, Damaskus, Aleppo, Antiochia u. s. w., bei den Arabern Nachahmung zu finden. Dem Cyrill half das nicht. Als Gefangener ward er nach Stambul geführt und dann nach der Insel Prinkipo im Marmorameer exilirt. Die Verwendung der russischen Gesandtschaft brachte soviel zuwege, daß er seinen Aufenthalt in oder nahe bei Constantinopel frei wählen durfte, und er nahm ihn in dem Haus des reichen Bulgaren Constantinidos in Pera.

Die griechische Kirche hat gesprochen, an dem leidigen Thatbestande hat sie nichts geändert. Unbeirrt schritten die Bulgaren auf dem betretenen Wege voran und der neue Exarch erließ als Antwort mit fünf Metropoliten einen Hirtenbrief (1./13. December 1872) des Inhalts:

Immer haben wir unsern unversöhnlichen Verfolgern gegenüber Rücksichten beobachtet . . . unsere Geduld ist als Schwäche gedeutet worden . . . Die Anhänger der großen Kirche haben Ungerechtigkeiten auf Ungerechtigkeiten gehäuft und voll Verachtung des bulgarischen Volkes alle Mittel angewendet, das Exarchat um seinen Bestand zu bringen. Es ist nicht gelungen, auch nicht durch diese gottlosen Aktenstücke. Es gefalle den Anhängern des Patriarchats, die bulgarische Kirche, als auf dem Grund des sogenannten Nationalitätsprincips aufgebaut, zu verurtheilen, um einestheils durch Vernichtung der Nationalitäten in der Kirche die griechische Nationalität zur Herrschaft zu bringen, anderntheils sich in der orthodoxen Kirche das bis jetzt unerhörte Recht anzumaßen, über die religiösen Gefühle der Christen nach dem Wohlgefallen des Patriarchen von Constantinopel und nicht nach der allgemeinen Lehre der gemeinschaftlichen orthodoxen Kirche zu verfügen . . . . . Nur jene Rechte wolle man bewilligen, welche die orthodoxe Kirche jeder andern unabhängigen Kirche zuerkannt habe . . . Jetzt bereite man sich vor, Bischöfe in die bulgarische Exarchie zu senden, welche das Bulgarische verstehen. Sonderbar, 300 Jahre sei ein Theil, der andere 100 Jahre unter dem Patriarchat gestanden, warum sind in dem langen Zeitraume nie solche Bischöfe geschickt worden, welche ihre Sprache und ihre Sitten kannten? u. s. w.

Da die Bulgaren ebenso unerschütterlich darauf bestanden, von den neu erlangten Rechten im weitesten Umfang Gebrauch zu machen, als die

Griechen, ihre verjährten Rechte, wo immer möglich, zu wahren, und ihre frühere Stellung wieder zu erringen, so war der Streit unvermeidlich. Erstern war der griechische Gottesdienst in den in bulgarischen Städten befindlichen griechischen Colonieen ein Dorn, einen griechischen Priester wollten sie überhaupt nicht mehr unter sich funktioniren sehen. Als die Griechen in Rustschuk zum eigenen Gebrauch eine neue Kapelle gebaut und durch einen von ihrem Patriarchen, nicht vom bulgarischen Exarchen, gesandten Popen einweihen ließen, blieb ein blutiger Zusammenstoß nicht aus (Januar 1873); man durfte von Glück sagen, daß man nur 24 Todte zählte. Ähnliche Ausschreitungen sahen Sophia und Monastir in ihren Mauern. Das soll die Pforte auf den Gedanken gebracht haben, das autonome Exarchat wieder aufzuheben. So konnten die neugeschaffenen Zwitterverhältnisse nicht fortbestehen. Schnell wechselten die Großveziere Mithad Pascha, Mohamed Rüschdi Pascha, Essad Paschah, Schirwanez Rüschdi Paschah, die Unschlüssigkeit allein hat bis jetzt nicht gewechselt. Der von der bulgarischen Nationalversammlung eingereichte Organisationsentwurf wartet noch immer auf die Bestätigung des Sultans. Ließ sich nicht Alles rückgängig machen? Ja wenn es nur ohne Aufsehen geschehen könnte, meinte Mohamed Rüschdi Pascha. Er ließ (6. Februar) den Exarchen kommen und theilte ihm mit, der kaiserliche Ferman sei in einigen Punkten unausführbar, ein neuer werde erlassen werden, der alte sei daher herauszugeben. Ich muß den Exarchatsrath hören, antwortete dieser, und Letzterer hinwieder, das liegt nicht in unserer Competenz, darüber muß ein Plebiscit der gesammten bulgarischen Nation entscheiden. Kaum verlautet, man wolle den mit so schwerer Mühe errungenen Freibrief entreißen, so heißt es, freiwillig werden wir es nie und nimmer geschehen lassen, und wieder ist man bei dem verhängnißvollen Punkte angelangt, einen Aufstand hervorzurufen; dem gewaltsamen Bruch aber vorzubeugen und die Ansprüche beider Theile in Güte auszugleichen, ist das Problem der Quadratur des Zirkels und der gegenwärtige Stand der Frage.

D. Rattinger, S. J.

Von Southampton nach Quito.

IX.

Der Ritt durch den Urwald.

Beim Morgengrauen, Samstag den 24. Juni, begann zu Sabaneta die Vorbereitung zu unserm Ritt. Rechnet man alle früheren Vorbereitungen in Guayaquil, die Ankäufe in Babahoyo 2c. dazu, so folgt, daß ein Ritt bis Quito hinauf eine viel bedeutendere Reise ist, als von Europa nach Westindien. Eine ganze Heerde Maulthiere hatte man aufgetrieben. Sie mußten alle vor unserm Fenster, oder vielmehr vor unserer Altane, vorbei defiliren. Viele wurden ausrangirt, andere für den Train bestimmt; die kräftigsten für die Herren, die sanftmüthigsten und besten für die Schwestern ausgewählt. Wir waren bald in voller Uniform. Riesengroße Sporen an den Stiefeln, entsetzlich schwere, wasserdichte Reithosen, ein leichter Strohhut, zum Schutz gegen den drohenden Regen mit Wachstuch überspannt. Der allernothwendigste Theil des Reisecostüms ist aber der Poncho (Pontscho). Es ist dieß eine farbige Decke von schwerem Wollenzeug, meist bunt gefärbt, in der Mitte mit einem einfachen Einschnitt versehen. Durch diesen steckt man den Kopf und läßt die hübsche Decke in reichen Falten über Arme und Leib herabfallen. Keinen Reiter sieht man ohne den Poncho. Alles, Herren und Damen, reich und arm, jung und alt, trägt auf der Reise den Poncho; ja die gewöhnlichen Leute, ich meine die Männer und Burschen, erscheinen auch sonst nie ohne den Poncho. Auf der Reise braucht man dreierlei Sorten, einen ganz leichten mit bunten Farben, unten in der heißen Ebene und auch oben in schönen Tagen. Er hat die Kleider vor Staub zu bewahren und eventuell vor dem herumspritzenden Koth; ein zweiter aus sehr schwerer Wolle, meist scharlachroth, dient für kalte regnerische Tage. Endlich nimmt man noch einen mehr unscheinbaren, etwas steifen Poncho mit auf die Reise; er ist der nützlichste von allen dreien, denn er ist wasserdicht und muß bei anhaltendem Regenwetter und den so häufigen Gewittern seine guten Dienste leisten. Auch eine schöne blumige Satteldecke gehört zur vollkommenen Ausstattung, und wer klug ist, nimmt noch einige andere schwere Decken oder Ponchos mit, sie dienen oben im Gebirge des Nachts zum Schutz wider die empfindliche Kälte. Das Sattelzeug muß man allemal gut besehen, ehe man aufsteigt; bricht ein Riemen, oder sitzt der Sattel zu lose, so kann das die Ursache eines Sturzes und schweren Unglückes sein. Die Südamerikaner verstehen es, sich zur Reise gehörig auszurüsten; besonders praktisch sind die Steigbügel eingerichtet. Sie bestehen aus einem vollkommenen, massiv gearbeiteten Überschuh von Messing, dem nur die Hacke fehlt. Er hängt unten an einem einzigen festen Riemen, so daß man mit dem Fuß sehr leicht hinein- und herausschlüpft. Auch der geschickteste Reiter muß darauf gefaßt sein, daß er im Urwald oder im



Gebirge, wenn die Reise lange währt, ein- oder zweimal vom Gaul herab auf die Erde gesetzt wird. Es ist das durchaus keine Schande, denn hier zu Lande befindet man sich unter ganz anderen Verhältnissen, wie wir bald sehen werden. Auch unser Lieutenant, der ein Meister im Reiten war, stürzte mitten in den Straßen von Guaranda. Ebenso kenne ich einen andern, sehr tüchtigen Reiter, der vor mir nach Ecuador gekommen und von dergleichen Unglücksfällen nicht gänzlich frei ist. Einst ritt er auf der schönen, gepflasterten Straße von Quito nach Machache (Matschatsche). Die Pferde mögen das Pflaster nicht leiden und gehen am liebsten am äußersten Rande der Straße, wo jenes fehlt. Der Reiter wollte es mit Gewalt in die Mitte der Straße bringen, aber keine Möglichkeit! Das Pferd sträubt sich und geht dabei immer mehr rückwärts, bis die Hinterfüße über den Rand der Straße gelangen. Die Straße lag hoch, wohl dreißig Fuß, und so tief erstreckte sich die steile Böschung herab. Der Begleiter war sehr erstaunt, seinen gewandten Gefährten sammt dessen vortrefflichem Gaul nicht mehr vor sich zu erblicken; es war, als seien Beide mit einem Mal in die Erde gesunken. Er ritt an den Rand der Straße und gewahrte nun Beide unten im Thale, den Reiter neben dem Pferde stehend. Beide hatten ein schweres Kunststück vollbracht; das Pferd rutschte unbeweglich, auf seine vier Füße sich stemmend, die steile Wand wie ein Felsblock herunter und der Reiter, weit nach vorn übergebeugt, kam nicht aus dem Sattel, erst unten sprang er vom Pferd.

Nicht so schnell wie wir, hatten sich die Schwestern in's Reiterkostüm geworfen. Sie hatten natürlich immer viel zu packen; heute aber, am ersten Tage des waghalsigen Rittes, dauerte die Vorbereitung und das Aufsitzen von 5 Uhr Morgens bis 11 Uhr; das Aufsteigen allein hat vielleicht zwei Stunden beansprucht; denn einzelne Schwestern zeigten eine unüberwindliche Angst; übrigens war auch Grund genug dazu, wie aus der weiteren Beschreibung der Reise erhellen wird; der Glaube allein konnte den Schwestern die Kraft geben, unter den unerhörtesten Strapazen und augenscheinlichen Gefahren eine solche Reise zu machen. Von Seite der Regierung hatte man zwar in der trefflichsten Weise gesorgt; leider aber konnte sie die Wege und Quartiere nicht bessern. Jede Schwester bekam zu ihrem nächsten Beistande zwei Soldaten; der eine führte das Maulthier am Zügel, der zweite ging zur Seite, jeden Augenblick bereit, die Reiterin vor einem etwaigen Sturze zu bewahren. Außerdem zog noch ein ganzer Troß anderer Soldaten und Peonen zur Sicherheit mit. Diese hatten die Bestimmung, den Weg zu ebnen, wo es absolut erfordert wurde, Bäume zu entfernen, wenn sie im Wege lagen, Äste abzuhauen und überall hülfreiche Hand zu leisten, wo besondere Verlegenheiten eintrafen. An gefährlichen und schwierigen Stellen standen auch vier und sechs Mann den Schwestern bei, immer unter persönlicher Leitung des Officiers oder des Regierungscommissärs, der wenigstens die schöne Gabe besaß, den Reisenden Muth einzusprechen und sie in heiterer Laune zu erhalten, obschon er kein Wort französisch verstand. Nimmt man Alles zusammen, so bestand unser Zug aus 20—25 Maulthieren und je nach der Schwierigkeit des Weges aus 40—60 Personen. In der Nähe hielt

sich noch ein zweiter Zug von etwa 15 Lastthieren mit dem schweren Gepäck, das mit uns gleichzeitig in Quito eintreffen sollte.

An den beiden vorigen Tagen hatten uns Soldaten in Uniform begleitet, nur wenige Mann. Ich hatte gehört, daß in Sabaneta ihre Zahl bedeutend vermehrt werden sollte. Allein soviel ich herumschaute, gewahrte ich keine Soldaten; denn ihre heutige Uniform war so seltsam, daß kein Mensch in diesen wilden Kerlen Soldaten vermuthen konnte. Die rohen, leinenen Hosen hatten sie bis zum Leibe hinaufgestreift; Strümpfe und Stiefel besaßen sie keine. Das schmutzige Hemd war mit einem noch schmutzigern grauen oder braunen Poncho bedeckt und auf dem Kopfe trugen sie einen zerlumpten breitkrämpigen Hut. So wunderbar mir anfänglich diese Uniform vorkam, so praktisch fand ich sie nachher auf der Reise; auch gibt sie dem Reisenden sogleich eine ziemlich klare Idee über die angenehmen Verhältnisse des bevorstehenden Weges. Der größte Theil der hülfreichen Soldaten bestand aus Indiern oder Mischlingen, und in ihrem wundersamen Kostüme waren sie einigermaßen jenen edlen Söhnen Slavoniens ähnlich, die in Deutschland herumziehen, um Mäusefallen zu verkaufen; nur war ihre Physiognomie ungleich wilder und die Hautfarbe dunkler.

Endlich um 11 Uhr, nach sechsstündiger näherer Vorbereitung, begann unser denkwürdiger Ritt. Ich war einigermaßen auf die kommenden Wege gespannt und eilte voraus, um sie mir anzusehen. Bald aber, sowie ich vor dem Dorfe stand, hielt ich rathlos inne, ich sah keinen Weg. Wenn ich zuweilen von einem Wege von Guayaquil nach Quito rede, so bitte ich Euch Alle sehr, nur ja nicht an die Straßen und Wege Europa's zu denken, nicht an die schlechtesten Landwege, nicht an den elendesten Fußsteig, nicht an die steilsten und gefährlichsten Gebirgspfade der Schweiz. Was die heutigen südamerikanischen Spanier Wege nennen, das ist nach unsern europäischen Begriffen etwas durchaus Undefinirbares. Vor mehr als 300 Jahren, bei der Eroberung des Incareiches, ist hier einmal ein Trupp Abenteurer durch den Wald geritten, so gut es eben ging. Mit Äxten, Beilen und Säbeln bewaffnet, haben sie sich durch das endlose Gestrüpp hindurch gehauen, womöglich dem Laufe der Waldbäche folgend. Ihnen folgt ein zweiter Troß und der Weg war fix und fertig. Von Anlage oder Pflege eines Weges nach unsern europäischen Begriffen herrschte nicht die leiseste Idee. Es geht mitten durch den Wald, kaum sieht man einen Fußsteig vor sich, und zwar einen solchen, der für jeden civilisirten Fußgänger nicht zu passiren ist. Aber auch dieser nimmt häufig ein plötzliches Ende, und mit Adlerblicken spähet man umher, einen andern zu entdecken. Man reitet rechts, man reitet links in's Dickicht hinein, durch Wasserpfützen und an senkrechten Abhängen hinunter, um durchzukommen, wo und wie es eben am besten geht. Ein unvermeidliches Loch, das nothgedrungen Alle passiren müssen, in welches die Thiere fast in senkrechter Richtung hinabklettern müssen, um dann bis an den Bauch in Koth zu versinken, ließe sich mit Hülfe einiger Spaten und Schaufeln in einer halben Stunde ausfüllen und ungefährlich machen. Allein wozu? Ein Jeder sucht glücklich hinüberzukommen, um den Nachfolgenden kümmert man sich nicht. Allerorts liegen Steinblöcke im Wege,

sie ließen sich wohl beseitigen; aber wiederum wozu? Jeder sucht für seine Person vorbeizukommen, so gut es geht; was kümmern ihn die Andern? Große und kleine Baumstämme liegen in die Quere; können die Maulthiere mit einem tüchtigen Satz hinüber, so läßt man sie liegen, der Reiter muß eben zusehen, daß er im Sattel bleibt. Ist aber der Baumstamm für das Maulthier zu hoch, so schneidet man ein Stück heraus und zwar gerade so viel, daß die gemachte Lücke das Thier eben mit genauer Noth durchläßt, um den Reiter kümmert man sich dabei nicht. Unten steht ein Baumstumpf neben dem andern und auch diese hat man nicht unmittelbar über dem Boden, sondern in der Höhe der Steigbügel abgeschnitten. Wer von der boshaften Natur mit langen Beinen bescheert wurde, kann zusehen, daß er sie rechts und links nicht zerschellt. Andererseits muß man sich ohne Unterlaß bücken, jetzt rechts, jetzt links hinüberneigen, um schräg überhängenden Baumstämmen, Zweigen, Ästen und Alles untereinander verbindenden Schlingpflanzen auszuweichen. Es gehört wahrhaftig gymnastische Turnfertigkeit dazu, um durch einen solchen Urwald zu kommen, ohne Hals und Bein gebrochen zu haben. Jetzt hebt man den einen Fuß in die Höhe, um einem Baumstumpf oder Felsblock auszuweichen, jetzt den andern; jetzt beugt man sich rechts, jetzt links, jetzt duckt man sich bis auf den Hals des Thieres. Häufig muß man all' diese Operationen auf einmal ausführen. Man zieht beide Füße in die Höhe und duckt sich tief herunter, den Hut mit der Linken fest aufdrückend, die Zügel in der Rechten. Wer einen Tag durch einen solchen Wald geritten, ist ein vollkommener Husar geworden; er braucht keine weitere Übung. Aber schon nach einer halben Stunde stockte der Zug. Eine Schwester war zur Noth dem Sturz entgangen, obwohl an der abscheulichen Stelle, wo es geschah, wohl sechs Mann zur Hülfe beistanden. Sie mußte ein anderes Maulthier haben, das sicherer ging. Auch alle andern Schwestern mußten hier, eine nach der andern, mit äußerster Vorsicht hinüber transportirt werden. Man muß nicht vergessen, daß wir uns am Ende der Regenzeit befanden. Der Boden war aufgeweicht, schlüpfrig und große Wasserlöcher fanden sich im Wege. Man kannte ihre Tiefe nicht. Sprengte man hinein, so konnte man bis in den Sattel im Moraste versinken. Glücklicher Weise sind die Maulthiere ungemein klug und vorsichtig; sie treten bedachtsam auf und untersuchen den zweifelhaft scheinenden Boden; im Gebirge zieht man sie daher den Pferden bei Weitem vor; auch thut man im Gebirge am besten, ihnen völlige Freiheit zu lassen. Weiter vorausliegende Hindernisse vermögen sie zwar nicht zu übersehen, da muß der Reiter lenken; die unmittelbar vorliegenden Hindernisse wissen sie aber besser, als der Reiter, zu würdigen. Wo man nicht daran denkt, biegen sie plötzlich rechts oder links ab, weil sie einen sichern Pfad gewahren; sie klimmen da hinab, wo man es nicht vermuthet hatte; sie springen im gewaltigen Satz da hinauf, wo es der Reiter nicht gewagt hätte. Es wäre gefährlich an solchen Stellen sie mit Gewalt anders lenken zu wollen. Im Gefühl ihres bessern Instinktes zeigen sie sich alsdann im höchsten Grade eigensinnig, sie gehen doch voran, wo sie wollen, oder sie bäumen sich, gehen rückwärts und ein Unglück kann die Folge sein. Um seinen Reiter kümmert

es sich allerdings bei seiner Vorsicht nicht. Das hatte ich Gelegenheit gleich am ersten Tage zu erfahren und es diente mir zur Belehrung, daß mir Ähnliches nicht zum zweiten Mal aufstieß. Eine tiefe Pfütze lag links, ein gefallener und abgesägter Baumstamm rechts im Wege. Unter dem Baumstamm konnte das Thier allein sehr bequem her, auch war der Weg darunter trocken, jedoch war die Höhe unter dem Baum nicht bedeutend genug, daß der Reiter ebenfalls darunter her konnte. Ich lenke also nach links, das Thier aber zieht nach rechts. Ich ziehe heftig nach links, das Thier aber achtet nicht auf den Zügel und geht unter dem Baumstamme her. Da hatte ich's! Jetzt ging es mir, wie weiland dem Absalon, nur blieb ich nicht mit den Haaren, sondern mit den Armen am Baume hängen und kam, Dank der praktischen Steigbügel, ganz ohne Gefahr auf den Boden zu stehen. Ich ward nun vorsichtiger und wußte derartige Hindernisse schon von Weitem zu vermeiden.

Wie die Schwestern überall durchkamen, weiß ich nicht zu sagen. Nur weiß ich, daß es manchmal schauderhaft herging. Gott sei Dank, daß der jetzige Präsident mit großer Energie ordentliche Straßen anlegen läßt. Gegenwärtig ist der neue Weg nach Guayaquil, der aber durch eine ganz andere Gegend führt, beinahe fertig; wie aber die Sachen standen, als ich im Sommer 1871 diese Reise machte, muß man mit eigenen Augen gesehen haben, um es glaublich zu finden [1].

Endlich wurden wir einigermaßen aus unserer qualvollen Lage befreit. Wir erreichten einen kleinen Bach, der ruhig in sandigem Terrain fließend sein Bett geebnet hatte. Anfangs schien es nicht so und ich hatte die kleine Genugthuung zu sehen, wie auch ein gewandterer Reiter, als ich, aus dem Sattel kommen kann. Ich befand mich so ziemlich an der Spitze des Zuges. Einige Mann waren zu Pferde voraus, um Äste und Zweige aus dem Wege zu hauen. Unmittelbar vor mir ritt ein munterer Bursche. Plötzlich verschwand sein Pferd in dem Bache, nur Kopf und Hals ragten aus dem Wasser hervor und der Reiter kugelte zur Seite herunter in die kaffeebraune Fluth. Ich tröstete mich, daß es mir besser gegangen, und mein Maulthier ließ, durch das unmittelbar vor ihm statuirte Exempel belehrt, sich willig von der fatalen Stelle ablenken. Das Reiten im Bache machte uns, nach den vor-

---

[1] Mit welchem Erfolge der jetzige Präsident der Republik Ecuador die Anlage von Straßen, Eisenbahnen u. s. w. betreibt, wird der Leser aus der unter den Miscellen mitzutheilenden Botschaft an die beiden gesetzgebenden Körper der Republik ersehen. Dank der Energie D. Garcia Moreno's sind die durch eine fast hundertjährige liberale Wirthschaft eingerissenen Mißstände, wenn nicht ganz, so doch großentheils, gehoben. Trotzdem haben wir geglaubt, wie in den früheren Aufsätzen, so auch hier die von P. Kolberg mit zwar kräftigen, aber dennoch richtigem Pinsel entworfene Schilderung ecuadorianischer resp. südamerikanischer Zustände nicht im Geringsten abschwächen zu sollen, weil sie den Beweis liefert, in welchem Abgrund des Unglücks der Liberalismus ein von der Natur auf's Reichste gesegnetes Land stürzen kann und immer stürzen wird. (A. d. R.)

hergehenden Strapazen, recht aufgeräumt. Selbst die Schwestern erholten sich von ihrem Schrecken. Bis dahin hatte der herrliche Urwald mehr meinen Zorn, als meine Bewunderung hervorgerufen. Unter Umständen, wie ich sie soeben geschildert, ist man nicht aufgelegt, naturhistorische Studien zu betreiben und die malerischsten Scenen, die uns in den Weg kamen, waren gerade die, welche uns am meisten verstimmen konnten. Was hilft mir all' diese Naturschönheit, wenn ich nur über diesen Baumstamm, zwischen diesen abscheulichen Ästen und Schlingpflanzen hindurch, über diese Wasserpfützen komme, ohne mir den Hals zu brechen! Hier in diesem sanftfließenden Bache mit festem Boden, auf diesem schönsten Theile des Weges zwischen Sabaneta und dem Gipfel der ersten Cordillerenreihe, ging uns das Herz wieder auf. Wir befanden uns ja mitten darin, in der reichsten, üppigsten, schönsten, blüthenreichsten Natur der Erde. Wir betrachteten mit Entzücken diese riesigen Bäume, in Vergleich zu denen unsere deutschen Eichen und Linden nur Zwerge sind. Himmelhoch und kerzengerade streben sie empor, ihre gewaltigen Aeste nach allen Seiten hin weit ausstreckend und gleichsam nicht zufrieden mit dem üppig grünen, fettglänzenden Laube riesiger Blätter, das sie selber hervorsproßten, trugen sie noch ein buntes Gewimmel kleinerer Schmarotzer. Rothe, gelbe, weiße, blaue Blumen hingen überall herab und neben ihnen (Frühling und Herbst zugleich) die herrlichsten Früchte in den wunderbarsten Gestalten und Farben. Ecuador! Ecuador! welch' herrliches Land bist du!

Unser Ritt an diesem ersten Tage dauerte nicht lange, nur vier Stunden. Schon um 3 Uhr machten wir Halt. Unsere Pferde waren durch den schlechten Weg auf's Äußerste erschöpft und wir waren nicht weniger froh, wieder einmal ausruhen zu können. Mir erschien das miserable Quartier wie ein Feenpalast. Seelenvergnügt trabte ich durch den Morast, welcher den Festungsgraben ersetzt, hindurch und kletterte auf der sprossenarmen Leiter in den luftigen Söller. Dießmal hatte der für uns bestimmte gar keine Wände; der Boden war äußerst biegsam und drohte jeden Augenblick unter unsern schweren sporenklirrenden Tritten einzubrechen. Eine höchst gefährliche Brücke verband diese Hütte mit einer zweiten, die alsbald in eine dampfende Küche verwandelt war. Heute hatten wir mehr Zeit, über unsere Erlebnisse zu plaudern, als sonst. Da aber die Sonne schon um 6 Uhr in dem dunkeln Schooß der Wälder sich verliert, und die moderne Gasbeleuchtung darin noch nicht eingeführt ist, so fallen die Augen auch früher zu, als sonst; besonders da die steifen Glieder nicht Willens sind, noch viele Sprünge zu machen. Aber lieber Gott! Welche Nachtruhe war das, trotz aller Müdigkeit! Waren wir am Tage vom Regen noch ziemlich verschont, so öffnete jetzt der Himmel seine Schleußen. Ich lag theilweise in nassen Kleidern. Du liebes, altes, ächt spanisches Dach, bleibe doch wenigstens ober mir dicht und ich werde nachher nicht über dich schimpfen! Aber nein, da hilft kein frommes Gebet. Tik, Tak, Tik, Tak! Da kommt's schon herunter. Gott sei Dank, es bleibt noch drei Zoll von mir entfernt. Da fällt's aber mit dumpferem Ton, das scheint meinem Poncho zu gelten. Aber nein, ich fühle es deutlich, es träufelt auf mich selber. Der arme Schläfer! Er schiebt sich hierhin, er schiebt

sich dahin; hilft Alles Nichts. Nur der wasserdichte Poncho kann ihn einigermaßen schützen.

Der folgende Tag war Sonntag. Von einer heiligen Messe ist in einer solchen Wildniß keine Rede. Es wird gesattelt und gepackt. Aber der Regen fällt unaufhörlich. Sollen wir aufbrechen oder nicht? Wenn wir bleiben, so steht eine Hungersnoth bevor; denn wir haben, wie ein Schwarm Heuschrecken, Alles verzehrt, was im Hause Genießbares sich vorfand. Es scheint besser zu werden, wir sitzen auf — und in strömendem Regen machen wir einen mehr als sechsstündigen ununterbrochenen Ritt. Das Gebirge hatten wir sowohl in Babahoyo als in Sabaneta um die Abendszeit durch die zerrissenen Wolken hindurch gesehen. Steil hoben sich die blauen Berge aus der Ebene hinauf, gekrönt mit himmelhohen Spitzen. Es wurde einem fast schwindlich zu Muthe bei dem Gedanken, daß man hier hinaufreiten solle und über diese Zacken hinaus in noch höhere Regionen. Seitdem aber hatten wir das Gebirge nicht wieder zu Gesichte bekommen. Die gigantischen Bäume des dicht verwachsenen Waldes benahmen jegliche Aussicht. Mit einem Male fanden wir uns heute im Steigen. Anfänglich ging es nur sanft hinan. Der Weg war steinig und fest, unendlich angenehmer, als gestern im endlosen Koth der lehmreichen Ebene. Doch mangelte es auch hier nicht an manchen schlüpfrigen, schwer zu passirenden Stellen. Außerdem versperrten gefallene Bäume, Äste, Lianen den Weg, genau so, wie gestern. Trotz des anhaltenden Regens und der endlosen Wassermasse, welche die Blätter und Zweige des Waldes auf uns herabschütteten, so oft wir sie streifen oder durchbrechen mußten, fanden wir uns doch bei heiterer Stimmung. War ja doch die Natur so groß und erhaben und durch das Dickicht zur Rechten ertönte laut das dumpfe Tosen und Brausen des Rio Babahoyo, der über riesige Felsblöcke vom Gipfel der Cordilleren schäumend der Ebene entgegeneilt. Bald gelangten wir an seine steilen Ufer und siebenmal setzten wir über den windungsreichen brausenden Fluß. Nur ein Mal fanden wir eine Art Brücke, von zwei langen schwanken Balken gebildet, die mit Reisig und darüber ausgebreiteter Erde bedeckt waren. Ein Geländer war freilich nicht vorhanden und der schwankende Steg ziemlich hoch über dem tosenden Wasser.

Bald hörte die sanfte Steigung auf und die Pfade begannen den kühnsten der Alpensteige zu gleichen, dort, wo die Menschenhand nicht nachgeholfen hat. Dabei war der Weg zerrissen von den zahllosen Quebradas, welche das Land in allen Richtungen durchfurchen. Zwanzig, vierzig, sechzig Fuß, in andern Fällen hundert, zweihundert Fuß und noch mehr, gehen dieselben hinab, meistens mit fast senkrechten Wänden. Bisweilen haben sie nur eine ganz kurze Ausdehnung von einigen hundert oder tausend Schritt, gewöhnlich aber laufen sie Stunden lang hin; doch zeigen sich diese erst hoch oben im Gebirge und vorzugsweise in der Hochebene von Quito. Erdbeben mag wohl ihre erste Ursache gewesen sein, doch ihre riesige Breite von zwanzig bis mehreren hundert Fuß und die manchmal grauenvolle Tiefe wird wohl besser der langsamen, aber andauernden Thätigkeit der Gebirgsgewässer zugeschrieben, welche

in dem losen vulkanischen Tuff eine verhältnißmäßig leichte Arbeit haben, um sich einzugraben. Wo man in einem solchen Labyrinth von Wasserrinnen herumreitend auf alle möglichen, nicht vorhergesehenen Hindernisse stößt, hat man Gelegenheit genug, die verschiedenartigsten Kunstreiterstücke auszuführen. Am vernünftigsten thut man aber, einem kenntnißreichen Führer zu folgen. Uns ritt gewöhnlich der gewandte, kundige Offizier voran, oder statt seiner ein paar andere tüchtige Leute aus der Mannschaft; sie suchten rechts und links die bequemste Fährte, verrannten sie sich einmal, so warnte ihr lautes Geschrei die ganze Gesellschaft und diese konnte sich eine andere Furche suchen.

Ich habe gleich im Eingange des Briefes gesagt, daß derselbe keine seltenen, ungeheuerlichen Ereignisse enthalten würde und auf nichts als Wahrhaftigkeit Anspruch mache. In der That, Unglück ist uns, Gott sei Dank, nie widerfahren; andererseits mag aber die Beschreibung der herrlichen Hauptstraße, die von Guayaquil nach Quito führt, eine gerechte Bewunderung ihrer unnachahmlichen Vorzüge in dem geneigten Leser hervorrufen. Unrichtige Vorstellungen sind niemals gut, und darum bitte ich ihn, nicht alle diese Reisehindernisse auf einen einzigen Punkt zu verlegen; hier finden sich die einen, dort finden sich die andern, bisweilen finden sich mehrere zu gleicher Zeit. Die geistreichen Ingenieure, welche die südamerikanischen Straßen angelegt, haben mit sorgsamem Fleiß jene tödtliche Langweile der europäischen Hochstraßen vermieden und überall für Wechsel der Scenerie auf ihrer Kunststraße gesorgt. Jedenfalls wäre der Naturgenuß in der schönen Andeskette bedeutend getrübt, wenn das Auge jenen prosaisch sich hinziehenden Wegedämmen, diesen höchst überflüssigen Brücken, begegnete; und gar erst die schwarzweißen Pfähle, welche die Bestimmung haben, die dem Chausseerande zu nahekommenden leichtfüßigen Rosse in respektvoller Entfernung zu halten, wie störend würden sie auf das süße Gefühl einwirken, welches man „Gruseln" nennt. Ist's doch so romantisch, hart am Rande einer senkrechten oder gar überhangenden Felswand dahin zu reiten und seinen Blick auf dem Grün des tief untenstehenden riesigen Waldes ruhen zu lassen. Man erzählt sich von den alten Rittern, daß sich hin und wieder einer den Spaß gemacht, auf der Burgmauer rings um sein Schloß zu reiten. In den Andesgebirgen kann man ein ähnliches Vergnügen alle Tage haben; man braucht aber deßwegen nicht auf eine Mauer zu klettern; man kommt ganz von selbst an solche luftige Stellen und man muß hinüber, mag man wollen oder nicht. Aber Übertreiben ist auch hierin nicht gut. Gleich diesen Tag passirten wir mehrere dergleichen Abgründe. Im Ganzen waren sie niedrig und kurz, Tiefen von 30 oder 50 Fuß. Einer erforderte schon etwas mehr Courage, ein ganz enger Felsensteig über einer hängenden Wand von vielleicht 100 Fuß Höhe. Aber auch hier dauerte die schwindelnde Scene nur einen Moment; ein paar Schritte des Maulthieres genügten, um sie zu überwinden.

Bei aller Gefährlichkeit der Wege hört man doch nichts von Unglücksfällen, und ich glaube, es gibt deren in den wilden, ungebahnten Schluchten der Andesketten verhältnißmäßig nicht mehr, als auf den prachtvollen Chausseen und Eisenbahnen Europa's. Je schöner die Straßen sind, desto nachläßiger

ist der Mensch, der auf ihnen einherfährt; in den wegelosen Cordilleren hingegen nimmt der Reiter seine fünf Sinne zusammen, und was ihm dann noch fehlt, ersetzt der Instinct der klugen Maulthiere. Dazu kömmt, daß der europäische Ankömmling, an dergleichen Verhältnisse gar nicht gewöhnt, überall Gefahr und Verderben sieht; den Einheimischen kommt dieß aber gar nicht so vor, er findet dieß Alles ganz natürlich; selbst Europäer, welche in Ecuador viele Reisen gemacht haben, meinen, die Straße nach Guyaquil sei so herrlich, daß sie nichts zu wünschen übrig lasse, wenn man sie mit andern vergleiche. Das mag wohl sein. Allein auf meiner Herreise konnte ich die Herrlichkeiten der Hauptstraße des Landes nirgends erblicken. Manchmal trafen wir eine entgegenkommende Caravane, und man fragte diese an: „Wie ist der Weg?“ Die Antwort war: „Buen camino, muy buen camino!“ „Guter Weg, sehr guter Weg!“ Ich traute meinen Sinnen nicht. Ich schaute mir diese Felsblöcke an, diese Wasserpfützen, diese schlüpfrigen oder steinigen Rinnen, in die wir alle Augenblicke hinabstiegen, ich betrachtete mir diese überhängenden Felswände, diesen tosenden Rio Babahoyo, diese kreuz und quer liegenden Riesenbäume und sagte: „Buen camino, muy buen camino!“ „Guter Weg, sehr guter Weg!“ Wenn das ein guter Weg ist, wie muß er dann aussehen, wenn er schlecht ist? Über den guten Weg muß ich hier Etwas zur Erläuterung hinzusetzen. Der südamerikanische Spanier nennt seinen Weg so lange gut, als das Maulthier noch einen sichern Tritt, einen festen Boden unter sich findet. Wasserpfützen und Morast von drei Fuß Tiefe und etwas mehr machen den Weg noch nicht schlecht, wenn der Boden nur nicht noch tiefer aufgeweicht ist. Auf sich selbst nimmt der Reiter niemals Rücksicht bei seinem „buen camino“. Die Wege sind erst schlecht, wenn das Maulthier nicht mehr voran will. Dieser „malo camino“ dauert eine große Zeit des Jahres. Dieselben Strecken, welche wir diese Tage gegen Ende Juni durchritten, sind in der Regenzeit von Anfang Dezember bis Ende Mai durchaus nicht mehr für Lastthiere und gewöhnliche Reiter zu passiren. Die Ebene steht theilweise unter Wasser, oder ist ein beständiger Sumpf, der Rio Babahoyo ist so angeschwollen, daß ohne die augenscheinlichste Gefahr kein Durchkommen mehr ist; die steilen Lehmwände am obern Rande der ersten Cordillerenstufe sind so schlüpfrig geworden, daß sich in ihnen kein Halt mehr gewinnen läßt. Aller Verkehr zwischen dem Hochland und der Ebene stockt, Waaren werden absolut keine befördert, nur die Couriere, die ausgezeichnetsten Reiter mit den besten Maulthieren, die man auftreiben kann, vermögen noch durchzudringen, aber auch dann muß man erwarten, seine Briefe verspätet und vom Wasser der Flüsse und Moräste durchnäßt zu erhalten, obschon sie mit Sorgfalt in einen Umschlag von Wachsleinwand und Kautschuck gerollt werden.

Der Aufsteig zu den Cordilleren ist viele Meilen lang und hat, bis zum Joch vom Chimborasso gerechnet, alle möglichen Höhen bis 13,500 Fuß. Darum tritt die Regenzeit an verschiedenen Punkten zu verschiedenen Zeiten ein und befolgt an ihnen andere Perioden. Einige Theile des Weges sind passierbar, andere nicht. Auf diese Weise stauen sich bald an diesem, bald an jenem

Punkte, bald an mehreren zugleich die Waaren an, weil sie nicht mehr weiter transportirt werden können. Deßhalb findet man im Gebirge in gewissen Abständen von 6—10 Stunden die sogenannten Tambos, große geräumige Schuppen, oder vielmehr hohe, auf ein paar aufrechtstehenden Balken ruhende Strohdächer zum Schutz für die hier lagernden Waaren. Leider habe ich nicht gesehen, daß man auch Tambos für die armen Reisenden ausgedacht hätte, die seiner wahrhaft mehr bedürftig wären, als die Waaren. Freilich hat sich bei jedem Tambo eine Familie angesiedelt, aber man findet da eben gar nichts weiter, als in jeder andern halbindianischen Hütte: sehr ärmliche, spärliche Nahrungsmittel und ein häufig durchlöchertes Dach. Für den Reisenden ist auf der ganzen Reise nirgendwo, auch nicht im Mindesten, gesorgt. Wie schön wäre hier zu Land ein geistlicher Orden angebracht, der gleich den Mönchen von St. Bernhard in diesen Wüsteneien, z. B. am Chimborasso, Hospitien anlegen würde!

Bald hatte ich noch mehr Gelegenheit, den **buen camino** genauer zu studieren. Obgleich in diesen Gegenden das lange Gebirgsthal, das wir verfolgten, nur in sanfter Steigung emporführte, daß man allenfalls eine Eisenbahn anlegen könnte, so gab es doch, weil nirgends planirt war, manchmal ganz fatale Steigungen und eben solche Senkungen. Ging's hinauf, so mußte man die Mähne des Thieres, ging's hinab, so mußte man den Schwanzriemen — wie einen rettenden Anker ergreifen. Denn ich bitte hier, doch um Alles in der Welt nicht an deutsche Verhältnisse zu denken; es ging oft hinauf und hinab, wie auf einem gothischen Kirchendach, mit mancherlei Nebenhindernissen, wie sie die Kunstreiter in ihrem Cirkus zur Erheiterung ihrer schaulustigen Kunden anzubringen pflegen. Ich glaube, hätte man uns hier ebenfalls einen Papierreifen vorgehalten, wir würden, ohne weiteres Nachdenken, hindurch gesprungen sein, so sehr waren die gymnastischen Übungen uns zur zweiten Natur geworden. Vielleicht bringen die südamerikanischen Liberalen zur Vervollständigung der Scenerie derlei Reifen noch an; unterdessen hatten wir in anderer Weise Gelegenheit genug, die nothwendigen Leibesübungen anzustellen. Wir kletterten in besagter Weise einen Abhang hinan — und da stand ich starr vor Schrecken. „Wie, hier sollen wir hinunter?" — „Ja wohl," sagte der Lieutenant, „hier müssen wir Alle hinunter; es führt kein anderer Weg nach Küßnacht." Und er gab seinem widerstrebenden Gaul die Sporen und im Hui raste er die Wand herunter, daß mir Hören und Sehen verging. Mir war es, als sei Harras, der kühne Springer, vom Felsen herab in die tief unten brausende Fluth gesprungen. Ich sah unter mir nur ein hundert Fuß tiefes Thal, den Weg konnte man gar nicht übersehen wegen seiner Steilheit, der Anfang dazu war gerade nicht aufmunternd, den Ritt zu unternehmen. Eine Art Treppe war's, nach der Rechten an einen senkrechten Fels gelehnt, die Linke theilweise offen, theilweise durch Steinblöcke geschützt; die Stufen, natürlicher Fels, hatten die Höhe gewöhnlicher Tische.

Ich hatte mir aber kaum diesen Weg etwas näher betrachtet, so war der Lieutenant wieder da, und die Schwestern trafen auch ein. Ich sagte kein

Wort; es war mir zu interessant, den ersten Eindruck zu beobachten, den dieses neue bevorstehende Abenteuer auf sie machen würde. Ja, ja, dießmal wurde mehr als eine bleich; indessen wurde von Seiten der Mannschaft jegliche Vorsicht gebraucht. Zuerst sprengte der treffliche Lieutenant wieder hinunter und herauf. Andere Leute ritten als zweites Beispiel hinab, und kräftige Soldaten stellten sich von Stufe zu Stufe, jeden Augenblick waren acht bis zwölf Arme bereit, die Reiterinnen vor dem Sturze zu bewahren, man hielt sie und das Roß von allen Seiten, und fast könnte man sagen, sie seien sammt ihrem Thier von oben herab getragen worden. Die Hauptgefahr ist, daß die Maulthiere in die Kniee sinken, und deßhalb standen immer zwei Mann vor ihnen, um sich gegen sie zu stemmen. Ich stand oben und betrachtete das schöne und wilde Schauspiel: das wildschnaubende oder stöhnende Thier prüft vorsichtig den Boden; jetzt tritt es bedachtsam auf, macht einen Sprung in die Tiefe, und fast in die Kniee sinkend bäumt es sich schnell wieder in die Höhe vor den festen Griffen der Soldaten; dann steht es wieder einen Augenblick zitternd da, nicht wissend, ob es eine zweite, im scharfen Winkel folgende Stufe wagen solle. Unterdessen klammert sich die Reiterin fest an den Sattel, halb betäubt starrt bisweilen ihr Blick in die jähe Tiefe und dann hebt er sich für Momente hinauf gen Himmel. Der feuerrothe faltige Poncho und der lichte Reiterstrohhut stechen wunderbar schön ab gegen dieses tiefe Grün des laubigen Waldes und gegen diese altersgrauen Felsen. Ringsum aber stehen diese halbwilden Söhne der tropischen Zone, dürftig bedeckt, rothbraune Gestalten mit kohlschwarzem Haar und mit den fast noch schwärzeren Augen, aufmerksam jeden Tritt des Thieres, jedes Schwanken der Reiterin beobachtend, mit ihren kräftigen Armen das eine und die andere haltend, stützend, tragend. Glücklich kamen alle unten an, aber ich habe hier gesehen, daß auch sonst sehr gewandte Reiter vom Pferde herab auf die Felsstufen geriethen oder mit Mühe dem Sturze entgingen, obschon immer Leute zur Hülfe bereit standen.

Um 4 Uhr machten wir Halt bei einem großen Tambo. Wir waren theilweise durchnäßt; denn der wasserdichte Poncho reicht nicht aus, um alle Theile des Körpers in gleicher Weise genügend zu bedecken. Müde waren wir genug, und unser Schlaf war der Schlaf der Gerechten. Schon frühe wurde wieder gepackt und gesattelt, es schien, als sollten wir heute einen besonders langen Ritt machen. Das Wetter wurde allmählig besser, doch war es anfangs noch sehr neblig und die Schlingpflanzen und Äste der Bäume überschütteten uns auch heute mit dem reichlich daranhängenden Regenwasser. Die Wege waren wieder ein „buen camino“, d. h. schauderhaft steil, über die Maßen schmutzig und schlüpfrig, immer durch dieselben Baumstumpen, Steinblöcke, Wasserrinnen und Felswände unterbrochen. Ich erzähle die Einzelheiten nicht, sie besitzen kein Interesse und in ihnen gleicht ein Tag dem andern. Wir waren unterdessen schon zu Meistern im Reiten geworden. Nach einem nur dreistündigen Ritt wurde Halt gemacht bei einem andern großen Tambo. „Was gibt's?“ „Wir müssen hier bleiben; bis zum nächsten Tambo dauert es noch sechs Stunden und die Maulthiere sind zu müde.“ In der That, nach dem gestrigen höchst anstrengenden Marsch hatten die armen Thiere

mitten im Walde keine Nahrung gefunden; der heutige Marsch, obschon kürzer, war nicht weniger ermüdend gewesen, und hier hängt links vom Berge eine üppig grünende Wiese herab. Wir blieben also. Indessen nahm man diese Maßregel doch nur aus Rücksicht auf die Schwestern; die nächste Strecke war äußerst schwierig, wir konnten uns verspäten und gezwungen werden, die Nacht ohne Obdach in der Wildniß zuzubringen. Das Gebirgsthal, in dem wir uns befanden und in dem wir ununterbrochen in der Richtung von West nach Ost hinaufgestiegen waren, hatte einen ganz andern Charakter, als ähnliche Thäler der Schweiz. Nirgends erblickte man seitlich die senkrechten, der Vegetation beraubten Felswände, nirgends die Alpenwiesen mit ihren zahlreichen Viehherden. Obwohl das Thal im Ganzen nur so schmal war, daß eben der schäumende Waldstrom und die genügend beschriebene Hauptstraße nach Quito darin Platz fand, so stiegen doch die Seitenwände in sanfterer Böschung hinan. Ueberall fand die Pflanzenwelt Boden. Ein mächtiger üppiger Wald, dicht gefüllt mit den herrlichsten immergrünen Bäumen, umgab uns ringsum bis ganz hinauf auf den Gipfel der Berge. Blickte an gewissen Stellen eine Wand hindurch, so war auch diese mit üppigem Grün, mit Schlingpflanzen und Flechten aller Art bedeckt. Das Thal war ein einfacher, sanft ansteigender Einschnitt in die westlichen Cordilleren. Die großen Unebenheiten unseres Weges rührten nur her von den zahlreich einmündenden kleinen Querthälern, von den Wirkungen des Wassers und von der Vernachlässigung der Straße. Bis dahin, wo wir uns befanden, hätte man ohne große Schwierigkeit eine allmählig sanft ansteigende Kunststraße anlegen können. Das Thal war nicht ganz menschenleer. Außer zwei oder drei Tambos begegnet man hin und wieder einzelnen indischen oder halbindischen Hütten; ein kleiner Garten mit Bananen und türkischem Waizen bietet die dürftige Nahrung. Manchmal trifft man ein paar Reiter, stolze Caballeros und verschleierte Damen, die das Gebirge hinab in die Ebene ziehen, oder auch große Caravanen schwerbepackter Lastthiere, Maulthiere, Esel und Lama's. Die Passage ist außerordentlich schwierig, wenn man einem solchen Zug in den zahlreichen engen, felsigen Schluchten begegnet; man weiß nicht, wo hinaus, und sehr gewagte Sätze müssen helfen. Unmittelbar vor uns nahm das Thal einen andern Charakter an; es verengte sich so bedeutend, daß für einen Weg kein Platz mehr vorhanden, und ringsum waren die steilen Berge mit Alpenwiesen bedeckt. Offenbar sollten wir den nächsten Tag in bedeutend höhere Regionen steigen. Wie gerne hätte ich die verschiedenen Höhen, in denen wir uns nach und nach befanden, mit Genauigkeit gemessen. Aber durch die plötzliche Abreise von Europa war ich gehindert worden, geeignete Instrumente mit mir zu nehmen. Die gewöhnlichen Quecksilber-Barometer zerschlägt man auf solchen Reisen und die für Europa gefertigten Aneroid- oder Metall-Barometer reichen für die Andes bei Weitem nicht aus. Das für europäische Höhen bestimmte, das ich mitnahm und wenigstens bis 7000 Fuß reichen sollte, war schon in einer Höhe von 4000 Fuß unbrauchbar geworden. Die Nacht brachten wir sehr schlecht zu; ich für meinen Theil habe kaum mehr als zwei Stunden geschlafen. Die Gründe sind leicht erklärlich: Auf-

regung, hartes Lager, nasse Kleidung und nasse Stiefel, und endlich unser liebenswürdiger Doktor C., der um 1½ Uhr Nachts eine große Menge Befehle auszutheilen hatte. Schon um 7 Uhr saßen wir im Sattel, und das will viel sagen, wenn man bedenkt, daß in diesen Gegenden das Morgengrauen um 5½ Uhr beginnt, erst eine tüchtige Mahlzeit bereitet, und dann Alles wieder ein- und ausgepackt werden mußte. Es war der vierte Tag unseres Rittes, Dienstag, den 27. Juni, und wird mir derselbe für immer unvergeßlich sein. Zuerst ging's die steile Schlucht hinab über den hier schon sehr jugendlich aussehenden Rio Babahoyo. Alsdann aber fing die Steigung an, die stärkste auf der ganzen Reise. Wir klommen im kurzen Zickzack einen vorspringenden äußerst steilen Berg hinan, und ohne Übertreibung kann man sagen, es ging hinan, wie auf ein Kirchendach. Bis dahin hatten wir keinen Weg gehabt, wie wir Europäer uns denselben vorzustellen pflegen. Hier begann ein Weg, der berühmte Camino real. Jedermann im Lande spricht vom Camino real; aber ich weiß bis heute nicht, ob es aus Stolz geschieht, daß man einen Weg besitzt, oder ob man an die endlosen Ängste und Verlegenheiten denkt, die man auf ihm auszustehen hat. Camino real kann zwei Dinge bedeuten: erstens ein „wirklicher, in der That vorhandener Weg", und zweitens „königlicher Weg". Eine wie die andere Bedeutung ist höchst ungeschickt gewählt, besser wäre es an hundert Stellen, es gebe keinen Weg, und was die alten spanischen Könige mit großen Kosten angelegt haben, ist durch die Nachlässigkeit der späteren revolutionären Regierungen in gar erbärmlicher Weise zu Grunde gegangen.

Tiefe, mannshohe Wasserrinnen durchzogen diesen camino real, große Steinblöcke lagen überall zerstreut umher. An manchen Stellen hatte das Wasser so tiefe Furchen gezogen, daß man zwischen hohen steilen Wänden einherzog, und unten war man darin förmlich wie eingekeilt, häufig genug fand das Maulthier keinen sichern Tritt mehr in der unten spitz zulaufenden oder mit Steinblöcken erfüllten Furche. In dieser starken Steigung war zum Glück der Boden auffallend trocken; der letzte Nachmittag und die Nacht war nämlich sehr schön gewesen. Oben, wo das Terrain sanfter hinanstieg, änderte sich die Scene. Der Regen hatte den tiefen Erdboden des camino real aufgeweicht, derselbe war schlüpfrig in hohem Grade, und dazu denke man sich diese mannshohen Wasserrinnen, die dicht aneinandergedrängt dem Boden eine Gestalt geben, als wäre er durch ein frisches, fürchterliches Erdbeben zerklüftet und zersägt worden. Das einfache, noch so steile Emporklimmen macht dem Reiter wenig Anstrengung; aber ihm sowohl, als seinem Maulthier wird jeder Schritt und Tritt zu einer unendlichen Last, wenn jene eben erwähnten Umstände sich hinzugesellen. Unsere Thiere waren heute stark und kräftig; sie leisteten Wunderbares in kurzer Zeit. Schon waren wir unmittelbar unterhalb des ersten Kammes der Cordilleren angelangt, da erneuerte sich vor meinen Augen ein Schauspiel, das ebenso wie das gestrige seines Gleichen sucht. (Schluß folgt.)

Joseph Kolberg S. J.

Recensionen.

Das neue Wissen und der neue Glaube. Mit besonderer Berücksichtigung von D. F. Strauß' neuester Schrift: „Der alte und der neue Glaube" von **J. Frohschammer,** Prof. in München. Leipzig 1873. 8°.

Der Titel des Buches gibt zur Genüge an, um was es sich handelt; und wer die Richtung des Verfassers kennt, weiß auch, was er darin zu erwarten hat. Frohschammer ist einer jener apostasirten Gelehrten, deren unser heutiges Deutschland leider so viele zählt. Nicht ohne schöne Begabung haben sie sich, zwar mit gutem Willen, aber ohne nöthige Kenntniß der Gewässer, die sie befahren wollten, dem leichten Kahn der selbstständigen Spekulation hingegeben. Sie konstruirten sich die Bahn, auf der sie fahren wollten, a priori nach Grundsätzen, die ihnen die allein richtigen schienen; das Ziel hatten sie im Auge, es war die katholische Wahrheit, aber auch diese nur nach subjektivem Dafürhalten, wie sie eben zu den Grundsätzen stimmte, die sie als fundamentale und „epochemachende" ansahen. So traten sie nicht ohne Beifall vieler Katholiken hinaus und sammelten bald begeisterte Schüler um sich. Allein weil es eben dem einzelnen Menschen unendlich schwer, um nicht zu sagen unmöglich ist, als Autodidakt sich die objektive Wahrheit ohne subjektive Einseitigkeit rein und unverkümmert zusammenzufinden, so war es unvermeidlich, daß solchen strebsamen Geistern auf ihrer Fahrt Widerspruch begegnete. Bei dem allgemeinen Mangel jeder dialektischen Bildung, wie er bei Autodidakten so häufig sich findet, führt ein Zusammenstoß der verschiedenen Meinungen nie zu einem eigentlichen Resultat, sondern triumphirend haben stets beide Theile Recht, natürlich jeder nur in seiner eigenen Überzeugung und bei seinen eigenen paar Schülern. Anders verhält es sich mit der Autorität der katholischen Kirche. Sie läßt sich nicht in Disputationen ein, weil sie keine Schule ist; sie entscheidet einfach, ob die fraglichen Sätze im Einklang mit der Offenbarung sind oder nicht, und gibt für die bezügliche Behauptung kurz den Nachweis. Fährt nun der Autodidakt gegen diesen Felsen an, so ist es nicht zu verwundern, wenn er irre wird. Vom Wesen der Kirche hat er sich selbst vielleicht gar keinen oder nur einen einseitigen Begriff zusammengelegt; die Folge ist daher leicht vorauszusehen. Da der Mann Anfangs wenigstens noch Katholik oder doch Christ sein will, so trennt er nun die unsichtbare Kirche von der sichtbaren; an der ersten hängt er, die letzte aber überschüttet er mit Spott und Hohn. Christus ist sein Alles, Rom aber der zweite Judas. Der Grund dieser so häufigen Erscheinung ist kein anderer, als der Abfall unserer Zeit von einer gesunden Geistes-Bildung und in Folge dessen die Unmöglichkeit, dieselbe in den tiefern Inhalt des Christenthums, sowie in seinen Zusammenhang mit der menschlichen Natur, ihren Bedürfnissen und Kräften einzuführen. So tritt der strebsame Mann ohne Kompaß die Reise an, und konstruirt sich Länder und Meere, Völker und Geschichte nach den grundlegenden Principien der eigenen Hefte,

zersplittert freilich dabei die schönsten Kräfte in Nebelreisen und Windmühlenkämpfen, von denen die Mitwelt nichts hat, als eine Begriffsverwirrung mehr.

Diesen Weg ist denn auch Frohschammer durchlaufen und steht nun an der letzten Consequenz seines verfehlten Beginnens; auch er, einst katholischer Priester, läugnet die Gottheit Christi und ist unter die Propheten des Nihilismus gegangen. Freilich protestirt er dagegen, wie ja alle Nihilisten sich den Boden unter den Füßen wahren wollen, um noch stehen zu können. Allein der Unterschied zwischen ihm und dem von ihm bekämpften Strauß besteht bloß darin, daß letzterer einen Cult der Natur in Musik und Poesie als letzte Basis des geordneten Lebens will, Frohschammer aber das Christenthum Christi nach **seiner** Auffassung, d. h. humane Gott- und Nächstenliebe, daß also Strauß noch ein wenig weiter hinaus consequent bleibt und sein Fundament nach Zerstörung der Welt in das blaue Nichts legt, während Frohschammer früher Halt macht und noch ein kleines Steinchen der Welt zurückbehalten möchte.

Es ist nun nicht meine Absicht, die ganze Masse von historischen und dogmatischen Unwahrheiten, welche Frohschammer in ebenso leidenschaftlicher als unwissenschaftlicher Weise über die katholische Kirche niederschreibt, darzulegen, — ich würde dadurch nur beweisen, daß der ehemalige katholische Priester nicht einmal den Katechismus gelernt und verstanden; — noch weniger werde ich alle die Sophismen und willkürlichen Behauptungen registriren, die eigentlich den Inhalt der ganzen Schrift bilden, denn es würde dieses eine ebenso lange, ungenießbare Arbeit, als die Frohschammer'sche Schrift selbst sein. Mir genügt es, den Inhalt der Schrift kurz anzugeben und aus dem letzten Theile Einiges hervorzuheben, um zu zeigen, wie tief ein katholischer Priester, hat er einmal die Bahn der Wahrheit verlassen, fallen kann.

Frohschammer entwirft im **ersten Abschnitt** in leidenschaftlicher Erregtheit durch historische und dogmatische Verdrehungen ein Zerrbild vom **alten Glauben**, d. h. von der katholischen Kirche, um der entrüsteten Unwissenheit seiner Leser dann den Beweis liefern zu können, daß eine solche „Anstalt der Gräuel" sich überlebt habe und unnütz geworden.

Im **zweiten Abschnitt** geht er an das **neue Wissen**, das zwar den alten Glauben zertrümmert habe, aber seinerseits, von seinen Errungenschaften geblendet, in seinen Schlüssen zu weit gegangen. Es wird die Unhaltbarkeit des Materialismus und Atheismus dargethan, aber natürlich auf Frohschammer'scher Grundlage, d. h. auf einem aus zusammengewehtem Sand bestehenden Fundament.

Im **dritten Abschnitt** wird in gleicher Weise der **neue Glaube** nach Frohschammer'schen Heften als berechtigt und vernünftig dargethan, während es sich im **vierten Abschnitt** um den genauen Inhalt des neuen Glaubens handelt oder, wie Frohschammer sich ausdrückt, um das **Christenthum Christi**.

Bei diesem letzten Punkte wollen wir nun ein wenig verweilen. In einer kurzen Einleitung thut Frohschammer dar, daß aller Religion das gleiche Wesen zu Grunde liege; keine ist für absolut wahr oder falsch zu halten, selbst vom Standpunkte des Christenthums aus.

„Wenn man nicht gerade auf den christlichen Gottesglauben (alle Menschen seien Kinder desselben göttlichen Vaters), oder geradezu auf allen Glauben an einen wirklichen Gott soll verzichten müssen, ist anzunehmen, daß die Verschiedenheit der Religionen und die Verschiedenheit der Arten der lebenden Wesen überhaupt auf einem bestimmten, nothwendigen Gesetze der Endlichkeit und ihrer Ausgestaltung und Entwickelung beruhe, das nicht übersprungen oder vermieden werden kann, selbst nicht durch göttliche Wirksamkeit. Dieß ist ja selbst in der christlichen Kirche dadurch auf das Bestimmteste anerkannt, daß man trotz des Glaubens an eine direkte göttliche

Stiftung des Christenthums und ein beständiges wunderbares Eingreifen Gottes in die Natur und Geschichte doch die Ausbreitung desselben dem Gesetze menschlicher Thätigkeit und historischer Entwicklung unterstellt und Missionen dafür veranstaltet. Auch haben manche der frühesten Kirchenlehrer unbefangener, als spätere beschränkte und arrogante Allein-Rechtgläubige und für die Seligkeit Bestimmte den göttlichen Geist oder Logos als wirkend auch bei den sogenannten Heiden betrachtet, und also diesen eine Theilnahme an göttlicher Wahrheit und Gnade zugestanden." (S. 165.)

Das ist ein Pröbchen der Confusion, die in diesem Buche verkörpert vorliegt. Die Verschiedenheit der Religionen ist auf eine Linie mit der Verschiedenheit der Rassen, ja der Arten der lebenden Wesen gestellt. Die Entwicklung der Religionen wird auf Darwin'sche Art erklärt; während der Verfasser den Darwinismus bekämpft, dehnt er ihn noch weiter aus. Das darf uns übrigens nicht wundern, denn bei seiner Bekämpfung Darwin'scher Theorien heißt es wahrlich, er treibt den Teufel durch Beelzebub aus. Frohschammer setzt nämlich der Entwicklungstheorie s e i n e Theorie von dem allgemeinen Umbildungsprincip: „der schöpferischen Weltphantasie oder dem Weltgenie", entgegen. Unsere Leser mögen uns verzeihen, wenn wir ihnen zumuthen, aus dem Frohschammer'schen Gallimathias sich selbst herauszusuchen, was dieses „Weltgenie" für ein Ding sei.

„Wir möchten dieses ursprüngliche ideale Princip des organischen und physischen Lebens nicht in Kraftatome verlegen, die sich auch zur groben Äußerlichkeit des materiellen Stoffes verkörpern, sondern lieber eine eigenthümliche ideale Bildungspotenz, ein allgemeines Bildungsprincip annehmen, das auch aus der Unsichtbarkeit, mittelst der organischen Formen, in die Sichtbarkeit hineintritt, sich erst unvollkommene, einfache Darstellung gibt, dann im Weltlaufe sich immer reicher gliedert, äußerlich, körperlich, und immer intensiver, geistiger wird, innerlich; das also in den Weltprozeß des physischen Daseins verflochten, sich selbst veräußerlicht und verinnerlicht, individualisirt, potenzirt, und endlich zum vollen Bewußtsein kommend die Form der Persönlichkeit, individueller Selbstständigkeit gewinnt." (S. 69.)

Das Ding wird dann als reales Etwas mit dem Lichtäther verglichen und endlich

„als ursprüngliches Gesetz (Gesetzeskraft) aufgefaßt, mit der eigenthümlichen immanenten Tendenz zu idealer, plastischer und teleologischer Gestaltung. Es ist zugleich die ewige ideale Wahrheit der Welt, die sich selbst gestalten, realisiren soll in derselben, und ihr und ihrem Prozesse allein Ziel und Bedeutung gibt, während die physikalischen Kräfte mit ihrer Gesetzlichkeit das reale dienende Moment hierbei sind. Auch als Weltseele könnte dieses Princip bezeichnet werden, aber nicht als unbestimmtes, alldurchdringendes Etwas, sondern allenthalben specialisirt, individualisirt, so daß sie mit dem Einfachsten beginnend ihr Wesen unendlich vervielfacht, modificirt und steigert."

Wer wird es uns übel nehmen, wenn uns hier Plundersweiler einfällt und wir mit dem Dichter ausrufen:

Das geht ja durcheinander,
Wie .... und Koriander.

Aber gehen wir weiter. Die christliche Kirche und namentlich frühere Kirchenlehrer haben die Gleichberechtigung aller Religionen „auf's Bestimmteste" dadurch anerkannt, daß sie „Missionen veranstalteten" und „die Wirksamkeit der Gnade auch bei den Heiden anerkannten." Träumen, wir oder hat sich wirklich ein Professor der Philosophie an einer deutschen Universität, einer der Generalpächter deutscher Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit zu

solchem Nonsens verstiegen? Dr. Frohschammer sucht seine Überzeugung zu verbreiten; hält er deßhalb auch jede Albernheit und Dummheit für gleichberechtigt mit seiner zu verbreitenden Überzeugung? Wenn er das thut, so hat er durchaus nicht Unrecht; sein Unrecht beginnt erst da, wo er meint, vernünftige Leute hielten auch die Wahrheit, welche sie vertheidigen und zu verbreiten sich bemühen, für gleichberechtigt mit dem Irrthum, den sie bekämpfen und auszurotten sich bestreben.

Nach diesem für jeden, der Frohschammer's Geistestiefe und Schärfe prüfen will, so belehrenden Eingang, wird nun im ersten Abschnitt über das Christenthum Christi eine Karikatur der katholischen Kirche entworfen, zu deren Beurtheilung es genügt, folgende Antithesen, wie der Verfasser die Dinger zu nennen beliebt, hier anzuführen:

„Christus sagte zu seinen Aposteln: Ihr sollt nicht herrschen, wie die Könige und Gewalthaber der Erde — die Hierarchie dagegen sagt: Es muß eine große Universalherrschaft errichtet werden, in welcher die Nachfolger der Apostel und Stellvertreter Christi unumschränkt herrschen... Christus lehrt, alle Menschen in gleicher Weise als Kinder des himmlischen Vaters zu betrachten — die Hierarchie aber sagt: Nein, es ist vielmehr ein wesentlicher Unterschied zwischen Priester und Laien. Christus stellt Kinder von jüdischen Eltern, die also nicht getauft waren, hin vor die Jünger als Muster von Unschuld und Reinheit. — Nein, sagt die hierarchische Kirche, diese Kinder sind nicht rein, weil sie nicht getauft sind. Christus sagt: Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht — die Kirche: Es gibt gar keine Gesunden. Christus sagt: Nicht, was zum Munde eingeht, verunreinigt. — Nein, sagt die Kirche, ich brauche die Fastendispensen, also die Fasten. Christus sagt: Sammelt euch keine Schätze; — die Kirche: Wer viel Geld besitzt, erlangt damit Alles, und ist hauptsächlich geschickt, das Reich Gottes, d. h. die hierarchische Kirche zu fördern" u. s. w. (S. 169).

Wer hätte es für möglich gehalten, daß ein ehemaliger katholischer Priester, der nicht in einem „Römischen Seminar", sondern an einer deutschen Universität seine Theologie studiert hat, nicht nur eine so bodenlose Unkenntniß in den Lehren der Kirche, sondern eine wirklich haarsträubende Unwissenheit in exegetischer Hinsicht bekunden könnte! Wenn das die Resultate unserer deutschen Universitätsstudien sind, dann allerdings begreift sich Vieles.

Allein es kömmt noch besser; denn auf den folgenden Seiten beginnt Dr. Frohschammer die Beweise für die Gottheit Christi umzustoßen; das ist natürlich keine schwere Arbeit für einen so grundgelehrten Exegeten. S. 177 heißt es:

„Besteht eine Berechtigung auf Grund von Aussagen und Bezeugungen Christi über sich selbst, ihn als Gott zu erklären, seine Gottheit zum Glaubenssatz zu erheben, so ist doch gewiß die erste, bestimmteste Forderung — abgesehen von allem Andern — daß Jesus selbst dieses sein Gottsein auf das Entschiedenste, Unzweideutigste behauptete und in ausdrücklicher Weise gerade dieß zu erhärten, zu beweisen suchte, um alle Ungewißheit, Unklarheit hierüber vollständig auszuschließen."

Nun aber, — fährt der Münchener Professor fort, —

„dieß ist nicht im Entferntesten der Fall .... Es finden sich allerdings einige Aussprüche Jesu, in denen er seine Identität mit Gott, mit dem Vater.. zu behaupten scheint. Er sagt im Evangelium Johannis: „Ich und der Vater sind Eins. Wer mich sieht, sieht den Vater. Der Vater ist in mir und ich im Vater. Wie der Vater das Leben in sich selbst hat, so gab er dem Sohne das Leben in sich selbst zu haben." Von all' diesen Stellen wäre nur Eine von entscheidender Bedeutung (Joh. 10, 30): Ich und der Vater sind Eins. Aber merkwürdiger Weise gibt gerade von dieser Stelle

Jesus selbst eine Erklärung, wodurch ihr alle Beweiskraft für seine Gottheit genommen wird .... Jesus verweist nämlich dort auf den Psalm 81, wo von den Richtern gesagt wird: „Ihr seid Götter und allzumal Kinder des Höchsten."

„Aus dem Gesagten geht hervor," schließt Dr. Frohschammer (S. 178), „daß Jesus sein Wort: „Ich und der Vater sind Eins," nicht im strengen, wesentlichen Sinne genommen haben will, wie die vorschnellen Juden thaten, sondern in dem Sinne, wie die Bezeichnung in diesem Psalme angewendet wird."

Es fällt uns natürlich nicht ein, an dieser Stelle unsern Lesern ein Collegium exegeticum über Joh. 10, 29—39 zu lesen; wollten wir aber auch dieses, so würden wir gewiß zu viel Achtung vor ihnen haben, um solche Schwierigkeiten zu lösen, wie sie der Münchener Professor der Philosophie hier vorbringt; denn diese finden sich ja in jedem Compendium für angehende Theologen gelöst. Ebenso wenig wollen wir die klassische Stelle Joh. 5, 26 gegen die Frohschammer'sche Exegese vertheidigen, denn sein Einwand (S. 179) ist zu blöde, als daß er eine Erwiderung verdiente. Aber fragen möchten wir ihn, ob er denn keine andere Stelle außer diesen beiden kennt, in welchen der Heiland seine Gottheit ausspricht? Ob er nie von der Antwort Christi bei Kaiphas, nie von dem Verhör bei Pilatus, nie von dem Bekenntniß des hl. Thomas, nie von dem hohenpriesterlichen Gebet gehört hat? Wenn nicht, so sollte er doch auch nicht über Theologie zu schreiben wagen; wenn aber wohl, so hätte er sie doch wohl nothwendig berücksichtigen und mit bessern Gründen, als bei jenen beiden Stellen, darthun müssen, daß der Heiland in denselben seine Gottheit nicht mit Entschiedenheit behauptet.

Um unsern Lesern noch klarer zu zeigen, wie tief ein katholischer Priester fallen kann, fügen wir noch an, wie Frohschammer die Auferstehung Christi bei Seite schiebt. „Die Evangelien," sagt er, „berichten allerdings insgesammt davon, aber in sehr verschiedener unsicherer Weise, die zeigt, daß es sich um keine bestimmte, klar erkannte, selbsterfahrene Thatsache handelt, sondern wieder um eine so oder so modificirte Sage, Kunde, Legende." Mit diesen wenigen Worten ist die Geschichte voller neunzehnhundert Jahre, um nicht zu sagen die ganze Weltgeschichte, umgeworfen und neukonstruirt; und so etwas schreibt ein Mann der deutschen Wissenschaft mit Namensunterschrift, ohne zu erröthen, ja im Gegentheil im Hochgefühl allgemeinen Beifalles. Wie richtet diese Thatsache über Professor und Schüler und Schule zugleich!

Die Allgemeine Zeitung, der alles willkommen ist, was unter wissenschaftlichem Geklingel oder Gepränge jeden positiven Glauben, vor allem den katholischen, entwurzelt, hat denn auch nicht versäumt, Frohschammers Buch bereits zweimal zu besprechen und die Gediegenheit desselben an Beispielen zu zeigen; und zwar an Beispielen, die zeigen, welchen Grad von Bornirtheit in religiösen Dingen die A. A. Z. bei ihren Lesern supponirt, da diese Beispiele gerade die ganze Haltlosigkeit und Erbärmlichkeit der Schrift jedem halbwegs Unterrichteten darthun. Es ist aber eben Frohschammer ein fleißiger Mitarbeiter an diesem Organ religiöser Blasirtheit. Namentlich ist er der Vertreter jener öfter wiederholten und fast komischen Forderung, daß die Regierungen und Blätter, da sie mit allen ihren Bemühungen nichts ausrichten, wenn sie nicht vor allem das Volk in seinem Glauben und Erkennen bearbeiten, nicht so viele Gesetze gegen die Priester erlassen, nicht so viel auf den Klerus schmähen, sondern die Unwahrheit des gesammten katholischen Lehrgebäudes darthun und die Gründe der katholischen Priester in ihrer Haltlosigkeit beleuchten müssen. Gewiß ein trefflicher Vorschlag! Hier ist die Arena, auf der die katholische Kirche seit allen Jahrhunderten ihre Gegner erwartet, aber umsonst. Man hat sie jederzeit, von den Pharisäern herab bis auf das Jahr 1873, mit Verleumdungen verlästert, und sie

schließlich den Schergen der öffentlichen Gewalt übergeben, um die lästige Gegnerin todtzuschlagen, da man weder im Stande war, die Wahrheit der Lüge zu überführen, noch die Lüge vor der unverdorbenen Menge des Volkes als segenspendende Wahrheit hinstellen konnte. Ja freilich, wenn das möglich wäre, die wirkliche katholische Lehre in ihrer korrekten Fassung (nicht die von der Beschränktheit eines Andersgläubigen oder von der Leidenschaftlichkeit eines Apostaten der Kirche angedichtete Lehre) des Unverstandes oder der Ungereimtheit und Immoralität zu überführen, dann hätten Professoren und Reichsboten Hoffnung, mit der katholischen Kirche fertig zu werden. So aber ist nichts zu fürchten. Es ist eine Thatsache, die Niemand leugnen kann, der sehen will: Die Gegner der katholischen Kirche, namentlich in jüngster Zeit, haben sich alle insgesammt als unfähig erwiesen, auch nur irgend einen rechtschaffenen Beweis anzugreifen und umzustoßen, geschweige einen Gegenbeweis zu liefern. Sie hauen und stechen zum Erbarmen, stimmen ehe man sich's versieht einen Päan an, als hätten sie die Kirche besiegt, während wir ihnen eben sagen wollten, daß die Kirche ihnen nicht einmal gegenübersteht, sondern am andern Ende der Welt ruhig waltet. Ganz so ergeht es auch Herrn Professor Frohschammer. Die katholische Kirche, die er bekämpft, existirt nicht; die wahre katholische Kirche aber hat von seiner Schrift nichts zu fürchten. Wenn er keine besseren Beweise gegen die Kirche und für sein Christenthum Christi hat, als diejenigen, welche er hier vorlegt — und gewiß hat er keine bessern — dann muß er sich eine gar kuriose Idee von der Ignoranz des deutschen Volkes machen, daß er als dessen Lehrer aufzutreten wagt.

Zu Ende seines Buches, nachdem Frohschammer die Auferstehung Christi so klassisch abgefertigt hat (S. 199), berührt er die praktische Schwierigkeit: „Wie ist das Volk dahin zu bringen, seinen christlichen Glauben nicht mehr auf Wunder zu gründen, und noch mehr: wie ist es darüber zu verständigen und zu beruhigen, daß man bisher den Glauben auf schließlich unhaltbare Annahmen und Motive gegründet hat?"

Die Antwort lautet (S. 200):

„Uns scheint, es darf zu diesem Behufe zunächst nur im Geiste Jesu selbst zum Volke gesprochen werden, der ja auch die Wundersucht tadelt und Glauben verlangt und Gehorsam ohne Wunder [1]. Dann aber ist dem Volke zum Bewußtsein zu bringen, daß an der Herrschaft des Wunderglaubens auch im Christenthum die Menschen und ihr Geisteszustand und die Zeitverhältnisse schuld sind, nicht das Christenthum und sein Stifter. Man kann dem Volke wohl unschwer deutlich machen, daß die Menschen je nach ihrem Bildungsgrade, nach Zeitrichtung und natürlicher Anlage in verschiedener Weise sich die Wahrheit aneignen, daß diese als geistige Speise nach Umständen in eigenthümlicher Zubereitung beigebracht werden muß; wie die Kinder dieselbe Nahrung brauchen, wie die Erwachsenen, aber vielfach in anderer Zubereitung — wozu das Bedürfniß wegfällt, wenn sie heranwachsen. Und wie bei den Kindern im frühen Alter auf die Phantasie gewirkt zu werden pflegt durch Bilder und Lokalmythen, um sie vor Gefahren zu schützen (z. B. vor der Gefahr des Wassers), sie vom Schlimmen abzuhalten und zum Guten zu bringen, so lange es durch Vernunftgründe nicht geschehen kann, so auch bei Menschen und Völkern in gewissen Zuständen ihrer Entwicklung. So behandelt werden die Wunder allmählig auch für das Volk ihre Be-

[1] Daß sich derselbe Christus so oft und eindringlich auf seine Wunder beruft, um den Unglauben der Juden zu erschüttern oder zu tadeln, ist eine kleine Schwierigkeit, Herr Professor, die der Erwähnung werth gewesen wäre.

deutung verlieren; der hohe Bau des Werkes Jesu wird fest und sicher stehen, auch ohne diese jetzt morsch gewordenen und verunstaltenden Stützen."

O du gutes deutsches Volk! wenn du so dumm wärest, wie dich deine Professoren **a priori** konstruiren, so lohnte es sich wahrlich nicht der Mühe, sich viel mit dir abzugeben.

Was wird denn aus der heiligen Schrift, wenn die Wunder ihre Bedeutung verlieren? Was wird aus Christus, wenn die heilige Schrift ihre Bedeutung verliert? Was aus dem Christenthum, wenn Christus seine Bedeutung verliert? Was endlich wird aus der Welt ohne Christenthum?

Frohschammer will das Christenthum Christi, das sich im Gebot der Gottes- und Nächstenliebe concentrirt, und meint, daß dieses sich ohne alle Dogmen und festgestellte Glaubensnormen in die civilisirte Welt einführe und erhalte. Aber ist denn nicht vor Allem ein richtiger Gottesbegriff und ein richtiges Verständniß des Verhältnisses Gottes zur Welt nothwendig, als Voraussetzung der Liebe Gottes? Läßt sich der Begriff der Gottes-Liebe nicht so weit und vag fassen, daß kein energisches Gebot und keine Strafe mehr damit vereinbar ist? Was wird aus der Menschheit, wenn ihr keine Ewigkeit bleibt? Was aus diesen positiven Grundlagen der Gottes- und Nächstenliebe ohne positives Christenthum? Wenn Frohschammer dieses nicht weiß und aus seinen Prämissen nicht die Consequenzen ziehen kann, das Volk weiß es und zieht dieselben sehr rasch: „Sind die Wunder nichts, so ist alles nichts; genießen wir, morgen sind wir todt." Die höhere Bildung schützt vor dieser Schlußfolgerung keineswegs, da dieselbe im Gegentheil, ist einmal der erste Satz zugegeben, jedem Gebildeten erst recht einleuchten wird. Was aber die Phantasie von der sich verbreitenden Volksbildung betrifft, in Folge deren Jeder ohne positiven Glauben um des allgemeinen Wohles willen „die Gelüste des Herzens bezähmen" würde, eine Phantasie, die Frohschammer zwar an Strauß bekämpft, der er aber dann selbst unvermerkt verfällt[1], so liegt ja auf der Hand, daß dieses Eden des Menschengeschlechtes nur durch ein Chaos zugänglich ist, in welchem das ganze Geschlecht vollständig zu Grunde gehen würde, oder höchstens mit einem geretteten Deukalion den ganzen Culturweg von vorne zu beginnen hätte. Wahrlich, Professoren der Philosophie, am allerwenigsten die der Gegenwart, werden die Geister nicht bannen, welche der Münchener Professor entfesseln würde, wenn es ihm gelänge, dem Volke den Glauben an die Wunder und damit allen übernatürlichen Glauben zu rauben. „Die morschgewordenen und verunstaltenden Stützen" sind noch immer so fest, daß sie nicht nur die ganze moralische Weltordnung noch tragen, sondern daß sich an ihnen auch noch unsere modernen Christenthums-Stürmer den Kopf einrennen.

Dieses Wenige mag genügen, nicht so fast, um die Schrift Frohschammers zu würdigen, als vielmehr um die enorme Gehaltlosigkeit jener Partei, welche heute gegen die katholische Kirche zu Feld zieht, an einem ihrer ersten Vorkämpfer zu zeigen. Sie kämpfen unter der Firma Wissenschaft, wie sie sagen, für Christus und Cultur, thatsächlich aber sind sie die eigentlichsten Feinde Christi und jeder wahren Gesittung und Cultur, Verräther der Sache Gottes und der Menschheit.

H. J. v. Fugger S. J.

---

[1] Die Socialdemokratie und Internationale streben bekanntlich auch nach diesen Utopien. Überhaupt wäre es sehr leicht, die principielle Verwandtschaft der sogenannten gebildeten Welt unserer Zeit mit der Internationale darzulegen.

Der heilige Liborius. Sein Leben, seine Verehrung und seine Reliquien. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen bearbeitet von Dr. **Conr. Mertens.** Mit vier photo-lithographischen Tafeln. Paderborn, Ferd. Schöningh 1874. gr. 8⁰. VIII u. 344 S.

Der Verfasser hat keine Mühen und Kosten gescheut, um eine Monographie zu liefern, die an Reichhaltigkeit und Vollständigkeit die bisher über den hl. Liborius erschienenen Schriften weit übertrifft. Er wollte „das Leben und den Cultus des Paderborner Diözesanheiligen in allen historischen Beziehungen klar legen und dafür in der Nähe wie in der Ferne gedruckte, handschriftliche und sonstige Quellenmaterialien zusammenbringen. So wurden außer verschiedenen Bibliotheken das Domarchiv zu Paderborn, das Provinzialarchiv zu Münster und anderweitige Archivalien benutzt, Correspondenzen fast über den ganzen christlichen Erdkreis angeknüpft und wohin es gerathen erschien, Reisen angetreten" (S. VII). Das Buch umfaßt zwölf Kapitel und ebensoviele Beilagen. Der Stoff ist in der Weise vertheilt, daß nach Zusammenstellung der Notizen über die Zeit, die Vorgänger und die Diözese des hl. Liborius, dessen Leben, Wirksamkeit und Tod nach den vorhandenen Quellen geschildert werden (Kap. 1). Daran schließt sich die Veranlassung und die Geschichte der Übertragung der Gebeine des hl. Liborius von Le Mans nach Paderborn (a. 836), nebst der über den heiligen Reliquien geschlossenen Verbrüderung (2. u. 3. Kap.), worauf sogleich die Darstellung der thatsächlichen Bewährung und des öfteren Nutzens dieser Verbrüderung zur Zeit des westfälischen Friedens, ferner im Jahre 1656 und zur Zeit des siebenjährigen Krieges folgt (4. Kap.). Man könnte diese vier Kapitel den ersten Theil des Buches nennen. Liborius, in der Mitte und zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts lebend, Bischof in der Stadt der Cenomanen, dem heutigen Le Mans, ließ sich, wie der Verfasser theils aus den Angaben der Quellen, theils aus anderweitigen Andeutungen erschließt, ein Dreifaches besonders angelegen sein: Die Verherrlichung und den Glanz des äußeren Gottesdienstes, sodann die Christianisirung der Landbevölkerung in der Provinz Maine (er erbaute im Bereiche seiner Diözese 17 Kirchen), und endlich die Heranbildung eines tüchtigen Klerus. Nach einer segensreichen Amtsthätigkeit von 49 Jahren verschied er in den Armen seines heiligen Freundes, des Bischofes Martin von Tours, am 23. Juli, wie der Verfasser nach den Angaben des sächsischen Anonymus annimmt gegen die Gesta pontif. Cenom. und gegen Morellus, die den 9. resp. 10. Juni als seinen Todestag bezeichnen. Auch die kirchliche Festfeier entscheidet für ersteres Datum.

Wofür der Heilige während seines irdischen Wandels so eifrig bemüht gewesen, dafür sollten auch seine heiligen Reliquien noch thätig sein. Badurad, von 815—862 Bischof von Paderborn, Nachfolger Hathumar's des ersten Oberhirten daselbst, wünschte den noch immer mächtigen Einfluß des Heidenthumes zu brechen und das im Glauben noch rohe Volk seines Sprengels vollständig und willig unter das Joch des Kreuzes zu bringen. „Da er nun wußte, einen wie großen und heilsamen Einfluß der Cult der Heiligen auf das Gemüth auch des Rohesten zu machen im Stande sei, so kam er auf den Gedanken, Reliquien eines berühmten Heiligen nach Sachsen bringen zu lassen. Dann werde, so hoffte er, die Bevölkerung seiner Diözese um so mehr einen geistigen Mittelpunkt haben; die wunderbaren Zeichen, die bei dessen Gebeinen geschähen, würden um so lauter zu dem Volke reden und der christlichen Wahrheit größeren Anklang verschaffen. Nachdem der Bischof mit einem allgemeinen Fasten Gottes Beistand und Erleuchtung in einer so wichtigen Angelegenheit angerufen, ward ihm durch höhere Offenbarung kund, daß in der Stadt der Cenomanen der Schatz sei, dessen er für seine Diözese bedürfe, dort-

hin solle er schicken. Kaum war ihm diese Weisung geworden, so eilte er auch zu deren Ausführung" (S. 22). Er täuschte sich in seiner Erwartung nicht. Zahlreiche Wunder verherrlichten die Übertragung der heiligen Gebeine, die am 28. Mai, am Pfingstsonntage, zu Paderborn anlangten. Von da an bildeten die heiligen Reliquien das kostbarste Kleinod, den Ruhm und die Zierde der Paderborner Diözese.

Das 5. und 6. Kapitel beschäftigt sich wieder, gewissermaßen als ergänzender Nachtrag, mit der Geschichte der Reliquien und schildert in eingehendster Weise den von Herzog Christian von Braunschweig 1622 vollbrachten Raub derselben, deren Übergabe an den Rheingrafen Philipp Otto, und die schließliche Zurückführung nach Paderborn. Diese beiden Kapitel sind auch insofern von hohem Interesse, als sie ein vielseitiges und bewegtes Bild der damaligen Culturzustände vor dem Leser aufrollen.

Die folgenden Kapitel bis zum 10. incl. bezeichnen wir wohl mit Recht als den zweiten Haupttheil des Buches. Sie behandeln die Verehrung des hl. Liborius. Hier hat es sich der Verfasser mit einem wahren Bienenfleiße angelegen sein lassen, uns ein möglichst vollständiges Gemälde zu bieten. In detaillirtester Ausführung stellt er uns die den Reliquien durch den „Liboriusschrein", durch Feste, besonders durch die Jubelfeste von 1736, 1786, 1836, und durch die Kapelle auf dem Liboriberge zu Theil gewordene Verehrung nebst deren Bedeutung für Stadt und Bisthum dar und beschließt diese Abtheilung durch Notizen über die Liboriusbruderschaft zu Paderborn, die, 1736 gegründet, in ihren Mitgliedern nicht auf das Fürstbisthum Paderborn beschränkt blieb, sondern aus den meisten anderen Städten Westfalens, aus manchen des übrigen Deutschlands und selbst vom bayerischen Hofe Sodalen zählte. Außerdem wurden noch 14 andere Bruderschaften in und außerhalb Deutschlands errichtet, z. B. zu München, Prag, Brüssel, Antwerpen, Venedig, Florenz, Barcelona, Saragossa u. s. f. Diese letzteren Angaben bereiten den Leser schon vor auf die sicher den Meisten ungeahnte, aber erfreuliche Thatsache, daß die Verehrung des heiligen Liborius im wahren Sinne eine katholische, d. h. nahezu über den ganzen Erdkreis ausgebreitete ist. Der Verfasser ist mit unermüdlichem Fleiße der Geschichte und den Spuren dieser Verehrung nachgegangen und durch zahlreiche Correspondenzen wurde es ihm ermöglicht, uns die Ausbreitung der Verehrung des hl. Liborius in Deutschland und Österreich, in Frankreich und Belgien, in Italien und im Oriente (z. B. in Smyrna, Alexandrien), auf der pyrenäischen Halbinsel und in Amerika (z. B. Unter-Canada, Missouri, Illinois) vorzuführen.

Anhangsweise erörtert das 11. Kapitel die „Pfauensage" — ein Abschnitt, der des Interesses der Leser von vornherein gewiß ist, da ja sicher schon die Meisten sich und Andern die Frage stellten, woher doch wohl die Sitte stammen möge, daß bei Prozessionen den Reliquien ein Pfauenwedel vorangetragen werde. Die Sage antwortet: wie Gott den Israeliten in der Wüste bei Tag eine Wolken-, bei Nacht eine Feuersäule als Wegweiser vorausschickte, so habe er den Paderborner Gesandten, die die Reliquien des Heiligen von Le Mans abholten, zum gleichen Zweck einen Pfau gesandt. Von daher stamme obiger Gebrauch. Wie steht's mit dieser Sage? Der Verfasser antwortet, daß dieselbe nur von Clementini d'Amelia in seinem 1702 zu Rom erschienenen Buche mitgetheilt werde, daß Bollandus als der erste zwar 1648 die beregte Sitte ausdrücklich erwähne, sie aber nicht zu erklären wisse. Er selbst erörtert verschiedene Möglichkeiten und neigt sich zuletzt der Ansicht zu, daß dieser Gebrauch von Le Mans hieher verpflanzt worden sei. Daselbst waren ehemals solche Wedel beim Gottesdienste im Gebrauch, z. B. um vom Kelche die Fliegen abzuwehren, eine Sitte, die im Morgenlande sowohl, wie in Rom herrschte und die von der Hauptstadt der Christenheit aus leicht schon zur Zeit des hl. Julian, eines Vorgängers von Liborius, bei

dessen Bestreben, die kirchlichen Ceremonien Roms nach Le Mans zu übertragen, daselbst einheimisch werden konnte. Sahen aber die Paderborner Gesandten diesen Gebrauch in Le Mans, so erklärt sich die Herübernahme desselben unschwer.

Als weitere Zugabe stellt das 12. Kapitel das kirchliche Offizium (Brevier und Messe) in Bezug auf den hl. Liborius dar, wie es sich geschichtlich in der Diözese Paderborn gebildet hat und wie es außerhalb derselben an zahlreichen Orten Deutschlands, Frankreichs, Italiens, Spaniens und in Amerika (St. Domingo) gefeiert wurde oder meistens noch begangen wird.

Von den 12 Beilagen heben wir besonders hervor: I. Die Literatur über den hl. Liborius, II. die Controverse über die Lebenszeit des hl. Julian, III.—VII. Aktenstücke, die auf Kap. 4 Bezug haben.

So sei denn vorliegendes Buch den zahlreichen Verehrern des hl. Liborius bestens empfohlen. Unsere summarische Inhaltsangabe läßt, hoffen wir, den reichen, ja erschöpfenden Inhalt der mit so großer Liebe und Hingebung an die heilige Sache geschriebenen Monographie wenigstens ahnen. Möge das Buch dem hl. Liborius zahlreiche neue Verehrer zuführen und den Eifer der bisherigen neu beleben! In unserer für Deutschlands katholischen Glauben so bedrängnißreichen Zeit ist es doppelt nöthig, mit erneuter Andacht an die Patrone Deutschlands, an die himmlischen Hüter und Wächter seines Glaubens, sich anzuschließen. Auch um deßwillen empfehlen wir vorliegendes Buch zur weitesten Verbreitung.

Joseph Knabenbauer S. J.

Das geistliche Leben. Eine Blumenlese aus den deutschen Mystikern des XIV. Jahrhunderts, von P. **Fr. Heinrich Suso Denifle,** Dominikaner-Ordenspriester. Graz, Moser 1873. 8⁰. XXIV u. 496 SS.

Der Verfasser dieser Blumenlese beabsichtigt nicht, ein System der Mystiker zu geben, er will einfach nur das „geistliche Leben" nach den Lehren jener Mystiker (mit Weglassung aller schwierigen Stellen) im Zusammenhange darstellen, und sie selbst auf diese Weise einem größeren Leserkreise zugänglich machen, als es bisher geschehen konnte. Ist die Schrift auch in theologischer und literarischer Beziehung von großem Interresse, so soll sie doch zunächst dem Zweck der praktischen Aufklärung dienen und will von diesem Standpunkte aus beurtheilt werden. Wir begrüßen in derselben eine Leistung von bleibendem Werthe, welche aber besonders unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen den deutschen Katholiken empfohlen zu werden verdient. Die zeitgemäße Bedeutung dieser Schrift besteht erstens darin, daß sie in ganz passender Weise auf das einzige Heilmittel hinweist, welches das so jämmerlich irregeleitete Ringen nach höherer Kulturbildung auf den rechten Weg bringen könnte, und zweitens darin, daß sie, ohne die auf der Oberfläche der Zeit liegenden Streitfragen nur mit einem Wort zu berühren, die tiefere Bedeutung des großen Kampfes, den die gläubige Christenheit jetzt im deutschen Reiche zu führen hat, uns vor die Seele führt.

Was den ersten Punkt anbelangt, spricht sich der Verfasser (Einleitung S. VI) folgendermaßen aus:

„Ist denn der Geist der deutschen Mystiker, mithin auch der dieses Buches, im neunzehnten Jahrhundert auch zeitgemäß? Zeitgeist ist dieser Geist freilich nicht, wohl aber dem Zeitgeiste schnurstracks entgegen und gerade deßhalb ist er zeitgemäß... Abgesehen davon, daß hier im Gegensatze zu unserer Zeit die ernstesten Wahrheiten in jener schlichten und einfachen Form vorgetragen werden, die jedes einfache Herz von vorne herein fesseln muß — weßhalb denn auch der Verfasser die eigenthümliche Einfachheit der ursprünglichen Sprach- und Satzform soviel wie möglich beibehalten zu

müssen glaubte, — so sind es ja gerade die zwei Grundübel unserer Zeit, denen der in diesem Buche niedergelegte Geist entgegentritt; die Zerstreuung und die Begierlichkeit... Der nach Außen gekehrte Mensch. das ist so recht der Begriff des Weltkindes der Gegenwart. Der Mensch ist sich selbst fremd geworden, er hat sich vertieft in die Mannigfaltigkeit der Dinge und sich entfernt von jenem Einen, das den Mittelpunkt des menschlichen Herzens bildet. Aus dieser Wurzel, dem Leichtsinn und der Zerstreuung, stammt aber das zweite Grundübel der Zeit: die Begierlichkeit.... Innere Sammlung und Entsagung sind also die zwei Hauptmittel zu einer Reform unseres Jahrhunderts, und ihnen begegnen wir beinahe auf jeder Seite der deutschen Mystiker des 14. Jahrhunderts, und darum sind sie, wenn je, so im 19. Jahrhundert zeitgemäß."

Dieser Hinweis auf die beiden Grundelemente wahrer Herzensbildung hat eben darin seinen besondern Werth, daß er uns mit den Gedanken der deutschen Vorzeit geboten wird. Ist auch christkatholischer Geist und Glaube wie der helle Sonnenstrahl überall der nämliche, so nimmt er doch bei verschiedenen Verhältnissen und Charakteren eine verschiedene Färbung an. So wird das vom christlichen Glaubensfeuer verklärte und durchglühte deutsche Gemüth für uns Deutsche ein spezielles Interesse und besondern Reiz haben; wo hätte nun dieses einen so entsprechenden Ausdruck gefunden, wie bei den Mystikern des 14. Jahrhunderts! Unsere in Unglaube und Materialismus tief gesunkene Gegenwart ahnt kaum noch, wie Greith (in der Vorrede zu dem vortrefflichen Werke: Die deutsche Mystik im Predigerorden, Freiburg, Herder 1861) treffend bemerkt, wie hoch das verschrieene Mittelalter, namentlich das deutsche, nicht nur an Innigkeit des Glaubens, sondern auch an Tiefe des Gedankens und an Adel der Gesinnung und der Tugend stand.

Die ergiebigste Ausbeute lieferte dem Verfasser natürlich Tauler und Suso; außerdem ist das hieher Gehörige beigebracht aus den beiden Eckhart, David von Augsburg, Hermann von Fritzlar, Mechthild von Magdeburg, Merswin Rulman, Nikolaus von Basel, Nikolaus von Straßburg; ebenfalls wurde Rücksicht genommen auf die Ebnerin, die deutsche Theologia, Rusbroek, auf das Leben der Dominikanerinnen zu Unterlinden, zu Adelhausen, zu Töß bei Winterthur. Überhaupt hat der Verfasser Alles zusammengestellt, was sich in verschiedenen Codices und wissenschaftlichen Zeitschriften zerstreut vorfindet, und zwar mit einer Umsicht und Genauigkeit, daß seine Arbeit auch eine wissenschaftliche Kritik aushält.

Die so ansprechende — oft naive — Ausdrucksweise der damaligen mystischen Sprache wurde, insofern es ohne Erschwerung des Verständnisses geschehen konnte, beibehalten. Jene Mystiker gehörten bekanntlich fast ausschließlich jenem Orden an, der im Eifer für die Reinhaltung des Glaubens und in der Pflege des Glaubenslebens seine charakteristische Eigenthümlichkeit hat. Dieser Geist, welchen der hl. Dominikus seinem Orden einhauchte, hat auch den Verfasser geleitet, so daß es ihm vollständig gelungen ist, die großen Lehren seiner deutschen Ordensvorfahren in geist- und gemüthvoller Weise wiederzugeben. Nur wer sich in die Glaubensinnigkeit der deutschen Mystiker selber hineingelebt hat, vermochte es, uns unter dem bescheidenen Namen „Blumenlese“ ein Werk zu liefern, welches in jeder Hinsicht den Eindruck einer einheitlichen und selbstständigen Arbeit macht.

Diese Arbeit muß uns deutschen Katholiken um so willkommener sein, weil wir da mit der ganzen Energie altdeutscher Innigkeit und Herzlichkeit gerade in dem Augenblick auf das geistliche Leben hingewiesen werden, wo uns ein solcher Hinweis besonders noth thut. Wir „neudeutsche“ Katholiken haben jetzt einen voraussichtlich opfervollen Kampf für den intakten Fortbestand der sichtbaren kirchlichen Institutionen zu führen. Wir werden aber niemals die Tragweite

dieses Kampfes und den infernalen Ursprung desselben recht begreifen, wenn wir nicht daran denken, daß die von Gott gewollte äußere, sichtbare Kirche, jener „Staat im Staate", als ein menschlich-nothwendiges Mittel des „geistlichen Lebens" und zugleich als eine naturgemäße Äußerung dieses innern Lebens aufgefaßt werden muß. Darum bekämpft man die Hierarchie, weil man die Tugend, Unschuld, lebensvolle Gottesliebe, das geistliche Leben haßt. Je schwieriger der Kampf, je größer die scheinbaren Erfolge der Gottlosigkeit, die nun einmal das Geheimniß des Kreuzes unzertrennlich begleiten, desto nothwendiger ist der Gedanke und die Hingabe an das „geistliche Leben."

Die Vorsehung hat nicht bloß deßhalb den Kampf zugelassen, um die katholische Kirche nach Hinwegnahme aller irdischen Stützen als von Gott getragen der Welt zu zeigen, sondern auch um die Herzen der Katholiken durch das geistliche Leben mehr an sich zu fesseln. In der That beginnt bereits in Folge der Bedrängnisse der Kirche das „geistliche Leben" einen neuen Aufschwung zu nehmen. Hier leistet die Blumenlese aus den deutschen Mystikern eine Beihülfe, wie sie wohl zeitgemäßer nicht gedacht werden kann.

T. Pesch S. J.

Miscellen.

Eine katholische Regierung. Wir verdanken dem P. Wenzel, Professor am Polytechnikum in Quito, Ecuador, die Übersetzung der Botschaft, mit welcher der Präsident der Republik Ecuador, Garcia Moreno, den Congreß am 10. August d. J. eröffnet hat. Sowohl aus früheren Artikeln, als aus dem Reisebericht des P. Kolberg werden unsere Leser erkannt haben, in welch' heillose Zustände Ecuador durch das mit dem Liberalismus ihm eingeimpfte Revolutionsfieber gekommen war. Die Nation sah ein, daß sie durch weitere Befolgung der liberalen Principien immer tiefer in's Elend gerathen würde. Leicht ließ sie sich deßhalb von ihrem gegenwärtigen Präsidenten Moreno bestimmen, ganz und ungetheilt zu den katholischen Grundsätzen zurückzukehren. Mit welchem Erfolge dieses geschah, das zeigt am besten die Botschaft selbst. Wir lassen deßhalb dieselbe auch, obgleich der engbegrenzte Raum uns gewöhnlich an der Mittheilung von Aktenstücken hindert, in ihrem ganzen Umfange hier folgen, weil sie die vorzüglichste Einwendung gegen die katholische Politik, daß dieselbe nämlich sich in praktischen Resultaten gar nicht bewähre, durch Anführung von Thatsachen widerlegt. Die Botschaft lautet:

Bevor ich über den blühenden Zustand unserer Republik und die Entwürfe, die ich zur Förderung dieser Blüthe nöthig erachte, Ihnen Rechnung ablege, muß ich zuerst im Namen der Republik Gott meinen tiefstgefühlten, demüthigsten Dank darbringen. Denn von ihm kommt ja uns Allen das viele Gute, dessen sich die Republik erfreut; ihm somit und nur ihm allein gebührt Dank und Ehre. —

Dank seinem väterlichen Schutze herrscht in Ecuador Friede, welcher aus der Zufriedenheit und der Ruhe der Gemüther und aus der festen Ordnung entspringt, die in der Freiheit gegründet ist: einer Freiheit in Allem und für Alle, mit alleiniger Ausnahme des Bösen und der Schlechten. Das ist der Grund, weshalb in den beiden letzten Jahren, über welche ich Ihnen Rechnung ablege, die Regierung nicht gezwungen war, den Kriegszustand zu verhängen. Eine Ausnahme hiervon bilden nur die wenigen Tage des Jahres 1871, während welcher der in der Provinz Chimborasso von den Indianern gegen die Weißen erregte Aufstand dauerte. Durch Trunkenheit und Rachsucht veranlaßt, kennzeichnete sich dieser Aufruhr durch Thaten wilder Grausamkeit. Mit Leichtigkeit jedoch ward er unterdrückt; die Gerechtigkeit züchtigte die Haupträdelsführer, großmüthige Verzeihung der übrigen Mitschuldigen beendigte diese kleine Episode.

Unser Verhältniß zu den auswärtigen Mächten ist dasselbe geblieben, und

nichts hat die freundschaftlichen Beziehungen gestört, welche wir mit allen Nationen durch loyale Erfüllung unserer Pflichten zu unterhalten suchten. —

Unsere Finanzen haben sich trotz der Aufhebung einiger Steuern und der drückenden Hafengesetze in dem kurzen Zeitraume von 4 Jahren verdoppelt. Im Jahre 1868, das der Reorganisation Ecuadors zu einem wahrhaft katholischen Staate voranging, beliefen sich die Einkünfte auf . . . . . 1,451,711 Pesos[1]

1869 hingegen auf	1,678,755	„
1870	2,248,308	„
1871	2,483,359	„
und 1872	2,909,348	„
Folglich ist der Zuwachs zwischen 68 und 69 .	227,044	„
„ 68 „ 70 .	796,597	„
„ 68 „ 71 .	1,031,648	„
„ 68 „ 72 .	1,457,637	„

Der Überschuß des letzten Jahres übertrifft somit die ganze Einnahme von 1868.

Der blühende Zustand unserer Finanzen hat uns erlaubt, ohne fremdes Kapital, ohne die Zukunft des Staates durch ruinirende Anleihen zu gefährden, bei pünktlicher Bezahlung aller Gehälter, aller Pensionen und Auslagen, 1,612,000 Pesos der innern schwebenden Schuld (einschließlich der Summe von 505,000 Pesos verzinsbarer Schuld kraft des im Concordat getroffenen Übereinkommens) zu decken, ferner 227,000 und 442,000 Pesos der auswärtigen Schuld (Makintosh und englisch-amerikanische Anleihe) abzutragen und 1,208,000 Pesos für öffentliches Unterrichtswesen, Wegebau und Staatsbauten zu verausgaben.

Fern sei von mir, neue Steuern von Ihnen erbitten zu wollen oder die Vermehrung der schon bestehenden zu beantragen. Nein, im Gegentheil, ich bitte vielmehr diejenigen abzuschaffen, welche den Zweck hatten, die Sklavenbesitzer nach Aufhebung der Sklaverei zu entschädigen. Wegen der ärgerlichen und kostspieligen Ausgaben für Prozesse und Gerichtskosten, welche die bisherige Weise der Entschädigung mit sich brachte, sistirte ich dieselbe, deckte im Voraus die noch restirenden Forderungen der Gläubiger und überlasse nun Ihnen die Ehre, jene Steuern vollends abzuschaffen, da ja die Nothwendigkeit, sie zu erheben, nicht mehr existirt.

Ebenso ungerecht und lästig ist die Steuer, welche man von Geistlichen, Ärzten und Apothekern noch verlangt. Sie ist ja ein Überbleibsel jener bereits abgeschafften, allen Beamten auferlegten fünfprozentigen Einkommensteuer, und darum gegenwärtig eine unerklärliche Inconsequenz.

Was die andern Quellen unserer Einnahmen angeht, so glaube ich, Sie würden genug thun, wenn Sie der Republik nur Ihren Hauptreichthum, worin zugleich ihre Zukunft liegt, garantiren: ich meine die geeigneten Anordnungen über den Verkauf der unbebauten Ländereien; wenn Sie ferner das Gesetz über die Produktion und den Verbrauch geistiger Getränke umschaffen, welches ohne Zweifel das erbärmlichste unserer fiscalischen Gesetze ist; wenn Sie endlich Abgabenfreiheit für die Einfuhr von Maschinen aus jenen Ländern festsetzen, die entweder schon jetzt — wie die Vereinigten Staaten — oder noch in Zukunft den Erzeugnissen unseres Bodens, dem Einzigen, was wir ihnen zum Tausche für ihre Manufakturen anbieten können, freie Einfuhr gestatten.

[1] Ein Peso = 1 Thlr. 2 Sgr. oder 4 Fr.

Was die Deckung der innern Schuld angeht, so haben Sie bereits aus den beträchtlichen, unsern Gläubigern bezahlten Summen ersehen, mit welcher Sorgfalt die Regierung bemüht ist, das Land von der drückenden Schuldenlast zu befreien. Wenn Sie die Vorschläge, die ihnen der Finanzminister unterbreiten wird, zu billigen geruhen, so halte ich es für sehr wahrscheinlich, daß innerhalb zweier Jahre die ganze innere Schuld gedeckt werde, indem wir, was wir noch auf die Zwangsanleihe aus den frühern schlimmen Zeiten schulden, baar bezahlen.

Zu meiner Freude kann ich Ihnen anzeigen, daß im folgenden Jahre die letzte Dividende der englisch-amerikanischen Anleihe bezahlt und zugleich die englische sogenannte Makintosh-Anleihe annullirt werden wird. Es bleibt mithin nur noch die ungeheure Schuld zu regeln, welche mit Unrecht den Namen „englische" trägt, deren ganze Geschichte von Anfang an nichts als ein Netz von Schwindel und Nichtswürdigkeit ist, und deren Zahlung wir mit Recht 1869 sistirt haben. Zu ihrer Amortisation können die bisher für Deckung der Makintosh-Anleihe ausgeworfenen Gelder, vom Jahre 1857 angefangen, dienen, sei es, daß die Besitzer der Aktien sich zu einem billigen Abkommen verstehen — was vor Allem Ihre Zustimmung verdienen dürfte — oder daß man die Aktien auf Staatskosten ankaufe, wie die Kammern von 1869 es wollten.

Der Unterrichtsminister wird Ihnen über alle Fortschritte, die wir seit zwei Jahren gemacht, bis in's Kleinste berichten. In den Elementarschulen hat sich die Zahl der Schüler um 60% vermehrt, der Gehalt der Lehrer wurde erhöht, die Leistungen in den Schulen sind befriedigend, und gegenwätig werden in vielen Pfarreien Schulen gebaut. Doch alles dieses ist nichts im Vergleich mit dem, was noch zu thun übrig bleibt, und nichtssagend ist auch die Summe von 100,000 Pesos, welche diesem wichtigen Zwecke jährlich gewidmet wird. Die Mittelschulen, so unbedeutend und schlecht in früherer Zeit, haben sich durch das vorgeschriebene Unterrichtsprogramm und die festgesetzten Examina gehoben. Die höhern Anstalten, die Fakultät der Wissenschaften und die polytechnische Schule, sind durch die Ankunft gelehrter und berühmter Professoren vollständig geworden. Für den Unterricht in Handarbeiten besitzen wir jene Anstalten, deren Gründung ich Ihnen in unserer letzten Versammlung anzeigte. Die eine derselben, unter Führung der Schwestern von der Providenz, läßt nichts zu wünschen übrig; die andere für Knaben, unter Leitung der christlichen Schulbrüder von New-York, ist erst im Werden und kann nicht zum Abschluß kommen, so lange die Brüder noch nicht die gegenwärtig noch im Bau begriffenen Gebäulichkeiten besitzen. Die herrliche Sternwarte wird nächstens fertig; es werden dann die Instrumente dort aufgestellt werden, die für dieselbe in München gegenwärtig in Arbeit sind.

Wir fuhren fort in unsern Bemühungen zur Verbesserung und Vermehrung der Hospitäler und anderer Anstalten der christlichen Liebe. Jedoch haben die barmherzigen Schwestern bisher nur vier Hospitäler und das Findelhaus sammt zugehörigem Asyl (für verwahrloste Kinder) übernehmen können. Ich hoffe, daß die Zahl dieser würdigen Töchter der christlichen Liebe, wie wir dringend begehrt haben, vermehrt werde und ich hege auch die Zuversicht, daß die mitleidigen Schwestern der Armen kommen, um mit jenen in ihrem bewunderungswürdigen Berufe zu wetteifern.

Es ist mir nicht vergönnt, ohne die Grenzen dieser Botschaft zu überschreiten, alle öffentlichen Bauten zu erwähnen, welche theils fortgeführt, theils beendet, theils jetzt begonnen werden. Unser Hauptwerk, die große Straße des Südens, hat nun eine Ausdehnung von mehr als 260 Kilometer, sie zählt 101 feste Steinbrücken und

ungefähr 400 Wasserleitungen, ebenfalls aus Stein. Um die Straße mit der Ebene von Guayaquil zu verbinden, beginnen wir jetzt eine Eisenbahn von Sibamba nach Milagro, die zumeist das rechte Ufer des Chanchan verfolgen wird. Im verflossenen Monat haben die Messungen auf der Abtheilung Milagro-Chobo begonnen; und wenn es uns möglich ist, die genügende Anzahl Arbeiter zu erlangen, so kann die Bahn mit dem 1. Januar 1875 eröffnet werden. Ihre Länge wird 140 Kilometer betragen, deren größte Strecke in der Ebene liegt. Der schwierige Theil, welcher über die niedrigen Gebirge und Schluchten des Andes führt, ist bereits in einer Länge von 25 Kilometer zum Legen der Schwellen und Schienen hergerichtet. 3000 Tonnen Schienen sind gekauft, ebenso die unentbehrlichsten Arbeitsmaschinen; alles dieses kommt in einzelnen Sendungen, von September an, herüber. Ein Credit der laufenden Rechnung ohne irgend welche Primen, auf welchen die Regierung zum Voraus schon 100,000 Pesos bezahlt hat, war genügend für dieses Unternehmen und für einen Telegraphen, der an der Eisenbahn und Landstraße angelegt ward.

Die Straße von Cuenca schreitet wegen Mangel an Arbeitskräften langsam voran. Die Straße von Otavallo nach Esmeraldes ist schon 171 Kilometer weit fahrbar und wird bis zum 1. Dezember vollständig fertig, obschon künftiges Jahr noch einige steinerne Brücken anstatt der jetzigen Nothbrücken zu bauen sind. Auf der Straße von Aloay nach der Bai von Carraques ist der schwierigste Theil am Abhange der Cordilleren überwunden, sie hat bereits eine Ausdehnung von 50 Kilometer. Es ist deshalb wahrscheinlich, daß sie bis Ende dieses Jahres das Dorf St. Domingo erreichen wird. Auf der Straße von Arenal nach Playas ist eine Abtheilung, die des Chimborasso, fertig; jedoch sind noch einige Änderungen zur größern Bequemlichkeit des Verkehrs vorzunehmen Außerdem beginnen wir noch eine neue Straße von großer Wichtigkeit, die von Chimbo nach Crystal.

Drei Leuchtthürme und zwei Hafenfeuer erleuchten schon unsere Küsten; auch sind daselbst drei neue stationäre Boote angebracht, um die gefährlichen Stellen von Mala und Atacames zu signalisiren. Gleicherweise wurden zwei Baggermaschinen angeschafft, von denen die eine bereits arbeitet, um die durch die Strömung und durch die Fahrlässigkeit der Anwohner im Guaya-Fluß angehäuften Schlammmassen zu beseitigen. Zur größern Sicherheit der Schifffahrt und zu Gunsten des Handels muß die Anzahl der Leuchtthürme vermehrt und der unsichere Ankerplatz von Esmeraldes in die nahgelegene Rhede von Loquito verlegt werden. Deshalb ist es nothwendig, daselbst einen neuen Ankerwall anzulegen und die Rhede mit dem nahgelegenen Dorfe durch einen kurzen Schienenweg zu verbinden. Wenn Sie diese Vorschläge annehmen, so bitte ich gegenwärtig die nöthigen Summen zu bestimmen.

Ich halte es für durchaus rechtsgemäß, den Gehalt der schlecht besoldeten Unterbeamten zu erhöhen und deshalb empfehle ich Ihnen die Annahme der projectirten Gesetzabänderung über die Gehälter, welche ja schon in der Gesetzgebung von 1871 in Aussicht genommen wurde. Viele Beamte, deren Gehalt erhöht werden muß, gehören zum Justizfache, und nicht selten sind die Richterstellen lange vacant, weil sie den Beamten nicht die nöthige Subsistenz bieten. — Um in etwa die hiedurch vermehrten Ausgaben zu vermindern, wird es zweckmäßig sein, die beiden Abtheilungen des höchsten Gerichtshofes in eine zu verschmelzen, da doch für beide nicht genug Beschäftigung vorhanden und diese Vereinigung jetzt sehr leicht wegen der Vacanz mehrerer Stellen auszuführen ist. Zugleich verhindert man Uneinigkeit in Betreff der Gesetzgebung durch falsche oder sich widersprechende Auslegungen der Gesetze von Seiten zweier höchster Gerichte. Die Erlasse des Obertribunals gewinnen endlich mehr Sicherheit durch die größere Anzahl der dann fungirenden Richter. Übrigens wird die Rechts-

pflege erst vollständig ihres Namens würdig werden, wenn Sie Mittel und Wege ausfindig machen, um die häufigen Verstöße und Ungerechtigkeiten zu verhindern, welche einzelne Richter in kleinen Cantonen und die Geschworenen sich zu Schulden kommen lassen.

Der Strafcoder und die Criminalgesetze, welche Sie in der vorhergehenden Session gegeben, sind in New-York gedruckt worden und stehen seit dem 1. November 1872 in Kraft. Ein erst neulich eingetretener Fall hat leider zur Evidenz bewiesen, daß die über mildernde Umstände getroffenen Bestimmungen alle übrigen entweder schwächen oder geradezu aufheben. Das kann auf die Dauer nur die Vermehrung der Verbrechen zur Folge haben. Ich hoffe von Ihrer entschiedenen Vaterlands- und Gerechtigkeitsliebe, daß Sie sorgfältig diesem Übelstande abhelfen.

Unser Heer ist, wie es sich für eine Republik ziemt, zwar klein, aber es ist loyal, stark und disciplinirt, und deßhalb Ihrer vollen Achtung und Erkenntlichkeit würdig. Fahren wir fort mit der Anschaffung von neuen vervollkommneten Waffen, die wir für die Ausrüstung und Übung der Nationalgarde bedürfen. Ebenfalls ist es durchaus nöthig, unsere alten und unbrauchbaren schweren Küstengeschütze zu verbessern, wofür Sie die nöthigen Summen bewilligen wollen. —

Der Militär-Coder legt der Regierung die Pflicht auf, das Kapital der Wittwenkasse in einer Bank anzulegen; jedoch haben alle Creditanstalten dessen Annahme verweigert und uns somit die Erfüllung dieser Pflicht unmöglich gemacht. Unterdessen wächst von Jahr zu Jahr die Last der Pensionen, die bezahlt werden müssen, so zwar, daß die Einnahme nur den dritten Theil der Ausgaben beträgt. Es würde somit sehr gerechtfertigt sein, wenn Sie bestimmen würden, daß die Pensionen der Wittwenkasse nur bis zur Höhe des von den betreffenden Offizieren niedergelegten Kapitals reichen sollen, es sei denn, daß diese Männer auf dem Felde der Ehre starben, oder aber den daselbst erhaltenen Wunden, oder den in Folge des Dienstes entstandenen Krankheiten erlagen. Solche Familien müssen als gerechten Ehrenlohn die Pensionen fortbeziehen, welche ihnen das Gesetz großmüthig bestimmt.

Alle unsere schnellen Fortschritte wären für Nichts zu achten, wenn unsere Republik nicht auch täglich in der Moralität fortschreiten würde, und zwar nach dem Maße, als die Sitten durch die freithätige und rettende Wirksamkeit der katholischen Kirche sich verbessern. Ohne Zweifel würde der Erfolg ein größerer sein, hätten wir mehr eifrige Arbeiter im Weinberg des Herrn; denn dann würden nicht, wie gegenwärtig in der neuen Diöcese von Porto viego, volksreiche Pfarreien durch Priestermangel verwaist bleiben. Wir müssen somit unsern hochwürdigsten Bischöfen beispringen, damit sie die Reisekosten jener Welt- und Ordensgeistlichen, deren sie bedürfen, bestreiten können, und müssen den niedrigen Gehalt von 300 Pesos der Pfarrer in den Gebirgen erhöhen, da die Existenz und Wohnung eines Pfarrers mit diesem Gehalt unmöglich ist.

Die orientalischen Missionen [am Ostabhang der Andes] nehmen gleichfalls Ihre großmüthige Unterstützung in Anspruch. An den Ufern des Nago, wohin mit Erlaubniß der Regierung die Priester aus der unfruchtbaren Mission von Gualaquiza versetzt wurden, verbreitet sich mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit die wahre Civilisation des Kreuzes; die vom apostolischen Eifer der unermüdlichen Söhne der Gesellschaft Jesu gegründeten Schulen bereiten jenen reichen, aber wilden Gauen Tage des Lichtes und des Lebensglückes. Ich habe gegründete Hoffnung, daß sich die Zahl jener Missionäre binnen Kurzem vermehren wird. —

Der blühende Zustand unserer Finanzen erlaubt uns, mit Leichtigkeit den uns vom Concordate auferlegten Pflichten nachzukommen, nämlich die Missionen zu pflegen

und zu vermehren und zur Erfüllung der Obliegenheit des Patronates die durch Erdbeben zerstörten Kirchen restauriren zu lassen. —

Nicht weniger mächtig ruft uns die Pflicht, dem heiligen Vater zu Hülfe zu kommen, da er ja seines Besitzthumes und seiner Einkünfte beraubt dasteht. Deshalb könnten Sie wohl 10% von dem Kirchenzehnten, welchen der Staat einzieht, für ihn bestimmen. Klein ist die Gabe, aber zum Wenigsten beweist sie, daß wir loyale und liebende Söhne des gemeinsamen Vaters der Gläubigen sind. —

Da wir also das Glück haben, Katholiken zu sein, so seien wir es denn auch ganz und offen, seien wir Katholiken im Privatleben und in der Politik, bekräftigen wir die Wahrheit unserer innern Überzeugung und unsere Worte mit dem Zeugnisse der öffentlichen That! Seien wir nicht zufrieden, nur das auszuführen, was ich Ihnen vorgeschlagen, nein, vernichten wir in unserer Gesetzgebung auch den letzten Strich von Feindschaft gegen die Kirche! denn immerhin kleben da noch einige Überbleibsel jenes alten, die Freiheit unterdrückenden spanischen Rivalismus, dessen fernere Duldung nur schmachvoller Widerspruch und erbärmliche Inconsequenz sein würde.

Wenn unser Benehmen zu jeder Zeit das eines katholischen Volkes sein muß, um wie viel mehr in einer Zeit des furchtbaren und allgemeinen Kampfes gegen unsere heilige Religion? Jetzt wo die Blasphemie der Apostaten selbst die Gottheit Jesu Christi leugnet, jetzt wo alles sich verbindet, sich verschwört, sich erhebt gegen Gott und Seinen Gesandten, jetzt wo aus dem Abgrunde der durcheinander gewürfelten Gesellschaft ein Strom des Verderbens hervorbricht, ein Strom der Nichtswürdigkeit und Wuth gegen die Kirche und die Gesellschaft selbst, ähnlich den furchtbaren Erdbeben, bei welchen ungekannte Schlünde sich öffnen, verheerende Ströme voll Schlammes und Lava hervorbrechen: jetzt muß also auch unsere Haltung all' dem entsprechen; fest und muthig zu sein, ist jetzt unsere doppelte Pflicht, denn Unthätigkeit im Kampfe ist Niedertracht und Verrath. Gehen wir darum voran, wie aufrichtige Katholiken, mit unverletzlicher Treue! setzen wir unsere Hoffnung nicht auf unsere schwachen Kräfte, sondern auf den Schutz des Allmächtigen! Glücklich dann, tausendmal glücklich wir, wenn zum Lohne der Himmel fortfährt, seine Segnungen über unser Vaterland auszuschütten, und glücklicher noch ich selbst, wenn ich noch obendrein den Haß, die Verleumdung, die Insulte der Feinde unseres Gottes und unseres heiligen Glaubens verdiene!

Gabriel Garcia Moreno.

Minister des Innern, des Äußern, des Krieges und der Marine:
Franc Javier Leon.

Minister der Finanzen:
José Javier Eguiguren.

Assyrisches. Bekanntlich war es ein amerikanisches Journal, der New-York-Herald, welcher im Jahre 1871 eine Expedition zur Aufsuchung Livingstones ausrüstete und das Glück und die Ehre hatte, zuerst die Auffindung des berühmten Reisenden zu melden. Die Lorbeeren des amerikanischen Journals ließen einen englischen Collegen und Concurrenten nicht

schlafen. Auch der Daily Telegraph von London wollte sich rühmen können, eine wissenschaftliche Expedition in's Werk gesetzt zu haben. Er erbot sich daher, dem Herrn George Smith, einem jungen Assyriologen, welcher so eben durch Entzifferung eines altchaldäischen Sündfluthberichtes die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, die Mittel zu einer wissenschaftlichen Entdeckungsreise nach Assyrien zu Gebote zu stellen. Zweck der Reise sollte sein: die Auffindung von etwa noch vorhandenen Überresten der Bibliothek des Königs Assurbanipal und von Ergänzungen zu bisher nur unvollständig bekannten wichtigen Texten. Wir haben über Entdeckung und Charakter jener ältesten uns erhaltenen Bibliothek — sie stammt aus dem siebenten Jahrhundert vor Christus und besteht großentheils aus Abschriften noch älterer Dokumente — bereits in dieser Monatsschrift (1873. IV. S. 61 f.) das Nöthige gesagt; ihr sind die Keilschrifttafeln, welche den nächstens zu besprechenden Sündfluthbericht enthalten, entnommen. Eine kurze Übersicht der von Herrn Smith erzielten Resultate dürfte manchem Leser dieser Monatsschrift nicht unwillkommen sein.

Es war dem jungen Reisenden nicht, wie Layard und Andern vor ihm, die glänzende Aufgabe beschieden, die Lage verschütteter Weltstädte nachzuweisen, ihre im Wüstensande begrabenen Paläste offen zu legen; ihm fiel die bescheidenere Aufgabe zu, in eben diesen, von Andern nur flüchtig durchforschten Sandhügeln nach unscheinbaren Ziegeltafeln, ja nach vermißten Fragmenten solcher Tafeln zu suchen, in denen man den Schlüssel zu bisher unvollständigen und darum unverständlichen Urkunden zu finden hoffte. Bisher sind uns die Resultate seiner Nachforschungen fast nur aus Telegrammen oder kurzen summarischen Berichten, welche im Daily Telegraph veröffentlicht wurden, bekannt; indeß sind wir auch so schon im Stande, zu behaupten, daß die assyrische Expedition des Herrn Smith für die biblische wie profane Alterthumskunde eine fruchtbare gewesen ist.

Über Aleppo, wo er der ersten assyrischen Antiquitäten in der Sammlung des Ritters Jommarini ansichtig wurde, gelangte Herr Smith Ende Februar nach Mossul, welches den Ruinen Ninive's gegenüber am Tigris gelegen ist. Da die durch die englische Regierung vom Sultan erbetene Erlaubniß zur Anstellung von Nachgrabungen in den Ruinenhügeln noch nicht eingetroffen war, mußte sich Herr Smith vorläufig damit begnügen, die Örtlichkeiten, vornehmlich zu Kojundschik, wo die Paläste Sennacherib's und Assurbanipal's gestanden, in Augenschein zu nehmen und nebenbei durch Ankauf in den Besitz verschiedener Antiquitäten und Inschriften zu gelangen. Folgendes Bild entwirft er uns vom jetzigen Zustand dieser Ruinenhügel und von den Erwartungen, die sich an die vorzunehmenden Nachgrabungen knüpfen:

„Der Ruinenhügel von Kojundschik hat weder eine kreisförmige, noch eine vier- oder dreieckige, noch sonst eine näher bestimmbare Gestalt. An einzelnen Stellen sind früher Nachgrabungen veranstaltet worden und die in den Hügel gegrabenen Gänge verleihen ihm das Aussehen eines Siebes; an andern Stellen ist dafür so gut wie Nichts geschehen. Ich untersuchte diese Gänge und bin zur Überzeugung gekommen, daß selbst hier noch viele Theile, welche muthmaßlich Keilinschriften bergen,

nicht hinreichend durchsucht worden sind; aber einige derselben bilden die Stützwände der Wölbung und alle sind mit einer hohen Sandschichte überdeckt, welche entfernt werden müßte, ehe die eigentlichen Nachforschungen beginnen könnten."

Die Zeit vom 6. März bis 2. April ward einer Excursion nach Bagdad und den Ruinen Babylons gewidmet; der Weg wurde größtentheils auf einem Floße, den reißenden Tigris hinab, zurückgelegt und führte unsern Forscher an den vornehmsten Ruinenstätten Assyriens und Babyloniens vorbei. Überall die nämliche, vollkommen richtige Wahrnehmung, daß an Nachgrabungen noch lange nicht das Nöthige geleistet worden ist, will man anders in den annähernd vollständigen Besitz der hier vergrabenen Antiquitätenschätze gelangen, und jenen Grad von Vertrautheit mit den topographischen, ethnographischen, socialen und historischen Verhältnissen der ältesten Weltreiche sich erwerben, der einer opferwilligen Ausdauer erreichbar ist. Es war dießmal nicht, wir wiederholen es, Herrn Smiths Aufgabe, hier neue Bahnen zu brechen, er war dazu berufen, die verlorenen Aehren einer früheren Ernte einzusammeln. Soll aber die Bahn dieser so lohnenden Entdeckungen nach einem Stillstand von nahezu zwei Jahrzehenten weiter verfolgt werden, so wird es wohl — im neunzehnten Jahrhunderte wenigstens — der englischen Nation vorbehalten bleiben, hier die ersten und auch entscheidenden Schritte zu thun: sie allein verfügt über jenen auf dauerhaften Wohlstand gegründeten Reichthum, der, gepaart mit edler Freigebigkeit und zäher Ausdauer, das unerläßliche Postulat zu solch' kostspieligen Unternehmungen ist. Wir andern europäischen Nationen haben ja kaum genug, um unsern täglichen Lebensbedarf an Schießpulver zu beschaffen.

Indessen war der Ferman angekommen und rief Herrn Smith nach Mosul zurück. Die Nachgrabungen wurden am 9. April im Ruinenhügel von Nimrud, dem alten Kalah, begonnen. Dort hatten Assurnazirpal, Salmanassar (der Zeitgenosse König Jehu's von Israel) und Essarhaddon sich Paläste erbaut; dort sind die Überreste zweier Tempel bloßgelegt worden; auch einige Bauten des letzten Königs von Ninive finden sich da. Praktische Rücksichten hatten Herrn Smith bewogen, hier und nicht zu Kojundschik den ersten Versuch zu machen. Es war ihm zunächst um die Stiftungsurkunde eines vom Könige Assurnazirpal im neunten Jahrhundert v. Chr. erbauten thurmähnlichen Gebäudes zu thun, die er assyrischem Gebrauche zufolge in einer Ecke des Baues eingemauert zu finden hoffte. Doch wurde hier, trotzdem die Arbeiten einen Monat lang fortgeführt wurden, der erwünschte Erfolg nicht erzielt. Desto glücklicher war man in den nächstliegenden Ruinen. Hören wir Herrn Smith selbst:

„Man hat allgemein angenommen, daß der sogenannte Südostpalast einfach das Werk Assurebilels, des letzten Königs von Ninive, sei; die Untersuchung hat dargethan, daß dem nicht so ist. Dieser Theil der Ruinen umfaßt zwei, ja drei verschiedene Bauwerke. Zunächst liegt hier im Osten des Südwestpalastes der Nebotempel. Nahe daran befindet sich ein schräg ansteigender Zugang, früher wohl eine Treppe, die von der Stadt zur Tempelterrasse emporführte. Zwischen diesem Tempel und dem Südwestpalaste lag, scheint es, noch ein anderer Palast, den ich jedoch aus Mangel an

Zeit nicht näher erforschen konnte, und südlich davon, da wo der Ruinenhügel am höchsten ist, lag der Palast, den wir den Südostpalast nennen möchten. Auf der Ostseite des Nebotempels thaten wir einige namhafte Funde. Auf dem Boden einer Kammer fanden wir die eine Hälfte einer Tafel, welche die Geschichte Teglathpalassars II. enthielt. Doch sonderbar! so genau ich selbst den Ort durchsuchte, so sehr ich die Arbeiter anspornte, die andere Hälfte kam nicht zum Vorschein. Vor dem Eingange des Tempels standen zwei Kolossalstatuen Nebo's, des Gottes der Wissenschaft, in sinnender Stellung, die Arme über die Brust gekreuzt. Der Unterbau des Tempels besteht aus Quadersteinen, darüber der Oberbau aus an der Sonne getrockneten Ziegeln, wahrscheinlich ehedem mit einer Außenbekleidung von gebrannten Ziegeln versehen, von denen Fragmente ringsumher zerstreut liegen. .... Im Tempel fanden wir einen Monolith mit dem Bildnisse und einer wichtigen Inschrift Samasvuls II. (823 v. Chr.) und einige mit Inschriften versehene Statuen des Gottes Nebo, ähnlich den Kolossen am Eingange des Tempels. Ich ging vornehmlich darauf aus, Inschriften aus der Zeit Teglathpalassars (745 v. Chr.) zu entdecken, doch fand ich deren nur eine einzige. Meine Untersuchungen ergaben, daß der Tempel von Salmanassar II. (858 v. Chr.) gegründet, von dessen Enkel Vulnirar (810 v. Chr.), von dem wohl auch die Kolosse am Eingang herrühren, vollendet und von Assurebilel (626 v. Chr.) restaurirt worden ist; letzterer baute die äußere Mauer und die Nebengebäude."

Bei Durchforschung des Nordwestpalastes fand Herr Smith lange, an beiden Enden abgerundete Fensterrahmen, welche früher hoch an den Seitenwänden, oberhalb der mit Inschriften und bildlichen Darstellungen bedeckten unteren Wandbekleidung angebracht gewesen zu sein scheinen. Hiemit wäre die Frage erledigt, ob diese Paläste einzig durch Öffnungen in der Decke, wie man bisher geglaubt, oder auch durch Seitenfenster Licht erhielten. Besonders genau wurde der Südostpalast durchsucht, dem frühere Forscher geringe Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Hier stieß man auf ein Gemach,

„dessen Wände in horizontalen Streifen mit rother, grüner und gelber Farbe bemalt waren; die Ecken waren mit viereckigen Pilastern geschmückt. Zur Rechten und zur Linken führten Eingänge in andere Kammern von ähnlicher Bauart und Ausschmückung. Doch fand sich da nichts von Bedeutung, da all' diese Kammern schon vor Alters ausgeraubt worden und jetzt mit Särgen und Gerippen aus der Zeit nach dem Fall des assyrischen Reiches angefüllt waren. Stellenweise waren in die sechs Fuß dicke Mauer Nischen eingehauen und Thonsärge in dieselben eingemauert worden. Als ich in einer von diesen arg verwüsteten, mit Särgen und Urnen angefüllten Kammern eine Platte aufhob, entdeckte ich sechs in einer viereckigen Vertiefung zusammengepackte Thonfiguren mit Adlerköpfen, Menschenleibern und vier Flügeln, in der Hand das heilige Körbchen. Wahrscheinlich waren sie zum Schutze gegen böse Geister unter dem Fußboden vergraben worden [1]... Ich fand noch einige

---

[1] Die Assyrer pflegten Amulette, Statuetten guter Genien, Fluchformeln wider freventliche Eindringlinge unter dem Fußboden, öfter noch unter der Schwelle ihrer Wohnungen und Gemächer zu vergraben. Die Genien sind stets mit einem Menschenleib, vier Flügeln und einem Adler- oder Löwenkopfe dargestellt. Sie haben in der einen Hand das sogenannte heilige Körbchen, mit der andern halten sie einen einem Tannenzapfen nicht unähnlichen Gegenstand über ihren Schützling erhoben. Oft auch erscheinen sie in der gleichen Stellung zu beiden Seiten des heiligen Baumes, in

andere, zum Südostpalaste gehörende Gemächer; alle waren zerstört, mit Gerippen angefüllt und schon vor Alters rein ausgeplündert; hie und da war sogar das Pflaster aufgerissen worden. Ein schönes Stück eines eingelegten Fußbodens, das nachträglich zu irgend einem seiner ersten Bestimmung fremden Zwecke war benützt worden, fand sich vor; auch Überreste einer mit Darstellungen in lebhaften Farben, wie in den ägyptischen Königsgräbern, kunstreich gemalten Wand; doch hatten dieselben so sehr gelitten, daß ich über den Gegenstand der Darstellung nicht in's Klare kam. Einige Flügelstiere, die vormaligen Hüter des Eingangs, lagen zertrümmert. Überall in diesem Palaste waren die Gemächer durch eingestürztes und verkohltes Gebälke versperrt, das einst das Dach getragen hatte. Holzkohlen lagen überall in Menge umher und mußten mein Feuer speisen, so lange ich in diesen Ruinen alter Zeit verweilte. Unter den Thonsärgen fand ich einige hübsche Exemplare, nicht zwei von ganz gleicher Gestalt, meist eng aneinander gemauert, oben von ein oder zwei den umliegenden Palästen entnommenen Platten überdeckt .... Die Erforschung solcher Grabstätten lag außerhalb meines Planes; wo sie sich uns jedoch zufällig darboten, prüfte ich sie und sammelte Einiges, das sich darin vorfand. All' diese Särge erreichten die Länge des menschlichen Körpers nicht, und die Leichen waren in einer zusammengekauerten Stellung in dieselben eingeschlossen worden[1]. Bei den Überresten fanden

---

welchem die Assyrologen eine Erinnerung an den Lebensbaum des Paradieses wieder zu finden glaubten. Etwas Bestimmtes über die zwischen dem Körbchen, dem geheimnißvollen Gegenstande, und dem heiligen Baume obwaltende Beziehung ist unseres Wissens bisher nicht zu Tage gefördert worden. Aufklärung hierüber dürfte ein im britischen Museum (Kojundschik-Gallerie Nr. 61) vorfindlicher Siegelabdruck gewähren, welcher den heiligen Baum anstatt mit seiner gewöhnlichen Blätterkrone, mit jenen tannenzapfenähnlichen Früchten beladen darstellt. Die fragliche Beziehung tritt hier klar zu Tage: Das Körbchen ist heilig bloß durch seinen Inhalt, welcher in jenen räthselhaften Gegenständen, den Früchten des Lebensbaumes, besteht; zu diesem haben nur mehr die guten Engel (vgl. Gen. 3, 24.) Zutritt und sie sind es, die nach assyrischer Vorstellung dessen Früchte, das Symbol unsterblichen Lebens, pflücken und ihren Schützlingen, den Königen, darreichen. Diese Frucht in der Hand der Genien hat somit ganz dieselbe Bedeutung, wie der sogenannte Lebensschlüssel, welchen ägyptische Gottheiten den Pharaonen als ein Symbol der Unsterblichkeit darreichen. Ob die betreffende Hieroglyphe selbst nur ein vereinfachtes Abbild der Paradiesesfrucht ist, das mögen Fachgelehrte entscheiden.

[1] Nicht Mangel an Thonerde war es, der die Alten bewog, ihre Särge so kurz zu fertigen, daß die Leichen nur zusammengekauert darin Platz finden konnten. Der Gebrauch, die Leichen in dieser Stellung, welche eben diejenige des Fötus im Uterus ist, beizusetzen, war, zumal im „Steinalter", ein weitverbreiteter. Beispiele desselben sind in den verschiedenen Ländern Europa's, in Kleinasien, Babylonien, Aethiopien, Indien, auf den canarischen Inseln und dem Archipel der Andamanen, in Neu-Caledonien, Patagonien, Brasilien und bei mehreren Stämmen Nordamerika's nachgewiesen worden. In Peru fand man an Mumien noch Überreste der Stricke, mit denen sie in diese Lage gezwängt worden waren; ja selbst einem Papagei, dem in einer der Grüfte die Ehre der Beisetzung zu Theil geworden, waren die Füße über der Brust festgebunden und der Kopf zum linken Flügel zurückgebeugt in eben der Stellung, welche der Vogel im Ei einnimmt. Unter den Hottentotten geben einige ihren Todten eben diese Stellung, weil sie glauben, dieselben müßten wieder zu Kin-

sich Hals-, Arm- und Fingerringe aus rauhem Metall, Perlen, Speer- und Pfeilspitzen und andere Werkzeuge; daneben als sprechende Beweise des Glaubens dieser Völker an ein jenseitiges, allerdings sehr materiell gedachtes Leben fast neben jedem Gerippe ein Thongefäß für Wasser und eine Schüssel für Speise. Diese Gerippe zerfielen bei der leisesten Berührung in Staub. Mir scheint, daß sie den verschiedenen Zeiten vom Falle des assyrischen Reiches bis zum Anfang der mohammedanischen Ära angehören."

Die Arbeiten zu Nimrud wurden am 8. Mai geschlossen. Vom 7. bis zum 17. desselben Monats war Herr Smith zu **Kojundschik** thätig. Er beschränkte sich darauf, die Gemächer, in denen Layard die Bibliothek Assurbanipals gefunden, genau zu durchsuchen, und war so glücklich, mehrere wichtige Tafeln, darunter das bedeutendste der am **Sündfluthberichte** fehlenden Bruchstücke wieder zu finden. Darnach besichtigte er flüchtig einige andere Ruinenstätten. Am 9. Juni verließ er Mossul und trat die Rückreise nach Europa an.

Die Expedition hat außer andern Antiquitäten über vierhundert neue Inschriften an's Tageslicht gefördert, darunter Urkunden **fast aller in der Bibel erwähnten Könige von Assur und Babel** und mancher anderer aus den Zeiten der persischen und parthischen Herrschaft. Eine ausführliche Urkunde des Königs Vulnirar stammt aus der Zeit der Conflicte zwischen Assur und Babel, welche mit der Einverleibung Babylons in das assyrische Reich endeten (14. Jahrh. v. Chr.) und zeigt uns unter Anderem, wie schon damals nach Eponymen (vgl. Februarheft S. 149) datirt wurde. Eine gleichzeitige babylonische Urkunde liefert die Namen zweier bisher uns unbekannter Könige. Ein großer Theil der Fragmente ist für die Chronologie bedeutsam. Auf einer Tafel findet sich eine Sammlung Sprüche im Tone der Sprüche Salomons. Andere enthalten altbabylonische Überlieferungen, meist in turanischer Sprache abgefaßt und mit einer semitischen Interlinear-Übersetzung versehen. Alle diese von Herrn Smith entweder entdeckten oder angekauften Inschriften sind von den Inhabern des Daily Telegraph der Sammlung des britischen Museums geschenkt worden.

Die Übersicht, welche wir von dem Verlauf und den Ergebnissen der Daily Telegraph-Expedition nach Assyrien gegeben, konnte natürlich nur eine summarische, in vielen Stücken mangelhafte sein. Volle Aufklärung über dessen Resultate können uns erst die Publikationen gewähren, in denen — zweifelsohne in Bälde — Herr Smith selbst genaue Rechenschaft von seinen Funden geben wird.

F. v. H.

dern werden und würden als solche dereinst wieder erstehen. Die Schwarzen aus Neu- und Süd-Wales sind des Glaubens, die Verstorbenen müßten in Kindesgestalt diese Welt verlassen und in die andere eingehen und würden in eben dieser Gestalt dereinst wiederkommen. Bei den Völkern des Alterthums war die Vorstellung der Erde als einer allgemeinen Mutter aller Menschen eine weitverbreitete. Vgl. Revue Archéologique 1864. S. 299 ff. Was anders ist aber diese Erwartung einer dereinstigen Wiedergeburt aus dem Erdenschoße, als ein sinniger Ausdruck des von den Vätern ererbten **Auferstehungsglaubens**?

Literarisches. Es ist eine schwierige Sache um die religiöse und sittliche Heranbildung eines Menschenherzens, um die Erziehung eines Kindes. Handelt es sich darum, Blumen zu ziehen, oder Kunstgärten anzulegen, so findet es Jedermann gerathen und nothwendig, dieses nicht auf gut Glück hin zu betreiben, sondern mit der erforderlichen Sachkenntniß an's Werk zu gehen. Möchten doch alle Eltern denselben Maßstab des Urtheilens und Handelns anlegen, wenn an sie die Forderung herantritt, die so ungemein schwierige Kunst der Erziehung zu üben! Und was hängt nicht Alles von der rechten oder schlechten Übung dieser Kunst ab? Welche Folgen für den Einzelnen, für Kirche und Staat, für Zeit und Ewigkeit knüpfen sich regelmäßig an die Erziehung! Bei der Schwierigkeit und Wichtigkeit des Gegenstandes ist es daher mit lebhafter Freude zu begrüßen, daß eine Feder sich gefunden hat, die mit ebenso viel Geschick als Anregung und lebhaftem Interesse die Eltern in diesem bedeutungsvollsten Theile ihres Berufes anleitet und unterrichtet. Wir meinen zwei Büchlein, so ganz geschrieben für die Eltern und reiche Schätze praktischer Belehrung bietend: „Die christliche Mutter in der Erziehung und in ihrem Gebete.“ Und „Der christliche Vater, wie er sein und was er thun soll.“ Beide von W. Cramer, Domkapitular und Regens des Priester-Seminars in Münster. Zum Besten des Bonifazius-Vereins. Dülmen bei Laumann. 1873.

„Je mehr“, bemerkt der geehrte Herr Verfasser in der Einleitung mit Recht, „je mehr die glaubensfeindlichen Bestrebungen unserer Zeit darauf gerichtet sind, der Jugend den Einfluß der heiligen Kirche und damit Glauben und christliche Gesittung vorzuenthalten, desto dringender legt sich jedem gläubigen Herzen der Wunsch nahe, daß in den Familien der christliche Geist heimisch bleibe und kraft seiner die Erziehung einen wahrhaft christlichen Charakter habe.“ Wie sehr es dem Herrn Verfasser gelungen ist, den rechten Ton zu treffen, davon zeugt die Thatsache, daß vom ersteren Buche binnen zwei Jahren dreizehn Auflagen nothwendig waren und dasselbe bereits in 30,000 Exemplaren verbreitet ist. Das ist wahrlich eine thatsächliche Empfehlung; die gleiche verdient aber auch das zweite Büchlein, das gewissermaßen als Ergänzung dem ersteren nun auf vielseitiges Verlangen nachfolgte. Das Büchlein für die Mutter behandelt nur jene Zeit, in der das Kind vorzugsweise der Sorge und Pflege der Mutter überlassen ist, während das Büchlein für den Vater den Kreis weiter zieht und die gesammte Erziehung, einschließlich die Berufswahl bespricht.

Was man nicht hat, das kann man nicht mittheilen. Deßhalb dringt der Verfasser mit Recht in erster Linie darauf, daß Vater und Mutter selbst wahrhaft christlich seien. Mit sanfter, aber tiefergreifender Beredsamkeit wendet er sich zu diesem Behufe an Verstand und Herz der Eltern, und schöpft seine Beweggründe aus den Höhen und Tiefen der Religion, aus Zeit und Ewigkeit. Er zeigt der Mutter und dem Vater im Lichte des Glaubens die Würde, den Vorzug und die Erhabenheit ihres Berufes, er schildert ihnen den Werth der Kinder, was diese sind in den Augen Gottes und des Himmels, welch' hohe und heilige Güter durch die Taufe in ihnen niedergelegt

sind. Welche Pflicht, welche Verantwortung für die Eltern! In lichtvoller Weise zeichnet er dann ein klares und in belehrende Einzelheiten eingehendes Bild von der Aufgabe derselben. Die Bemerkungen über das Vererben der sittlichen Eigenschaften enthalten unter andern werthvolle Winke und mächtige Motive. Deßgleichen sind die Anleitungen für die Mutter, die ersten religiösen Eindrücke und Belehrungen dem Kinde zu vermitteln, das Vorgehen gegen die Fehler der Kinder, mit großem pädagogischen Takte entworfen. All' diese Mahnungen und Weisungen an die Mutter erhalten ihre schließliche Weihe und Besiegelung durch die Zusammenstellung der Aussprüche des heiligen Geistes in der heiligen Schrift, in denen im wahrhaften Sinne „Gottes Wort an die Mutter" ergeht. Eingehender wird über die Standeswahl und die dabei anzuregenden Fragen in dem Büchlein über den christlichen Vater gehandelt; der Mutter werden zunächst nur Andeutungen gegeben, wie sie allenfalls den Priesterberuf wecken und erhalten könne. Als Schluß des ersten Werkleins bietet der Herr Verfasser den Müttern Notizen über die so segensreich sich entfaltende „Erzbruderschaft der christlichen Mütter". Besonders ansprechend ist im zweiten Werke das Bild eines christlichen Vaters, das, mit Wärme, Hingabe und genauer Lebenskenntniß durchgeführt, eines tiefen Eindruckes nicht ermangeln wird. Wann und wo es Noth thut, versteht der Herr Verfasser es trefflich, auch scharf und einschneidend in's Gewissen zu reden und die Lauheit und Sorglosigkeit energisch aufzurütteln. Beiden Büchlein ist eine Auswahl passender Gebete beigegeben, in beiden durch einzelne Beispiele und praktische Erfahrungen der Stoff anschaulicher und verwerthbarer gemacht. Wir wünschten nur der Beispiele eine größere Anzahl, namentlich auch für das erstere Büchlein. Die Geschichte der heiligen Frauen und Mütter ist an einzelnen ergreifenden Zügen so reich. Unter den Beweggründen, die angeführt werden können, um ein Kind wirksam von Fehlern abzuschrecken, gibt der Herr Verfasser auch an: „dann kommst du nicht in den Himmel" (S. 83). Allerdings können gar manche Fehler in ihren *Folgen* eine solche Gefahr einschließen, allein könnte nicht ein solches Motiv in sehr vielen Fällen dem Kinde ein *falsches* Gewissen bilden? *Die* Gefahr scheint uns sehr nahe zu liegen. Im Übrigen wünschen wir beiden Büchlein die weiteste Verbreitung. Möchte besonders jede Mutter, die sich bereits von der Vortrefflichkeit des ersteren überzeugt hat, das zweite Büchlein, diese Ergänzung und Erweiterung des ersteren, dem Vater, dem Gefährten und Theilnehmer am Werke der Erziehung, gewissermaßen als ein werthvolles Geschenk und Angebinde in die Hand drücken. Vater und Mutter, *beide* müssen gemeinschaftlich am Werke der Erziehung, soll es gedeihlich werden, arbeiten (eine Seite, von der aus der Verfasser u. A. auch das Bedenkliche und Mißliche der *gemischten Ehen* charakterisirt).

Sind die vorgenannten Büchlein für den engeren stillen Familienkreis bestimmt und suchen sie die Grundlage des Gedeihens und Wohles der menschlichen Gesellschaft, die Kindererziehung zu fördern, so treten die „*Blätter aus dem Buche der Weltgeschichte für die Gegenwart*, von Dr. *Viktor Stütz*" (Amberg 1873), mit der Leuchte der Geschichte herein in die

mannigfachen Strömungen des Lebens und prüfen und sondiren diese durch Persönlichkeiten und Thatsachen der Vergangenheit. Nicht als ob der Verfasser in politische, sociale oder kirchenpolitische Räsonnements sich erginge, oder dergleichen Essays abfaßte — nein, er schildert nur Personen und Ereignisse, die längst der Geschichte und ihrem Urtheile anheimgefallen sind, aber diese Skizzen und Entwürfe sind stumme Vergleiche mit den bewegenden Vorfällen der Jetztzeit, sie beleuchten selbe, richten und warnen, ermahnen und drohen, eben durch die Darstellung ihres objektiven Verlaufes, ihrer Motive, ihrer Folgen, und hiedurch dienen sie zugleich, wie der Verfasser beabsichtigt, „zur Belehrung, Ermuthigung und Tröstung der Gegenwart". „Eine Kirchenordnung durch die Staatsgewalt" (d. h. die Civilconstitution des Klerus in Frankreich) — Kaiser Joseph II. — Peter von Rußland (namentlich, was er vermittelst des „heiligen und gesetzgebenden Synods" aus der russischen Kirche machte) — Heinrich und Cromwell, ein König und ein Minister — Gregor VII. — das sind die Titel der fünf ersten Hefte der I. Serie. Der Preis für eine Serie von 10 Heften beträgt 10 Sgr. Jedes Heftchen (zu 20 oder etwas mehr Seiten) wird auch einzeln abgegeben. Wir empfehlen diese frisch und mit Verständniß geschriebenen „Blätter" besonders für die Casino und die Lesevereine, denn Wahrheit, Ermuthigung und Trost bedürfen wir Alle in den Stürmen der Zeit und diese finden wir, wenn wir mit dem Verfasser „die Geschicke der Menschen im Lichte der ewigen Grundsätze der Gerechtigkeit schauen". Im 4. Jahrgange, 9. Heft der „Weckstimmen für das katholische Volk" (Wien und Pest, Sartori), hat Conrad von Bolanden seine Stimme erhoben gegen die Verpestung und Vergiftung durch die schlechten und sittenlosen Zeitungen. In einer sehr flüchtig hingeworfenen Scene schildert er die Entrüstung und den Ekel der Gutgesinnten an diesem Treiben sowie den Charakter und die Grundsätze der verkommenen Literaturjuden.

„Was will der Liberalismus und was will der Mainzer Katholikenverein?" So lautet der Titel einer (Mainz, Kirchheim) erschienenen Broschüre, welche in ganz angemessener Weise die hohe Bedeutung dieses Vereines den Katholiken Deutschlands an's Herz legt. — In einem andern (in dem nämlichen Verlage erschienenen) Schriftchen unter dem Titel: Forderungen und Sünden des Arbeiterstandes, von C. Sickinger, finden wir schätzenswerthe Winke zur richtigen Auffassung der so brennenden socialen Frage. Nicht nur werden die berechtigten Forderungen des Arbeiterstandes vertheidigt, wie Abschaffung der Sonntagsarbeit, gesetzliche Bestimmungen in Bezug auf die Arbeitszeit, Frauen-, Mädchen- und Kinder-Arbeit u. s. w., sondern auch seine Sünden gebrandmarkt, unter diesen der Mißbrauch der bürgerlichen und religiösen Freiheit, die Empörung gegen Kirche und Staat, die Widerspänstigkeit gegen die Arbeitgeber u. s. w. Der Verfasser bespricht ein sehr heikles Thema, welches man auch in wohlmeinenden katholischen Kreisen kaum berühren kann, ohne entweder nach der einen oder andern Seite anzustoßen. Unter Katholiken finden sich die vom Verfasser gerügten

Mißstände freilich nicht in ihrer ganzen Schroffheit vor, dürften aber doch zu einer ernsten Gewissenserforschung veranlassen.

Die Kalender-Literatur dürfen wir nicht unerwähnt lassen; bei der großen Verbreitung, deren sie sich im Volke erfreut, verdient sie alle Beachtung. Es ist leicht, Kalender zusammen zu schreiben, aber gute zu liefern ist schwer. Zum Kalenderschreiber bildet man sich leichter im bunten Drange des Lebens, als in der Studirstube aus. Desto erfreulicher ist es, daß sich auch Männer aus dem Klerus an die Kultivirung dieses so „profanen" und doch so wichtigen Gebietes wagen. Freilich wissen nicht alle so den rechten Ton zu treffen wie z. B. der selige Kolping; und doch besitzen wir eine ganz prächtige katholische Kalenderliteratur. Alle guten Kalender hier namhaft zu machen wäre überflüssig. Wir beschränken uns, wie im vorigen Jahr darauf, an den von P. Pachtler herausgegebenen **Hausfreund** (Freiburg, Herder) zu erinnern; derselbe bietet Belehrendes, Unterhaltendes, Gemeinnütziges in bunter und reicher Auswahl. Die Haupterzählung „Aus den westfälischen Forsten" ist gelungen; manche der mitgetheilten Gedichte haben einen über die Bedeutung eines Kalenders hinausreichenden Werth.

Außerdem wünschen wir aber auch dem von P. Franz Hattler herausgegebenen **Sendboten-Kalender** (Freiburg, Herder) eine recht ausgedehnte Verbreitung. Es ist dies das erstemal, daß der Verfasser, welcher sich durch seine literarischen Leistungen als populärer Schriftsteller und als Typus eines treuherzigen Tyrolers einen bedeutenden Ruf erworben hat, als Kalendermann den Gang in die Welt thut. Der Kalender ist ohne irgend eine Abschwächung seines unterhaltenden Charakters religiös, ähnlich wie die Kalender für Zeit und Ewigkeit; und zwar geht seine Tendenz dahin, die Erkenntniß und Liebe unseres Heilandes zu verbreiten. Gerade hierin sehen wir einen höchst schätzenswerthen Vorzug dieses Kalenders. Je mehr das neue Heidenthum trachtet, unseren Heiland aus dem Leben hinauszuwerfen, desto mehr muß man darauf hinarbeiten, ihn in das Leben einzuführen. Der Sendboten-Kalender ist zeitgemäß im besten Sinne des Wortes.

Judaica. 1) Der Rabbiner Dr. Stein in Frankfurt a. M. urtheilt über den gegenwärtigen religiösen Zustand der Judenschaft wie folgt: „Eine Gleichgültigkeit gegen die Religion unserer Väter ist unter Vielen von uns eingerissen, wie nie zuvor. Vollständig so, wie nach jener ersten Befreiung Israels, nach der Erlösung aus dem Sklavenjoch Ägyptens ist vielen Tausenden unter uns das Geld zum Abgott geworden, um welchen sie in sinnbetäubendem Taumel den Tanz der Sinnlichkeit aufführen. Gewinn und Genuß — Genuß und Gewinn, das sind deine Götter, Israel! — Unsere Jugend huldigt fast ausschließlich dem Genusse, fröhnt dem Dienste der Stofflichkeit, und ohne Halt verfällt sie der Gottesläugnung, oder der noch schlimmeren bloß kränklich farblosen Gleichgültigkeit. Und unsere Frauenwelt, diese Grundsäule des häuslich religiösen Lebens, auch sie fängt schon an, bedeutend zu wanken, denn es fehlt ihr die Zuverlässigkeit in religiösen Dingen."

In Stettin hat ein Rabbiner, Dr. Treuenfels, im „Israelitischen Brüderverein" einen Vortrag gehalten, worin er nachwies, daß der Darwinismus den religiösen und nationalen Interessen seiner Volksgenossen trefflich zusage; denn nach seinen Principien lasse sich ganz klar darthun, daß die Israeliten, welche sich im Kampfe um's Dasein siegreich bewährt hätten, und zwar unter den ungünstigsten Verhältnissen, folgerecht die begabteste, lebenskräftigste und unverwüstlichste, somit die erste unter allen vorhandenen Rassen sei, daß ihr also auch die Zukunft gehöre. — Das muß also auch wohl eine treffliche Affenart gewesen sein, von der Dr. Treuenfels seine Religionsgenossen abstammen läßt.

2) Die reformjüdischen Blätter treten jetzt vielfach mit der Behauptung auf, der Protestantenverein habe seine Stärke darin, daß er wesentlich das Judenthum verträte und die heidnischen Anhängsel im Dogma — namentlich die Lehre von der Dreieinigkeit, Erbsünde, Erlösung durch Christum u. s. w. — abstreife. Ganz ausdrücklich sagt der reformjüdische Rabbiner Dr. Stein von Frankfurt: „Wir begrüßen Alle, die auf diesem (dem protestantenvereinlichen) Standpunkt angekommen sind, nach dem großen Ausspruch des Talmud — Wer den fremden Dienst leugnet, ist ein Jude — mit offenen Armen als unsere Brüder in Gott." Reformjuden und Protestantenvereinler also „Brüder in Gott". Mit dem Protestantenverein aber auf's Innigste verbunden sind die Neuprotestanten, neuerdings „Holländer" genannt; denn wo nur immer ein Protestantenvereinler den Mund öffnet, da entströmt ihm der Neuprotestanten oder „Holländer" Lob, und wo der Neuprotestantismus tagt, da fehlen des Protestantenvereins Vertreter nicht. Wird nun Dr. Stein nicht auch die „Holländer", die ja ebenfalls „die heidnischen Anhängsel im Dogma", als da sind der Primat, der Mariencult, die Heiligenverehrung u. s. w. abstreifen, mit offenen Armen empfangen und als „Brüder in Gott" begrüßen? Wenn irgend ein orthodoxer Protestant den „Holländern" seine Kirche verschließt, dann mögen sie sich nur getrost an Dr. Stein wenden, er wird ihnen die Synagoge öffnen.

3) Von 360 Advokaten Wiens sind nur ungefähr 60, und von 400 Ärzten kaum 150 Nichtjuden. In Berlin hat man 2 neue Synagogen gebaut, obgleich auf 10 christliche Kirchen schon eine Synagoge kam. Die Presse ist in Wien, und theilweise auch in Berlin, fast ausschließlich in jüdischen Händen. Wenn der evangel. kirchliche Anzeiger meint, Berlin könne schon Neu-Jerusalem genannt werden, so läßt sich doch Wien diese „Ehre" nicht streitig machen; denn in Wien kömmt schon auf je 15 Einwohner 1 Jude; so weit ist aber Berlin noch nicht fortgeschritten, obgleich es allerdings in den beiden letzten Jahren mit größeren Schritten der Verjudung entgegeneilt, als seine Nebenbuhlerin. **R. C.**

Der Spiritualismus in Nordamerika. Dem Briefe eines in den östlichen Staaten wohnenden Gelehrten entnimmt ein New-Yorker Journal folgende Mittheilungen:

Die Spiritualisten sind bekanntlich nirgends so zahlreich wie in Amerika. Man hat sie von allen Schattirungen und vielen Abstufungen; eine einheit-

liche Lehre gibt es nicht. Gemeinsam scheint nur die Annahme, daß die Seelen der Menschen nach dem Tode zu wachsender Vollkommenheit erzogen werden und die Macht haben, sich den Menschen mitzutheilen. Diese Grunddoktrin entwickelt sich nicht selten zu Consequenzen, welche sowohl der Religion und Moral, als auch dem gesunden Verstande gefährlich werden; Zeugen für letzteres sind die mit Spiritualisten angefüllten Irrenanstalten. Gemeiniglich läuft der Spiritualismus auf eine Art Freimaurerreligion hinaus: Gott, Christus, Sittengesetz werden abgeleugnet, ein unverstandener Pantheismus ist das Resultat; der Mensch ist ein Spielball der Natur ohne freien Willen und man darf ihm Vergehungen und Verbrechen nicht zur Last legen; denn sie sind durch die Umstände herbeigeführt und er konnte nicht anders handeln. In Zusammenkünften werden die Offenbarungen der „Geister" durch ein verzücktes „Medium" (gewöhnlich eine Dame) mitgetheilt. So findet sich z. B. irgend ein Unbekannter berufen, der Welt mitzutheilen, daß, obgleich er im Leben ein schlechter Mensch gewesen, es ihm jetzt doch ganz erträglich gehe; vor dem Tode brauche Niemand Angst zu haben, da nach demselben auch dem größten Verbrecher Gelegenheit geboten sei, sich zur Vollkommenheit fortzubilden. Einige der Geister drücken sich geradezu kindisch aus und machen grenzenlose Fehler gegen die Logik, auch fehlt es ihnen sehr an Klarheit. Der Geist einer Indianerin spricht ungefähr so, wie man eine Indianerin in einem Roman sprechen läßt. Es fehlt nicht an Gelehrten, welche behaupten, ihr Wissen von Geistern erhalten zu haben und Journale mit gelehrten und natürlich inspirirten Abhandlungen füllen. Übrigens werden von glaubwürdigen Leuten oft Geschichten erzählt, welche aus natürlichen Ursachen nicht erklärt werden können.

Berichtigung.

Im vorigen Hefte hat sich durch Verschiebung einiger Zeilen beim Umbrechen ein Fehler eingeschlichen, den wir zu berichtigen bitten. In das Gedicht S. 371 sind nämlich vier Zeilen (Z. 11—14 v. o.) eingeschaltet worden, welche zu dem Gedichte auf S. 375 gehören, und dort nach dem 2. Verse der 2. Strophe einzuschalten sind. Auf S. 371 muß es also heißen:

. . . . . Schauend oft bangt mein Blick,
Wie still sich abrollt immer mein Lebensstück —
Ob Beifall für das Werk dem Dichter
Huldigend schenket der höchste Richter?

Dagegen auf S. 375:

Wie lieblich strahlt des Mondes Schein!
Die Sterne ohne Zahl,
Sie tanzen wohl in gold'nen Reih'n
Beim ewigen Hochzeitsmahl.

O schöner Tanz, o Herrlichkeit!
O glücklich Heimathland!
Wie ist der Himmel doch so weit,
Und noch bin ich verbannt!

Die Ehe als Naturverhältniß.

Ihre göttliche Einsetzung, Unauflösbarkeit, Einheit und Heiligkeit.

Das Wesen des Christenthums besteht in der Durchdringung von Natur und Gnade, in der Erhebung der Natur zum Stande der übernatürlichen Gnade. Gott hatte den Menschen erschaffen in einer vollkommenen Natur und ihn bereichert mit übernatürlichen Gnaden, wodurch er aus dem Stande eines bloßen Geschöpfes erhoben war zu dem übernatürlichen Stande der Kindschaft Gottes; durch die Sünde Adams jedoch, die sich als Erbsünde auf seine ganze Nachkommenschaft fortpflanzt, waren alle diese übernatürlichen Gnaden für die Menschheit verloren, während sie außerdem noch in ihren natürlichen Kräften sich geschwächt fand. Durch den Rathschluß der Erlösung soll die Menschheit wieder zu ihrer ursprünglichen Würde zurückgeführt werden; in der Fülle der Zeit wurde der Sohn Gottes Mensch, d. h. er nahm eine vollständige menschliche Natur in seine göttliche Persönlichkeit auf, und dieses Band, das so zwischen Gott und der Menschheit in Christo geschlungen ist, soll sich ausdehnen über alle Menschen, die durch die Lehren und die Gnade Christi Adoptivkinder Gottes, d. h. durch die Gnade wieder in den Stand der übernatürlichen Kindschaft Gottes erhoben und dadurch zugleich befähigt werden, trotz der gefallenen Natur ein dieser hohen übernatürlichen Würde entsprechendes Leben zu führen. Diese Durchdringung von Natur und Gnade tritt besonders hervor im Sacrament der Ehe. Die Ehe ist nämlich eine ursprüngliche Einsetzung Gottes im Paradiese, wo er sie in einer Weise ordnete, wie sie der durch die Gnade verklärten Natur des Menschen entsprach, als eine Verbindung zwischen Mann und Weib, ausgezeichnet durch die Charaktere der Einheit, Unauflösbarkeit und Heiligkeit. Durch den Sündenfall ist nun das Wesen der Ehe allerdings nicht alterirt, aber die Menschen, ihre Träger, waren verändert, indem sie aus dem Stande der Gnade

herabgefallen und in ihren natürlichen Kräften geschwächt waren, da durch den Verlust der Gnade und der ursprünglichen Gerechtigkeit das Feuer der bösen Begierlichkeit in ihrem Innern entbrannt, der Verstand verdunkelt und der Wille geschwächt worden, so daß die Ehe sich mit ihrer Einheit und Unauflösbarkeit für sie nunmehr zu einem drückenden, unerträglichen Joche gestaltete. Die Erbsünde machte gerade da, wo sie sich fortpflanzte, die ganze Macht ihres Verderbens geltend und die Ehe konnte unter ihrem Einflusse ihre ursprüngliche Einheit, Unauflösbarkeit und Heiligkeit nicht bewahren. Deßhalb tritt denn auch Christus mit seiner Erlösungsgnade heilend an diese Wunde der Menschheit, er erhebt die Ehe zu einem Sacrament des neuen Bundes, schärft damit nicht bloß auf's Neue ihr ursprüngliches Wesen und ihre ursprünglichen Charaktere ein, sondern er macht sie auch zu einer Quelle der Gnaden, die den Menschen befähigen, trotz seiner gefallenen Natur, dieselbe in ihrer von Gott gewollten Würde zu erhalten. Diese Bedeutung des Christenthums und diese Stellung der Ehe in ihm dürfen wir nicht aus den Augen verlieren, wenn wir uns einen richtigen Begriff von der Ehe bilden wollen, in der sich Natur und Gnade zu einer untrennbaren lebendigen Einheit verbinden.

Es liegen in der Ehe drei verschiedene Elemente, die aber zu einer untheilbaren Einheit verwachsen. Sie ist zunächst ein in der Natur des Menschen begründetes Verhältniß, indem dieselbe in zwei Geschlechter halbirt ist, und als solches ist sie die Grundbedingung der Fortpflanzung und Erhaltung der Menschheit; sie ist ferner ein Vertrag, der mit voller Freiheit von Mann und Weib eingegangen wird, und wodurch sie sich zu einer vollständigen Lebensgemeinschaft mit einander verbinden; und endlich ist sie ein Sacrament, das ihnen die nothwendigen Gnaden vermittelt, deren sie bedürfen zu treuer Erfüllung ihrer Pflichten und ihrer gegenseitigen Heiligung. Es wäre aber durchaus falsch, hieraus schließen zu wollen, es gebe drei Arten von Ehen, die eine als bloßes Naturverhältniß, die zweite als bloßer Vertrag und eine dritte als Sacrament; es gibt im Gegentheil nur eine einzige Ehe, denn Christus hat das Naturverhältniß und den Contract der Ehe selbst zum Sacramente erhoben, so daß sie untrennbar von einander sind und sich gegenseitig einschließen. Eine nähere Besprechung dieser drei Elemente der Ehe wird hoffentlich das nothwendige Licht darüber verbreiten. Beginnen wir zunächst mit der Ehe als Naturverhältniß.

I.

Die Ehe als Naturverhältniß (officium naturae, wie der römische Katechismus, P. 2. c. 8. 10, sich ausdrückt) ist in der Natur der Menschheit begründet, die in zwei Geschlechter halbirt ist, deren verschiedene Kräfte und Eigenschaften der Seele und des Leibes sich wechselseitig ergänzen und vervollkommnen und an deren Verbindung die Fortdauer der Menschheit auf Erden geknüpft ist. Die Ehe als natürliches Verhältniß ist demnach die von Gott gewollte dauernde Verbindung von Mann und Weib zum Behufe der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts und zur gegenseitigen Unterstützung im Laufe des Lebens. Der Mensch ist aber ein vernünftiges und freies Wesen, geschaffen nach dem Ebenbilde Gottes, ein Gegenstand der Achtung und Verehrung für Seinesgleichen, berufen, hier auf Erden durch Religion und Tugend den Willen Gottes zu erfüllen und sich das Glück des künftigen Lebens zu verdienen. Darum ist der letzte Zweck der Ehe ein geistiger Zweck, ein Zweck der geistigen und sittlichen Weltordnung, wenngleich der unmittelbare Zweck, die Erzeugung von Kindern, der natürlichen Ordnung angehört. Wenn aber der letzte Zweck einer Gesellschaft der geistigen Ordnung angehört und wenn der letzte Zweck über das Wesen, die Natur und die Gesetze einer jeden Gesellschaft entscheidet und bestimmt, so müssen die Gesetze, die die Ehe regeln, vor Allem auf der Moral beruhen, damit ihr letzter Zweck erreicht werde.

Es wäre also eine tiefe Herabwürdigung der Ehe, wenn man mit dem modernen Socialismus und mit ältern Häresieen als ihren einzigen Zweck die Fortpflanzung der Menschheit ansehen wollte; geradezu gotteslästerlich wäre es aber, wenn man sich dafür auf die Worte Gottes über das erste Menschenpaar: „Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde" (Gen. 1, 28), berufen würde. Leuchtet denn nicht aus jedem Verse der heiligen Schrift die Wahrheit hervor, daß nicht der Mensch für die Erde, sondern die Erde für den Menschen erschaffen ist? Und wenn der Mensch nur die Aufgabe hätte, die Erde zu bevölkern, zu beleben und zu verschönern, wie würde er sich dann vom Thiere noch unterscheiden? Wäre die Anthropologie alsdann nicht das letzte Capitel der Zoologie? Jene Worte Gottes können noch um so weniger eine so niedrige Bedeutung haben, als in dem Augenblicke, wo sie gesprochen wurden, der Tod noch keine Gewalt über den Menschen hatte und die Erde noch nicht entvölkern konnte; darum finden wir in ihnen einen

Hinweis auf die Aufgabe, die Gott dem ersten Menschenpaare gestellt und wozu er sie durch seinen Segen befähigt: daß sie nämlich durch die Ehe die Urheber der ganzen Menschheit werden sollen, die er im Keime in ihnen geschaffen, während er die ganze Geisterwelt durch einen Akt seiner Allmacht direct in's Dasein gerufen hat.

Die Ehe als Naturverhältniß, als Bedingung der Fortdauer der Menschheit auf Erden, ist von göttlicher Anordnung, nicht nur insofern er die Menschen in geschlechtlicher Verschiedenheit erschaffen, sondern weil er direct eingegriffen und die Ehe in ihrer Natur und in ihren wesenhaften Charakteren festgesetzt hat. Der Mensch, seiner natürlichen Einsicht überlassen, würde wohl Verbindungen zur Fortpflanzung und Erziehung, Verbindungen zur gegenseitigen Unterstützung, oder Verbindungen aus Liebe und Freundschaft, aber nicht die eigentliche Ehe zu Stande gebracht haben; der Mensch mit seiner natürlichen Einsicht erkennt allerdings sofort die Zweckmäßigkeit der Ehe, wenn sie ihm offenbart und dargelegt wird, aber er hat sie nicht selber erfunden, sondern sie ist ihm von Gott auferlegt.

Als ersten Beweis berufen wir uns auf die Thatsache, daß unter allen Völkern der Erde die Stimme des Gewissens, die öffentliche Meinung und die bestehenden Gesetze einen großen Unterschied feststellen zwischen der Ehe oder der rechtmäßigen Verbindung von Mann und Frau und jedem andern geschlechtlichen Verhältnisse beider, wie dauernd und wie enge es auch sei. Das erstere steht allenthalben in Ehren, das letztere gilt als eine Schmach. Woher der Unterschied zwischen einer Nachkommenschaft, die aus rechtmäßiger Ehe entsprossen, und zwischen Kindern, die auf anderm Wege in's Dasein getreten? Warum gereicht eine legitime Vater- und Mutterschaft zur Ehre, während man jede andere mit der Finsterniß der Nacht zu bedecken sucht? Warum hat allein die legitime Descendenz Recht auf die Erbschaft des Namens, der Ehre und des Vermögens der Familie und warum ist die illegitime ganz oder theilweise davon ausgeschlossen? Woher kennen alle bürgerlichen Gesetzbücher diese Unterschiede und treffen die einschlägigen Bestimmungen? Warum haben alle Sprachen für das eine Ausdrücke der Achtung und Verehrung und für das andere nur Ausdrücke des Abscheues und der Verachtung? Woher stammt die Übereinstimmung der ganzen Menschheit in dieser Überzeugung? Ist das die Erfindung eines Menschen? Wer ist denn dieser erfinderische Geist, dessen Namen die Jahrbücher der Geschichte uns verschweigen, dessen Anordnung sich aber alle Gene-

rationen überliefert haben? Wenn diese Einrichtung zuerst bei einem civilisirten Volke ihren Ursprung genommen hat, wie ist sie denn zu barbarischen, ganz verwilderten Völkern übergegangen? Und wenn sie der Barbarei ihren Ursprung verdankt, wie hat sie ihren Weg zu den civilisirten Völkern gefunden? Man wird sagen: Die Ehe ist eine sociale Nothwendigkeit; sie beginnt mit dem Ursprunge der Menschheit selbst. Aber wem ward diese Nothwendigkeit geoffenbart? Wer fand zuerst die Mittel, diesem tiefen Instinct zu entsprechen? Von wem ward diese Einrichtung erdacht, die die ganze Welt beherrscht? Wer hat nach der Erfindung sich aller Herzen und Willenskräfte bemächtigt, in denen doch so viele der Ehe feindliche Elemente sich regen, um sie so zu gestalten, daß dieselbe trotzdem der natürliche und normale Stand der Menschheit im Ganzen und Großen geworden ist? Die nützlichsten und nothwendigsten Entdeckungen bleiben Jahrhunderte lang das Vorrecht gewisser Völker, trotz aller Verkehrsmittel werden sie nur äußerst langsam den benachbarten Nationen mitgetheilt: warum hat es mit der Ehe nicht dieselben Bewandtnisse gehabt? Wie kommt es, daß von dieser Erfindung alle Völker, ohne Unterschied der Sprache, des Landes, des Klima, der Civilisation oder Barbarei Kenntniß gehabt haben? Hier gibt es keine Mitte. Die Ehe entspringt aus ursprünglicher göttlicher Einsetzung oder aus natürlicher Eingebung. Das Christenthum weiß, daß Gott im Beginn der Menschheit die Ehe eingesetzt, mit eigener Hand das Band um Mann und Weib geschlungen und den Segen der Fruchtbarkeit über sie gesprochen hat; der Unglaube, der diese Thatsache läugnet, muß wenigstens eingestehen, daß der Schöpfer die Einrichtung der Ehe so tief und so leserlich in das menschliche Herz geschrieben, daß die Welt sich ihr nicht entziehen konnte. Gott, der den Menschen als moralisches und religiöses Wesen in's Dasein gerufen, mußte auch seine Fortpflanzung unter moralischen und religiösen Gesetzen wollen und darum die Gesetze der Ehe so tief in die Seele des Menschen einschreiben, in seinem Gewissen dieselben so nachdrücklich verkündigen, daß die Menschheit dieselben weder vergessen noch zerstören kann. Wie sehr deßhalb auch die moderne Aufklärerei und ungläubige Wissenschaft gegen die Ehe frevelt, von unschuldigen Trieben des menschlichen Herzens, von natürlicher Wahlverwandtschaft der Geister redet, um ihre Ausschweifungen zu entschuldigen: das Gesetz Gottes, das er in die menschliche Natur eingesenkt, zu dessen Wächter er das Gewissen aufgestellt, es wird stets verkündet werden in der Sprache aller Völker und keine Macht wird es zum Schweigen bringen.

Einen zweiten Beweis dafür, daß die Ehe göttlicher Einsetzung ist, und kein bloßes Product der menschlichen Vernunft, liefert uns die Geschichte derselben. Wäre die Ehe eine Erfindung der Vernunft, so müßte sie mit dem Wachsthum der Völker an Civilisation und Bildung ebenfalls an Vollkommenheit zunehmen; es müßte in der Geschichte der Menschheit eine Zeit geben, wo sie entweder noch gar nicht oder nur in einem gewissen sehr unvollkommenen Zustande existirte, aus dem sie dann mit dem Fortschritt der Bildung sich auch zu höherer Vollkommenheit entwickelt hätte. Wie es verschiedene Staatsverfassungen gibt, deren Entstehung und Ausbildung sich in der Geschichte der Nationen genau verfolgen und nachweisen läßt, und die alle für gleichberechtigt anzusehen sind, weil sie alle das Werk verschiedener großer Gesetzgeber sind, so müßte auch die Ausbildung der Ehe sich in der Geschichte der Menschheit in verschiedenen gleichberechtigten Formen wiederfinden; die Jahrbücher der Geschichte müßten uns die Namen der Gesetzgeber melden, die darin Großes geleistet. Das Gegentheil von alledem ist die Wahrheit. Überall, wo uns Menschen begegnen, finden wir die Ehe. In den Anfängen der Geschichte der Menschheit, bevor noch die Nationen und Staaten mit ihren verschiedenen Verfassungen sich bilden, ist ihre Existenzform die patriarchalische, die aus der Ehe gebildete Form der Gesellschaft. Erst später erwachsen die Staaten aus den verschiedenen neben einander bestehenden Familien. Und was das Merkwürdigste ist, gerade in dieser Kindheit der Welt besteht die Ehe mit ihrem vollständig ausgeprägten ursprünglichen Charakter der Einheit, Unauflösbarkeit und Heiligkeit; während mit der steigenden Macht und der wachsenden Bildung der Nationen die Ehe immer tiefer sinkt, der Einfluß des Luxus, der Laster und der Ausschweifungen der nagende Wurm ist, der das unauflösbare Band der Ehe zerfrißt und der Polygamie und Ehescheidung Thür und Thor öffnet.

Die Geschichte zeigt uns in Bezug auf die Ehe ganz ähnliche Erscheinungen und Thatsachen, wie in Bezug auf die Religion im Allgemeinen. Die Urreligion der Welt bestand in der Verehrung des einzig wahren Gottes, alle Nationen kennen ein höchstes Wesen, die Unsterblichkeit der Seele, den Unterschied zwischen Tugend und Laster, das doppelte Loos der Ewigkeit in Himmel und Hölle, und ihre Trümmer und Spuren finden sich auf dem ganzen Erdball zerstreut. Die steigende Bildung und Wissenschaft der Völker ist aber weit entfernt, diese Religion mit ihren Wahrheiten in ein helleres Licht zu setzen und

ihre Einwirkung auf das Leben der Menschheit zu heben und zu befestigen; sie vergeudet vielmehr dieselben, vermischt sie mit Irrthümern und Fabeln, so daß kaum noch einige Spuren der ursprünglichen Wahrheiten uns aus dem Chaos der Vielgötterei entgegenleuchten. So ist auch die Ehe in den Anfängen der Geschichte der Völker viel vollkommener und reiner, als im spätern Verlauf; da trägt sie viel klarer alle Charaktere der Einheit, Unauflösbarkeit und Heiligkeit, als in spätern Zeiten, wo die raffinirtesten Leidenschaften dieses Joch abschütteln und die Gesetzgeber sich gezwungen sehen, sie unter ihren Schutz zu nehmen. Diese Thatsachen nöthigen uns zu dem Schlusse, daß wie die Religion im Allgemeinen, so auch die Ehe, die ja nur ein Bestandtheil der Religion ist, ein Werk Gottes sein muß, der Beide der Menschheit übermacht hat, als er sie in's Dasein rief; und wenn die Vernunft im Laufe der Zeiten beide entstellte und herabwürdigte, so liegt der gemeinsame Grund dafür in den Leidenschaften des verdorbenen Herzens und der Verblendung des Geistes.

Endlich zeigen uns noch die Natur und das Wesen der Ehe, daß sie nicht ein Product menschlicher Vernunft, sondern eine göttliche Einsetzung ist. Es liegt allerdings in der menschlichen Natur ein Bedürfniß der Gesellschaft, ein Trieb der Liebe und Vereinigung, allein beide haben keine bestimmte Form und keine festen Grenzen. Jede von Menschen gebildete Gesellschaft ist um so erhabener und großartiger, je fester und inniger sie einerseits und je ausgedehnter sie anderseits ist. Die katholische Kirche ist darum so majestätisch und großartig, weil sie die ganze Menschheit, alle Nationen, alle Länder und Sprachen umfassen, dasselbe Band des Glaubens, der Liebe und des Cultus um alle Kinder Adams schlingen will; ist das aber thatsächlich noch nicht der Fall, so liegt der Grund nicht darin, daß in diesem Begriffe etwas Widersprechendes sich vorfindet, sondern weil die Leidenschaften und Vorurtheile der Menschen sich dagegen sträuben: sollten diese einst fallen, so würde das Gottesreich auf Erden sich verwirklichen können. Auch auf politischem Gebiet liegt kein Widerspruch darin, sich einen Staat zu denken, der mehrere Nationen, und vielleicht die ganze Erde umfaßt, wenn auch die Ausführung desselben durch die Beschaffenheit der Welt und ihrer Bewohner auf Hindernisse stößt. So erhellt, daß die Begriffe von Gesellschaft und Vereinigung kein bestimmtes Maß für ihre Innigkeit und ihre Ausdehnung haben, und daß, wenn sich Gesellschaften bilden, dieselben um so großartiger sind, je kräftiger das vereinigende Band ist und je mehr

Mitglieder es umschlingt. Mit der Ehe — und zwar mit der Ehe allein, verhält es sich aber nicht so.

Was Innigkeit und Festigkeit betrifft, so erreicht die Ehe den höchsten Grad, und keine andere Gesellschaft thut es ihr darin gleich, denn sie bewirkt eine völlige Gemeinschaft des Lebens und seiner Güter; was jedoch ihre Ausdehnung betrifft, so bleibt sie auf der niedrigsten Stufe stehen, denn eine kleinere Verbindung, als unter zweien, gibt es nicht. Auch in der Polygamie wird dieser Kreis nicht überschritten, denn dieselbe ist nicht sowohl Eine Ehe, als vielmehr eine so oft wiederholte Ehe, als der Mann Weiber genommen. Dieser eigenthümliche Charakter der Ehe, daß sie die innigste und zugleich die ausschließlichste Verbindung ist, indem sie nur unter Zweien Statt hat, und zugleich ihren Werth verliert, sobald sie von demselben abweicht, beweist klar genug, daß sie kein bloßes Product des Bedürfnisses des Menschen nach Gesellschaft ist, sondern daß sie in einer höhern göttlichen Macht und Weisheit ihren Ursprung findet.

Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß die Vernunft sehr leicht die Zweckmäßigkeit und sittliche Güte derselben erkennt, sobald sie ihr dargeboten wird; allein unendlich verschieden davon ist die Erfindung dieses Begriffes und noch schwieriger seine Ausführung, trotz aller Hindernisse, die ihm entgegentreten.

Die heilige Schrift bestätigt uns das Gesagte, wenn sie die Einsetzung der Ehe von Seiten Gottes erzählt, nicht etwa bloß durch den Schöpfungsakt, indem er die beiden Geschlechter mit ihren verschiedenen Anlagen in's Dasein rief, sondern durch eine spezielle göttliche That. Nachdem Gott aus der Rippe Adams die Eva gebildet, führte er sie ihm zu, und Gott segnete sie und sprach: Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde (Gen. 1, 28). Und Adam sprach: Das ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch: Diese wird Männin heißen, weil sie vom Manne genommen ist. Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen: und es werden Zwei sein in Einem Fleische (Gen. 2, 23. 24). Die beiden ersten Menschen verstanden vollkommen diesen feierlichen Vorgang und seine Bedeutung für die ganze Menschheit; sie erkannten nicht bloß die Gegenwart Gottes, sondern sie begriffen auch, daß der Segen Gottes sowohl ihre persönliche Ehe, als die Ehe aller ihrer Nachkommen betreffe und daß Gott damit eine für alle Zeiten dauernde Anordnung treffe. Die unmittelbare Gegenwart Gottes schließt den Irrthum derer aus, die in

der Ehe ein bloßes Product der menschlichen Vernunft sehen wollen; die Worte Adams beseitigen den Irrthum derer, die die Gegenwart und den Segen Gottes nur als eine Verherrlichung der Ehe Adams wollen gelten lassen, ohne daraus Folgerungen für alle spätern Zeiten zu ziehen. Die Worte Adams: „Der Mann wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen," beweisen klar, daß er nicht von seiner Ehe mit der Eva redet, worauf sie gar keine Anwendung haben können, da beide keinen Vater und keine Mutter haben, sondern von den Ehen der spätern Generationen. Er begriff also, daß Gott in jenem Augenblicke die sittliche Ordnung feststellte, auf der das Verhältniß von Mann und Frau für alle Zeiten beruht, daß er ein Ehegesetz gebe, das stete Geltung haben sollte. Der Segen und der Befehl Gottes: „Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde," hätten bei oberflächlicher Betrachtung dem ähnlich erscheinen können, was Gott über die Thiere gesprochen und waren deßhalb nicht hinreichend, um die moralische Institution der Ehe anzuordnen, indem sie nur die Fortpflanzung aussprechen, ohne die Art und Weise derselben ausdrücklich zu betonen. Die Worte Adams aber beweisen klar genug, daß er in den Worten Gottes, die seine Ehe mit Eva aussprechen, nicht bloß den armseligen Zweck einer bloß thierischen Verbindung fand, sondern daß er begriff, wie Gott eine besondere Art von Band um die Ehegatten schlinge, ein Band, das stärker ist, als jene, welche die bloße Natur und der menschliche Wille knüpfen und die gewöhnliche Sittlichkeit heiligt; ein Band, das über die natürlichen heiligen Bande von Fleisch und Blut zwischen Eltern und Kindern geht: „Der Mann wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen." So ist also die Ehe kein bloßes Product der menschlichen Vernunft, sondern eine göttliche That, ein Gesetz, das Gott der Menschheit auferlegte, als er sie in's Dasein rief.

Die eheliche Gesellschaft ist die einzige, die der Schöpfer positiv anordnete und in der er ein Vorbild für alle andere spätere menschliche Gesellschaften aufstellte. In der Ehe Adams gründete er nicht bloß die Familie, sondern auch die Kirche und den Staat; vorzugsweise aber die erstere, denn die Familien Adams und der spätern Patriarchen waren Jahrhunderte lang die einzigen Trägerinnen der Wahrheiten und des Cultus der Offenbarung, bis es Gott gefiel, durch das aaronische Priesterthum und später durch das Priesterthum Christi das patriarchalische Priesterthum zu beseitigen. Immer aber ist die Ehe noch ein Vorbild

der religiösen Gesellschaft der Menschen schon unter sich und mit Gott, weil die Gatten stets eine besondere Vereinigung und Theilnahme in religiösen Dingen eingehen, wo nicht eine Glaubensverschiedenheit unglücklicherweise es unmöglich macht, und Gott tritt als Dritter ein, um die Verbindung zu schließen. Sie ist auch das Vorbild jeder Vertragsgesellschaft mit gleichen oder ungleichen Kosten der Theilnehmer, denn sie bildet sich durch den Consens zweier Personen, die in gewisser Beziehung sich gleichstehen, in einer andern aber wieder ungleich sind. Sie ist endlich das Vorbild jener Gesellschaften, die ein gemeinsames Interesse und wechselseitige Hilfe erstreben, denn die Gemeinsamkeit der irdischen Güter, die Theilung von Freude und Leid, von Glück und Unglück, ist nur eine Seite der ehelichen Verbindung. Es bildet sich überhaupt keine Gesellschaft auf Erden, von der nicht ein oder der andere Zug in der Ehe sich findet, darum entnimmt die Sprache von ihr die Ausdrücke und die Bilder, um die andern zu erklären.

II.

Schon als Naturverhältniß trägt die Ehe den Charakter der Unauflöslichkeit, wie der römische Katechismus (P. 2. c. 8. 11) bemerkt, wenngleich der eigentliche Grund dafür im sacramentalen Charakter derselben liegt, wodurch zugleich den Eheleuten diese Unauflösbarkeit, die zuweilen ein sehr schweres Joch werden kann, so daß sie außerhalb der katholischen Kirche nicht aufrecht gehalten wurde, durch die Gnade Gottes ermöglicht und erleichtert wird. Vom Standpunkt der bloßen Vernunft aus kann man nicht umhin, gewisse Elemente der Unauflösbarkeit in der Ehe anzuerkennen, die von christlichen Denkern nach verschiedenen Richtungen hin geltend gemacht wurden.

Die Leidenschaft der Liebe, die die Ehen gewöhnlich schließt, ist nicht sparsam mit ihren Betheurungen der Treue bis in den Tod; schon der Gedanke, daß diese Liebe erkalten, wohl gar in Haß sich verwandeln und die Ehe auflösen könnte, ist ihr unerträglich. Wie das Glück des Himmels nicht bloß darin besteht, daß die Seligen mit Gott durch die unmittelbare Anschauung und die daraus entspringende Liebe verbunden sind, sondern noch weit mehr durch das Bewußtsein, daß diese Liebe und Seligkeit ewig dauern, daß ihre Verbindung mit Gott unauflösbar ist: so würde auch die Auflösbarkeit der Ehe kein dauerndes Glück in derselben aufkommen lassen, das über den Häuptern schwebende Damoklesschwert der Trennung würde in das berechtigtste

Glück, in die reinsten Freuden den Wermuthtropfen mischen, um sie zu vergällen.

Wohin wir den Blick im Kreise der Familie auch wenden, Alles räth zur Unauflösbarkeit der Ehe. Das Kind, das das Licht der Welt erblicken soll, kostet der Mutter langwierige Mühen und Leiden, zuweilen sogar das Leben; Mutter und Kind bedürfen in dieser Lage, die sich öfter wiederholt, der größten Sorge und einer dauernden Hilfe. Wenn der Vater nicht will, daß Beide zu Grunde gehen, so darf er sie nicht verlassen. Dann bedarf es einer Erziehung, die über ein paar Jahrzehnte und länger sich erstreckt, bevor das Kind zu seiner vollständigen körperlichen, geistigen, sittlichen und religiösen Ausbildung gelangt ist, um selbständig in der Welt seine Stelle ausfüllen und für seine eigene Existenz sorgen zu können. Was wird aus ihm werden, wenn nicht nach den mütterlichen Sorgen die größere und energische Autorität des Vaters es leitet und beschirmt und erzieht, in all' den Gefahren und Klippen, die ihm drohen? Und ist erst die Erziehung der Kinder vollendet, so ist die Sonne des Lebens für die Eltern längst über die Mittagshöhe hinaus und eilt ihrem Untergange zu; in den Mühen und Arbeiten des Lebens sind ihre Kräfte gebrochen und erschöpft und sie beginnen selber der Hilfe zu bedürfen: wer soll sie ihnen leisten, wenn nicht die Kinder, die ihnen nächst Gott Alles verdanken? Man kann also gar nicht leugnen, daß die Unauflösbarkeit der Ehe am meisten der Natur der Dinge entspricht.

Die Unauflösbarkeit der Ehe ist auch für den Staat eine Quelle des Segens, weil dadurch seine Bürger enger mit einander verbunden bleiben, der nachwachsenden Jugend eine bessere Erziehung gesichert ist und die Sitten in ihrer Reinheit und Einfachheit erhalten bleiben, während nach dem Zeugnisse der Geschichte mit der Ehescheidung und ihrem Umsichgreifen auch der Verfall der Staaten begann. Trägt nicht die Ehescheidung den Geist des Hasses und der Feindschaft in jene Familie, die bis dahin durch die engsten Bande des Blutes mit einander verbunden waren? Ist es nicht eine große Schmach, wenn der Mann die Frau, die er zu seiner Lebensgefährtin erwählt hatte, um seinen Namen, seine gesellschaftliche Stellung, seine Güter, seine Freuden und Leiden mit ihr zu theilen, verstößt und erleidet ihre Achtung und Ehre und ihre ganze Lebensstellung dadurch nicht einen unwiederbringlichen Verlust? Muß ein solcher Vorgang nicht eine tiefe Kluft zwischen beiden Familien verursachen? Da gilt in vollem Sinne das

Wort des Dichters: Turpius ejicitur, quam non admittitur hospes. Und müssen die Kinder, die bei der Scheidung getheilt werden, so daß die Einen ohne Vater, die andern ohne Mutter dastehen, nicht in ihrer Erziehung verkümmert und geschädigt werden? Bleibt nicht stets eine unersetzbare Lücke, wenn dem Menschen in seiner Jugend der Vater oder die Mutter gefehlt hat? Ist es nicht genug an den Waisen, die der Tod zu Waisen macht, soll menschlicher Übermuth ihre Zahl noch vermehren? Und bleibt es für die Kinder, wenn sie zu den Jahren der Einsicht gelangen, nicht ein trostloser Gedanke, daß ihr Familienglück durch die Sünden der Eltern zerstört ward? Können sie noch jene Pflichten der Ehrfurcht und Liebe, des Gehorsams und der thätigen Dankbarkeit gegen dieselben üben?

Die Unauflösbarkeit der Ehe setzt dem Geschlechtstrieb, der furchtbarsten Leidenschaft des menschlichen Herzens, die rechten Schranken und wird damit eine Bürgschaft für Tugend und gute Sitten. Es könnte zuweilen zweckmäßig scheinen, eine unglückliche Ehe zu trennen: — aber das ist Täuschung. Im Gegentheil, die Unauflösbarkeit dieses Bandes, der Gedanke, daß es keine Hinterpförtchen gibt, um der drückenden Lage sich zu entziehen, bringt den Menschen zur Einsicht und zum Entschluß, aus der Noth eine Tugend zu machen; die Leidenschaft, so heftig und unbändig sie auch tobt, bricht sich an der Unmöglichkeit; die stürmischen Wellen des Meeres, die Alles zu verschlingen drohen, brechen sich am Sande des Ufers. So gibt es manche Ehen, die, zu einer unglücklichen Stunde geschlossen, anfangs trübe Aussichten boten: aber das unauflösbare Band milderte die Charaktere und wurde die Ursache einer glücklichen Zukunft. Wenn aber der Mensch alle moralische Kraft verloren hat, die Leidenschaften ihn wie einen Spielball hin- und herwerfen, unersättliche Triebe zu einer neuen Verbindung ihn drängen, heilige Versprechungen keinen Werth und keine Festigkeit mehr für ihn haben, das Lebensglück Anderer ihm gleichgültig ist, dann ist allerdings die unauflösbare Ehe für ihn ein Joch, das er abschüttelt. Solche Verirrungen werden aber zum nagenden Wurm, der das Mark des Staates zerfrißt, so daß ihm die Widerstandskraft fehlt, wenn äußere Stürme über ihn hereinbrechen. Das ist der gewöhnliche Verlauf des Verfalls und des Untergangs der Staaten.

Der hl. Thomas (Summa cont. Gent. III., 123) führt noch eine lange Reihe anderer Gründe für die Unauflösbarkeit der Ehe schon in der natürlichen Ordnung an. Wie die Kinder von den Eltern

das Leben überkommen, so sollen ihnen gleichfalls die irdischen Güter als Hilfsmittel des Lebens zukommen, und darum soll nur der Tod die Familien trennen; wie es ferner einerseits höchst unbillig und ungerecht ist, wenn der Mann die Frau, die er in voller Jugend und Schönheit heimgeführt, wieder entlasse, nachdem alle diese Vorzüge erblaßt sind, so ist es anderseits gegen die Harmonie der Gesellschaft, daß die Frau, die von Natur zu einer gewissen Subordination bestimmt ist, ihren Mann entlasse; wie die Freundschaft um so höher und inniger ist, je dauerhafter sie ist, so muß die Ehe als Ausdruck der innigsten Freundschaft nur durch den Tod gelöst werden können; endlich sind es noch einzelne Analoga aus dem Thierreich, die er hervorhebt, wie z. B. dort das Paar der Alten zusammenbleibe, bis die Brut keiner weitern Hilfe bedürfe u. s. w. Aber alle diese in der Natur der Sache selbst liegenden Gründe für die Unauflösbarkeit der Ehe reichten nicht aus, dieselbe faktisch zu handhaben; die Gewalt der Leidenschaften ist zu groß, ihr Zauber zu verführerisch. Es mußte Christus die Ehe zum Sacramente erheben, sie in ihrer natürlichen Reinheit wieder befestigen und der menschlichen Schwäche mit den übernatürlichen Mitteln der Gnade zu Hilfe kommen, um die Unauflösbarkeit der Ehe in die Sitten der Völker wieder einzuführen. Wir kommen deßhalb später ausführlicher auf diesen Gegenstand zurück.

Eine auffallende Seite bietet noch die Unauflösbarkeit der Ehe, indem der Tod das Band zerreißt und dem überlebenden Theile die Eingehung einer neuen Ehe gestattet, während es doch scheinen sollte, daß wenn die Liebe das Band der Ehe schlingt, und die Liebe unsterblich und ewig ist, das Band der Ehe selbst über das Grab hinaus fortdauern sollte.

Es ist allerdings richtig, daß die Liebe das Band der Ehe schlingt, aber sie schlingt es nicht ausschließlich; ebenso ist es richtig, daß die Liebe ewig ist, aber sie ist es nicht in allen ihren Formen. Besteht z. B. auch unter den Auserwählten die vollkommenste Nächstenliebe, so doch nicht mehr jene Form der Nächstenliebe, die die geistigen und leiblichen Werke der Barmherzigkeit ausübt, denn jene Armseligkeiten des Leibes und der Seele, die der Erbsünde entstammten, haben dort ein Ende. Der eigentliche Zweck der Vereinigung der Gatten war die Fortpflanzung und Erhaltung der Menschheit; die eheliche Liebe hatte diese Richtung und diesen Zweck; selbst das Sacrament der Ehe befestigt nur diese Richtung, setzt ihr die rechten Schranken und läutert

sie durch die Gnade; als eheliche Liebe geht sie nicht weiter. Das ist auch der tiefere Grund, weßhalb das Sacrament der Ehe keinen unauslöschlichen Charakter der Seele einprägt, weil die Form der Liebe, die das eheliche Band bildet, mit dem Tode aufhört. — Bedenken wir ferner, daß die Vereinigung der Auserwählten mit Gott und unter einander so ist, daß alle ihre natürlichen und übernatürlichen Kräfte davon in Anspruch genommen sind, so begreift man nicht, welchen Zweck, welche Vorzüge oder Grenzen dort eine Verbindung, wie die Ehe auf Erden es ist, noch haben könnte. Die geistige Liebe erreicht dort die höchste innere Kraft und die weiteste Ausdehnung; ein allgemeines, wir möchten sagen, öffentliches Leben folgt dort auf die Beschränktheit des irdischen häuslichen Lebens; deßhalb wird die Kirche, die ihrer Natur nach katholisch, d. h. allgemein ist, dort fortdauern, aber aus der streitenden verwandelt sie sich in die triumphirende, während die Familie, auch die christliche, dort keine Existenz mehr hat, sondern aufgehen wird in die große Einheit, in jene große Familie, worin alle Auserwählten sich lieben als die Kinder des Einen himmlischen Vaters, in jenen geistigen Leib, worin sie alle verbunden sind als Glieder unter Christus dem Haupte, auch wenn sie früher auf Erden im Verhältniß von Gatten oder von Eltern und Kinder zu einander gestanden. Aber wenn auch die Form aufhört, so hört doch das Wesen der Liebe nicht auf, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß auch im Himmel eine gewisse wechselseitige reine Liebe bestehe zwischen Seelen, die sich auf Erden nahe gestanden, sei es in der Ehe, sei es in andern Verbindungen, wie wir sie verehren in der hochbegnadigten Gottesmutter und ihrem glücklichen Bräutigam. Und wenn auch Christus gesagt, daß „die Auferstandenen im Himmel weder freien, noch sich freien lassen, sondern sein werden wie die Engel Gottes," so hat er doch damit nicht gesagt, daß dort eine Scheidung und Trennung stattfinden werde zwischen den auserwählten Seelen, die sich bereits auf Erden geliebt. Fügen wir schließlich noch hinzu, daß auch jener Zweck, wonach die Ehe in ihrer Vereinigung von Mann und Frau ein Symbol der Vereinigung Christi mit der Kirche ist, in der Ewigkeit aufhört, weil dort alle Schatten und Vorbilder schwinden, um der vollen Wahrheit Platz zu machen. Wir sehen jetzt im Spiegel, im Räthsel: dereinst aber von Angesicht zu Angesicht; ich erkenne jetzt stückweise; dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt werde (I. Cor. 13, 12).

III.

Der dritte Charakter der Ehe als Naturverhältniß ist ihre Einheit. Es gilt auch hier das von der Unauflösbarkeit Gesagte. Wenn gleich nämlich die Einheit in der Natur der Ehe begründet ist, so wurde dieselbe doch für den gefallenen, mit der Erbsünde behafteten Menschen ein zu schweres Joch, und war es dem Christenthum vorbehalten, sowohl ein höheres Motiv für die Einheit der Ehe zu bringen, indem es die Verbindung Christi mit seiner Kirche als Symbol derselben aufstellt, als auch die nothwendige Gnade zu vermitteln, um diese Bürde süß und dieß Joch angenehm zu machen.

Wie man nun auch die Ehe betrachte, man muß gestehen, die Einheit von Mann und Frau ist die naturgemäßeste Form. In der Ehe schenken Mann und Weib sich einander; nun besitzt jeder Mensch sich selber nur Einmal, kann sich also auch nur einmal verschenken. Der hl. Thomas (Summa contra Gent. III. 124) führt noch eine Reihe Congruenzgründe dafür an. Die Ehe beruht auf der Freundschaft, die Freundschaft aber setzt eine gewisse Gleichheit voraus; diese allseitige Gleichheit ist aber nur in der Monogamie vorhanden. Mann und Weib sollen Freude und Leid miteinander theilen: die Freude durch Mittheilung zu erhöhen und die Leiden durch Mittheilung zu lindern, das geschieht in vollkommener Weise nur unter Zweien.

Die Ehe ist aber nicht etwa eine gewöhnliche Freundschaft, sondern sie setzt einen hohen Grad von Innigkeit voraus; diese ist aber wieder nur unter Zweien zu erreichen, sei es, daß das menschliche Herz zu arm ist an Gefühlen der Liebe, um sie unter Mehrere in gleicher Stärke vertheilen zu können, oder sei es, daß die Verschiedenheit der Motive der Freundschaft ihn veranlassen, Einen vor Allen zu bevorzugen, und ihm die erste Stelle in der Freundschaft einzuräumen. Daher war selbst bei Völkern, wo die Polygamie herrschende Sitte geworden, unter den verschiedenen Frauen Eine die Bevorzugte.

Der hl. Thomas hebt dann noch einzelne Analogien aus der Thierwelt hervor, daß z. B. der natürliche Instinct jener Vogelarten, deren Jungen einer längern oder größern Sorge bedürfen, die Alten treibe, sich zu vereinigen, jedoch niemals mehr, als zu zweien.

Klarer und deutlicher jedoch tritt die Nothwendigkeit der Monogamie hervor, wenn wir sie mit ihren Gegensätzen der Polyandrie und Polygamie vergleichen; aus der Unnatur und den verderblichen Folgen

der beiden letztern dürfen wir mit Recht schließen, daß erstere die von Gott in der Naturordnung bereits gewollte Form der Ehe ist.

Über die Polyandrie haben wir kaum ein Wort zu verlieren, sie ist zu absurd und steht zu sehr im Widerspruch mit allen Gesetzen der christlichen und der natürlichen Ehe wie der Cardinal Bellarmin (Controv. de Matrim. I. c. 10) sagt, als daß sie je bei der Menschheit hätte in Übung kommen können. Sie zerstört den ersten und natürlichsten Zweck der Ehe, der in der Erhaltung und Fortpflanzung der Menschheit besteht und für den Vater Gewißheit über seine Kinder beansprucht; sie zerstört jede häusliche Gesellschaft, ist der Quell grauenvoller Ausschweifungen und ist gewiß nichts weniger als ein Abbild der Vereinigung Christi mit seiner Kirche. Es mag uns genügen, einen Ausspruch des hl. Augustinus anzuführen: [1]

„Einem geheimen Naturgesetze gemäß, strebt Alles, was herrscht, nach Vereinzelung: in der Unterordnung ist jedoch nicht etwa bloß das Einzelne dem Einzelnen unterworfen, sondern wenn ein natürlicher oder socialer Grund vorhanden ist, so ist es nicht unpassend, daß Viele einem Einzigen gehorchen. So hat nicht etwa Ein Sklave mehrere Herren, wohl aber haben mehrere Sklaven Einen Herrn. So lesen wir nicht, daß irgend eine der heiligen Frauen des alten Bundes mit zwei oder mehreren lebenden Männern verbunden gewesen; wohl aber erlaubten die socialen Sitten jenes Volkes und die Verhältnisse der Zeit Einem Manne, mehrere Frauen zu haben; denn das ist nicht gegen die Natur der Ehe."

Der hl. Augustin zeigt dann weiter die Unnatur der Polyandrie nicht bloß in ihrer Versündigung gegen jenes Naturgesetz, das den Mann zur alleinigen Herrschaft über die Familie beruft, sondern auch vorzüglich in ihrem Widerspruch gegen den ersten Zweck der Ehe.

Ist die Polygamie auch nicht ebenso widernatürlich, wird auch der nächste Zweck der Ehe, die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes, in ihr erreicht, so ist sie doch eine tiefe Entwürdigung des weiblichen

---

[1] Occulta enim lege naturae amant singularitatem quae principantur: subjecta vero non solum singula singulis, sed si ratio naturalis vel socialis admittit, etiam plura uni non sine dedecore subduntur. Neque enim sic habet unus servus plures dominos, quomodo plures servi unum dominum. Ita duobus seu pluribus maritis vivis nullam legimus servisse sanctarum, plures autem feminas uni viro legimus, cum gentis illius societas sinebat, et temporis ratio suadebat: neque enim contra naturam nuptiarum est. Plures enim feminae ab uno viro foetari possunt; una vero a pluribus non potest (haec est principiorum vis). Sicut multae animae uni Deo recte subduntur, ideoque non est verus Deus animarum nisi unus, una vero anima permultos falsos deos fornicari potest, non foecundari. S. Aug. de bono conjug. c. 17. n. 20.

Geschlechts und von den verderblichsten Folgen für die Familie und für die Gesellschaft.

„Der Stolz und alle Neigungen der Frauen," sagt Cantu[1], „fühlen sich verletzt durch die Polygamie, welche die Sinnlichkeit quält durch ihre Entbehrungen und das Herz durch ihre Bevorzugungen. Der Mann kann nicht rechnen auf die Liebe seiner Frauen, als die sicherste Bürgschaft ihrer Treue; darum muß er sie regieren mit unbeugsamer Strenge, sie einschließen mit den strengsten Vorsichtsmaßregeln und ihre Obhut Menschen anvertrauen, die unfähig sind, sowohl die Neigungen der Gefangenen zu reizen, als die Eifersucht des Gatten zu erregen.... Es folgt daraus, daß die Liebe niemals moralisch ist, die Bande der Familie gelockert werden, häusliche Morde und Verwandtenmorde sich vervielfachen und so rächt die Natur sich für die Verachtung, die man ihr angethan. Überall, wo das Weib nicht die ebenbürtige Gefährtin des Mannes ist, bildet jedes Haus eine tyrannische Monarchie, und die Verbindung solcher Tyrannen gehorcht einem Oberhaupt, das ein ebenso brutaler und absoluter Herr des Staates ist, wie der Einzelne in seiner Familie..... Wenn wir die Ursache suchen, warum Asien den Despotismus beständig fortdauern sieht, so werden wir sie finden in seinen Sitten; denn die politische Freiheit und die moralische Freiheit gehen stets Hand in Hand; es gibt keine Hoffnung für die Völker, sich zu den bürgerlichen Freiheiten zu erheben, wenn sie nicht angefangen haben, ihre Sitten zu verbessern. Vaterland und Familie gelten in Europa als mit einander verbundene Ideen, wo der beste Bürger der beste Familienvater ist. Das ist aber nicht der Fall in den Ländern, in denen die Polygamie zur Herrschaft gelangt ist."

Die Monogamie ist demnach die in der Natur begründete Form der Ehe, in ihr allein ruht das Verhältniß des Mannes und Weibes auf sittlicher Grundlage und hat die Familie die Bürgschaft jener Zwecke für Zeit und Ewigkeit zu erreichen, die der Schöpfer ihr gesetzt hat. Hat sie diesen ihren Charakter nicht zu bewahren vermocht in der vorchristlichen Zeit, wo die Erbsünde ihre verderblichen Folgen in vollem Maße geltend machte, und war die Einheit der Ehe, wie ihre Unauflösbarkeit ein unerträgliches Joch für die Menschheit, so hat Christus diese ursprünglichen Eigenschaften der Ehe auf's Neue wieder eingeschärft, ihnen ein höheres Motiv in seiner eigenen unauflösbaren Verbindung mit seiner Braut, der einzig wahren Kirche, unterlegt, und ihr jene Gnaden vermittelt, um inmitten der eigenen Schwäche und der verdorbenen Welt in ihrer vollen Reinheit sich bewahren zu können.

IV.

Der vierte Charakter, den die Ehe als Naturverhältniß trägt, ist ihre Heiligkeit. Im Christenthum gehört die Ehe zu den heiligen Sacramenten, aber auch bevor das Christenthum sie dazu erhob, unabhängig

[1] Weltgeschichte I. Bd. 2. Buch, 1. Cap.

davon gehört sie zu den heiligen Akten der Religion. Wie der Eid, oder die Anrufung Gottes zum Zeugen für die Wahrheit einer Aussage, seiner Natur nach ein heiliger und religiöser Akt ist, sei es, daß der Christ ihn schwöre auf das Evangelium, oder der Türke auf seinen Koran, oder der Heide bei seinen Göttern, sei es, daß seine Ablegung von religiösen Ceremonien umgeben ist oder nicht, sei es endlich, daß er abgelegt wird, um eine Wahrheit zu bekräftigen, oder um einen Betrug zu verhüllen, Gott zu ehren oder ihn zu lästern: so ist auch die Ehe ein Religionsakt, nicht bloß für den Katholiken, wenn er bei der Eingehung den Segen der Kirche empfängt, sondern für alle Menschen ohne Ausnahme.

Das liegt schon in der Natur der Ehe. Sie ist nämlich die wechselseitige Schenkung ihrer selbst, die Mann und Frau sich machen, wodurch sie sich gegenseitig Gewalt über ihren Leib ertheilen. Wer hat aber dem Menschen ein solches Dominium über sich selber gegeben, wer hat ihm Vollmacht gegeben, sich selber zu verschenken, und dem Andern, dieses Geschenk anzunehmen, und zwar in einer Weise anzunehmen, daß er desselben sich später nicht mehr veräußern kann, auch wenn er wollte? Der Mensch ist keineswegs unumschränkter Herr über sich selbst und seinen Leib, sondern Gott hat sich diese unbedingte Oberherrschaft vorbehalten. Der Selbstmord, durch den der Mensch in diese Obergewalt Gottes eingreift, wird von der ganzen Menschheit mit Abscheu und Entsetzen betrachtet. Die moderne Aufklärung redet so viel von der unveräußerlichen Freiheit des Menschen: wer gibt ihm aber das Recht, durch den Eintritt in die Ehe auf diese Freiheit zu verzichten, und in eine Verbindung zu treten, aus der ihn keine Macht der Welt, aus der ihn nur der Tod befreit? Wer gibt ihm die Macht und das Recht zu dieser Schenkung, die so verhängnißvoll für ihn werden kann, und die er nicht rückgängig machen darf, so gerne er sich ihrer auch entledigte? Es ist offenbar, daß hier Gott selber eintritt, daß er die Bevollmächtigung dazu gibt, und dem Abschluß der Ehe die Ratification ertheilt: das heißt aber mit andern Worten: Die Ehe ist ein Akt der Religion.

Der Zweck der Ehe ist die Fortpflanzung der Menschheit, denn Gott rief nicht die ganze Menschheit durch einen einzigen Akt seiner Allmacht in's Dasein, wie er die Geisterwelt geschaffen, sondern er wollte, daß von einem Paare das ganze Geschlecht abstammen sollte. So bildet die Ehe gleichsam die Fortsetzung der Schöpfung: denn während der Mensch dem Leibe nach von Menschen erzeugt wird, ist es

Gott, der durch einen Akt seiner Allmacht die unsterbliche Seele in's Dasein ruft. So durchdringen sich in der Ehe die Thätigkeit Gottes und die des Menschen und damit erhebt sich die Ehe über den Kreis des Profanen und nimmt einen religiösen Charakter an.

Fügen wir noch hinzu, daß der Mensch von Natur aus ein religiöses Wesen ist, und daß auch Gott sich ihm gegenüber nicht unbezeugt gelassen hat; der Name Gottes steht geschrieben im Innern des Menschen, in seinem Gewissen und in seiner Vernunft, die ihn umgebende Natur ist ein aufgeschlagenes Buch, worin er den Namen Gottes liest, und die Himmel verkünden ihm die Macht und Herrlichkeit Gottes. Vor Allem sind es die wichtigsten Momente des Lebens, von denen die Existenz des Individuums und des menschlichen Geschlechts abhängig sind, in denen das religiöse Gefühl sich vor Allem geltend macht und zum Ausdruck gelangt. So sind vor Allem die Geburt, der Tod und die Ehe solche Momente, wo der Mensch des Waltens der Gottheit sich erinnert, und alle Völker des Erdkreises pflegten dieselben mit religiösen Ceremonien zu umgeben, um ihnen so die höhere Weihe zu ertheilen, und ihrer innern Überzeugung Ausdruck zu verleihen.

Darum hat denn auch Gott die Ehe des ersten Menschen im Paradiese mit einer so erhabenen Feier umgeben, er selbst wollte der Brautführer sein und das erste Weib dem ersten Manne zuführen, er selbst streckte seine segnende Hand über sie aus, um in ihnen alle Verbindungen ihrer Nachkommen zu segnen, er erleuchtete den Adam mit einem höhern prophetischen Lichte, daß er diese Einsetzung verstehe und zugleich die Zukunft dieser Institution überschaue. Die Worte Adams: „Das ist nun Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch: diese wird Männin heißen, weil sie vom Manne genommen ist. Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen, und es werden Zwei sein in Einem Fleische“ (Gen. 2, 23. 24), schließen jede Idee von der Ehe als einer rein menschlichen, auf Willkür beruhenden Verbindung aus, sie drücken die Überzeugung von einem Geschenke aus, das Gott ihm in seiner Lebensgefährtin gemacht, und bezeichnen nicht bloß die Einheit des Fleisches, sondern auch die des Geistes, wodurch Mann und Weib sich wechselseitig mehr lieben und anhangen, als jedem andern menschlichen Wesen, selbst den Eltern, mit denen sie doch durch die heiligsten Bande der Natur und des Blutes verknüpft sind.

Wenn wir die Ehe ein Naturverhältniß genannt, so wollen wir damit nicht sagen, daß es je eine rein natürliche Ehe gegeben habe oder

gibt, sondern nur, daß es in ihr ein natürliches Element gibt, das immer mehr oder weniger mit übernatürlichen Elementen verbunden ist. Die katholische Kirche lehrt, daß die Menschheit im Stande der bloßen Natur niemals auf Erden existirt hat, sondern daß Gott im Augenblicke der Schöpfung dieselben sofort aus dem Stande der Natur in den der Übernatur erhob und mit seinen Gnaden sie bereicherte. Die ersten Menschen im Zustande des Paradieses waren durch die Gnade in den Stand der Kindschaft Gottes erhoben, in ihrer Brust regte sich kein Zwiespalt zwischen Fleisch und Geist, die Sinnlichkeit war gedämpft und der Wille und die niedern Seelenkräfte gehorchten der Vernunft; Tod, Krankheit und Elend hatten keine Gewalt über sie. Die Ehe, zu der Gott sie verband, trug selbstredend die Charaktere der Unauflösbarkeit, Einheit und Heiligkeit: deren Bewährung für sie keine Schwierigkeit hatte, weil keine Leidenschaft in ihrem Innern sich dagegen regte. Durch den Sündenfall wurden alle jene höheren übernatürlichen Gnaden und Gaben verloren, die Sinnlichkeit und alle Leidenschaften waren entfesselt, die Menschheit befand sich im Stande der gefallenen Natur (Status naturae lapsae), wo die Ehe mit ihrer Einheit und Unauflösbarkeit sich zu einem schweren Joch für das verdorbene Herz gestaltet. Allein die erbarmende Liebe Gottes beließ die Menschheit nicht in diesem unglücklichen Zustande, die göttliche Weisheit, die den Sündenfall vorhergesehen, hatte schon von Ewigkeit her den Rathschluß der Erlösung der gefallenen Menschheit gefaßt durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes, die dann auch gleich nach dem Falle ihr angekündigt ward, so daß sie sofort durch die Erlösungsgnade wieder befähigt waren, sich von ihrem Falle zu erheben. Darum lag auch in der vorchristlichen Ehe ein gewisses übernatürliches Element. Die heiligen Väter nennen sie zuweilen selbst ein Sacrament, nicht als ob sie ein Kanal der Gnade gewesen wäre wie die christliche Ehe, sondern weil nicht bloß die Ehe Adams, sondern auch jede wahre Ehe seiner Nachkommen ein Vorbild war der Menschwerdung Christi und seiner Verbindung mit der Kirche, vielleicht auch weil der Segen, den Gott über die erste Ehe gesprochen, noch fortwirkte und das Band der Ehe stets kräftiger und heiliger machte, als die bloße Natur es zu bilden vermochte, vielleicht auch weil den gläubigen Eheleuten, die ihren Bund schlossen, in Erwartung des kommenden Heilandes besondere Gnaden zu Theil wurden. Jedenfalls waren die vorchristlichen Ehen nach der Lehre der heiligen Schrift und der Väter Vorbilder der Incarnation und der Verbindung Christi und seiner

Kirche. Der Weltapostel schreibt im Briefe an die Galater: „Es steht geschrieben: Abraham hatte zwei Söhne, den einen von der Sklavin, den andern von der Freien. Aber der von der Sklavin war ihm geboren dem Fleische nach; der von der Freien nach der Verheißung: das ist aber in einer Allegorie gesagt: das sind nämlich die beiden Testamente. Das eine auf dem Sinai abgeschlossen, erzeugt zur Knechtschaft, und das ist Agar. Der Sinai ist nämlich ein Berg in Arabien, der verbunden ist mit dem, der jetzt Jerusalem ist, und steht in Knechtschaft mit seinen Kindern. Jenes Jerusalem aber, was droben ist, ist frei und das ist unsere Mutter" (Gal. 4, 22—26). Er findet also in der Doppelehe Abrahams mit der Sklavin Agar und der freien Sara ein Vorbild der Verbindung Christi mit der Synagoge und der Kirche. In gleicher Weise schreibt der hl. Augustinus: „Wie das Geheimniß der Vielweiberei jener Zeit (des alten Testamentes) ein Sinnbild der künftigen Menge der Diener Gottes, die aus allen Nationen der Erde bestehen: so sinnbildet das Geheimniß der Einheit der Ehe in unserer Zeit die künftige Einheit unser Aller unter Gott in einer einzigen himmlischen Stadt." [1] So sinnbildet die Polygamie, die Gott um der Herzenshärtigkeit willen im alten Testament duldete, die Kirchen der verschiedenen Nationen der Erde, die alle die Eine Kirche Christi ausmachen.

Bis zu welchem Grade der Klarheit sich diese Erkenntniß von der Vorbildlichkeit der Ehe im alten Testamente entwickelt hatte, ist schwer zu entscheiden, jedenfalls war sie vorhanden und trat immer deutlicher hervor, je näher die Menschwerdung des Sohnes Gottes heranrückte. Ob Adam im Paradiese schon vor der Erbsünde die Erkenntniß dieses göttlichen Urbildes gehabt, ist zu bejahen, besonders in der Hypothese vieler Theologen, die annehmen, daß auch ohne die Erbsünde die Incarnation würde stattgehabt haben, weil Gott dieselbe zuerst beschlossen habe, um dadurch die ganze Schöpfung, die in der Geisterwelt und in der sichtbaren Natur, und im Menschen der Synthese beider, von ihm ausgegangen und gleichsam von ihm getrennt war, wieder mit sich zu verbinden, und im Gottmenschen gleichsam zu krönen und darin ein Mittel (medium) zu seiner eigenen Ehre und Verherrlichung aufzustellen, wie die ganze

---

[1] Sicut ergo sacramentum pluralium nuptiarum illius temporis significavit futuram multitudinem Deo subjectam in terrenis omnibus gentibus; sic sacramentum nuptiarum singularum nostri temporis significat unitatem omnium nostrum subjectam Deo futuram in una coelesti civitate. S. Aug. de bono conjug. c. 18. n. 21.

Schöpfung sie ihm nicht leisten konnte und wie sie nur allein würdig ist, und daß er hintendrein dieselbe auch als **Heilmittel** (remedium) gegen die Erbsünde bestimmt habe. Darum nennen auch die heiligen Väter Adam den ersten Propheten, der über Christus geweissagt, und sie finden die Incarnation ausgesprochen in den Worten: Das ist nun Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch (Gen. 2, 23).

„Der Grund," sagt Suarez[1], „weßhalb Gott dem Adam das Geheimniß der Incarnation vor der Sünde offenbaren wollte, konnte der sein, daß es zur Ehre Christi gereiche, immer und in jedem Stande von den Menschen als Haupt und als Urheber des Heils erkannt zu werden, und weil der Glaube an Christus immer und in jedem Stande zum Heile nothwendig war. Darum erscheint es bei weitem wahrscheinlicher, daß Adam die Glorie durch Christus hoffte. Das deutet auch der hl. Thomas an, wenn er sagt, daß der Mensch vor dem Sündenfalle einen ausdrücklichen Glauben (fides explicita) an die Incarnation hatte, insofern dieselbe nämlich zur Erreichung der Glorie, nicht aber insofern sie zur Erlösung von der Sünde angeordnet wurde. Adam erkannte Christus als Urheber der Glorie und durch Christus hoffte er dieselbe. Daraus wird es auch wahrscheinlicher, daß er die Gabe, ihn zu erkennen und folglich auch die Gnade, die er empfing, als von ihm und durch ihn kommend, erkannte ..... Um es kurz zu sagen, so wurde ihm das Geheimniß der Incarnation seiner Substanz nach, als Verbindung der menschlichen Natur mit dem göttlichen Wort enthüllt, und ihm geboten, an Christus zu glauben, ihn anzubeten als den wahren Sohn Gottes, und als das geistige Haupt der ganzen Menschheit und folglich auch als den Urheber der Gnade und Glorie, denn das Alles setzt keineswegs die Sünde in der Menschheit voraus, und ist eng verbunden mit der Substanz dieses Geheimnisses, besonders wenn es schon erkannt und geoffenbart ist und dient zur Rechtfertigung des Menschen. Die andern Geheimnisse jedoch, die sich auf die Erlösung beziehen und die Sünde voraussetzen, wurden damals dem Adam nicht offenbart, weil er seinen Sündenfall nicht vorher zu wissen brauchte, wie der hl. Thomas nach dem hl. Augustin lehrt."

Diese Idee trat im Laufe der Zeit immer deutlicher hervor, besonders da Gott im Judenthum über die Ehe wachte und so viele Anordnungen für dieselbe traf, die wie der ganze Cultus der Synagoge sich vorbildlich auf Christus bezogen, und indem er den Salomon inspirirte, der im Hohenliede nicht seine eigene Ehe, sondern die Verbindung Christi mit der Kirche besingt und verherrlicht.

In Christus gelangte dann dieses Walten Gottes über die Ehe zum Abschluß, das Naturverhältniß erreichte seine volle Reinheit und seine übernatürliche Verklärung durch die Erhebung der Ehe zum Sacrament und zum lebendigen Abbild der Vereinigung Christi mit seiner Kirche.

---

[1] Tom. III. Fr. I. lib. 3. c. 18. n. 9. 10.

Eine Parallele zu diesem Walten Gottes über die Ehe bildet die Geschichte des Priesterthums, dessen erste Träger im Zeitalter der Patriarchen die Hausväter waren und gleichsam das natürliche Priesterthum bilden, das später übergeht auf den Namen Levi und die Familie Aaron, die Trägerin des Hohenpriesterthums, bis diese Typen sich erfüllen im Hohenpriesterthum Christi nach der Ordnung Melchisedechs, das Träger der vollen Wahrheit und Gnade ist.

B. Rive.

Der Großlogentag der deutschen Freimaurerei zu Bayreuth

am Pfingstfeste, 1. Juni 1873.

Die katholische Welt weiß nur zu gut, aus welcher unterirdischen Höhle die Stürme brausen, welche dem Gottesreiche auf Erden den Untergang bereiten sollen. Wie die Kirche ihren enggegliederten Organismus über die weite Erde hin hat, so wollen sich auch ihre Gegner organisiren, und sie haben hierin im letztverflossenen Sommer einen großen Schritt vorwärts gemacht, welchen wir nicht geringschätzig verschweigen dürfen. Denn Nichts ist ihnen erwünschter, als vornehme Mißachtung ihrer Macht, weil sie in diesem Falle desto wirksamer und ungestörter im Stillen arbeiten können. Dieser große Schritt vorwärts ist geschehen im Großlogentag der deutschen Freimaurerei, welcher am christlichen Pfingstfeste (1. Juni d. J.) zu Bayreuth, der Hauptstadt des bayerischen Regierungsbezirks Oberfranken, gehalten wurde. Wir schildern im Folgenden 1) die Vorbereitung auf diesen Tag, 2) den Logentag selbst, und lassen 3) unsere kurzen Betrachtungen über die Ergebnisse der maurerischen Tagsatzung folgen.

I. Die Vorbereitung.

Die entferntere Vorbereitung auf den nunmehr vollzogenen Bund lag seit über hundert Jahren in der Stellung Preußens zur Freimaurerei. Seit dem Jahre 1738, als der damalige Kronprinz und nachherige König Friedrich II. zu Braunschweig in den Orden aufgenommen ward, fand die Brüderschaft bei den Hohenzollern im Großen



und Ganzen unausgesetzt ausgiebigen Schutz gegen Gefahren von innen und außen. So konnte der Br.·. Redner in der Loge zu Görlitz am Königsfeste (22. März) 1872 seinen Vortrag in die beiden Punkte eintheilen: 1. „daß die Maurerei ihre Einführung und Verbreitung in Deutschland recht eigentlich den Hohenzollern verdanke," 2. „daß die sämmtlichen Brüder aus diesem Fürstengeschlechte, und unter ihnen namentlich die Regenten, wahre und ächte Maurer gewesen seien."[1] Allerdings nahm Friedrich II. in späteren Lebenstagen wahr, daß seine „Mitbrüder" nicht nur mit ihm an Niederwerfung des positiven Christenthums, sondern auch hinter ihm an einem weitergehenden Plan arbeiteten, und es trugen daher seine Mittheilungen am bayerischen Hofe wesentlich zur Unterdrückung des Illuminatenthums bei. Deßhalb klagt der Revolutions- und Logenmann Mirabeau in seiner „Geschichte der preußischen Monarchie": „Es ist Schade, daß Friedrich II. seinen Eifer (für die Loge) nicht so weit trieb, um Großmeister aller deutschen, oder wenigstens aller preußischen Logen zu werden: seine Macht hätte hiedurch einen beträchtlichen Zuwachs gewonnen ...; und viele militärische Unternehmungen hätten einen ganz andern Gang genommen, wenn er sich niemals mit den Häuptern dieser Verbindung überworfen hätte."[2] Jedoch blieben die Beziehungen zwischen beiden Theilen immer freundlich, und selbst in den gefährlichsten Augenblicken zeigte sich immer ein Helfer in hohen Kreisen, welcher vom Geheimbunde den Schlag abwehrte. Darum ist die Geschichte des letzteren enge mit der norddeutschen Politik bis auf den heutigen Tag verbunden[3]. Insbesondere haben die „Brüder", nach außen als nationalliberale Partei, Ungewöhnliches zur Vergrößerung Preußens geleistet. Gerade weil man diese innige Verwandtschaft der rührigen Partei übersieht, kommt ihr Benehmen der profanen Welt nationalservil vor. Sie schieben und werden geschoben; sie scheinen zu dienen, und dienen am Ende doch nicht, sondern lassen sich bedienen.

---

[1] Leipziger „Freimaurer-Ztg.", 1872, Nr. 16 vom 13. April.

[2] Mirabeau, histoire de la monarchie prussienne, 1788, tome III. S. Am. Neut, la franc-maçonnerie soumise au grand jour de la publicité, Gand 1866—67. t. II, p. 246, note.

[3] Über den Einfluß der Logen auf den Gang des siebenjährigen Krieges s. Hist.-pol. Blttr. B. XVI. 473 ff.; XXIX. 577 ff. — Über ihren Einfluß auf die Wahlen ebendas. B. L. 427 ff.

Seitdem im Jahre 1866 Preußen sich mit Italien verbündet hatte, wuchs den deutschen Maurern der Muth; denn Italien, wie es gegenwärtig leibt und lebt, ist mit seiner Regierungspartei (consorteria) nichts Anderes, als die blaue Loge, die selbst wieder in den Prinzipien ihre Identität mit der rothen Loge nicht verläugnen kann, sondern nur schläfriger und inconsequenter ist. Als vollends das Kriegsglück — wir übergehen absichtlich gewisse „Gerüchte" — zu Preußens Gunsten entschieden hatte, war auch das Glück der deutschen Freimaurerei gemacht, und der Großlogenbund und sein Tag von diesem Jahre 1873 bereits in der Wurzel fertig. Daher jener unauslöschliche Jubel der „Brüder" nach Sadowa; selbst die aufgezwungene Kriegserklärung Österreichs wurde diesseits und jenseits der Leitha von vaterlandsvergessenen Blättern als Werk der Jesuiten und klerikalen Partei, auf ein stilles Commando, an den Pranger gestellt, und die Erniedrigung des Habsburgischen Reiches als ein Glück verhimmelt, weil dadurch der Liberalismus (und was hinter ihm steht) den Einzug in die gesegneten Gaue der Moldau, Donau und Save feierte, d. h. weil die Geschichte Österreichs mit den katholischen Grundsätzen brach. Noch mehr Grund zur Freude hatten die Stillen im Lande außerhalb Österreichs, und in der Festloge zu Stendal (Preußisch-Sachsen) am 22. März 1869 gab ihr der Br.·. Rönnefahrt folgenden Ausdruck[1]:

„Er (der König von Preußen) ist nicht bloß unser König, sondern auch Mitglied unseres Bundes und Schirmherr der Freimaurerei . . . Meine Brüder! Wir Alle haben die Ereignisse von 1866 erlebt, welche für alle Fragen der Gegenwart eine so unerwartete und bedeutsame Lösung gebracht haben. Ja, der allmächtige Baumeister der Welt, welcher das All' erschaffen hat und darüber wacht, daß die Sterne nicht aus ihren Bahnen irren, hat auch seine Hand geboten für Aufrichtung eines einigen Deutschlands, für jene Verfassung, welche mit dem größten Eifer für die Wohlfahrt der deutschen Nation ist eingerichtet worden. Wie einst Jehovah zu David und Salomo sprach: „Bauet mir ein Haus, damit ich wohnen könne bei meinem Volke, welchem ich eine Heimath in Kanaan bereitet habe," ebenso hat der allmächtige Gott zu unserem Könige gesagt: „Vereinige mir alle deutschen Gauen in Ein großes Heimathreich, damit die deutschen Völker darin wohnen als Brüder eines einzigen Hauses, damit ich endlich ein Wohlgefallen finde an diesem Volke, das ich trotz seiner Zwietracht, trotz seiner centrifugalen Bestrebungen und seiner Händelsucht unaufhörlich geliebt habe!" Und der König Wilhelm hat dieses Werk zu vollenden getrachtet. — Aber wem sollte dieses Werk mehr nützen, als uns? — Doch gibt es noch viele Gegner und Feinde dieses großen Werkes! Aber laßt uns die Ver-

[1] Die Rede erschien in der „Freim.-Z.", auszugsweise in der „Köln. V.-Z." Weil sie uns augenblicklich nicht im Originale vorliegt, retrovertiren wir sie aus dem Monde.



pflichtung übernehmen, uns als unerschrockene Kämpen unseres Königs zu bewähren in seinem Kampfe gegen diese finsteren und gehässigen Mächte, welche den Ewigen läugnen!"

Mit Recht hat man aus diesen Worten manchen Schluß rückwärts für die Vorgänge von 1866 gezogen; daß der Schlußsatz volle Wahrheit geworden, fühlen wir bis in unser Gewissen hinein. Die Ereignisse vom genannten Jahre an haben in der That „Niemanden mehr genützt, als der deutschen Logenwelt." Sie gewann seitdem an Ausbreitung und an innerer Kraft.

Die Ausbreitung der außerpreußischen Logen war früherhin theils ganz gehemmt, theils von oben herab nicht gern gesehen. In Hannover gab es wohl „Werkstätten", aber man war ihnen doch nicht grün; erst im Jahre 1857 ließ sich König Georg V. auf Anrathen des Ministeriums Borries in den Bund aufnehmen, damit die Neuwahlen günstig ausfielen, und so die Civilliste geregelt werden könnte[1]. Der Plan gelang. Aber trotz der königlichen Mitgliedschaft wußte in Hannover jeder Vernünftige, daß das Schurzfell selbst nicht als Empfehlung galt. Kaum war der König aus dem Lande gegangen, so begann jenes unschöne Treiben und Jagen der „Brüder", um seiner Großmeisterschaft ledig zu werden, bis sie im Frühjahr 1868 in einem gegen Preußen servilen, gegen den vertriebenen König Georg unschönen Dokumente ihren Anschluß an die Berliner Großloge „zu den drei Welt-

[1] Die belgische Patrie vom 11. April 1867 berichtet darüber (nach dem Mainzer Journal) folgendes Nähere: „Es mag interessiren, zu erfahren, wie der König Georg V. für die Loge gewonnen worden ist, und wie seine getreuen „Brüder" sich mit der neuen politischen Lage zurechtzufinden wissen. Im Jahre 1857 wollte das Ministerium Borries die Finanzen des Königs wieder regeln und dem Landtag eine Gesetzesvorlage über die Civilliste machen. Neuwahlen mußten stattfinden und anders ausfallen, als die früheren, wenn das Gesetz durchgehen sollte. Was thun? Auf den Rath des Ministeriums mußte sich der König verpflichten, Freimaurer zu werden; in Zeit von einer Stunde machte er die Grade durch und wurde Ehrwürdiger; bei jedem Todesfall eines „Bruders" schickte er Palmen für den Sarg. Die Wahlen lieferten das gewünschte Ergebniß. Die Kammern sanktionirten das Gesetz über die Civilliste und die Scheidung der königlichen Domänen von den fiskalischen Gütern. Die nämlichen Männer, welche jetzt diese Maßregeln angreifen, stimmten damals dafür. Nach den Ereignissen des letzten Jahres befaßte man sich gar nicht mehr mit König Georg, brach sogar alle Beziehungen mit ihm ab, um nicht in Berlin zu mißfallen. Ein neuer Ehrwürdiger wurde gewählt; und jene Leute, die sich noch vor Jahr und Tag in den Logen-Diners um den König drängten und von ihm Dekorationen und Gunsterweise annahmen, tadeln jetzt in den Blättern und Vereinen die Guelfenregierung und preisen die preußische als ein Muster."

kugeln" bewerkstelligten; Beweis genug, wohin schon vor zwei Jahren die Bruderherzen gravitirten[1]. Durch diesen Anschluß aber und die neue Politik gewannen die hannöverischen „Werkstätten" einen großen Aufschwung. — Auch im Königreiche Sachsen war vor 1866 die Freimaurerei wohl tolerirt, aber, besonders seit den Enthüllungen Dr. Eckerts, nichts weniger als gern gesehen. Ja im Beginne des Jahres 1852 verbot der sächsische Kriegsminister den Offizieren den Beitritt zur Loge, widrigenfalls sie auf ihre Charge in der Armee verzichten müßten. Gegen eine Interpellation in der Kammer (28. April 1852) hielt er siegreich Stand, und das Ende vom Liede war, daß sämmtliche sächsische Offiziere, welche dem Geheimbund angehörten, den Stiefbrüdern aufkündeten („deckten"), und daß auch viele hohe Justizbeamte demselben Beispiele folgten[2]. Ebenso war in Kurhessen die Freimaurerei verboten, wenngleich viele Maurer im Ländchen selbst waren. Dieselben mußten ihre Aufnahme in irgend einer preußischen oder hannöver'schen Nachbarloge bewerkstelligen, wie denn z. B. sechszig kurhessische Männer der Loge Pythagoras in Hannöverisch-Münden angehörten. Mit der Annexion des Landes waren die Fesseln gefallen und stand dem Gedeihen des nächtlichen Bundes Nichts mehr im Wege. In den süddeutschen Staaten endlich waren wohl da und dort „Werkstätten", wie in Hessen-Darmstadt, in Baden, Württemberg und trotz früheren Verbotes in den protestantischen Theilen Bayerns, aber von großem Leben und vielen Mitgliedern war natürlich keine Rede; man konnte sie füglich Kinderstuben für erwachsene Männer nennen.

Dieß Alles war durch die Ereignisse von 1866 anders geworden. Neben der ungewöhnlichen Ausbreitung über das ganze große Deutschland gewann der Bund unermeßlich an innerer Kraft; denn sein politisches Ziel war nun vorbereitet, ja schon halb erreicht; er war der ausschließliche Erbpächter des allerneuesten Patriotismus, der einzig Loyale, dessen Gegner zugleich Feinde des Reiches sein mußten, der Lieb-

---

[1] In einer Versammlung zu Hildesheim am 17. April 1867 beschloß man eine Bitte an König Georg um freiwillige Niederlegung der Großmeisterwürde, und an den König von Preußen das Ansuchen um Übernahme derselben (Freim.-Z., 27. April 1867). Das unschöne Benehmen verschiedener Br.·. gegen König Georg scheint auch in der Freim.-Z. vom 4. Mai 1866 durch. Das Dokument über den endgiltigen Anschluß an die „drei Weltkugeln" in der Freim.-Z., 19. Mai 1868.

[2] Journal de Bruxelles, 6 mai 1852. — **So erklärt sich auch die loyale Haltung der sächsischen Armee im Jahre 1866.**

ling der Regierung, kurz, er war die öffentliche Meinung und Deutschlands Zukunft. Nur in einem Punkte mußte er noch einige Zurückhaltung beobachten, in der antireligiösen Agitation, welche wohl als Parteitendenz und individuelle Liebhaberei sich frei tummeln durfte, aber jedes amtlichen Anstrichs und jeder hohen Gunst baar und ledig bleiben mußte, daher auch, wenn sie sich in das norddeutsche Bundesparlament hineinzudrücken wagte, alsbald von oben herab bekämpft wurde. Wer wollte auch so kindisch ungeduldig drängen, um die Christbescheerung schon vor Weihnachten zu bekommen! Unterdessen mußte die bisherige scheinbare Billigkeit gegen die preußischen Katholiken aufrecht erhalten bleiben, sie bildete ein Netz von „werbenden Ideen", um die widerstrebenden Katholiken des deutschen Südens nach dem magnetischen Nordpol zu ziehen.

Aber in allem Übrigen konnte sich die deutsche Maurerei frei entwickeln und in der Sonne höchster Gunst erwärmen. Sie gedachte dann alsbald, sich national für Gesammtdeutschland zu organisiren, die Maschen ihres Netzes, soweit die deutsche Zunge klingt und ein wenig darüber hinaus, zu vervollständigen, und sich zur eigentlich herrschenden Macht des künftigen deutschen Kaiserreichs emporzuschwingen. So traten vom Jahre 1868 an die deutschen Großmeistertage in's Leben, d. h. jährliche Versammlungen der thatsächlichen Großmeister mit je zwei Deputirten der einzelnen Großlogen. Das Werk eines einzigen großen deutschen Freimaurerbundes, der trotz ritueller und geographischer Verschiedenheit der einzelnen Logen dennoch alle Mitglieder zu gemeinsamer politischer und (anti-) religiöser Aktion vereinigte, wurde so Schritt für Schritt gefördert; war es doch für die ferneren Pläne Preußens so überaus wünschenswerth, ja unentbehrlich, zugleich durch die nationalliberale Begeisterung jener Tage so sehr erleichtert.

Nach dem deutsch-französischen Kriege waren die letzten größeren Schwierigkeiten gehoben; die Stiftung eines deutschen Kaiserthums bedingte nothwendig einen allgemeinen deutschen Großlogenbund als sein Correlat und seine geistige Stütze.

Kaum war der Friede mit Frankreich abgeschlossen, so begann der Geisterkampf gegen die Schlagwörter Ultramontanismus, Jesuitismus, hierarchische Gelüste, Romanismus, päpstliche und klerikale Usurpation u. s. w., kurz das ganze Phrasenlexikon der Maurerei trat in Zeitungen, Kammern und diplomatischen Aktenstücken auf, und das deutsche Volk verwunderte sich, daß es so plötzlich — nicht arianisch, sondern etwas

Anderes geworden war. Durch das Schulgesetz, § 130a, das Jesuitengesetz und die vier Maigesetze 1873 wurden die dem Bunde widerstrebenden, geistig überlegenen Mächte gebunden. Die Bahn war und ist frei. Mit dem Protestantenvereine, dessen Matadore zugleich hohe Stellungen in der Loge einnehmen, gegen den positiven Protestantismus, mit dem Neuprotestantenschwindel und dem gesammten Polizeiapparat gegen die katholische Kirche ankämpfend, kann die deutsche Freimaurerei frohlockend wie ein Riese ihre Wege laufen. Nicht umsonst sandte die Großloge von Hamburg nebst fünf ihrer Töchterlogen eine Dankadresse an Bismarck „für seinen in der jüngsten Zeit begonnenen und muthig fortgesetzten Kampf für Freiheit des Denkens und Glaubens." [1]

Der letzte Schritt zur Stiftung des „Deutschen Groß-Logen-Bundes" geschah zu Berlin durch Statut vom 19. Mai, welchem zufolge die nachher aufzuführenden acht Großlogen Deutschlands nebst den fünf „isolirten" Logen zu Leipzig (zwei), Altenburg, Gera und Hildburghausen in einen näheren, gegenseitigen Bund unter der Schirmherrlichkeit des deutschen Kaisers und preußischen Königs traten. Derselbe sollte sich alljährlich als „Deutscher Großlogentag" versammeln, und jede Großloge dazu ihren Großmeister nebst zwei Abgeordneten senden [2].

Bevor wir weitergehen, müssen wir noch zwei Hauptschwierigkeiten, welche dem Bunde entgegengestanden hatten, kurz anführen.

Die erste bestand in dem Zahlenunterschiede zwischen den preußischen und außerpreußischen Maurern. Ein halbamtlicher Logenbericht erklärt diesen Umstand [3]. Im Jahre 1871 zählte man nämlich in Deutschland unter Leitung der acht Großlogen 307 sogenannte Johannes- oder symbolische Logen, d. h. solche von den drei untersten Graden (Lehrling, Gesell, Meister), welche sich in folgender Weise vertheilten:

---

[1] Jaarboekje voor Nederl. Vrymetselaren 5873 (1873), p. 47 f.

[2] Tags darauf, 20. Mai 1873, starb der sächsische Großmeister Warnatz, Stifter des Vereins deutscher Großmeister, plötzlich, wie man sagt, in einer Logensitzung; eine Todesart, die in jenen Kreisen nicht eben selten sein soll. Auch der Br.·. Herbergsvater der Loge zu Konstanz verschied ähnlich zur Zeit des dortigen Neuprotestantentags im Herbste 1873.

[3] Le Monde Maçonnique, avr. 1873, welcher selbst wieder die Notiz der schweizerischen Union Maçonnique entnimmt. — Man bemerke übrigens, daß die Zahlen im Einzelnen selten gut stimmen, was man festhalten möge, da eine nachfolgende Angabe, welche wir gleichfalls officiellem Dokumente entnehmen, differirt. Vielleicht löst sich dieser Zwiespalt durch die Annahme, daß bald alle Logen, einschließlich der Hochgrade, bald nur die Johanneslogen gerechnet sind.

Großloge:	Hörige Logen:	Mitglieder:
Zu den drei Weltkugeln, Berlin	108	12,453
Landesloge v. Deutschland, Berlin	77	8,347
Royal=York, Berlin	46	5,283
Von Hamburg	23	2,629
Gr. Landesloge zu Dresden	17	2,694
Zur Sonne in Bayreuth	16	1,234
Zum eklekt. Bund, Frankfurt a./M.	10	1,396
Zur Eintracht, Darmstadt	10	827
Zusammen	307	34,863

Demgemäß zählten die preußischen Großlogen 231 „Werkstätten“ mit 26,083 Mitgliedern, während alle übrigen zusammen nur 76 Logen mit 8,780 Br.·. aufwiesen, und dennoch waren es in Preußen nur drei, außer Preußen fünf Großlogen. Sollte nun die große Präponderanz der preußischen Großlogen auch in der Vertretung durch größere Repräsentantenzahl ihren Ausdruck finden, oder nicht? Sollte die „Große National=Mutterloge zu den drei Weltkugeln“ in Berlin, welche über ein Drittheil der deutschen Maurerei unter ihrem Banner hat, nicht ein entsprechendes Übergewicht auch im deutschen Großlogenbunde beanspruchen? Wirklich rührte man vor dem Mai 1872 diese heikele Frage in den Versammlungen der Großmeister nicht an, bis man endlich im vorigen Jahre zu Berlin Gnade vor Recht ergehen ließ und jeder Großloge als solcher gleiche Befugnisse einräumte, wohl in der richtigen Erkenntniß, daß der Schwerpunkt so wie so in Berlin bleibe. So kam der oben angeführte Beschluß über die Vertretung der Großlogen zu Stande.

Eine andere schwierige Frage drehte sich um die Zulassung der bösen Hochgrade zum Bunde der Johannesbrüder, welche ja nur den drei symbolischen oder untersten Graden angehören. Schon seit etlichen Jahren äußerten sich verschiedene Stimmen mit einiger Erbitterung gegen diese höheren Grade, welche einen Vorzug vor den übrigen Mitgliedern auf Unkosten der „Brüderlichkeit“ beanspruchten, also ein aristokratisches Gepräge an sich trügen. Und nach löblicher vaterländischer Sitte zankte man besonders gegen das Wörtchen „Orden“. Man verabscheute diesen Namen und wollte einzig und allein ein „Bund“ sein, wie man denn in der That in den Blättern der Johannesloge seit geraumer Zeit nur vom Freimaurerbunde, nie vom Freimaurerorden liest. Die ganze Spiegelfechterei erinnerte lebhaft an das Verfolgungsspiel zwischen

der italienischen consorteria und den beiden Hochgrad-Brüdern Mazzini-Garibaldi. Da aber keine Krähe der anderen die Augen aushackt, so löste sich auch dieser Mißklang in endliche Harmonie auf. Die Hochgrad-Männer gehören mit zum Bunde, dürfen sich aber im Großlogentage nur als „Meister" betrachten, was sie ja eminenter sind. Sie konnten dieses Zugeständniß wohl machen, in der tröstlichen Gewißheit, daß, wenn die Sachen einmal reif sind, der blaue Johannestroß doch treuherzig hinter den rothen Brüdern der obersten Grade einherrudelt.

Als sämmtliche Berge abgetragen und alle Thäler ausgefüllt schienen, mußte die böse Eris wieder ihren goldenen Apfel zwischen die nächtlichen Gottheiten werfen. Dießmal war es ein Übermaß an Eifer. Das deutsche Reich hatte einen Kaiser an der Spitze; warum sollte der Maurer-Bund nicht auch so etwas haben? Die bösen Jesuiten stehen unter einem General, und ihre Antipoden sollten dieses Glückes verlustig gehen? Hatte nicht Caspar Bluntschli, seit 1873 Großmeister „zur Sonne in Bayreuth", unsterbliche Verdienste um Deutschland und seine nationalliberalsten Söhne erworben im Protestantenvereine, in der Handreichung an die Neuprotestanten, in der Anzettelung des Jesuitensturmes und in vielen ähnlichen Dingen? Und obendrein ist er Universitätsprofessor, also beförderungswürdig. — Wir glauben, der Leser wird uns Dank wissen, wenn wir nach den Urkunden diesen Zwist etwas weiter behandeln, da uns dabei ein tiefer Einblick in's Leben und Streben der Johannesmaurerei gewährt wird.

Allerdings begreifen wir, warum eben jetzt in der deutschen Logenwelt der laute Ruf nach einem Generale ertönte; denn bei den gegenwärtigen Stürmen gegen das positive Christenthum hat die Freimaurerei den wesentlichsten Antheil. Kein Wunder, daß sie, die im Vordertreffen dieses Kampfes steht, das Bedürfniß nach strammster Einigung und Organisirung fühlte, um die menschliche Idee zum vollkommenen Triumphe über Jesuitismus und Mittelalter, über Geistesknechtschaft und christlichen Irrwahn zu führen. — Somit erließ Br.·. Ficke in Freiburg i/B. unter dem 8. Dezember 1872 einen dahin zielenden Aufruf an die deutschen Logen, welcher natürlich vielfach freudige Zustimmung fand. In einer Festloge zu Gießen am 27. Februar 1873 sprach Br.·. Prof. Oncken darüber u. A. Folgendes:

„Sie werden alle die Empfindung gehabt haben beim Anhören des Aufrufs (Ficke's), wie ich, da ich denselben durchlas, den Gedanken: das ist ein Wort zu seiner Zeit ... Wir (Freimaurer) haben Elemente der Macht, mit denen sich Unge-

heures ausrichten ließe, wenn wir sie benutzen wollten. Ein ungeheures Element der Macht liegt in der Ausbreitung der Logen über das ganze Erdenrund, in dem Zusammenhang der Bruderkreise, in dem allgegenwärtigen Geheimniß, das uns schützt gegen die profane Welt.. Wir leben ja nebst der gesammten modernen Gesittung und Bildung in demselben Kriegszustand (gegen orthodoxes Christenthum), wir sind der vorgeschobene Posten, wir müssen die Blitze feindlicher Angriffe auffangen, wir müssen die Waffen ergreifen, um Großes zu leisten ... Was uns Noth thut, das ist, gestatten Sie mir den Ausdruck, ein Moltke für die Armee der deutschen Logen. Die Bewaffnung, die Mobilmachung der bisher lahm liegenden Kraft wird zur That geworden sein im Augenblick, da wir uns einen maurerischen Oberbefehl gegeben haben."

... „Die thatlose Neutralität des Maurerbundes in den großen Gegensätzen, die unser gesammtes modernes Leben erfüllen, ist heute erkannt als ein Mißverständniß des Wortlautes unserer Pflichten, das wir abstellen müssen, wenn wir nicht zu unserem Schaden erfahren wollen, daß wir uns geirrt haben. Denken Sie sich den Fall, wir bekämen einen Reichstag, in dem die eine Hälfte aus Parteimitgliedern des Centrums bestände, und die andere Hälfte aus indifferenten Abgeordneten. Stellen Sie sich vor, daß beantragt würde: wir haben den Jesuitenorden aus Deutschland verbannt, die Billigkeit verlangt, daß wir's mit allen geheimen Gesellschaften ähnlich machen, z. B. ein Gesetz gegen den Freimaurerorden erlassen... Denken Sie sich einen solchen Fall.. und Sie werden einsehen, dahin darf es nicht kommen" (Leipz. Freim.-Zeitung, Nr. 15, 12. April 1873).

Wäre es nicht Festloge, bemerkte der genannte Redner, so würde er den „Moltke der deutschen Logenwelt" bei Namen nennen. Diesem Mangel half jedoch Br.·. Eckstein als Meister vom Stuhl ab mit der Erklärung: Es sei seiner Meinung nach gewiß, daß Br.·. Bluntschli in Heidelberg, der ja allen Brüdern aus seinem Schaffen und Wirken in und außerhalb der Maurerei zur Genüge bekannt sei, ganz als der Mann erscheine, der auf's Vollständigste und nach allen Richtungen hin geeignet und würdig sei, in dem Sinne des Ficke'schen Vorschlags an die Spitze der deutschen Maurerei berufen zu werden (a. a. O.).

Ähnliche Sitzungen wurden für Hinweisung der Brüder auf den neuen „Logen-Moltke" in verschiedenen, wo nicht den meisten, deutschen „Werkstätten" gehalten, so z. B. zu Freiburg i/B. und zu Leipzig (Freim.-Ztg. Nr. 19, 10. Mai 73.).

Unterdessen rückte der Großlogentag, welcher am 1. Juni 1873, dem hohen Pfingstfeste, zu Bayreuth gehalten werden sollte, immer näher. Der Entwurf der Geschäftsordnung, welcher von der für 1873 geschäftsleitenden „Großen Landesloge von Deutschland" verfaßt und von der Berliner Großmeisterconferenz berathen und amendirt worden war, wurde sämmtlichen deutschen Großmeistern mitgetheilt und sollte dem Großlogen-

tag zur Berathung vorgelegt werden. Die Generalsfrage mußte also schnell bereinigt werden.

Die Aufforderng des Br.·. Ficke in Freiburg an die deutschen Freimaurer, „nach dem Muster der Jesuiten sich einen Ordensgeneral zu geben", und die Bezeichnung Bluntschli's als des auserwählten maurerischen „Moltke" wurde nicht so ohne Weiteres allgemein wohlgefällig hingenommen. In einer Logenrede[1] (Leipzig. Freim.-Ztg., Nr. 20, 17. Mai 1873) setzte Br.·. O. Marbach seine Schwierigkeiten auseinander. Er sprach:

„Die Aufforderung des Br.·. Ficke an die deutschen Freimaurer, sich einen Ordensgeneral zu geben, der ihnen die Aufgabe stellen und die Mittel zur Erreichung dieser Aufgabe anordnen solle, um den Freimaurern einen entscheidenden Einfluß auf die Tagesfragen in socialen, staatlichen und kirchlichen Gebieten zu verschaffen, steht so schnurstracks im Widerspruch mit dem Grundgedanken und mit den Grundgesetzen aller Freimaurerei, daß nicht zu erwarten stand, er werde in irgend einer deutschen Bauhütte beifällig aufgenommen werden, wenn auch zu befürchten war, daß vielleicht einige minder besonnene Brüder durch denselben zeitweilig verbleudet würden, und daß er von den Gegnern des Bundes ausgebeutet werden könnte, um auf die Gemeingefährlichkeit der Freimaurerei hinzuweisen und zu deren Unterdrückung aufzufordern. Nun ist zu dem vielen Unerwarteten, für unmöglich Erachteten, was wir zu erleben haben, auch noch das unendlich traurige Ereigniß getreten, daß eine anerkannte deutsche Loge (die zu Gießen) nicht nur einstimmig durch förmlichen Beschluß dem Vorschlage des Br.·. Ficke zugestimmt, sondern auch einen sogleich namhaft gemachten Bruder vorgeschlagen hat, welcher „„an die Spitze der thatkräftig geeinten deutschen Maurerei im Sinne des erwähnten Vorschlages"" berufen werden solle. Die Angelegenheit soll bei dem auf Juni zusammenberufenen Großmeistertage zur Besprechung gebracht werden."

Besonders betont dann Marbach, daß die ganze Agitation wesentlich gegen die Großlogen gerichtet sei und daher, wenn letztere nicht zustimmen, leicht zu großen Zerwürfnissen führen könne. Dann ruft er aus:

„Wir Freimaurer dienen der Wahrheit und der Freiheit und der Liebe (!!!), darum bedürfen wir einer anderen Verfassung, als jene (die Katholiken und Jesuiten), welche der Lüge dienen und der Knechtschaft und dem Hasse. Unsere Verfassung sei einmüthiges Handeln aus freiwilliger Entschließung jedes Einzelnen (!), — während unsere Feinde blind (!) den Befehlen ihres Ordensgenerals gehorchen; unsere That sei, im Lichte die Schwingen des Geistes zu entfalten (!), ohne nach irdischem Gute und nach zeitlichem Lobe zu hungern (?!?), — während unsere Feinde nach ihrer althergebrachten Weise im Trüben fischen und durch heuchlerisches Gebahren nach der Bewunderung von Kin-

[1] Gehalten in der Loge „Balduin zur Linde" in Leipzig am 2. März 1873, auch als Broschüre für Brüder erschienen u. d. T.: „Die Freimaurer und der Streit der Parteien und Tagesfragen." Für Ficke trat der „Bruder" Dr. Eimer zu Freiburg i/B. in die Schranken mit einem Aufsatze: „Zur Aufgabe der Freimaurerei", in der „Freim.-Z." Nr. 19, vom 10. Mai 1873.

dern und Thoren angeln. Der Baumeister der Welt bewahre uns davor, daß, anstatt Seinen Tempel zu bauen nach Seinem heiligen Willen (!!!), wir fortan bauen einen Thurm des Hochmuthes .. Das Babel der Verwirrung würde alsbald über uns kommen."

In dieser Schwierigkeit, welche leicht den Samen der Zwietracht für die gesammte deutsche Logenwelt im Schooße bergen konnte, gab es nur Eine Lösung, daß nämlich der projektirte deutsche Maurergeneral Bluntschli in höchst eigener Person die feuereifrigen Fickeaner in die rechte Bahn zurückwies. Er that es im folgenden Schreiben, das in der Leipziger „Freimaurer-Zeitung" Nr. 21, 24. Mai 1873, also kurz vor dem Logentage, veröffentlicht wurde und lautet:

„Orient Heidelberg, d. 26. Apr. 1873. — Die Loge Ruprecht zu den fünf Rosen an Br.·. Aug. Ficke im Orient Freiburg i. B.

Sehr ehrw. Meister vom Stuhl! Geliebte Brüder!

Wenn wir erst heute Ihren „Aufruf an die deutschen Freimaurerlogen" vom 8. Dez. 1872 beantworten, so liegt der Grund nicht darin, daß wir die große Bedeutung desselben verkannten, sondern darin, daß wir die angeregte Frage eine Zeit lang ruhig erwogen, und nicht durch eine voreilige Äußerung sei es unerfüllbare Hoffnungen wecken, sei es der Wirkung Ihrer Aufforderung störend begegnen wollten.

Wie immer der Entscheid fallen möge, Ihnen bleibt das Verdienst, eine für die deutsche Maurerei wichtige Frage angeregt und dadurch zur Klärung der Verhältnisse, hoffentlich auch zu einem erheblichen Fortschritte Anstoß gegeben zu haben.

Wir sind mit Ihnen darüber einverstanden, daß die deutsche Freimaurerei, die nun ein gemeinsames Organ in dem Großlogentag glücklich gefunden hat, ihre Thatkraft im Leben wirksamer als bisher zu bewähren die Pflicht habe, und daß sie den großen Arbeiten und Kämpfen, welche über die Wohlfahrt und Veredlung der Menschheit in unserer Zeit entscheiden, nicht theilnahmslos fern bleiben dürfe, wenn sie ihren Zweck erfüllen soll.

Sie werden aber, denken wir, auch uns zustimmen, wenn wir dabei voraussetzen, daß immerhin die erste und hauptsächlichste Aufgabe der Logen die innere Arbeit an der sittlichen Vervollkommnung ihrer Mitglieder sein und bleiben müsse(!) und daß die Logen selber die äußerlichen Thaten in der Regel den einzelnen Brüdern überlassen müssen, und sich als Logen nicht an den politischen und kirchlichen Parteikämpfen handelnd betheiligen, sondern nur insoweit öffentlich äußern und nach Außen handeln dürfen, als sie die fruchtbaren Ideen ausstreuen, und die humanen Principien bekennen, welche den geistigen Schatz ihres Tempels bilden, und die Menschenliebe üben, welche ihr Herz erfüllt[1].

Ein Überschreiten dieser Grenzen würde unseres Erachtens nicht die Macht der Freimaurerei erhöhen, sondern sie schweren Niederlagen, vielleicht der Auflösung preisgeben. Innerhalb dieser Schranken aber ist die Freimaurerei unüberwindlich. Sehr schwierig ist die Organisation der erhöhten Thätigkeit der Brüder und der Logen, wie

---

[1] D. h. der einzelne Maurer hat in politischer und kirchlicher Beziehung streng nach den Anweisungen der Loge zu handeln, kann sich aber nie auf die Körperschaft berufen, ja wird, im Falle des Mißlingens, im Interesse der Freimaurerei als „verirrter Bruder" desavouirt und, wenn nöthig, sogar geopfert.

auch wir sie verlangen. In dieser Hinsicht halten wir Ihre Vorschläge, die Leitung dieser Thätigkeit in einem einzelnen Meister zu concentriren, für nicht ausführbar. Mag man diesem Organe die Stellung eines Generalsecretärs oder eines Logenanwaltes anweisen, etwa nach Analogie der Genossenschaftsvereine, welche in Schulze-Delitzsch einen Vertreter ihrer Sorgen und Interessen[1] gefunden haben, oder mag man dasselbe gleichsam als Amt eines General-Großmeisters verstehen, nach Analogie des Jesuitengenerals: in beiden Fällen wird sich schwerlich eine irgendwie geeignete Person dazu finden lassen, ihr ganzes Dasein und ihre Kräfte dieser Stelle zu widmen; und in beiden Fällen würde er seine Aufgabe nicht lösen können; er würde weder die erforderliche, nachhaltige Unterstützung, noch die Befolgung seiner Anleitung erreichen, wohl aber einem Widerspruch und Widerstand begegnen, der um so weniger zu überwinden wäre, je mehr derselbe sich in die weichen Formen brüderlicher Gesinnung hüllen würde und auf die natürliche Behaglichkeit der Menschen und überdem auf die überlieferten Grundsätze des Bundes sich stützen könnte. Man darf nicht vergessen, daß der Jesuitenorden wohl als ein Heer organisirt und der befehlenden Autorität eines absolut-herrschenden (!) Generals unterworfen ist, und daß die Jesuiten ausschließlich diesem geistlichen Milizdienste ihr Leben widmen, daß aber der Bund der Freimaurer nicht auf das Princip der Autorität und der absoluten Unterordnung, sondern auf die Principien der sittlichen Freiheit (?!?) und brüderlichen Gleichheit (!) gebaut ist, und daß die einzelnen Maurer durchweg als Familienhäupter und als Berufsmänner und Bürger den Hauptsitz ihrer Thätigkeit außerhalb der Loge in dem sogenannten profanen Leben haben.

Der einzig gangbare Weg, um eine engere Verbindung der sämmtlichen deutschen Logen und eine allgemeine Arbeit in derselben Hauptrichtung zu fördern, scheint uns der zu sein, daß der Großlogentag einen engeren Ausschuß aus seiner Mitte bestelle, der alljährlich bestimmte zeitgemäße Lebensfragen formulire, die freie Berathung darüber in den Logen veranlasse und so, ohne die Freiheit der Logen zu hemmen, ihr Leben bereichere und steigere.

Auch wir hoffen, daß der nächste Großlogentag die von Ihnen angeregte Frage in irgend einer fruchtbaren Form erledigen und einen weiteren Fortschritt anbahnen werde.

Mit herzlichem Gruß und in brüderlicher Liebe,

gez. der M. v. St. Bluntschli."

II. Der Großlogentag selbst.

Nachdem auf diese Weise das unruhige Drängen der Generalsüchtigen in der deutschen Maurerei auf das richtige Maß zurückgelenkt war, konnte der Erste deutsche Großlogentag in Bayreuth am 1. Juni 1873 vor sich gehen. Er war seit Annahme der neuen Bundesverfassung, und wenn man die früheren Großmeistertage seit 1868 mitzählt, die sechste Versammlung der deutschen Großlogen.

[1] Nämlich im Sinne und Namen der Johanneslogen, als freimaurerischer Gesellen- oder Socialer Verein.

Wir theilen das Folgende nach der Leipziger „Freim.-Ztg." Nr. 24, 14. Juni 1873, mit.

Den Vorsitz führte Br.·. Dr. Bluntschli. Vorerst wurde die Geschäftsordnung, welche von der Großen Landesloge von Deutschland in Berlin vorbereitet worden, durchberathen und festgestellt. Die officielle Reihenfolge der acht deutschen Großlogen ist:

I. Die Große National-Mutterloge der preußischen Staaten zu den drei Weltkugeln in Berlin.
II. Die Große Landesloge von Sachsen in Dresden.
III. Die Großloge von Hamburg zu Hamburg.
IV. Die Groß-Mutterloge des eklektischen Bundes in Frankfurt a. M.
V. Die Große Landesloge der Freimaurer von Deutschland in Berlin.
VI. Die Großloge der Freimaurer genannt zur Sonne in Bayreuth.
VII. Die Großloge von Preußen genannt Royal-York zur Freundschaft in Berlin.
VIII. Die Großloge zur Eintracht in Darmstadt.

Zufolge dieser Reihenordnung wird also der nächste deutsche Großlogentag 1874 in der Großloge Royal-York in Berlin stattfinden.

Es wurde von den Versammelten der früher bestrittene Grundsatz allseitig anerkannt, daß bei Abstimmungen „jeder Großloge, ohne Rücksicht ihres Umfangs, sowie der Zahl ihrer gegenwärtigen Vertreter, Eine Stimme zukomme."

Bezüglich der Presse wurde die geschäftsführende Großloge (s. oben V.) beauftragt, die erforderlichen Mittheilungen in geeigneter Weise zu besorgen. — Die Geschäftsordnung und das Verfassungsstatut sollen gedruckt werden.

Anerkannt wurden: die Großloge von Ungarn[1] (für die drei symbolischen oder Johannisgrade: Lehrling, Geselle, Meister), welche ihren jetzigen Großmeister an dem früheren Emigranten und Staatssekretär im Cultusministerium G. Joannovics hat, und die British-Columbia zu Viktoria. Der Entscheid über mehrere andere Großlogen wurde noch in der Absicht vertagt, „theils weitere Aufschlüsse, theils eine Klärung der Verhältnisse abzuwarten." Aus diesen ziemlich apokalyptischen Worten möchte man fast schließen, daß auch die cisleithanischen, bisher nur tolerirten Logen, welche sich um die Wiener „Humanitas" gruppiren[2], um Anerkennung eingekommen seien, was allerdings ein vielsagendes Vorzeichen für den österreichischen Kaiserstaat wäre.

---

[1] Die fünfte „Jahresversammlung der Großloge von Ungarn" zu Pesth am 6. Juli nahm freudig Notiz davon. Früher war Franz Pulsky Großmeister.

[2] Gestiftet am 28. Dezember 1869 mit dem Rechte der Affiliation in Cisleithanien; ihr erster „Präsident" ist Br.·. F. J. Schneeberger.

Grundsätzlich sprach der Großlogentag sich dahin aus:

1. Daß der Unterschied der Race und Farbe kein Hinderniß der Anerkennung einer Großloge sei, womit indirekt auch die unbeschränkte Aufnahme der Juden gegeben ist.

2. Daß aber die Verfassung der Logen und die regelmäßige Constituirung vorher zu prüfen und

3. darauf zu achten sei, ob eine Großloge, mit der eine neue Verbindung angeknüpft werden solle, auch die zureichenden moralischen Garantieen für eine gedeihliche maurerische Wirksamkeit gewähre.

Sodann wurde beschlossen, für den nächsten Großlogentag durch die geschäftsführende Großloge folgende Gegenstände vorbereiten und durch die Großlogen zur Vorberathung an sämmtliche Logen bringen zu lassen.

1. Über das Sprengelrecht, beziehungsweise die nationale Gestaltung der Maurerei in den verschiedenen Ländern;

2. über das Verhältniß zu den Odd-Fellows, einer Art von popularisirtem Freimaurerthum für die niedrigeren Klassen;

3. über die Frage, in welcher Weise die werkthätige Wirksamkeit der Maurerei zu fördern sei. (Anregung von Br.·. Ficke in Freiburg und Antwort darauf durch die Loge Heidelberg.)

Vertreten auf diesem maurerischen Generaltage waren:

I. Die Großloge zu den drei Weltkugeln zu Berlin durch die Brr.·. von Messerschmidt (Großmeister), Bornemann und Kleiber.

II. Die Große Landesloge ebendaselbst durch die Brr.·. von Ziegler (Großm.), Neuland und Alexis Schmidt.

III. Die Großloge Royal-York ebendas. durch die Brr.·. Herrig (Großm.) und van Dalen; Br.·. Menge aus Hildesheim war nicht erschienen.

IV. Die Großloge von Hamburg durch die Brr.·. Glitza (Großm.), Bunk und Brandes.

V. Die Großloge von Sachsen durch die Brr.·. Eckstein (Großm.), Kretschmar und Heubner.

VI. Die Großloge des eklektischen Bundes zu Frankfurt a. M. durch die Brr.·. Weismann (Großm.), Martini und Paul.

VII. Die Großloge zur Eintracht in Darmstadt durch die Brr.·. Pfaltz (Großm.), Eckstein und Leykam.

VIII. Die Großloge zur Sonne in Bayreuth durch die Brr.·. Bluntschli (Großm.), Feustel und Puschkin.

Noch fand man gut, folgende, die Geschäftsordnung betreffenden Punkte den „Brüdern“ mitzutheilen:

Der Großlogentag wird alljährlich vom ersten Pfingstfeiertage ab am Sitze einer der Großlogen in regelmäßigem Wechsel unter denselben abgehalten. Der Großmeister derjenigen Großloge, an deren Sitze der Großlogentag des Jahres stattfindet, erläßt vier Wochen vor Pfingsten die Einladungsschreiben an die Großlogen unter Beifügung der Tagesordnung. Behufs Aufstellung der letzteren sendet jede Großloge

spätestens sechs Wochen vor Pfingsten ihre Anträge ein. Nur solche Vorlagen, welche von den Großlogen an die Versammlung gelangen, können Gegenstände der Berathung sein. Den Vorsitz in der Versammlung führt der Großmeister derjenigen Großloge, an deren Sitz die Versammlung stattfindet. Bei Abstimmung steht jeder Großloge, ohne Rücksicht ihrer gegenwärtigen Vertreter, Eine Stimme zu. Bei Stimmengleichheit ist die Beschlußfassung auszusetzen. Jede Großloge hat die Pflicht, den Inhalt der Verhandlungen am Großlogentage ihren Töchterlogen mitzutheilen, wofern nicht vom Großlogentage beschlossen wird, einzelne zur Berathung gekommene Gegenstände mit Rücksicht auf ihre besondere Beschaffenheit von dieser Veröffentlichung auszuschließen. Die geschäftsführende Loge läßt in „geeigneter Weise" Mittheilungen an die freimaurerische Presse erfolgen. Der Großmeister derjenigen Großloge, an deren Sitze die Versammlung stattgefunden hat, besorgt bis zum nächsten Großlogentage die laufenden Geschäfte und bereitet die neueingehenden Sachen zur Berathung für die nächste Versammlung vor. Er ernennt über wichtigere Angelegenheiten Berichterstatter.

Der deutsche Großlogenbund ist für die gegenwärtigen politischen und religiösen Verhältnisse Deutschlands von unberechenbarer Bedeutung. Es dürfte daher Jedermann interessiren, die folgenden Details aus der Chaîne d'union (1873, p. 222 et suiv.) zu lesen; sie entstammen einem amtlichen Logenberichte:

„Der Br.·. München, Vertreter der großen Nationalmutterloge „Zu den drei Weltkugeln", erstattet folgenden Bericht:

Ein Ereigniß, welches in der maurerischen Welt Sensation machen dürfte, ist die Stiftung eines Bundes aller deutschen Großlogen und ihrer Töchterlogen. Nur durch Vereinigung der Kräfte und gemeinsames Handeln können die Br.·. einen großen Erfolg erzielen und das Licht verbreiten. Die deutschen Maurer haben diesen Grundsatz begriffen, indem sie in der Versammlung des Großlogenbundes zu Berlin am 19. Mai (1872) definitiv einen Bund der deutschen Großlogen beschlossen. Die Statuten dieses großen Bundes, welcher über die deutsche Freimaurerei Glanz verbreiten und unfehlbar zu einer großartigen Entwicklung führen wird, sind im ersten Hefte des Rechenschaftsberichts der Großloge „Zu den drei Weltkugeln" in Berlin 1872 veröffentlicht und lauten:

Statuten des deutschen Großlogenbundes.

§. 1. Die in Deutschland bestehenden Großlogen (folgt die Aufzählung, wie oben) vereinigen sich zu einer innigsten Verbindung unter dem Namen Deutscher Großlogenbund.

§. 2. Zweck und Tendenz des Bundes ist: Die gemeinsame Einigung und Aktion der deutschen Freimaurerlogen zu unterhalten und zu entwickeln und gegenüber den auswärtigen Großlogen eine gemeinsame maurerische Stellung einzunehmen.

§. 3. Der Bund hält die Autonomie der unter §. 1 bezeichneten Großlogen aufrecht, ausschließlich der in den §§. 5 und 6 unten anzugebenden Schranken.

§. 4. Der Großlogenbund anerkennt in Deutschland nur die in §. 1 angegebenen Großlogen und folgende gegenwärtig isolirt arbeitenden Logen:

Minerva zu den drei Palmen in Leipzig,
Balduin zur Linde in Leipzig,
Archimedes zu den drei Reißbrettern in Altenburg,

Archimedes zum ewigen Bunde in Gera,
Karl in Hildburghausen.

§. 5. Der Bund hat das ausschließliche Recht, zu entscheiden, ob die deutschen Großlogen zu auswärtigen Großlogen in Beziehungen treten oder schon bestehende Beziehungen dieser Art abbrechen sollen.

§. 6. Der Bund ist als oberstes Schiedsgericht zu letztinstanzlicher Entscheidung für alle Streitigkeiten unter den deutschen Großlogen constituirt.

§. 7. Der Bund entscheidet als höchste Behörde in den durch §§. 5 und 6 vorgesehenen Fragen; er erstattet Bericht über alle andern von den Großmeistern und Großlogen vorgelegten Fragen.

§. 8. Meinungsverschiedenheiten über Ritus und Dogma sind von den Arbeiten des Bundes ausgeschlossen[1].

§. 9. Der Großlogentag ist das Organ des deutschen Großlogenbundes.

§. 10. Der Großlogentag besteht aus dem Großmeister und zwei gewählten Meistern jeder Großloge und tagt in fester Reihenfolge jährlich um Pfingsten in dem Oriente einer der Großlogen. — Im Falle der Verhinderung kann der Großmeister ein anderes Mitglied seiner Großloge substituiren.

§. 11. Der Großmeister jener Großloge, in deren Orient getagt wird, führt den Vorsitz. Dieser Vorsitzende führt auch die laufenden Geschäfte bis zur nächsten Bundessitzung.

§. 12. Ein durch den nächsten Großlogentag auszuarbeitendes Reglement wird dann den Gang der Stimmenabgabe und der Arbeiten bestimmen.

§. 13. Die Kosten der Geschäftsführung werden von der Großloge des Orients, wo der letzte Großlogentag sich versammelte, bereinigt und dann gleichmäßig auf alle Großlogen umgelegt.

§. 14. Jede Loge hat das Recht zum Austritt aus dem Bunde.

§. 15. Die Statuten werden unterzeichnet von den Vertretern der Großlogen kraft der ihnen ertheilten Vollmachten.

Folgen die Unterschriften. — Zuletzt: Genehmigt von dem Bundesgroßmeister — Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen.

Der Berichterstatter fährt fort: Dieser Bund umfaßt also acht Großlogen, 304 symbolische Logen (die Hochgrade nicht inbegriffen), mit einem Effectivbestande von 30,127 Freimaurern[2]. Man wird sich leicht Rechenschaft geben können von der maurerischen Macht, die sich aus der Verwirklichung dieser Centralisation ergeben muß."

III. Unsere Betrachtungen über den Großlogentag

müßten sich auf Null reduciren, wenn wir die eben angeführten Formalien, welche „als Manuscript den Brüdern mitgetheilt wurden", ausschließlich festhalten wollten. Ohne allen Zweifel sind, wie's gewöhnlich

[1] Eine Concession an die Hochgrade.

[2] Zufolge der „Bauhütte" zählte man im Jahre 1872 erst 213 Logen und 22,947 Freimaurer der niedrigen Grade; jene der höheren Grade werden unseres Wissens nie veröffentlicht. — In Betreff der für uns unlösbaren Differenz in der Zahlenangabe haben wir uns oben ausgesprochen. — Jedenfalls läßt sich eine ungewöhnliche numerische Zunahme der deutschen Maurerei seit den letzten vier Jahren nicht läugnen.

geht, gerade die wichtigsten Gegenstände „mit Rücksicht auf ihre besondere Beschaffenheit“ von jeder Veröffentlichung ausgeschlossen worden.

Betrachten wir aber die gegenwärtige kirchenpolitische Lage, die sich von der Insel Rügen an bis hinab nach Sicilien wie ein finsterer Alp auf die Völker niedergesenkt hat, bedenken wir den ungeheuren Antheil der Loge an diesen Zuständen einer solchen Revolution, so müssen uns die ernstesten Gedanken aufsteigen, welchen wir in aller Kürze Ausdruck verleihen wollen [1].

Wir stehen vor der vollendeten Organisation des modernen Heidenthums, welches als Humanität sich an die Stelle der Kirche und des Christenthums setzen will und daher den beiden letzteren einen Krieg bis zum Messer erklärt hat. Man spreche uns nicht vom Anbrechen einer neuen Zeit, in deren Geburtswehen man sich wohl oder übel fügen müsse; man gaukle uns nicht die Trugbilder eines mattherzigen liberalen Christenthums vor, welches allenfalls noch einer friedlichen Vereinbarung mit den modernen Ideen die Wege bahnen könne; wir stehen vor einem schauerlichen Entweder — Oder, zwischen welchen es keine Verhandlungen gibt. Entweder Gott und seine Offenbarung, oder der absolute Mensch und sein Meinen; entweder Christus und seine heilige Kirche, oder Belial und die Orgien von 1793. Wer nach Vermittlung zwischen Beiden sucht, wird noch eher einen viereckigen Kreis entdecken.

Schon sind die Menschenrechte der großen Revolution das eigentliche öffentliche Recht vieler europäischer Staaten geworden; ja sie werden als unanfechtbare Axiome selbst von hohen Staatsbeamten hingestellt, und jeder Widerspruch dagegen wird als Staatsfeindschaft von oben herab gebrandmarkt. In unseren deutschen Gauen bewegt sich das revolutionäre Treiben noch um das kirchliche Gebiet, bis in's Herz des christlichen Lebens und Gewissens hinein. Welch' weiten Weg hat die christusfeindliche Partei nun seit drei Jahren zurückgelegt! Zu welchen Gesetzen hat sie bereits den modernen Staat getrieben, und welche neuen Gesetze drohen noch! Es geht gegen die ganze aus der Vergangenheit überkommene christliche Ordnung in Staat, Gemeinde, Familie, Schule, in allen Äußerungen des öffentlichen Lebens. Und wenn wir

[1] Wir können uns desto kürzer fassen, weil unsere Leser in dem „Stillen Krieg der Freimaurerei gegen Thron und Altar“ (Freiburg, Herder, 1873) ohnehin genug Belehrung finden.

uns fragen, wer die Hauptdränger seien, und in welchen geheimen Verbindungen sie stehen, so erhalten wir immer die nämliche Antwort. Dann verstehen wir, warum sie den siegreichsten Beweisführungen aus dem gesunden Menschenverstande und dem geschichtlichen Rechte jenen absichtlich stumpfsinnigen, jenen gewollten Widerstand entgegensetzen. Den ringsum entbrannten Krieg gegen die Kirche verdanken wir hauptsächlich der Freimaurerei. Sie gesteht es ja selbst ein, wie schon aus den oben mitgetheilten Bruchstücken von Logenreden hervorgeht. Wir haben die freimaurerischen Zeitschriften und Reden, welche seit drei Jahren in Deutschland, Belgien, Holland und der Schweiz das Licht ihrer beschränkten Öffentlichkeit, „als Manuscripte für Brüder", erblickten, großentheils durchgesehen und uns über den tiefen Haß gegen alles positive Christenthum, welcher aus ihnen spricht, entsetzt. Und ist nicht sogar die Phraseologie der nächtlichen Brüder zu den höchsten Ehren gekommen? Selbst die Diplomatie bekennt sich zu dem modernen „Culturkampfe", zu den angeblich heiligen Interessen der gottentfremdeten „Humanität". Das Christenthum gilt nur mehr als entstellende Warze am Leibe der modernen Welt, als ein Auswuchs, welchen man erst unterbinden muß, damit er endlich schmerzlos abgeschnitten werden könne. Das religiöse Ziel des deutschen Großlogenbundes ist positiv ausgedrückt: der absolute Mensch anstatt Gottes, die Humanität auf den Trümmern der christlichen Kirche.

Weil aber der Staat, wenn er einmal in diesen wilden Kampf hineingerissen ist, sehr viel an innerer Kraft verliert, an freudigem Gehorsame in Folge des Christenthums, an Sympathie gerade der besten Bürger, an dem festen Halte durch den Frieden mit der gewaltigen Kirche, so spiegelt man ihm einen mehr als genügenden Ersatz vor an dem moralischen Einflusse der vielvermögenden Brüder, die sich als stützende Partei für die Culturbestrebungen mit Leib und Seele zur Verfügung stellen, besonders aber an Ausdehnung über die bisherigen Grenzen hinaus. Die „werbenden Ideen" seit Ende des letzten Krieges sind eben die freimaurerischen. Man vergleiche einmal die liberale Presse in und rings um Deutschland, und man wird unsere Andeutung verstehen. Die Zeit rückt immer näher, in welcher einzig und allein noch die guten Christen auch die wahren Patrioten ihrer Länder sind. Die politischen Ziele gehen auf ein großes maurerisches Reich hinaus, das vorderhand in monarchischer Spitze gipfelt, so lange man derselben zum Zusammenraffen, zum Unificiren und Centrali-

siren bedarf. Das nämliche Loos, zu welchem jetzt die Dynastie Savoyen Arm in Arm mit den südlichen Geheimbünden gelangt ist, droht jedem Staate, welcher sich in ähnliche Schlingen begibt. Man braucht weder Prophet, noch eines Propheten Sohn zu sein, um das Endziel zu erkennen. Wenn wir nicht umkehren, so kommen wir nach blutigen Kriegen und schauerlichen gesellschaftlichen Zuckungen endlich an bei der socialdemokratischen Universalrepublik.

M. Pachtler S. J.

Der Gottesgehorsam und der Menschengehorsam in der Geschichte[1].

Wollten wir es versuchen, einen Vertreter der modernen Kirchenpolitik von der Unhaltbarkeit seines Systems durch den Hinweis auf die göttliche Offenbarung oder auf den unerschütterlichen Glauben unzähliger Millionen von Christen zu widerlegen, so würde uns derselbe unzweifelhaft mit Dr. Virchow antworten: Der Staat hat mit der Offenbarung und dem Glauben gar nichts zu thun. Nach dieser Seite ist er gleich einem neuen Siegfried ganz unverwundbar. Aber er hat doch auch seinen verwundbaren Fleck, und zwar findet sich dieser in seinem Ehrgeiz, alle Menschen und Völker an Cultur- und Geistesentwicklung überragen zu wollen. Haben ja doch Viele gegen dieses Linsenmuß ihr Erstgeburtsrecht, das ganze Gebiet des Übernatürlichen, leichten Sinnes verkauft. Sind sie daher auch bald entschlossen, der gesammten gläubigen Christenheit gegenüber, da dieselbe ja doch in der bevorstehenden Weltrepublik als unverbesserlich zum Helotenthum verurtheilt ist, ihre Reputation in die Schanze zu schlagen: so gestaltet sich die Sache doch schon viel ernster für sie, wenn es sich um den Beifall oder den Tadel der Heroen der Humanität und der irdischen Weisheit handelt. In den Ritualbüchern der Freimaurer sind Zoroaster, Confucius, Osiris, Pythagoras, Solon, Sokrates u. s. f. hochgefeierte Namen; auf ihr Ansehen berufen sie sich, das sind ihre leuchtenden Vorbilder, unvergänglichen Ruhmes würdig. Nun wohlan! folgen wir den Herren

[1] Vgl. oben S. 157 ff.

auf dieses Gebiet! Sind sie wirklich getreue Schüler dieser Meister, oder treiben sie auch mit diesen Namen bloß Humbug, wie mit jenen, die uns Christen die heiligsten sind? Könnten Lasker und Consorten in den Königspalästen von Memphis und Theben, von Babylon und Ninive, von Baktra, Paliputra, Peking, könnten sie im Areopag oder vor der Heliäa zu Athen, in der Curie oder auf dem Forum zu Rom, könnten sie in der Gauversammlung der alten Deutschen ebenso kühn ausrufen, wie im Berliner Reichstag: Es sei unzulässig, wenn in der päpstlichen Allocution stehe, daß die Gebote Gottes höher seien, als die der irdischen Macht?

Die Vertheidiger der modernen Kirchenpolitik wollen auf dem ganzen Gebiete des öffentlichen, privaten und religiösen Lebens Alles, was sich nur irgendwie mit dem Polizeistock erreichen läßt, unbeschränkt beherrschen. Mag Gott in irgend welcher Hinsicht seinen Willen äußern, mag er ein bestimmtes Religionssystem offenbaren, religiöse Einrichtungen vorschreiben, positive Gebote erlassen, so kümmert das unsere Kirchenpolitiker nicht; sie beanspruchen — nöthigenfalls in offener Auflehnung gegen den erklärten Willen Gottes — das unbedingte Recht, sich über alles dieses hinwegzusetzen, wenn es ihnen beliebt. Ja sie dulden nicht einmal, daß ein Anderer den göttlichen Willen dem ihrigen vorziehe. Wie stellt sich zu dieser kirchenpolitischen Anschauung die ganze Geschichte der Menschheit? Um es kurz zu sagen: sie enthält die schärfste Verurtheilung derselben; denn sie zeigt uns, daß bei sämmtlichen Völkern, deren religiöse Einrichtungen uns bekannt sind, als Grundgedanke die Wahrheit hervortritt, der Wille der Gottheit gehe unbedingt über jeden bloß menschlichen Willen, der Wille der Gottheit sei eine unüberwindliche Schranke für jede irdische Macht, der Wille der Gottheit müsse selbst unter den größten Opfern beachtet werden.

I.

Der Beweis für diese Behauptung ist nicht schwer zu liefern. Wir brauchen uns nur auf durchgehends bekannte Thatsachen zu berufen, um zu zeigen, daß bei allen Völkern nicht nur jene Gesetze und Einrichtungen, welche man als von der Gottheit herrührend betrachtete, heilig geachtet, sondern auch das, was man für ihren Wunsch hielt, nach Möglichkeit ausgeführt wurde. In der That als ein wahrhaft charakteristischer Zug begegnet uns geradezu bei allen Völkern eine dem Grade ihrer geistigen Entwicklung und ihres sittlichen Ernstes entsprechende

hohe Auffassung des gesammten Religionswesens. Den Forderungen der Religion gegenüber müssen alle andern Ansprüche verstummen, und wären es selbst Ansprüche der innigsten Familieninteressen und der höchsten Politik. Daneben tritt als ein fast ebenso allgemeiner und charakteristischer Zug der unwiderstehliche Drang hervor, in allen möglichen, privaten und öffentlichen, Angelegenheiten den Willen der Gottheit zu erforschen. Endlich muß als ein ebenfalls charakteristischer Zug die Ehrfurcht hervorgehoben werden, die man überall den Dienern der Gottheit zollt, die Unverletzlichkeit, die man ihnen zugesteht, und der Einfluß, den man ihnen auf alle Entschließungen gestattet, weil man sie als Verkündiger und Erklärer des göttlichen Willens betrachtet. Die Begründer sämmtlicher Culturstaaten des Alterthums glaubten ihr Staatsgebäude auf kein festeres Fundament gründen zu können, als gerade auf die Religion; und zwar gilt dieses nicht nur von den sogen. Priesterstaaten, sondern von allen ohne Ausnahme, wenngleich in verschieden modificirter Weise. Eine kleine Blumenlese von hierher bezüglichen Thatsachen [1], sollten sie auch dem Leser schon bekannt sein, wird recht deutlich zeigen, wie die Bekämpfer des apostolischen Ausspruches über das Verhältniß des Gottesdienstes zum Herrendienste nicht nur allen christlichen Anschauungen in's Gesicht schlagen, sondern sich auch mit den religiösen Ansichten aller Völker, also mit der Menschennatur selbst, in Widerstreit setzen.

Beginnen wir unsere flüchtige Rundreise mit dem geheimnißvollen Lande der Pharaonen, dessen kolossale Pyramiden, labyrinthartige Tempel, schlanke Obelisken und räthselhafte Sphinxe ebensoviele Beweise für die tiefreligiöse Anlage seiner Bewohner uns bieten. Kein anderes Volk stand so vollständig und so willig, wie das ägyptische, unter der Herrschaft seiner Religion und unter dem vielfach harten Joch ihrer in alle Lebensverhältnisse eingreifenden Satzungen. Ganz Ägypten galt als ein heiliges Land, als ein Abbild des Himmels, eingetheilt in 36 Nomen, entsprechend den 36 Himmelsdecanen. Daher war es für einen Ägypter Sünde, sein Land zu verlassen und sich unter unreine Menschen zu begeben, von denen fremde Götter auf verkehrte Weise verehrt würden.

[1] Selbstverständlich kommt es bei denselben einzig und allein auf die subjective Anschauungsweise der einzelnen Völker an; eine objective Kritik über den sittlichen Werth und den dogmatischen Gehalt dieser religiösen Anschauungen liegt uns hier ferne. Je befremdlicher die Anführung mancher Thatsachen lauten dürfte, desto klarer springt das Ungeheuerliche der modernen Kirchenpolitik in die Augen, die durch solche Zeugnisse bekämpft und beschämt werden.

Wie des Landes, so waren auch die Götter die Gebieter der Zeit; jeder Monat und Tag, sagt Herodot, wurde von einem Gotte regiert, nur im Namen der Götter und nach ihrem Dienste war die Zeitrechnung geordnet. Ursprünglich vereinigte der höchste Priester in seiner Person auch die königliche Würde; aber auch nach der Trennung der beiden Gewalten stand der aus der Kriegerkaste erwählte König in ausgedehntester Weise unter priesterlichen und religiösen Einflüssen. So hoch und fast göttergleich der ägyptische König vor dem Volke dastand, so schrieb ihm doch die Religion seine ganze Lebensweise bis in die größten Einzelheiten genau vor. Bekannt ist die ängstliche und kleinlichste Rücksichtsnahme auf den etwaigen Willen der Götter, die bei allen Vorkommnissen des privaten und öffentlichen Lebens sich geltend machte. Ein ägyptischer König, der nach Lasker'schen Grundsätzen es für unzulässig gehalten hätte, die Gebote der Gottheit höher zu stellen, als die seines eigenen Willens, dürfte im Todtengerichte nicht allzu gnädig behandelt und keinenfalls eines günstigen Urtheils gewürdigt worden sein. Beklagenswerth und fast unbegreiflich — wir gestehen es — sind die Auswüchse der krankhaften Phantasie der Ägypter in Bezug auf ihre Religion, aber aus der ganzen ägyptischen Finsterniß leuchtet doch, wenn auch matt und gebrochen, der Wahrheitsstrahl hervor, daß der Wille und das Wohlgefallen eines als Gott verehrten Wesens über Alles heilig gehalten werden müsse. Bevor wir das Nilland verlassen, weisen wir noch hin auf Meroe, wo selbst der von den Priestern aus ihrer Mitte erwählte König sich den Tod geben mußte, sobald das Orakel des Amun den Ausspruch that, daß ein anderer König der Wohlfahrt des Landes besser dienen werde.

Vom Nil wenden wir uns mit Übergehung Phöniciens, wo allein das gemeinsame Heiligthum die Kolonieen an die Mutterstadt fesselte, nach dem Flußgebiete des Euphrat und Tigris, wo Babylon und Ninive ihre stolzen Häupter erheben und ganze Völker in ihren Mauern einschließen. Auch hier zeigt sich uns eine ähnliche Bevorzugung des religiösen Elementes in allen öffentlichen Dingen. Abgesehen davon, daß ursprünglich die Priesterschaft die höchste weltliche Macht in der Hand hatte und auch in späterer Zeit noch eine hervorragende einflußreiche Stellung einnahm, beweist der ausgedehnte Sabäismus mit seiner Sterndeuterei zur Genüge, daß Höhere und Niedere gewillt waren, ihren ganzen Lebenslauf nach dem Willen ihrer erträumten asträischen Gottheiten einzurichten.

Wandern wir weiter zu den fruchtbaren Gefilden am obern Oxus, so stoßen wir auf den Priesterstaat von Baktra, den Hauptherd der Cultur und der Religion des Zendvolkes. Nach dem Zendavesta erscheint die ganze bürgerliche Gesetzgebung als ein Theil der Sittenlehre unmittelbar auf Gottes Willen gegründet. Bis auf die spätesten Zeiten bewahrten die Magier, die Priester der Feuerreligion, auch in Persien das höchste Ansehen, das sogar erst unter den Sassaniden (226—652 n. Chr.) seinen Höhepunkt erreichte. Von einer Knechtung des Religionswesens unter die Politik, von einer Unterordnung des göttlichen Willens unter den menschlichen ist bei ihnen ebensowenig die Rede, als bei ihrem Brudervolk, den indischen Ariern, bei welchem ebenfalls die Religion die Grundlage des ganzen öffentlichen und privaten Lebens bildet, und bei den Jahrtausende hindurch im fernen Osten abgeschlossenen Chinesen, deren ganzer Staat ursprünglich auf religiöser Grundlage sich aufbaute.

Wenn wir nun diese durch Raum und Zeit von uns weit abliegenden Staaten verlassen und uns den sogen. klassischen Völkern zuwenden, wenn wir in Griechenland und Rom Umschau halten nach der religiösen Gesinnung, die auf diesem klassischen Boden Geltung hatte, so gelangen wir auf ein Gebiet, auf welchem sogar der Reichskanzler seiner Zeit nicht verschmähte, seine Waffen zu suchen zum Kampfe gegen die Kirche. Wir versteigen uns nun zwar nicht bis zu dem originellen Gedanken, unsern Kampf gegen die moderne Kirchenpolitik motiviren zu wollen mit Vorgängen, die vor 3000 Jahren bei einem total verschiedenen Volk sich zugetragen haben — wir begnügen uns vielmehr, mit einer friedlichen historischen Beleuchtung eines religiös-politischen Fundamentalsatzes. Für diesen Zweck aber reicht ein bloßer Hinweis auf das allbekannte Religionswesen der alten Griechen schon hin. Denn sogar bei einem flüchtigen Blick auf die Entwicklung der innern und äußern Geschichte dieses Volkes drängt sich ja die Überzeugung auf, daß Religion, Familie, Gemeinde und Staat gleichsam nur einen Organismus bildeten, in welchem das religiöse Element in tausend Adern und Äderchen die Gesammtheit durchdrang. Aus religiösen Momenten schöpfte der Grieche seine schwärmerische Liebe zur Vaterstadt, seine Todesverachtung im Schlachtgewühl, seine Begeisterung zu den genialen Schöpfungen auf dem Gebiete der schönen Künste. Die Religion war es, welche die vielen kleinen Städte und Stämme zu größern Gemeinwesen vereinigte und so den Keim zu einer größern politischen

Macht legte. Man denke nur an die verschiedenen Amphiktyonien, die alle irgend ein Nationalheiligthum zum Mittelpunkt hatten, an die großartigen religiös-politischen Nationalfeste, bei denen sich alle griechischen Stämme als einem Volke angehörig erkannten. Das öffentliche Recht ferner und die gesammte Staatsverfassung in den einzelnen Gemeinwesen ruhte wieder auf religiöser Grundlage. Weil vom Gott in Delphi bestätigt, hatten Lykurg's Gesetze in Sparta und die Solonischen in Athen Ansehen gewonnen. Mit welcher Ängstlichkeit die Hellenen den Willen, ja die leisesten Winke ihrer Götter zu erfüllen sich bestrebten, das zeigt recht handgreiflich das maßlos ausgedehnte Mantikwesen mit seinen Spruch-, Zeichen-, Traum- und Todtenorakeln. Wessen auch noch so kluger Plan wäre je in Griechenland zur Ausführung gekommen, wenn die delphische Pythia sich dagegen ausgesprochen, und welches noch so berühmten und einflußreichen Redners Stimme wäre mächtig genug gewesen, um eine vom Orakel gerathene oder befohlene Maßregel zu verhindern? Wozu der kolossale Aufwand von Mühe, Zeit und Geld zur Befragung des Götterwillens, wenn schließlich der Wille des Menschen dennoch höher gestellt worden wäre? So weit entfernt war der Grieche von der Mißachtung eines vorausgesetzten göttlichen Ausspruches, daß selbst die unfreiwillige, unbewußte Abweichung davon in seinen Augen schon die größten Übel zur Folge haben mußte; daher diese ängstliche Sorgfalt in Allem, was sich auf die Götter bezog, um das von ihnen Gewünschte bis in's Kleinste zu beobachten, bis auf die Art der Anrede, die Beschaffenheit und Lage des Holzes, die Gattung, Gestalt, Farbe des Opferthieres. Selbst Könige hielten sich nicht für ermächtigt, aus den wichtigsten, hochpolitischen Gründen auch nur den geringsten Umstand zu versäumen, und der Spartanerkönig Pausanias zögerte mit dem Angriff bei Platäa, weil die Zeichen nicht günstig und also die Götter nicht zuzustimmen schienen, und doch galt es eine Schlacht, wie die Geschichte nur wenige von gleicher Bedeutung kennt.

Kein Verbrechen wurde mehr verabscheut und strenger geahndet, als Religionsfrevel und Gottlosigkeit. Die Läugnung der Götter oder Äußerungen, aus denen Atheismus gefolgert werden konnte, hatten die Todesstrafe zur Folge. Die Beispiele der Hinrichtung wegen Asebie sind nicht selten. Die Gegner des apostolischen Ausspruches, wie Lasker, Virchow und Genossen, hätten zu Athen aller Wahrscheinlichkeit nach mehr als den Ostracismus zu gewärtigen gehabt.

Würde ihre Theorie zu Rom einen bessern Anklang gefunden haben?

Hätten jene Herren die römische Curie beim Beginn einer Versammlung der „königlichen" Senatoren oder das Forum zur Zeit der Comitien betreten, so würde der tief religiöse Ernst, die ungeheuchelte Ehrfurcht, mit welcher jeder Senator vor der Statue der Victoria sein Weihrauchkörnlein opferte und der Consul oder Prätor mit den Auguren die vorgeschriebenen Auspicien vornahm, ihnen wohl bald den Muth genommen haben, mit ihrem religiös-politischen Programme aufzutreten. Es ist nicht nothwendig, weitläufig zu zeigen, welch' enormen Einfluß die Erforschung des Götterwillens durch die Auspicien auf die gesammte Staatsverwaltung ausübte; jedes Blatt der römischen Geschichte zeigt es uns ja; stets und überall sehen wir die stolze Roma, die Herrin der Welt, zur Zeit ihrer Vollkraft und ihres Glanzes sich demüthig unter dasjenige beugen, was sie für den göttlichen Willen hielt, und sogar in der Zeit ihres Verfalles lehrt noch der philosophische Kaiser Marc Aurel, es sei dem Menschen nichts Anderes zu thun erlaubt, als was Gott genehm sei, und Alles das müsse er annehmen, was Gott ihm bescheere.

Bei sämmtlichen Culturvölkern des Alterthums tönt uns also die nämliche Stimme entgegen; sie vereinigen sich alle, um lautes Zeugniß abzulegen für die absolute Oberhoheit des göttlichen Willens und um die gottlose Anmaßung des modernen Liberalismus zu brandmarken. Mag auch die aus der Uroffenbarung gerettete Wahrheit, mag die in der Menschennatur selbst niedergelegte Offenbarung tief verdunkelt und schmählich entstellt worden sein durch die schändlichsten und lächerlichsten Auswüchse der Phantasie: die allgemein verbreitete, unverwüstliche Anschauung von der Alles überragenden Würde und Verbindlichkeit des göttlichen Willens hat sich unverfälscht ebensowohl bei ihnen erhalten, als bei der übrigen Heidenwelt. Unsere Vorfahren, die alten Germanen, verehrten Gott als den obersten Ewart, den obersten Hüter (Wart) des Gesetzes; die Priester standen bei ihnen als Freunde der Götter in hohem Ansehen; und welche Hochachtung vor dem göttlichen Willen zeigten sie durch ihr umfangreiches Orakelwesen, durch ihre Gottesurtheile, durch ihre Opferschau! Ebenso ehrfurchtsvoll beugt sich die Welt der Slaven vor dem, was ihr irregeleiteter kindlicher Sinn für göttlichen Willen hält und was ihre Schrez ihnen aus den Thiereingeweiden als den Spruch Perun's verkünden. Bei den Celten vereinigten die Druiden die höchste politische und religiöse Macht in ihren Händen, und niemals wäre es ihnen denkbar gewesen, daß der Wille ihrer Gottheiten nicht dem Menschenwillen vorgehen müsse. Kurz, wohin wir unsere Blicke

richten, auch bei den Hunnen, den mongolisch-sibirischen Stämmen und bei den Wilden Amerika's und Australiens, überall die nämliche Erscheinung, wie es ja auch nicht anders denkbar ist, sobald ein Volk nicht vollständig dem Atheismus verfallen ist. Denn die fortschrittliche und nationalliberale Kirchenpolitik eines Virchow, Lasker und Compagnie ist nur auf atheistischer Grundlage erklärlich, und daher stimmt auch die ganze heidnische Welt mit lauter Stimme ein in die offene Verdammung, welche das Christenthum über den modernen Liberalismus mit seiner wahnwitzigen Auflehnung gegen den Willen des Allerhöchsten ausspricht.

II.

Wir könnten nun in einem raschen Überblick über die christliche Geschichte, wie sie sich im Laufe von neunzehn Jahrhunderten entwickelt hat, darlegen, welche glückliche Folgen für das Wohl der Staaten und die wahre Freiheit der Völker die genaue Beobachtung des apostolischen Grundsatzes hervorgebracht hat. Indessen würde uns dieses zu weit führen und wollen wir lieber kurz die Entstehungsgeschichte der liberalen Erzhäresie skizziren.

Die Nothwendigkeit, in der wir uns heute befinden, die wesentliche Stellung des göttlichen Willens, d. h. Gottes selbst, im öffentlichen Leben gegen einen haßerfüllten, planmäßig vorbereiteten und stark organisirten Angriff in Schutz zu nehmen, bezeichnet unstreitbar einen verhängnißvollen Wendepunkt in der culturhistorischen Entwicklung der modernen Welt. Wir stehen da vor einem abenteuerlichen babylonischen Thurm, dessen gottvergessene Bauleute noch in wilder Geschäftigkeit Baumaterial, gebrannte Ziegel und Erdpech herbeischleppen. Wann wird der Allerhöchste herniedersteigen, um sich den dünkelhaften Bau zu besehen und darnach seine Maßnahmen zu treffen? Nicht in einem Tage hat sich dieses liberale Gebäude erhoben, nicht auf einen Schlag ist der wunderliche Plan entstanden und die Verantwortung fällt nicht auf ein Haupt. Das Große und Gewaltige im Guten und im Bösen entwickelt sich auf Erden langsam und allmählich; so müssen wir auch die ersten Anfänge dieser systematischen Überhebung des Menschenwillens über den göttlichen Willen weit rückwärts suchen. Freilich häuften sich seit Anbeginn der Menschengeschichte die einzelnen Acte der Auflehnung gegen den göttlichen Willen ohne Maß und Zahl. Aber mehr oder weniger stand jeder dieser Acte einzeln für sich, und das Princip der

absoluten Oberhoheit Gottes wurde nicht geleugnet. Die zahllosen einzelnen Quellen verliefen sich, so zu sagen, im Sande der menschlichen Leidenschaften und vermochten nicht einen fortlaufenden Strom hervorzubringen. Anders verhält es sich mit der Auflehnung des modernen Liberalismus. Der Lauf dieses nunmehr hoch angeschwollenen Giftstromes läßt sich mit Sicherheit ziemlich weit rückwärts verfolgen, bis wir auf den Vereinigungspunkt mehrerer einzelnen Bäche stoßen; außerdem liegen zahlreiche Anzeichen vom Dasein mächtiger unterirdischer Quellen vor, welche in der gewaltigen Wassermasse einen reißenden Lauf und stürmischen Wogenschlag erzeugen.

Die Wasserscheide, von der aus die Quellen entspringen, finden wir im Zeitalter der sogenannten Reformation. Durch ein Zusammentreffen vieler ungünstiger Verhältnisse hatte sich gegen das Ende des 15. und den Anfang des 16. Jahrhunderts eine Masse von Moder und Fäulniß angesammelt; der religiöse Eifer war in Vielen erkaltet, die Ehrfurcht und Liebe gegen die heilige Kirche bei Unzähligen sehr geschwächt. Die Lehren Wicleffs fanden im Geheimen manche Anhänger, und unter den 45 im Constanzer Concil verdammten Sätzen dieses Häretikers begegnen uns auch folgende: „Gott muß dem Teufel gehorchen“ und „alle Religionen sind vom Teufel eingeführt“. Die von Constantinopel nach dem Abendlande geflüchteten Humanisten brachten auch nicht lauter gediegenes Gold mit sich, um die ihnen erwiesene Gastfreundschaft zu lohnen. Vielfach wurde die Mahnung des hl. Basilius, die Ägypter bloß ihrer nützlichen Schätze zu berauben, aus dem Auge gelassen und sehnsüchtigen Blickes schaute bald Dieser, bald Jener zurück nach den vermeintlichen Fleischtöpfen des antiken Heidenthums; heidnische Ideen verbreiteten sich in immer weiteren Kreisen und rüttelten an den zwei Grundpfeilern der christlichen Weltordnung: an der katholischen Glaubens- und Sittenlehre. Die Wogen der Empörung schlugen gegen diese zwei Bollwerke an, bis zwei Durchbrüche dem verheerenden Elemente einen doppelten Weg öffneten. In Deutschland waren die Verhältnisse besonders günstig für eine religiöse Umwälzung, in Italien hüllte sich der Abfall in ein politisches Gewand.

Deutschland wurde der Hauptschauplatz der sogen. Reformation; waren deren nächste Folgen schon äußerst beklagenswerth, so wurden deren letzte Consequenzen erst vollends giftig und grausenerregend. Denn die Principien, aus denen die Auflehnung gegen die Kirche hervorging, führten mit eiserner Folgerichtigkeit dahin, jede Religion und

jeden Gottesglauben als subjective Fiction erscheinen zu lassen. Während das Volk noch an den Überbleibseln der alten katholischen Zeit zehrte, waren die „Gebildeten“ bereits ganz disponirt, die schalen Grundsätze des in England zuerst als Schule aufgetauchten und in Frankreich weitergebildeten Unglaubens in sich aufzunehmen und mit deutscher Gründlichkeit zu „vertiefen“. Wie ein breiter Strom wälzte sich die seichteste Aufklärung über Deutschlands gesegnete Fluren, und die protestantischen Rationalisten brachten die glaubenslosen Ideen in Zeitschriften, Broschüren, Almanachen u. s. w. massenhaft unter das Volk. Zum Unglück traf der Rationalismus zusammen mit dem Wiederaufblühen der deutschen Literatur, so daß die todbringende Frucht in der goldenen Schale einer blendenden Sprache um so lieber angenommen wurde. Welche Tendenz manche unserer Dichtergrößen verfolgten, zeigt recht augenfällig das bekannte Wort Lessing's über seinen Nathan. „Es kann wohl sein,“ schreibt der Dichter an seinen Bruder, „daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme. Genug, wenn er sich mit Interesse nur lieset, und unter tausend Lesern nur Einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt.“ So war denn der Boden trefflich vorbereitet für den Samen der modernen deutschen Philosophie; faßt man aber jene Factoren des modernen Zeitgeistes nicht in's Auge, so bleiben die rasenden Orgien, welche die menschliche Vernunft, nicht etwa auf dem Parnaß oder dem Taygetus der Alten, sondern in den Musenstädten Deutschlands feierte, ein ungelöstes Räthsel. Treffend charakterisirte Hamann den wüsten Fiebertraum:

> Wie mag der Schöpfer nicht in seiner Allmacht lachen,
> Wenn sich das Nichts zu Was und Ihn zu Nichts will machen!

Da haben wir zuerst einen Kant, der gravitätisch mit souveränem Selbstbewußtsein zu Gericht sich setzt über die Vernunft, und dessen kritisches Messer gewaltige Verheerungen anrichtet auf dem gesammten Gebiete des bisherigen Glaubens und Wissens. Der Wille des allmächtigen Gottes wird von ihm unter den kategorischen Imperativ des dem Menschen angeborenen Sittengesetzes gebeugt. Der wirbelnde Kreis des philosophischen Schwindels dreht sich bei Fichte um den Ich-Idealismus, bei Schelling um die absolute Identität des Ich und Nicht-Ich oder des Geistes und der Natur, bei Hegel um den absoluten Idealismus oder logischen Pantheismus, gleichbedeutend mit praktischem Atheismus. Von unberechenbarer Bedeutung wäre schon die unterminirende

Arbeit dieser Heroen der gelehrten Thorheit gewesen, wenn ihr Einfluß sich bloß auf die Hörsäle der deutschen Universitäten beschränkt hätte; denn wer vermag die schrecklichen Wirkungen einer Giftpflanze zu ermessen, die in vielen Hunderten und Tausenden von Ablegern sich durch alle Gefilde verbreitet? Aber die innigen Beziehungen dieser Philosophen — zumal Hegels — zu verschiedenen Regierungen und namentlich zu den unheilvollen geheimen Gesellschaften lassen in ihnen so recht eigentlich die Pioniere des modernen Heidenthums und des gegenwärtigen Sturmlaufs gegen die Oberhoheit Gottes erkennen. Der ganze kirchenpolitische Kampf, der gegenwärtig in allen Ecken Preußens die Brandfackel der religiösen Zwietracht schwingt, stellt sich mit zwingender Evidenz als eine bloße Übersetzung der Hegel'schen Theorieen auf das praktische Gebiet der Parteigesetzgebung heraus. Die Grundwurzel der gesammten Rechtsordnung ist für Hegel der objective allgemeine Wille, der unendlich und allein frei ist; das Recht besteht nach ihm darin, daß ein Dasein überhaupt ein Dasein dieses freien Willens ist; Unrecht ist Alles, was diesem allgemeinen Willen entgegen ist. Erst im Staate kommt ihm die absolute Idee auf die höchste Stufe der Verwirklichung, der Staat ist für ihn die Wirklichkeit der sittlichen Idee. Der Staat ist daher nicht Mittel, sondern Endzweck, ihm gegenüber steht der Einzelne in absoluter Rechtslosigkeit. In diesem omnipotenten Gottstaate nun sind Staat und Religion keine Gegensätze dem Inhalte, sondern höchstens der Form nach. Beider Inhalt ist nämlich das Absolute, das von der Religion geglaubt und empfunden, vom Staate aber gewußt wird. Wem daher der Vorzug gebühre, ob Religion oder Staat das Wichtigere, Höhere und Mächtigere sei, ist leicht zu errathen. Der Boden der Religion ist das Gemüth, das Innerliche, und da ist sie unabhängig vom Staate; sobald sie äußerlich wird, sei es durch Lehren, sei es durch Culthandlungen, sei es sonst wie immer, so tritt sie in das Gebiet des Staates und stellt sich demnach unter seine Gesetze; daher stehen denn auch alle kirchlichen Gemeinden, Vereine und Corporationen unter der polizeilichen Oberaufsicht des Staates, sowie der Staat auch der Kirchenlehre gegenüber, mit welcher Versicherung und Autorität diese sich auch umgeben mag, die „objective Vernünftigkeit" zur Geltung zu bringen hat.

Der katholischen Kirche endlich wirft Hegel, dieser „letzte große Denker Deutschlands", wie ihn einer seiner Bewunderer getauft hat, geradezu vor, sie sei mit einem geordneten Staatswesen unverträglich, nur

„die Innigkeit des protestantischen Princips“ bestehe mit „der inneren Gerechtigkeit und Sittlichkeit des Staates“. Dieses sind die Lehren, welche seit den dreißiger Jahren unter hoher Protection der preußischen Regierung vorgetragen und zum officiellen Bekenntnisse erhoben wurden; können wir uns wundern, wenn der von Hegel gepredigte Antagonismus zwischen Christenthum und Staat sich jetzt zur förmlichen Unterordnung des Christenthums unter den Staat ausgebildet hat?

Indessen gebührt den Deutschen keineswegs der alleinige Ruhm, die geistigen Väter des modernen Antitheismus zu sein. Gleichsam, als steckte hinter der gesammten Auflehnung des 16. Jahrhunderts ein schlau ersonnener Plan, nach welchem die Rollen sachgemäß vertheilt wurden, um in kürzester Zeit alle Länder und Menschenklassen in vollen Aufruhr gegen die alte Gottesordnung zu versetzen, erhebt sich in Italien, fast gleichzeitig mit Luther, der verschmitzte Florentiner Machiavelli, und verquickt als moralischer Giftmischer die bis dahin herrschende Politik mit antikheidnischen, aber modern zugestutzten Ideen und Anschauungen. Auch er fand den Boden zur Aufnahme der von ihm auszustreuenden giftigen Saat bestens vorbereitet; war ja Italien am Ende des 15. Jahrhunderts der Tummelplatz, wie zahlreicher einheimischer Parteien, so der größten europäischen Mächte. Welch' günstigere Gelegenheit konnte es geben, um mit sicherem Erfolge eine gewissenlose, perfide Nützlichkeitspolitik zu predigen und mit Taschenspielergeschick den zeitlichen Vortheil an die Stelle der Sittlichkeit, der Religion und Gottes selbst zu setzen? Einen tauglicheren Apostel, als Machiavelli, konnte ein derartiges System sich nicht leicht wünschen. Von Jugend auf schwärmend für die Herrlichkeit des altheidnischen Rom, als langjähriger Staatsmann und oftmaliger diplomatischer Vertreter der Republik Florenz hatte sich dieser reich begabte Geist ein Ideal von einem modernen Fürsten ausgedacht, das leider nur zu oft mit großer Treue in die schrecklichste Wirklichkeit übersetzt wurde. Das ganze politische System, das er in seinem Buche „vom Fürsten“ entwickelt, beruht auf dem gottlosen Spruch: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Fr. v. Schlegel sagt von ihm: „Auffallend ist an ihm nicht allein der oft bestrittene Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heiligt, sondern auch der Umstand, daß er mitten in dem neueren christlichen Europa eine Politik aufstellte von solchem Inhalt und solchem Geiste, als ob so etwas, wie das Christenthum, oder überhaupt eine Gottheit und eine Gerechtigkeit Gottes gar nicht vorhanden wäre.“ Der „Fürst“ Machiavelli's erfreute sich großer Gunst bei den Politikern;

thatsächlich wurde die Heiligkeit des göttlichen Willens ignorirt, und da unter übermäßig wucherndem Unkraut der Weizen schließlich ersticken muß, so trug der Machiavellismus auch zur grundsätzlichen Verwerfung der göttlichen Oberhoheit nicht wenig bei.

Von den verborgenen Quellen, welche die durch die sogen. Reformation und den Machiavellismus erzeugte gottlose Strömung noch steigerten, heben wir bloß die Freimaurerei hervor. Schon die berüchtigten Artikel von 1789, dieses eigenste Produkt des Freimaurerordens, erkennen kein höheres Gesetz an, als den Willen der Nation; das Lehrsystem des Ordens selbst, der gegenwärtig wie ein Riesenpolyp die ganze Welt umspannt, gipfelt in den schrecklichen Sätzen: Der letzte Zweck des Ordens ist die Weltherrschaft auf der Basis der Güter- und Lebensgemeinschaft; dieser Zweck aber ist zu erstreben durch Zerstörung von Kirche und Staat, von Familie und Eigenthum, denn in der entstehenden greulichen Anarchie wird man die einzige Hoffnung auf den Orden setzen und bei ihm Schutz suchen.

Diese kurze Skizze mag genügen, um zu zeigen, woher es rührt, wenn man gegenwärtig in einem christlich sich nennenden Staate den offenen Versuch macht, den Willen einer glaubenslosen Partei über den Willen Gottes zu stellen, und wenn in einer Versammlung, die zu ihrem weitaus größten Theil aus Christen besteht, atheistische, ja antitheistische Bestrebungen offen zur Schau getragen werden dürfen. Nicht selten behauptet man, diese Bestrebungen wollten uns in's Heidenthum zurückführen; viel richtiger würde man sagen, sie wollten uns noch unter die Heiden herabdrücken, denn es hat nie einen heidnischen Staat gegeben, in welchem man es für unzulässig gehalten hätte, die Gebote der Gottheit höher zu stellen, als die Gebote des Menschen. So tief zu sinken, war dem modernen Liberalismus vorbehalten.

C. Brischar S. J.

„Wissenschaftliche“ Begründung der Descendenztheorie[1].

II.

Die zweite allgemeine Lebensthätigkeit, von welcher die Descendenztheorie ausgeht, ist die Vererbung; bei derselben glaubt sie zwischen

[1] Siehe oben S. 148 ff.

der erhaltenden und der fortschreitenden Vererbung unterscheiden zu sollen. Unter der erstern versteht sie die Übertragung solcher Eigenschaften auf die Nachkommen, welche die Eltern schon von ihren Vorfahren erhalten haben; durch die letztere aber sollen auch solche individuelle Eigenthümlichkeiten sich vererben, welche von den Eltern erst während ihres Lebens erworben wurden.

Obgleich dieser Eintheilung selbst die descendenztheoretische Anschauung zu Grunde liegt, haben wir gegen solche Bezeichnungen nichts, wenn dieselben wahrheitsgetreu aufgefaßt und erklärt werden. Versteht man also unter der erhaltenden Vererbung den Erfahrungssatz der Züchter, daß jeder Organismus auf seine Nachkommen die Eigenthümlichkeiten seiner Art und seiner Rasse und zwar so überträgt, daß beide Eltern dieselben in gleicher Weise beeinflussen, so hätten wir dagegen nichts einzuwenden. Aber wenn wir statt dessen mit Gesetzen beschenkt werden, deren einzige Existenzberechtigung in dem Vorschub besteht, welchen sie der Entwicklungshypothese leisten, dann sind wir berechtigt, solche Gesetze als eben so viele unerwiesene Nebenhypothesen in Frage zu stellen. So erhalten wir Kunde von einem „Gesetz der unterbrochenen oder latenten Vererbung, nach welchem die Kinder den Eltern sehr unähnlich sind und erst die dritte oder eine spätere Generation der ersten wieder ähnlich wird.“ Und wie entsteht dieses „Gesetz“? Man beobachtete, wie bei einigen niedern Thier- und Pflanzenfamilien das ausgebildete Individuum A Eier erzeugt, aus welchen sich ihm ganz unähnliche Wesen B entwickeln; erst diese bringen durch Theilung oder Sprossung in der ersten oder einer folgenden Generation Individuen C hervor, welche A wieder gleich sind. Diese nur auf bestimmte Familien begrenzte Art der Entwicklung wird verallgemeinert, der Vererbung zugeschrieben und flugs haben wir das „Gesetz der latenten Vererbung“.

Ferner werden wir über ein „Gesetz der sexuellen Vererbung“ belehrt, welches jedes Geschlecht auf die Nachkommen desselben Geschlechtes Eigenthümlichkeiten übertragen läßt, die von den Nachkommen andern Geschlechtes entbehrt werden. Sind wir auch damit, daß diese Erscheinung auf Vererbung beruhen soll, nur mit einer neuen Hypothese bereichert, ohne ein Jota mehr zu wissen, als früher: thut nichts, denn wir haben jetzt eine „mechanische Erklärung“ dieses Räthsels, und so ein „Gesetz“ leistet der Descendenztheorie herrliche Dienste.

Diese werden auch vom monistischen Standpunkte aus die petitio principii jedenfalls rechtfertigen, welche dem dritten „Gesetze der ver-

kürzten Vererbung" untergelaufen ist. Jeder Organismus soll nämlich während seiner individuellen Entwicklung auf kürzerem Wege die Formen durchlaufen, welche seine historische Vorfahrenkette darbietet. Schade, daß uns diese „historische Vorfahrenkette" erst durch die Annahme der Descendenzhypothese und zwar zum weitaus größten Theile gerade durch dieses „Gesetz der verkürzten Vererbung" bekannt wird.

Bezüglich der fortschreitenden Vererbung (wenn man mit diesem Namen nicht den descendenztheoretischen und daher unerwiesenen Begriff verbindet) hat uns die Erfahrung zwei Sätze vermittelt. Nach dem einen vererben sich die durch Lebensthätigkeit erworbenen, also physiologischen, Eigenschaften nur in der Anlage einigermaßen, so daß, sollen sie zur Ausbildung kommen, die Entwicklung der Anlage durch die Haltung des Thieres unterstützt werden muß. Der andere aber behauptet, daß die zufällig entstandenen Eigenschaften entweder gar nicht, oder nur außerordentlich selten vererbt werden [1].

Gewisse Anklänge an den ersten Erfahrungssatz finden wir in den beiden „Gesetzen" der sogen. erworbenen und der befestigten Vererbung. Nach jenen „ist der Organismus unter bestimmten Umständen fähig, alle Eigenschaften auf seine Nachkommen zu vererben, welche er selbst erst während seines Lebens durch Anpassung erworben hat." Das andere führt dann weiter aus, „daß diese Eigenschaften um so sicherer vererbt werden, je längere Zeit die Ursachen jener Abänderung einwirkten, und daß diese Abänderung um so sicherer Eigenthum auch aller folgenden Generationen wird, je längere Zeit auch auf diese die abändernde Ursache einwirkt." [2] Auch hier müssen wir wieder auf die merkwürdige monistische Ansicht von einem „Gesetze" aufmerksam machen. Gewöhnlich spricht man nämlich von einem Naturgesetze nur dann, wenn eine Erscheinung unter denselben Umständen immer wieder eintritt. Der Descendenztheoretiker aber gibt zunächst zu, daß „wir die bestimmten Bedingungen nicht kennen, unter denen die Vererbung erfolgt", [3] geschweige denn, daß er ihr beständiges Eintreten unter denselben Umständen nachweist. Sodann gesteht er auch mit der sicherern Vererbung des zweiten „Gesetzes", daß die im ersten „Gesetz" behauptete Übertragung nicht sicher, also nicht immer erfolge. Und dennoch behält er seine Gesetze!

---

[1] Nathusius a. a. O. S. 121.
[2] Häckel, S. 191 und 194. [3] Häckel, S. 192.

Wenn wir nun von diesen beiden „Gesetzen" Alles abschneiden, was nicht bewiesen oder was zweideutig ist, d. h., wenn wir sie auf jenen Erfahrungssatz der Züchter über die Vererbung physiologischer Eigenschaften zurückführen, so fragt es sich, ob denn der letztere einfachhin auf die Natur übertragen werden könne. Wir glauben dieses durchaus verneinen zu müssen. Denn wo lassen sich bei wildlebenden Thieren auch im entferntesten Verhältnisse ausfindig machen, welche der großen Sorgfalt entsprächen, die der Züchter seinen Thieren, nicht durch die Auslese, sondern durch die Haltung muß angedeihen lassen, um in ihnen eine in der Anlage ererbte Eigenschaft unausgesetzt und unverändert zu erhalten?

So lange aber die Vererbung der durch die Lebensthätigkeit der Organismen neu erworbenen Eigenschaften bei wildlebenden Arten nicht wirklich erwiesen wurde, bleibt gerade diejenige Seite der Vererbung rein hypothetisch, welche als Grundlage der Descendenzhypothese angesehen wird. Zwar entnimmt man Beispiele für letztere der Vererbung pathologischer Zustände oder einiger Mißbildungen. Aber auch abgesehen davon, daß diese zum Theile dem Menschen, zum Theile den Kulturrassen entnommen sind, beruht die Vererbung von Krankheiten allen Anzeichen nach auf ganz andern Ursachen, als die übrigen Vererbungserscheinungen. Die erbliche Übertragung von Mißbildungen aber ist immer eine Ausnahme und kommt relativ äußerst selten vor [1].

Endlich erhalten wir noch die beiden Gesetze der gleichörtlichen und der gleichzeitigen Vererbung, wodurch gewisse Eigenschaften bei den Nachkommen sowohl an demselben Orte, wie in demselben Alter auftreten, wo sie bei den Eltern zuerst zur Ausbildung kamen. Die Beweise für diese „Gesetze" liefern einige Vererbungsfälle von Krankheiten, welche dann in echt monistischer Weise verallgemeinert und als „Gesetze" aufgestellt werden. Sollten uns aber diese vereinzelten Fälle nicht genügen, so werden wir auf „zahlreiche Beispiele aus der Embryologie" hingewiesen. Zwar können wir durchaus keine Vorstellung davon gewinnen, wie die ganz genau eingehaltene Reihenfolge der verschiedenen Entwicklungszustände durch die Vererbung bedingt werde; aber je dunkler biologische Erscheinungen sind, um so mehr eignen sie sich als Stütze jeder möglichen biologischen Ansicht und also auch der Entwicklungshypothese.

---

[1] Vgl. Nathusius, a. a. O. S. 123.

Als dritten Grundstein seiner Hypothese betrachtet Darwin den Kampf um's Dasein und die durch denselben bedingte natürliche Auslese. Jener ergebe sich nothwendig aus der Thatsache, daß die Zahl der von den organischen Individuen erzeugten Keime diejenige der später in's Leben tretenden und sich am Leben erhaltenden Individuen weit übertreffe. Der bei weitem größte Theil aller Keime werde bereits in der frühesten Lebenszeit aufgerieben; denn sie hätten gleich von Anbeginn ihrer Existenz zu kämpfen mit den Thieren, welche von ihnen leben, mit Temperatur, Witterung und andern anorganischen Einflüssen, und endlich ganz besonders mit den ihnen gleichartigen Organismen. Wegen der Variabilität aber seien die einen Individuen vor andern derselben Art in diesem Kampfe um's Dasein bevorzugt; erstere würden daher überleben und die individuellen Vortheile, welche ihnen den Sieg verschaffen, auf ihre Nachkommen vererben. Diese günstigen Eigenschaften würden dann in den folgenden Generationen immer mehr gehäuft, bis sie in einer derselben zu einer Stärke gelangten, daß diese schon sehr wesentlich von der ursprünglichen Stammform als eine neue „gute Spezies" unterschieden sei. So erzeuge die Natur mittelst der Variabilität und Vererbung durch „Auslese" der im Kampfe um's Dasein begünstigten Individuen allmählich neue Arten, Gattungen, Familien, Ordnungen und Klassen.

Wenn wir diese Deduktion etwas genauer untersuchen, so finden wir Einiges wahr, Vieles aber rein hypothetisch. Auf Wahrheit beruht jenes Verhältniß der Organismen zu einander, welches Darwin, ob glücklich oder nicht, „Kampf um's Dasein" genannt hat; dasselbe ergibt sich bei dem Erhaltungstriebe aller Einzelwesen als eine nothwendige Bedingung, damit sich das Naturganze in sich selbst erhalten kann. Hypothetisch aber ist, wie gezeigt wurde, sowohl die allgemeine Verbreitung der Variabilität, als auch die Vererbung günstiger individueller Eigenschaften bei wild lebenden Organismen; hypothetisch ist, wie wir sehen, die Voraussetzung, daß zwischen Varietät und Art keine Grenzlinie gezogen werden könne; hypothetisch endlich ist, selbst abgesehen von diesen drei unerwiesenen Annahmen, die sogen. „natürliche Auslese" begünstigter Individuen an und für sich.

Es ergibt sich dieses sogleich, wenn wir auf ganz konkrete Verhältnisse in der Natur eingehen. Sind es zunächst individuelle Vorzüge, welche das eine Individuum mehr als das andere vor der Vernichtung durch feindliche Thiere zu schützen vermögen? Ist es denn nicht der

bloße Zufall, welcher im Herbste eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Samenkörnchen davor bewahrt, von den Schaaren der Finken, Ammern, Drosseln u. s. w. verzehrt zu werden, die sich dann auf unsern Feldern herumtreiben? Und welche individuelle Eigenschaft könnte in einem sogen. Fraßjahre die eine Raupe mehr als die andere vor der Gefräßigkeit der Kuckucke schützen, welche sich dann auf die bedrohte Waldstelle zusammenziehen? Beispiele dieser Art könnten wir aus dem Leben der Thiere noch viele anführen, z. B. die Blattlaus-Kolonieen, oder die Kohlraupen, oder die Engerlinge, die Maikäfer u. s. w. Was nämlich von den Blattläusen die Kreuzschnäbel, Meisen und Finken, oder die Larven von Schwebe- und Florfliegen und Marienkäferchen nicht verzehrten, das wird mit verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen von den Larven kleiner Schlupfwespen ausgefressen, welche im Eierzustand mittelst des langen Legestachels der Weibchen in ihr Inneres gebracht wurden. Nicht besser ergeht es den Kohlraupen, von welchen die Larven der Schlupfwespen und Raupenfliegen im günstigsten Falle zur Verpuppungszeit nur die Haut übrig gelassen haben. Die Engerlinge aber haben den nicht geringen Appetit des Maulwurfs, der Spitzmaus, des Igels, der Eidechse, der Blindschleiche, gewisser Käfer und anderer Feinde zu befriedigen. In allen diesen und unzähligen andern ähnlichen Fällen sind es sicher nicht individuelle Eigenthümlichkeiten, welchen die übrigbleibenden Individuen ihr Überleben zu verdanken haben, sondern rein äußere Umstände und Zufälligkeiten. Es ist also eine unerwiesene Annahme, daß durch den Kampf der Organismen mit ihnen feindlichen Thieren eine Auslese von Individuen erzielt werde, welche durch gewisse Eigenschaften begünstigt wären.

Ebenso unerwiesen ist die Annahme einer Auslese, welche durch den Einfluß anorganischer Verhältnisse auf die Organismen bewirkt werden soll.

Wir haben schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß den höhern Pflanzen und Thieren eine gewisse Plastizität der Gestalt zukommen muß, um sich den Einflüssen ihrer Umgebung innerhalb bestimmter Grenzen anpassen zu können. So sehen wir bei Pflanzen durch die Verschiedenheit der Bodennahrung die sogen. Parallelformen [1] für Kalkstein- und für Urgebirge entstehen, welche oft so verschieden sind, daß sie sogar als besondere Arten beschrieben wurden. So entstehen ferner

[1] Vgl. Kerner, Kultur der Alpenpflanzen. Innsbruck 1864.

unter dem Einflusse bestimmter Standorte Pflanzenvarietäten [1], welche man als „gute Spezies“ ansah, oder ansehen würde, wenn man nicht gefunden, daß sie bei der Verpflanzung ihre Charaktere wieder verlören. Unter dem Einflusse der in Rede stehenden Verhältnisse entstand die Gleichförmigkeit der sogen. verwilderten Thier- (besonders Hunde-) Rassen, und die Veränderungen, welche mit der Gestalt eines Krebsthieres (Branchipus) vor sich gingen, als Schmankiewitsch es in Salzlösungen verschiedener Konzentration züchtete [2]. Aber ist in allen diesen und ähnlichen Fällen die veränderte Form das Resultat einer Auslese? Keineswegs. Denn die natürliche Auslese belehrt uns ja über die Veränderung der Organismen durch Bevorzugung einzelner Individuen; hier aber werden sowohl in der Natur, als auch bei den künstlichen Züchtungsversuchen der Naturforscher nicht einzelne, sondern alle Individuen ohne Ausnahme so lange verändert, bis sie sich den betreffenden Verhältnissen vollkommen angepaßt haben. Ist dieses geschehen, so sistirt jede weitere Variation, bis eine Änderung der Nahrungsbedingungen auch wieder zu einer gleichmäßigen Umbildung aller Individuen der gleichen Art den Anstoß gibt.

Halten wir uns demnach an Fälle, welche der Wirklichkeit entnommen sind, nicht aber an solche, welche der üppigen Phantasie der Descendenztheoretiker ihre Existenz verdanken, so erfahren wir durchaus nichts von einer „natürlichen Auslese“, welche durch die Einwirkung der anorganischen Verhältnisse auf die Organismen eingeleitet würde.

Den größten Nachdruck legt die Darwin'sche Schule auf den Kampf, welcher zwischen jenen Individuen einer Art entbrennen müsse, die an demselben Orte leben. Die Lebensmittel nämlich, auf welche dieselben angewiesen seien, reichten nirgendwo für die Masse von Individuen aus, welche sich aus den Keimen entwickeln könnten. In dem Kampfe um die nothwendigen Existenzbedingungen müßten daher die Bevorzugten den Sieg erlangen, zur Fortpflanzung kommen und ihre individuellen Vortheile auf ihre Nachkommen übertragen.

Wie überall bei der Darwin'schen Hypothese, so erkennen wir auch hier ihre ganze verführerische Stärke darin wieder, daß sie rein hypothetische Anschauungen in der ungezwungensten Weise mit der Wahrheit

---

[1] Z. B. Trifolium elegans Savi. bei Hofmeister, Handbuch der physiolog. Botanik. S. 568.

[2] Zeitschr. für wissenschaftl. Zoologie. XXII. Heft, 3.

zu verbinden und so als baare Münze zu verausgaben weiß. So ist es ganz gewiß, daß überall dort, wo eine Pflanzenwucherung stattfindet, ein Theil der Individuen deßhalb zu Grunde gehen muß, weil ihm andere das nothwendige Maß an Nahrung, Wärme und Feuchtigkeit vorweg nehmen. Sind es aber individuelle Vortheile, welchen die letzteren ihr Überleben verdanken? Wir wollen sehen. Untersuchen wir z. B. im Frühjahr ein Weizenfeld, welches zu reichlich besäet wurde, so beobachten wir an den gekeimten Pflänzchen zur gleichen Zeit einen verhältnißmäßig bedeutenden Größenunterschied; die einen haben sich schon zolllang über den Boden erhoben, während die andern eben erst aus demselben hervorschauen und das Keimblatt noch anderer die deckende Erdschicht noch gar nicht durchbrochen hat. Diese werden verkümmern und schließlich zu Grunde gehen, weil ihnen die erstern das nothwendige Nahrungsquantum entziehen und dadurch zur vollständigen Ausbildung kommen. Den Vortheil, welchen dieselben so erlangen, verdanken sie also dem Umstande, daß sie beim Keimen früher, als die andern, eine gewisse Größe erreicht haben. Kann man dieses aber als eine individuelle Eigenthümlichkeit derselben auffassen? Auf Grund der Untersuchungen von Sachs[1] glauben wir dieses entschieden verneinen zu müssen. Ist auch die Zahl seiner Beobachtungen nicht sehr groß, so beweisen dieselben dennoch mit hinlänglicher Sicherheit, daß die Intensität des Wachsthums beim Keimen wesentlich bedingt wird durch die Temperatur, und daß schon ein geringer Temperaturunterschied eine nicht unbedeutende Längendifferenz der Keimorgane bedingt. Da nun der Boden seine Wärme durch die Strahlung der Sonne erhält, so folgt bei der geringen Wärmeleitung desselben nothwendig, daß ein nur kleiner Tiefenunterschied der Samenlage die Intensität der Keimung bedeutend beschleunigt oder verlangsamt. Der Grund der größern oder geringern Länge der Keimorgane eines Samens liegt also nicht in einer individuellen Eigenschaft, sondern ganz außerhalb des Individuums. Von einer „Auslese" im Sinne der Selektionstheorie kann also in solchen und ähnlichen Fällen nicht die Rede sein.

Bei den Thieren scheint sich das in Rede stehende Verhältniß deßhalb etwas anders zu gestalten, weil sie, mit der Fähigkeit der Locomotion begabt, die Nahrung, welche ihnen an der einen Stelle abgeht,

---

[1] Physiolog. Untersuch. über die Abhängigkeit der Keimung von der Temperatur. Jahrb. für wissensch. Botanik. II. S. 352 ff.

an einer andern suchen können. Nichtsdestoweniger sehen wir bei ihnen oft einen sehr heftigen Kampf entbrennen, welcher zum Theil als Kampf der Männchen um die Weibchen von der Descendenztheorie ausgebeutet wird, theils aber auch in einem Ringen um die nothwendigen Nahrungsmittel seinen Ausdruck findet. Bezüglich des Letztern soll uns ein auf alle derartigen Fälle so ziemlich anwendbares Beispiel aus der Vogelwelt darüber belehren, ob wir von einer „natürlichen Auslese“ im Sinne der Descendenztheorie sprechen können, oder nicht. Wir entnehmen dasselbe den Bemerkungen eines der vorzüglichsten Beobachters des Vogellebens, dessen geistvolle Anschauungen ein so wohlthuendes Licht über die Verhältnisse in dieser Thierklasse verbreitet haben [1].

„Eine nicht geringe Zahl unserer kleinen Vögel muß sich die Insektennahrung für sich und die Jungen aus der unmittelbaren Umgebung des Nestes verschaffen. Die große Quantität dieser Nahrung aber ergibt sich daraus, daß ein Blaukehlchen z. B. im Bauer jeden Tag nicht weniger als 1200 Ameisenpuppen von der Größe einer Stubenfliege verzehrt. Die tägliche Konsumtionsmenge eines Paares mit seinen zwei Jungen dürfte sich demnach auf mindestens 4000 belaufen. Wenn nun auch an einem Orte während der Brutzeit täglich neue Insekten auftreten, so muß jedes Paar dennoch ein nur von ihm abzusuchendes Brutrevier haben, in welchem andere Vögel derselben Art, ohne Gefahr des Hungertodes oder eines kümmerlichen Fortkommens für alle, nicht geduldet werden dürfen. Die Grenzen dieses nach der Nahrungsproduktivität der Örtlichkeit und an Lebensverhältnissen der Art engern oder weitern Brutrevieres werden dadurch abgesteckt, daß jedes eindringende Männchen von dem besitzenden so lange auf das Heftigste bekämpft wird, bis es sein Revier verlassen hat. Bedingt nun dieser Kampf eine Darwin'sche Auslese? Nein; denn ist das eindringende Männchen nicht gepaart, so geht es durch diesen Kampf ebensowenig der Fortpflanzung, als der nothwendigen Nahrung verlustig. Ist es aber gepaart, so findet es ein hinreichendes Brutrevier an einer andern Stelle, denn man hat noch niemals gepaarte Vögel ohne Neststand beobachtet.“

Durch diesen Kampf ist also zunächst für das gedeihliche Fortkommen der einzelnen Individuen gesorgt; außerdem findet die teleologische Anschauung durch denselben einen Zweck erreicht, welcher für die ganze Natur von der weitgehendsten Bedeutung ist, die Controle nämlich über

[1] Altum, Der Vogel und sein Leben. Münster 1868.

die Vermehrung der Insektenwelt. Diese Verhältnisse werden am besten durch folgendes Beispiel einleuchten: „Unser Sommergoldhähnchen ist für die Fortpflanzungszeit ausschließlicher Rothtannenvogel; wo ein größerer Raum mit diesem Nadelholze bestanden ist, finden sich mehrere Nester im gegenseitigen Abstand von etwa 100 bis 200 Schritt; steht diese Baumart aber nur als kleinere Gruppe von 10—12 stärkern Exemplaren, ja es genügen schon 6—8 in einem Parke, so hat sich regelmäßig ein Paar dieser niedlichen Vögelchen dort angesiedelt, aber auch nur ein einziges. Ein einzelner Baum aber, oder auch zwei, drei derselben reichen für ein Brutpaar dieser Art nicht mehr aus, darin siedelt sich ein solches nicht mehr an. Sind nun aber die Vögel Hauptfaktoren bei der nothwendigen Einschränkung der Insektenwelt, so muß auch an der einzelnen Rothtanne sich ab und zu ein Goldhähnchen einstellen, um das Ungeziefer abzulesen. Es liegt daher durchaus im Plane der Haushaltung der Natur begründet, daß manche Vogelindividuen frei sind, um frei nach allen bedrohten, außerhalb der besetzten Brutreviere liegenden Stellen dirigirt werden zu können. Deßhalb treiben sich die schwächern unter den in Überzahl vorhandenen Männchen, aus allen Brutrevieren abgeschlagen, in der Gegend umher."

Aber im Kampfe der Männchen um die Weibchen finden wir doch sicher eine glänzende Bestätigung der natürlichen Auslese! Wir sprechen hier nicht von jenen Phantastereien Darwin's und seiner Schule, nach welchen der Sieg dadurch entschieden werde, daß die Wahl des Weibchens auf dasjenige Männchen falle, welches sich am schönsten und liebenswürdigsten zu geriren wußte. Wir fragen vielmehr, ob nicht hier und ebenso auch in den wenigstens denkbaren Fällen, wo das Nahrungsquantum eines Bezirkes für alle in ihm lebenden Vogelpaare nicht vollständig ausreicht, eine natürliche Auslese der kräftigsten Individuen zur Erzeugung der Nachkommenschaft stattfinde? Diese Frage bejahen wir durchaus, leugnen aber, daß durch diese Auslese irgend eine Änderung der Art im Darwin'schen Sinne eingeleitet werde. Wie nämlich eine hauptsächlichste Sorge des Züchters, welcher seine Viehrasse nicht ändern, sondern erhalten will, darin besteht, daß er nur kräftige und krankheitsfreie Thiere zur Zucht verwendet, so ist diese natürliche Auslese der gesundesten und kräftigsten Individuen das sicherste Mittel, durch welches in der Natur für einen gesunden und kräftigen Nachwuchs der Organismenwelt gesorgt ist.

Finden wir endlich die Darwin'sche Auslese des Kampfes um's

Dasein, welche wir bei den höhern Organismen vergebens suchten, bei jenen niedrigsten „Urahnen“ alles organischen Lebens, bei welchen seine Hypothese dieselbe am ausgiebigsten erwarten muß? — Licht und Wärme, deren Verschiedenheiten zudem nur eine üppigere oder minder üppige Entwicklung veranlassen können, zeigen in den Tiefen, wo diese Thiere leben, Jahr aus Jahr ein die vollständigste Unveränderlichkeit. Die Nahrung finden sie in den organischen Substanzen, welche im Meerwasser aufgelöst mit diesem durch eine meist unwillkürliche Thätigkeit des Thieres in sein Inneres gelangen. Gegen ihre Feinde vermag sie nur der Zufall zu schützen; zu Tausenden fallen sie der Gefräßigkeit der höhern Thiere anheim, sobald sie in ihren Bereich kommen. Kurz, beachten wir die Verhältnisse, wie sie sind, so ist es kaum möglich, die individuellen Vorzüge auch nur anzugeben, auf welche die Darwin'sche Auslese fallen sollte.

Im Verlaufe dieser Untersuchungen haben wir also gesehen, wie jedem der drei Prinzipien Darwin's ein gewisses Quantum von Wahrheit zu Grunde liegt, welchem aber eine ordentliche Dosis völlig unerwiesener Annahmen beigemischt werden mußte, um schließlich die sogen. Selektionstheorie zu Tage zu fördern. So ist eine gewisse Veränderlichkeit der höhern Organismen, besonders unserer Kulturrassen, eine Thatsache; das selektionstheoretische Postulat der Veränderlichkeit als einer allgemeinen Eigenschaft der Organismenwelt ist eine reine Hypothese.

Ebenso kann die Vererbung der sogen. natürlichen Eigenschaften (die also einem Wesen seiner Natur nach zukommen) nicht geleugnet werden, dagegen ist die Vererbung der physiologischen Eigenschaften, nebst den andern sogen. „Gesetzen der Vererbung“ eine von der Darwin'schen Hypothese geforderte Annahme, welche auf einen Beweis noch immer wartet.

Endlich kann es auch Niemanden beifallen, jenes Verhältniß in Abrede zu stellen, welches Darwin „Kampf um's Dasein“ zu nennen beliebte; die sogen. „natürliche Auslese“ aber, wie sie Darwin versteht und als Folge jenes Kampfes ansieht, müssen wir so lange als völlig hypothetisch ansehen, als sie nicht durch wirkliche Thatsachen bewiesen wird.

So wird denn auch die Veränderlichkeit der Art, welche Darwin weder durch die Confusion der Naturforscher über den Artbegriff, noch durch den angenommenen Mangel einer Grenzlinie zwischen Art und

Varietät zu beweisen vermochte, durch die ganze Entwicklung seiner Hypothese um nichts wahrscheinlicher gemacht.

Da demnach die Selektionshypothese einzig und allein auf unerwiesenen, nur rein möglichen Annahmen beruht, so müßte die Vorliebe für die natürliche Entwicklung der organischen Welt uns blind machen, wenn sich unser Verstand mit dieser Erklärung einer Entstehung der Art begnügen wollte.

Heinr. Kemp S. J.

Von Southampton nach Quito.

X.

Über den Chimborazo.

Dießmal befand ich mich am Ende des Zuges. Vor mir linker Hand erhebt sich eine lange, fast senkrechte Lehmwand von 150—180 Fuß Höhe. Der Weg biegt kurz um, auf sie hinauf. Unser Lieutenant ist schon am andern Ende voraus, mit der Säbelklinge die jungen Baumstämme und Äste aus dem Wege hauend. Hinter ihm arbeitet in langer Reihe ein Troß von 15—20 Mann, es gilt mit Hacken Stufen auszuhauen, mit Schaufeln die zahllosen Wasserlöcher auszufüllen. Schon Tags zuvor hatte man, mit den zahlreichen Soldaten nicht zufrieden, alle Männer mit auf die Reise genommen, deren man in dem Thale hatte habhaft werden können. Hinter diesen geschäftigen Arbeitern reiten zuerst einige der braunen Soldaten oben hart am Rande des Abgrundes vorüber; sie wollen den neuen Weg probiren, durch die Fußstapfen ihrer Rosse denselben bezeichnen, ein ermuthigendes Beispiel geben. Jetzt folgen in langer Reihe die Schwestern im rothen Poncho, ein imposanter Zug da oben am Rande der fürchterlichen Lehmwand. Die Maulthiere treten durchaus sicher und ruhig auf. Aber da geräth die Karavane in's Stocken. Vorne konnte man nicht mehr weiter, die arbeitende Mannschaft hatte in solcher Eile einen vorliegenden Wall nicht durchstechen können. Die zahlreichen Maulthiere, nahe an einander gedrängt, finden in den dürftig verschütteten Löchern keinen Halt, sie können niemals auf allen vier Füßen zu gleicher Zeit stehen; eingekeilt in höchst mißlicher Lage zittern sie am ganzen Leibe vor übermäßiger Anstrengung; sie beginnen unruhig zu werden, sträuben sich empor, suchen kurz umzuwenden, oder seitlich höher hinauf zu gelangen. Und auf diesen unruhigen Gäulen sitzen die Schwestern! Mir gerann vor Schrecken das Blut in den Adern bei diesen Manövern da oben über dem Abgrund! Da setzt endlich der Zug sich wieder in Bewegung. Schnell hatte die Mannschaft für ausgiebige Hülfe gesorgt. Vor sich hat jede Schwester einen Mann, der am Maulthier zieht, hinter sich einen, der schiebt,

rechts einen, der die Reiterin hält, und linker Hand haarscharf am Rande des Abgrundes steht in ununterbrochener Reihe ein Spalier von Soldaten; diese haben zu verhüten, daß die Thiere nicht in die Tiefe stürzen. Einer der letztern armen Leute verlor das Gleichgewicht und stürzte herab, ergriff aber im Fall glücklich den Rand der Wand und zog sich wieder in die Höhe. Ich bewunderte die Aufopferung dieser braven Soldaten, den Gehorsam, mit welchem sie den Anordnungen des Offiziers nachkamen; aber, sagte ich mir wieder, wenn man die Wege bereiten wollte durch eigens dazu mitgenommene Leute, warum that man es nicht gestern oder heute in der Frühe? Auch lag oben ein Dorf, warum hatte man nicht zeitig Befehle dahin gesandt? Ich ritt über diese Wand hinüber, ehe alle Schwestern folgen konnten; die Gefahr war nicht allzu groß, da eine ziemlich tiefe Furche den Pfad bildete. Aber auch ich blieb für eine Weile in derselben stecken, weil vor mir der Zug nicht weiter konnte. War mein Thier bis dahin ganz sicher gegangen, so fing es nun ebenfalls an, zu zittern und unruhig hin und her zu springen, denn immer versank es mit zwei oder drei Füßen in dem lockern Boden, und man meinte, jeden Augenblick müsse es die Beine brechen. Unmittelbar vor uns ging es eine sehr steile Böschung hinan. Hurtig kletterte ich durch das niedrige Gebüsch, an den Ästen mich haltend, empor; ich war der erste oben auf dem Rande dieser Cordillere. Bald kam unter fürchterlichem Halloh die übrige Gesellschaft auch heran. Der erste Akt des heutigen Tages war überstanden.

Unten im letzten Nachtquartier hatten wir noch tropische Wärme gehabt, auch hatte die ganze dichtgedrängte Vegetation noch einen tropischen Charakter. Jetzt um 12 Uhr Mittags, nach fünfstündigem unausgesetztem starken Steigen, fühlte ich hier oben zum ersten Male nach langer Unterbrechung eine unangenehme Kälte. Wir befanden uns also in großer, recht großer Höhe. Soll ich aus der Temperatur einen Schluß ziehen, so mochte unsere Bergspitze nahe an 10,000 Fuß über dem Meere liegen. Doch wird es wohl etwas weniger sein, denn das Wetter war unfreundlich und es ging ein scharfer Wind. Das Panorama, welches uns umgab, war über die Maßen lieblich und großartig zugleich. In der Richtung, in welcher wir aus dem Thal emporgestiegen, sah man freilich nicht viel. Unten hoben sich rechts und links verschiedene Bergkuppen in die Höhe, mit Wald oder üppigem Grün bestanden; noch tiefer sah man die scharfen Ränder der großen Schlucht, die uns ein paar Tage beherbergt hatte. Aber darüber hinaus nichts, gar nichts mehr. Ein endloser Ocean von Wolken, blendendweiß im Lichte der senkrecht über ihnen stehenden Mittagssonne, gleich den Schneefeldern der Polargegenden, bedeckte die untern Gehänge der Cordilleren, die weite Ebene, das ferne Meer bis zum entlegenen, kaum zu unterscheidenden, verwaschen aussehenden Horizont. Rechts und links sah man die endlose Reihe der verschiedenen Kuppen dieser westlichen Andeskette durch eben so viele Thäler von einander getrennt, und zahlreiche Vorsprünge in welliger Form oder jähen Absätzen in die Ebene sendend. Aber in der entgegengesetzten Richtung, nach Osten hin, lag unmittelbar vor mir und zur Rechten ein ausgedehntes, herrliches Alpenland, voll üppig grünender Wiesen, hoher rundlicher Bergkuppen und sanft abfallender Thäler. Links hemmte

ein höherer Bergrücken die fernere Aussicht. Der Blick war ungefähr der nämliche, wie von einer niedrigeren Bergspitze in's schöne Appenzellerland. Fast kam es mir vor, als hörte ich das Glockengeläute munterer Viehheerden und das Gejodel und Jauchzen der fröhlichen Hirten. Aber so viel Gemüthlichkeit darf man in Amerika nicht suchen. Diese grünen Bergkuppen und Thäler dachten nach Osten hin sich immer mehr ab, bis alle in einem tiefen, quer vorliegenden Längsthal von geringer Breite ihren gemeinsamen Abschluß fanden. Es ist das eines der vielen Hochthäler des Andesgebirges, denen man manchmal den unpassenden Namen Hochebenen gibt, obgleich von einer Ebene keine Spur zu erblicken ist. Zahlreiche Hütten und Häuschen, Dörfer und Städtchen lagen darin zerstreut umher; es schien, als sollten wir nunmehr nach so viel Leid in das langersehnte Land der Verheißung einziehen. Die tiefste Stelle dieses reizenden Thales mochte vielleicht noch 6,500 Fuß über dem Meere liegen. Rechts wandte es sich nach Südosten und Osten, stieg in verschiedenen Windungen langsam empor und verschwand zwischen hohen Gebirgen und steilen Felswänden. Jenseits des Thales hob sich das Terrain gewaltig in die Höhe, und wie eine riesige gelbe Wand lag ein Gebirgszug vor mir, colossal, von fernher aus dem Süden kommend und erst hinter den nahe liegenden Bergkuppen zur Linken verschwindend. Eine so großartige Gebirgswand von so erstaunlicher, fast gleichmäßiger Höhe hatte ich noch niemals gesehen. Genau vor mir, in wunderbarer Klarheit, scheinbar nahe, in der That jedoch zwei angestrengte Tagreisen weit entfernt, erhebt sich mitten auf dieser Wand auf ungeheure Fundamente gestützt, in kegelförmiger Gestalt ein gigantischer Berg, tief herab mit blendendweißem Schnee bedeckt. Ich konnte wohl ahnen, was das wäre. Jene Wand bildeten die eigentlichen Westcordilleren, und der gigantische Schneeberg war der Chimborazo. Nach zwei Tagen sollten wir dort oben sein, hart am Rande des ewigen Schnees, und jene Wand sollten wir übersteigen. Ich weiß nicht, ob es irgendwo in der Welt ein anderes Plätzchen gibt, auf dem man zu gleicher Zeit so gewaltige absolute und relative Höhenverhältnisse überschaut. Bei klarem Wetter sieht man hinab in die krokodilreiche flache Guayas-Ebene, in die üppig grünenden Wälder, deren Palmen die Sonnenwärme des Äquators großzieht, in den blauen Ocean, wo die Dampfer vieler civilisirter Nationen ihre schwarzen Rauchwolken ausstoßen. Von derselben Spitze aus schaut man aber auch hinauf auf den 20,100 Fuß hohen Chimborazo, wo in ewig schneidender Kälte des Nordpols jede Spur der Pflanzen- und Thierwelt erstorben ist; nur der riesige Condor schwebt bisweilen triumphirend darüber.

Links ein wenig weiter hinauf stand ein großes Dorf, Chima (d. h. Gipfel) genannt, und hier, wo wir hielten, befand sich ein einsames Haus. Die Schwestern hatten bald eine köstliche Mahlzeit bereitet; denn hier fanden wir Nahrungsmittel, die wir lange entbehrt: Kartoffeln, Eier und Geflügel. Um 1½ Uhr wurde aufgebrochen. Ich mache meine Beschreibung kurz. Wer solche Wege nie selbst gemacht, kann auch bei der treuesten Schilderung keine richtige Vorstellung davon gewinnen: entweder malt ihm die Phantasie gar nicht vorhandene Schrecken vor die Seele, oder sie hüpft leichten Sinnes über

die allerschwierigsten Hindernisse weg. Reelle Gefahren, d. h. Abgründe waren nicht vorhanden. Nur gleich, noch ehe wir das Dorf erreichten, mußten wir ein paar Schritte weit genau auf dem kurz abgebrochenen Rande einer überhängenden Wand von vielleicht 500—600 Fuß Höhe hinwegreiten. Das war der berühmte camino real, den wir heute nicht mehr verließen. Er war sehr breit, breit genug, um die Schrecken eines so gefährlichen, schwindelnden Rittes auf dem Lehmboden zu vermeiden. Allein durch Nachlässigkeit war er weiter rechts vollständig unpraktikabel geworden. Die eigentlichen Herrlichkeiten dieses Weges sollten wir aber erst weiterhin verkosten, als wir wieder in die Höhe steigend in dem finstern Schatten eines großen Waldes anlangten. Unter wahrhaft entsetzlicher Anstrengung von Reiter und Roß mußten wir auf schlüpfrigem, tief aufgeweichtem Lehmboden durch ein endloses Labyrinth steiler, 10—15 Fuß tiefer Wasserrinnen uns mühsam Bahn zu machen suchen. Die Scenen, welche ich hier gesehen, waren grauenhaft, besonders wenn ein tiefer jäher Querriß mit einem Mal den Weg kurz abschnitt. Sechs, acht oder noch mehr Soldaten arbeiteten aus Leibeskräften, um eine Schwester nach der andern über schlüpfrige Wände hinabzuschaffen, die ein bis anderthalb Mal so hoch waren wie eine Stubenthüre, um sie dann sogleich über eine andere eben so große emporzuarbeiten. Mit wahrem Entsetzen habe ich diesem gräulichen Manöver zugeschaut. In Europa kann man sich so was gar nicht träumen. Dort hält man es schon für einen seltenen Heldenstreich, wenn einmal ein Husar eine Treppe herunterreitet. Was für ein Kinderspiel im Vergleich mit dem, was hier die Schwestern leisteten! Selbst unser gewandter Lieutenant mußte seinem Maulthier die Sporen tief in den Leib drücken, um es zu zwingen, diese Abhänge hinunter zu springen. Zuerst aber bäumte es sich schnaubend in die Höhe und drehte sich kurzweg in die Runde: ein neuer Stoß mit den Sporen in die Seiten und jetzt erst setzt es hinab und klettert mit größter Anstrengung auf der andern Seite, in einem fort ausgleitend, die enge, steile Rinne wieder hinan. „So also," sagte ich mir, „so kommt unser Lieutenant hinüber! Was soll erst aus uns, was soll aus den Schwestern werden?" Man hieb zwar Stufen in die Wände; aber welch' unzureichende Hülfe ist das in diesem Labyrinth von Irrgängen! Wie mir in diesem Walde der Andeskette, so muß es wohl dem Varus im Teutoburgerwalde zu Muthe gewesen sein.

Das ist der camino real, wie er jetzt durch die Nachlässigkeit der ehemaligen Regierungen aussieht. Hundertmal besser als so ein Weg ist gar kein Weg, und ich betone hier, trotz meiner Beschreibung wird man ihn nicht so schlecht sich vorstellen, als er wirklich ist. Bei trockenem Wetter verliert er freilich viel von seinen Schrecken, denn die Füße der Thiere finden einen Halt; aber in dem schlüpfrigen Zustand, in welchem er sich eben befand, war diese Wegstrecke hier die gräulichste von allen, die ich von Sabaneta an bis Quito angetroffen. Später fanden wir sandigen Boden, und der Ritt wurde angenehm und wahrhaft erquickend nach den vorhergehenden Strapazen. Es ging jetzt sanft bergab, und um ½5 Uhr langten wir im ersehnten Quartier an. Es war ein großes, elendes, einstöckiges Haus mit verschiedenen fensterlosen

Räumen, welche als Schlafzimmer dienen konnten. Gegenüber lag ein gewaltiger Tambo, in welchem unsere Mannschaft und die Maulthiere es sich bequem machten. Acht harte Stunden hatten wir auf dem Sattel zugebracht. Ich war noch immer theilweise durchnäßt, und das ist in einer solchen Höhe und Kälte eine unangenehme Sache. Unter meiner harten hölzernen Schlafstelle hatte sich in einem Erdloch eine grunzende Familie eingemiethet und deren melodischer Gesang wiegte mich allmählich in sanften Schlaf.

Am folgenden Morgen um 7 Uhr, dem fünften der denkwürdigen Fahrt auf dem Rücken des Maulthiers, ward abermals aufgebrochen. Wir ritten langsam in das tiefe Thal hinab, das wir Mittags zuvor in Chima so reizend vor uns liegend gesehen hatten. Dieser Ritt versetzte uns in die heiterste Stimmung; war doch der camino real so sauber und trocken, das Wetter so klar, die ringsum ausgebreitete Natur so lieblich und großartig zugleich! Der Wald hatte ein jähes Ende gefunden, bis Quito hin zeigten sich nun nur noch bisweilen elende Trümmer desselben. Die unbarmherzige Art der Spanier hat Alles verwüstet. Nur Wiesen und Ackerland (Maisfelder) begegnen dem Blicke; vielfach ist aber der Boden von der Sonne verbrannt und unfruchtbar geworden. Tief unter uns lagen freundliche Dörfer, vor uns himmelhoch der riesige Chimborazo. Den langweiligen camino real verließen wir bald. Wir schlugen ganz enge Seitenpfade ein, um den Weg abzukürzen. Sähe man in der Schweiz Herren und Damen hoch zu Roß über die steilen Alpenwiesen klettern, man würde sich darüber höchlich wundern als über ein unerhörtes Wagestück. Wir haben das hier vorher und nachher zur Genüge gethan. Wir waren schon so daran gewöhnt, daß der Weg uns langweilig wurde, wenn er nicht Gelegenheit bot zu gewandten Sprüngen, zu mühsamem Klettern, oder noch schlimmerem Herabrutschen, und manchmal zu Schwindel bereitenden Scenen. Nach dreistündigem Ritt befanden wir uns unten im Thal. In einem ärmlichen Dorf ward Mittag gehalten und nun ging's längs des Thales fort hinauf, erst nach Südost, dann Ost, endlich Nordost allen seinen Krümmungen folgend.

Im Ganzen ist das Land dünn bevölkert. Es könnte wohl das Hundertfache seiner Einwohner nähren. Man zieht vorzugsweise Mais und Kartoffeln, aber auch sonst alle Arten von Getreide. Hauptsache bleibt jedoch immer das Wiesenland, ähnlich wie in den Schweizeralpen.

Die einzelnen Felder und Wiesen sind von einander getrennt durch hohe Wälle, auf denen 5—10 Fuß hohe Aloehecken gepflanzt sind. Bisweilen wachsen solche Aloe's sich aus, zu 50 Fuß hohen Bäumen. Von diesen sich stets wiederholenden, nackten Aloehecken und dem gänzlichen Mangel an Wald erhält das Thal einen etwas eintönigen, melancholischen Charakter. Die Bewohner desselben sind Indier oder Mischlinge aus spanischer und indischer, oder auch wohl schwarzer Race. Sie sind nur halb der Wildheit entrissen: während der Besitzer und die Besitzerin des elendesten Tambos in bunter Tracht — jedoch mit bloßen Füßen — als Señor und Señora einherstolziren, sind die Indier kaum zur Nothdurft von einem zerlumpten Poncho bedeckt; ihr langes schwarzes Haar fällt meistens sehr unordentlich bis auf die Schultern herab;

ihre Hautfarbe ist gleich der eines stark von der Sonne gebräunten Europäers. Bei den wenigen, die bisweilen zu einer höhern Stellung gelangen, verschwindet das Braun immer mehr und mehr und ich habe genug Indier kennen gelernt, die sich nur durch ihr breiteres, runderes Gesicht und ihre schwärzeren Haare von den Spaniern unterschieden. Ihre Physiognomie ist durchaus nicht unangenehm, ja man trifft sogar klassische Schönheit. Leider wird sie durch die elende, schmutzige Lebensweise meistens verzerrt. Durch gute Schulen möchte die fleißige Regierung aus ihnen wohl einen recht schönen Menschenschlag heranziehen.

Die Indier sind sehr freundlich, arbeitsam und von gutmüthigem Charakter; überaus liebenswürdig sind die Kinder von 4—13 Jahren. Ich glaube, aus denen könnte man Alles machen, nur haben sie, wie ihre Eltern, einen fast unüberwindlichen Hang zum Stehlen. Die Indier der Hochebene und darüber hinaus, namentlich von Quito, sprechen das Quichua (Kitschua), d. i. die Sprache der Incas, der alten Beherrscher von Peru und Quito. Diese Sprache ist in Peru gänzlich zu Grunde gegangen und nur in Ecuador geblieben. Die wilden Indier finden sich nur im Osten der großen Hochebene, auf dem Rande und der Abdachung der Ostcordilleren und dann weiter hinab an den Zuflüssen des großen Amazonenstromes. Bisweilen kommen einige aus den christlichen Missionen nach Quito in unser Colleg. Sie gehen vollkommen nackt bis auf den Lendengürtel von Baumbast, und auch dieser wird von den Heiden weggeworfen. Das Gesicht, namentlich um die Augen herum, bemalen sie sich mit feuerrothen und blauen Strichen. Um den Hals tragen sie Schnüre von Affenzähnen, Schneckenhäuschen und Käferflügeldecken. Ihr Anblick hat mich immer in hohem Grade betrübt. Da sieht man den Menschen auf der allerniedrigsten Stufe. Wolle Gott hieher Arbeiter in seinen Weinberg senden!

Der Weg war außerordentlich romantisch. Acht Stunden lang ritten wir unausgesetzt bergauf, bergab. Einige Male lief der Weg längere Strecken weit in horizontaler Richtung hoch über dem Thal an der Seite der steilen Kegelberge hin, und dann ging's immer im starken Trab voran, so schnell als die armen Soldaten und Peonen nur laufen konnten. Später wurde der Weg wieder recht bunt. In tiefe Querthäler ging's hinab, dann auf Wendeltreppen, welche in die Felsen eingehauen waren, wieder hinan. Ein starkes Gewitter entlud sich über uns und ein heftiger Regen von 1½ Stunden Dauer war, Gott sei Dank, der letzte auf unserer Reise. Kurz vor der Dunkelheit zogen wir in Quaranda ein, ein Städtchen der Art, wie ich sie oben beschrieben, alle Häuser in ruinenhaftem, höchst vernachlässigtem Zustand. Quaranda liegt vielleicht 8000 Fuß über dem Meere und in einer äußerst wilden, bergigen Gegend. Abends entdeckte ich im Mondschein wieder die silberweiße Kuppe des Chimborazo, jetzt ganz in der Nähe lag sie wie eine kugelförmige breite Wolke auf den zunächstliegenden steilen Gebirgen. Wir trafen hier zum ersten Mal eine Art Hôtel und es gelang mir, sogar eine Matratze zu erlangen.

Der Gouverneur stattete uns sogleich einen Besuch ab. Es war ein stattlicher

und sehr gefälliger Herr. Unsere Mannschaft und unsere Maulthiere wurden gewechselt, auch sollten wir einen andern Lieutenant bekommen, aber es war unsere erste Sorge, beim Gouverneur auszuwirken, daß wir unseren bisherigen Führer bis Quito behielten. Wir hätten keinen bessern gefunden, da er unser Aller unbeschränktes Vertrauen gewonnen hatte. Die Schwestern waren auf's Äußerste ermüdet, und ich selbst war es nicht weniger. Ein Ruhetag hier in Quaranda schien also gut angebracht. Wir richteten uns darauf ein und schliefen am folgenden Morgen bis in den hellen Tag.

Dieser Tag war ein großes Fest — Peter und Paul. Wir hatten uns, wie bereits gesagt, nicht beeilt, in die Kirche zu kommen, sollte doch dieser Tag der Ruhe geweiht sein. Mit einem Mal heißt es: „Aufpacken! wir müssen augenblicklich weiter!" Das war ein Donnerschlag für die ganze Reisegesellschaft. Unser immer vordrängender Doktor C.... hatte uns einen schlimmen Streich gespielt. In der Morgenfrühe hatte er gegen die Verabredung von gestern Abend allerlei Befehle abgehen lassen: die Maulthiere waren von der Weide hereingeholt, Boten vorausgesandt. Ein recht äquatorianischer Streich! Da einmal Alles zur Abreise vorbereitet war, so half kein weiteres Sträuben und in Kurzem saßen wir im Sattel.

Wie ich zur Stadt hinaus die Abhänge des nächsten Gebirges hinaufritt, war es mir etwa zu Muthe, wie jenem Kinde, das den Sonntagsgottesdienst gefackelt und hinter dem die Glocke hergewackelt. Heute Peter und Paul! wir befanden uns mitten in einer Stadt, wo es Kirchen gab und Leute, die ein Ärgerniß nehmen konnten; bei unserer Karavane befanden sich zehn fromme Ordensschwestern, und anstatt mit diesen andächtig die hl. Messe zu feiern, brennen wir alle mit einander durch, den Chimborazo hinauf! Konnten wir da den Segen Gottes erwarten? Dazu kam noch, daß Jedermann uns abrieth, so spät hinaufzureiten; es sei das etwas sehr Gewagtes; der Schneesturm auf dem Chimborazo könne uns in die Abgründe wehen. Nachts um zwei Uhr oder besser noch Abends um zehn Uhr müsse man aufbrechen und nicht wie wir, Morgens zehn Uhr (so lange nämlich hatte uns das Packen und Vorbereiten aufgehalten). Nichts destoweniger brachen wir auf und ich muß gestehen, daß trotz meiner argen Mißstimmung über den Dr. C., den ich lieber auf den Blocksberg als auf den Chimborazo gewünscht hätte, mein Humor bald sehr heiter wurde. Ich bin einmal schon seit langer Zeit ein Liebhaber von schönen Bergpartien; hier hatte ich der Gebirge genug, ober und unter mir, rechts und links; hier hatte ich schwindelnd tiefe Thäler, hoch hinauf drohende Felswände, steile wilde Schluchten, reißende Gießbäche und über alle diese Herrlichkeiten in stolzer Majestät thronend den König der Schneeberge, den wundervollen Chimborazo. Dabei war das Wetter anfänglich herrlich, der Weg absolut trocken und gar nicht so schwierig, wie ich mir vorgestellt hatte. Freilich ging's munter hinauf. Hatten wir einen Berg von 2000 Fuß erklimmt, so fing ein neuer von 3000 Fuß an. Nach Überwindung von vielleicht 1500 Fuß befanden wir uns schon mitten in den Páramos, d. h. in den Heideländern. Hier wächst fast nichts mehr, als ein hohes buschiges, fast immer vergilbt aussehendes Gras. Die Region der Bäume hat ein Ende, nur hin

und wieder begegnet man noch einigen verkrüppelten Exemplaren. Statt ihrer findet sich zwischen den Felsstücken und überall, wo das Gras nicht hat aufkommen können, eine wunderliebliche Alpenvegetation. Auch die Alpenrose ist da, oder vielmehr ihr größerer, stattlicherer Bruder, ein Bäumchen von 8—12 Fuß Höhe, dicht belaubt nach Art der Myrten und ganz bedeckt mit kleinen hochrothen Blümchen. Die Gegend nahm mit der Zeit einen immer wilderen Charakter an und nachgerade wurde sie gar unheimlich und ein leises Gruseln durchzog die Glieder; denn wir begegneten zahlreichen Gerippen von Maulthieren, Pferden und Eseln, oder deren zerstreut umherliegenden, von den großen Aasgeiern und Condors verschleppten Knochen. Einige dieser großen Vögel schwebten majestätisch über den Abgründen. Auch ein frisch gefallenes Maulthier lag mitten in unserm Wege; auf einem Felsblock war es ausgeglitten. Ein armer alter Gaul mit einem zerbrochenen Bein stand höchst ungeschickt mitten auf unserm Wege angebunden. Auch verschiedene Todtenköpfe sah ich höchst andächtig in kleine Felsen-Nischen am Wege hineingelegt. Sie grinsten uns traurig mit ihren leeren Augenhöhlen an, als wollten sie sagen: „heute kommt die Reihe an euch!“ Das war gar nicht mehr gemüthlich. So also, dacht' ich, hier ist's gefährlich. Ich schaute um mich und konnte doch nirgends gewahren, daß dieser Weg übler sei als andere, die wir längst hinter uns hatten. Steile Hohlwege, schwer zu passirende Rinnen, große Blöcke bilden hier kein größeres Hinderniß als anderswo. Aber es ist die Strecke von Quaranda bis oben auf den Paß des Chimborazo sehr weit; wir ritten von zehn Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends so schnell, wie wir nur reiten konnten, und die arme Mannschaft neben uns rannte diese ganze Zeit hindurch, man denke, einen Berg hinan, und das in solcher Höhe, wo das Athmen so schwer wird! In den ersten Monaten vermochte ich in Quito, das nur 9000 Fuß hoch liegt, nicht eine Treppe hinaufzusteigen, ohne außer Athem zu kommen. Den meisten Reisenden oder Maulthiertreibern genügt dieser anstrengende Marsch noch nicht; sie gehen wenigstens noch einige Stunden weiter bis Chuquipoya oder gar doppelt so weit bis Riobamba oder Ambato, ein Ritt von 16 bis 18 Stunden. Da können die armen Thiere wohl schon müde werden und die Sicherheit des Trittes verlieren. Dabei ist die Nahrung höchst spärlich, des Nachts die Kälte groß; dazu gesellt sich der Schneesturm, und was vielleicht die Hauptsache ist, diese Strecken hier, wo die Gebeine liegen, macht man gewöhnlich des Nachts. Unglücksfälle, welche die Reisenden selbst treffen, werden trotz Allem wohl nur selten sein. Können jene Todtenköpfe nicht schon hundert Jahre alt sein? Finden wir nicht auch in Europa häufig genug andächtige Kreuze und Denksteine an Wegen und Landstraßen? Daraus würde man ähnliche Schlüsse über die Gefährlichkeit der europäischen Landstraßen ziehen können. An und für sich sind diese Páramos nicht gefährlich. Was sie Schreckliches besitzen, rührt einzig und allein von der Unsitte her, nirgendwo Hospizien, Wirthshäuser u. s. w. anzulegen. Und auch die Tambos, namentlich hier am Chimborazo, liegen gar zu weit auseinander.

Weiter oben nimmt der Weg einen mehr gefährlichen Charakter an. Ein

breites tiefes Thal mit senkrechten Felswänden trennt die Schneekuppe des Chimborazo von dem Bergrücken, auf dem man von Quaranda her zu ihm hinaufsteigt. Der Weg zieht sich unmittelbar längs diesen Abgründen hin. Während unseres schon mehrstündigen Rittes hatte der Chimborazo allmählich eine Wolkenkappe aufgesetzt. Sie stieg immer tiefer herab und bald hüllten sich alle Berge um uns und der Himmel über uns in dichte Wolkenschleier. Gewitter tobten rechts und links. „Das ist die Glocke," dachte ich, „die Glocke kommt gewackelt." „Lieber Gott," betete ich in der Angst meines Herzens, „rechts und links laß es nur regnen, so viel du haben willst; aber da, wo wir sind und noch gehen sollen, da laß es hübsch trocken sein, damit uns die schlüpfrigen Wege nicht aufhalten und wir bei Zeiten in's Quartier gelangen!" Der liebe Gott erhörte das Gebet: rechts und links regnete es, über uns fielen kaum einige Tropfen herab und unser Weg blieb bis zum Abend trocken. Statt des Regens zog sich vom Gebirg ein leichter Nebel herab, und als wir an die langen Abgründe kamen, da verhüllte uns der liebe Gott deren schwindelige Tiefe; wir sahen unter unsern Füßen nur Nebel. Ich habe schon gesagt, daß wir zu spät von Quaranda aufgebrochen waren. Wenn in der Morgenfrühe bis neun Uhr die senkrecht über den wüsten Páramos stehende Sonne auf deren Oberfläche eine große Hitze entwickelt hat, stürzt mit einmal aus den eisigen Regionen des dicht nebenan stehenden Chimborazo ein kalter Wind herunter, häufig Schneewasser und Hagel mit sich treibend. In wenigen Minuten steigert sich die Intensität des Schneesturms bis zur Wuth des Orkans. Die klugen Maulthiere, die von ihm betroffen werden, legen sich alsbald flach auf den Boden nieder, Kopf und Hals dem Winde abgekehrt auf die Erde, oder sie retten sich auch hinter einen vorspringenden Felsen, in eine geschützte Erdspalte. Der vernünftige Reiter versucht nicht, sein Thier aufzutreiben. Er weiß, eher könnte er es in Stücke hauen, als es auf die Beine bringen. Was sollte es ihm auch helfen? Er kann ja selbst nicht einen Schritt thun ohne die äußerste Gefahr, zu Boden geworfen, oder gar einen Abhang hinuntergeweht zu werden. Geduldig hüllt er sich in seinen dicken, erwärmenden Poncho und kauert sich neben sein Thier auf den Erdboden. Wehe aber dem Reiter, welcher vom Orkan am Rande jener langen Abgründe betroffen wird. Braust der Wind unversehens hinter einer Ecke hervor, so kann er verloren sein, und kauert er sich nieder, welche Lage! ein oder höchstens zwei Schritt von einem gräßlichen Abgrund entfernt, mitten in einem Orkan, der Bäume entwurzelt! Dieser Schneesturm des Chimborazo ist weit verrufen im ganzen Land, gefürchtet von Jedermann, auch dem verwegensten Reiter. Ein sehr bewährter Zeuge, der die europäischen Stürme von Jugend an kennt, versicherte mir, er habe sich vorher nie eingebildet, daß ein Wind eine solche Stärke erlangen könne. Sechs Stunden lang wüthet der Sturm, doch hat er nicht immer die nämlichen Perioden, sogar des Morgens um sechs Uhr schon beginnt er bisweilen zu toben und seine Schrecken verbreitet er weit hinab bis nach Quaranda und in die Hochebene zwischen beide Cordilleren. Um ihm aus dem Wege zu gehen, bricht man schon Nachts zehn oder zwei Uhr von Quaranda auf, beim Mondschein, wenn es geht, und sonst in

dunkler Nacht, obgleich wir Europäer es nicht begreifen, wie man solche Wege bei Nacht zurücklegen kann. — Gott nahm uns in seinen besondern Schutz. Die Gewitter hielten den Orkan zurück und wir gelangten ohne Gefährde an's andere Ende der gefährlichen Abgründe. Mittlerweile trat die Dämmerung ein und noch immer irrten wir zwischen den Blöcken und Wasserrinnen umher. Endlich erblickte ich unser Quartier, ganz oben auf dem Bergjoch in einem kleinen Thale. Nahe darüber begann der Schnee des Chimborazo, der wie die Kuppel einer Kirche den mächtigen Westcordilleren aufgesetzt ist. Unsere elende Hütte von etwa 15 Schritt Länge und 8 in der Breite mußte Platz gewähren für 50 Mann. Es zerriß mir das Herz, zu sehen, wie draußen, unter ein paar Brettern, eine später ankommende kleine Reisegesellschaft Zuflucht suchte. Eine schneidende Kälte herrschte hier oben, ein fürchterliches Gewitter tobte über uns und Schnee bedeckte das ganze Thal und ringsum die Höhen. Unsere Mannschaft war den ganzen Tag athemlos neben uns her das Gebirge hinangelaufen; und für all' ihre Mühen erhielt ein Jeder zur Nahrung nur ein paar elende Bananen. Hungrig drängten sich die armen Leute stets um uns herum, so oft wir unsere kärgliche Mahlzeit genossen. Sollten sie heute, schlecht bekleidet, wie sie waren, da draußen im Schnee auf dem nassen Erdboden campiren? Wir nahmen sie in die Hütte hinein, aber unvergeßlich ist mir diese Nacht! Zum Liegen war kein Platz und so kauerte die arme Mannschaft halb sitzend halb knieend auf dem Erdboden die ganze Nacht, dicht an einander gedrängt.

Um 7½ Uhr Morgens saßen wir wieder im Sattel. Das Wetter war klar und schön, kein Wölkchen am Himmel zu entdecken. Es ging die Ostabhänge des Chimborazo hinab, durch einen endlosen langweiligen Páramo, durch nicht enden wollende Wasserrinnen. Aber die Aussicht war über alle Beschreibung schön. Unter uns dehnte sich rechts und links die große Hochebene aus, in Wahrheit ein verhältnißmäßig enges, schluchtenreiches Thal. Auf dieser Seite zogen sich in endloser, malerischer Reihe die Westcordilleren hin. Auf ihnen erhoben sich, uns zunächst, die schneeigen Dome des Chimborazo und Carahuirazo (alter Schneemann), der dem ersten an Höhe und Majestät wenig nachsteht. Ein gewaltig hoher Schneekegel, eine ächte Vulkangestalt, erhob sich weiter im Süden, mitten in einem Meere anderer hoher Gebirge. Gerade vor uns, in einer Entfernung von zwei bis drei Stunden, stiegen die Ostcordilleren hinan, an dieser Stelle ein Labyrinth hoher, zackiger, schneeiger Bergkolosse, und vor Allem malerisch der hohe Altar, so genannt nach seiner eigenthümlichen Form. Früher höher als der Chimborazo, ein ausgebrannter, innen gehöhlter Vulkan, stürzte sein Gipfel kurz vor der Ankunft der Spanier zusammen; nur zwei gewaltige Felsenzacken sind rechts und links stehen geblieben, gleich zwei riesigen Kerzenstöcken, und lassen die alte Struktur des Berges erkennen. Dicht nebenan hebt sich der kühne, tief mit Schnee bedeckte Kegel des feuerspeienden Tunguragua, dann der immer thätige Vulkan Sangay, dessen Getöse man häufig bis auf Entfernungen von 30—50 Meilen hören kann; hierauf der Hanganato, der Zuncho, der Topo, die Siete Vocas, der Quitindana, und endlich fern im Norden der fürchterliche Cotopari.

Gegen 11 Uhr gelangten wir auf die herrliche, vom Präsidenten Garcia Moreno angelegte Straße und nun ging's fort im sausenden Galopp. Nach zweistündiger Rast um die Mittagszeit ging es Nachmittags auf der schönen Straße weiter und um 7½ Uhr Abends zog unsere stattliche Karavane in dem hübschen, tief in einem Felsenkessel gelegenen Ambato ein. Hieher war uns P. M. mit andern Begleitern entgegengekommen. Unser lieber Doktor C. wurde ganz sachte abgesetzt von seinem hohen Posten und der größte Theil unserer Leiden war vorüber. Wir befanden uns wieder in einem kultivirten Lande und immer fanden wir erträgliche Hotels. Ein achtstündiger Ritt brachte uns am nächsten Tag, dem achten, nach Latacunga. So schön die Straße war, so satt hatten wir alle das Reiten. Acht Tage lang hatten wir ohne Unterbrechung im Sattel gesessen und namentlich waren die Schwestern in hohem Grade erschöpft und ihre Oberin, eine ältliche Frau, fand sich höchst unwohl. Dazu konnte ich nicht begreifen, warum wir auf dieser Straße alle reiten sollten, während in Quito sich einige Kutschen befanden. Auch war der folgende Tag Sonntag und Dr. C. drängte wieder voran. Wir sollten — anders war es nicht möglich — am nächsten Tage einen Ritt von acht deutschen Meilen machen. Das war mir zu viel. Noch des Abends ging ein Courier nach Quito zum Präsidenten, mit dem bescheidenen Schreiben, wenn ihm etwas an uns gelegen wäre, so könne er uns mit Kutschen holen lassen, vorläufig würden wir in Latacunga bleiben. Der Sonntag war also Ruhetag und Montag in der Frühe standen zwei prächtige Wagen vor der Thüre, die uns Abends bis nach Machache brachten, und endlich Dienstags, den 4. Juli, Vormittags 10 Uhr zogen wir unter endlosem Zulauf des Volkes in Quito ein, freilich nicht ohne daß einer der beiden Wagen durch die Ungeübtheit der Kutscher und der Pferde in einen Graben geworfen wurde. Glücklich, daß wir bei der rasend schnellen Fahrt nicht in einen der vielen Abgründe flogen! Eine Schwester stürzte heraus, ein Rad ging ihr über den Fuß, doch kam sie mit dem bloßen Schrecken davon.

So wären wir also in Quito! Wie sieht Quito aus? Wie oft habe ich nicht früher vor der Weltkarte gestanden und mir diese merkwürdige Stadt angeschaut, fast gerade unter dem Aequator, hoch oben zwischen den Andesgebirgen! Jetzt bin ich da ohne mein Zuthun. Auch Quito ist kein Paradies. Der an Bequemlichkeiten gewöhnte Europäer begegnet vielen Entbehrungen. Die Stadt hat eine ziemlich bedeutende Ausdehnung, Niemand aber weiß die Zahl der Bewohner anzugeben. Die Straßen sind meistens ganz gerade, schön gepflastert und sehr reinlich; sie steigen aber gewaltig bergauf und bergab. Die Häuser haben fast ohne Ausnahme zwei Stockwerke, manche im Centrum der Stadt auch drei, und hier sind sie manchmal recht hübsch gebaut, sonst aber besitzen sie meist ein vernachlässigtes Äußeres. Tiefe Schluchten — die Quebradas — ziehen durch die Stadt. Eine große Menge schöner, aus Stein gebauter Kirchen schmückt sie. Im Innern sind diese gut erhalten und reinlich, häufig festlich geziert, im Äußern vielfach verfallen, ihre Thürme durch das letzte Erdbeben eingestürzt. Ein reges Leben herrscht auf den Straßen. Viel Volk, europäisch gekleidete Señores und Damen, malerisch

gekleidete Reiter, kaum mit einem Poncho bedeckte Indianer drängen sich durcheinander. Auch das Militär bringt Wechsel in die Stadt. Offiziere stolzieren in prächtiger Uniform einher; von einem Maulthier gezogene, leichte Bergkanonen rasseln durch die Straßen, und die schwarzbraune Militärmusik spielt so schön und so fleißig deutsche Stücke von Morgens bis Abends und in die Nacht hinein, daß man fast ununterbrochen in einem Concert zu sein meint. Auch viele Feste, meist von religiösem Charakter, feiert man auf den Straßen. Die Umgebung ist eine der großartigsten der Welt. Quito liegt auf der östlichen Abdachung des Pichincha, der höher hinaufragt über die Stadt, als der Säntis über den Bodensee. Ein kolossales Gebirge mit riesigen Berggipfeln und wilden Schluchten! Auf zwei Meilen weit verfolgt es das Auge. Dann kommt der gewaltige Atacazo, der Corazon, der schneeige Cotopari, der Ruminagni, der Sincholagua, die drei letztern im Süden. Im Osten liegen die reichen und breiten Thäler von Chillo und Tumbaco mit ihren Südfrüchten aller Art und darüber hinaus die Berge der Ostcordilleren. Jetzt am Ende der Regenzeit kleidet ein saftiges Grün Berg und Thal. Nur Wald vermißt man mit Schmerzen.

Bei unserer Ankunft in Quito waren wir Alle krank; namentlich litten die Schwestern. Drei befanden sich lange in höchst bedenklichem Zustande, und die Oberin starb. Waren also unsere Strapazen wirklich so groß gewesen? Ich weiß es nicht. Gott wolle sie aber lohnen und unserm Wirken seinen Segen verleihen. Gott befohlen!

Joseph Kolberg S. J.

Recensionen.

1. **Silvio.** Ein Roman aus den Tagen von Mentana, von **Philipp Laicus.** Mainz, Kirchheim 1873. Zwei Bände. kl. 8⁰. 315 u. 395 SS.

2. **Clemens Brentano's** ausgewählte Schriften. In zwei Bänden. Chronologisch geordnet und mit Anmerkungen versehen von **J. B. Diel** S. J. Mit Illustrationen von Professor **Ed. Steinle.** Erster Band: Poesieen. Zweiter Band: Prosa. Freiburg, Herder 1873. kl. 8⁰. XLVI, 410 u. 616 SS.

1. In seinem „Olderich“ hat P. Bresciani den Helden von Castelfidardo ein Denkmal gesetzt, welches noch lange, die Eintagswerke unserer Belletristik überragend, dastehen wird — monumentum ære perennius. In ähnlicher Weise verewigt „Philipp Laicus“ in seinem „Silvio“ die Helden von Mentana. Bereits ist uns der pseudonyme Verfasser (Philipp Wasserburg) aus seinem „Evangelium der liberalen Toleranz“, den „Liberalen Phrasen“, dem Romane „Ringende Mächte“ u. s. w. vortheilhaft bekannt. „Silvio“ verdient entschieden den Vorzug vor den „Ringenden Mächten“; er ist durchdachter, abgerundeter, hascht weniger nach Effekt, baut sich auf geschichtlicher Grundlage auf und kann ungefährlich reiferen Jünglingen in die Hand gegeben werden. Wohl leben die Ereignisse von 1867 noch frisch im Gedächtnisse des Katholiken fort; dennoch erquickt er sich zuweilen gern in höherem Maße an der heroischen Hingabe jener edlen Männer und Jünglinge, welche sich damals der so gerechten Sache des hl. Stuhles weihten. Und ferner — gibt es wohl etwas Lehrreicheres, als den Einblick in dies Wühlen der finstern Gewalten, in dies Ringen der Nacht mit dem Tage, des Dunkels mit der Helle? Überdieß stehen ja auch wir inmitten ähnlichen Kämpfens und Ringens; denn, was in Italien mit blutiger Waffe durch Freischaarenzüge und Mithülfe selbst regulärer Truppen versucht wurde, — die Vernichtung der katholischen Religion durch die Vernichtung des Papstthums — das erstrebt man anderswo durch minder blutige und gewaltthätige, aber nicht minder grausame und ungerechte Mittel. Als vor ein paar Jahrzehnten der „Jude von Verona“ vor das überraschte Lesepublikum trat, zeigte man nicht übel Lust, die Schilderungen, welche Bresciani hier von dem Treiben der Geheimbündler machte, in den Bereich der Fabeln zu verweisen und als Ausgeburten einer überschwänglichen Phantasie oder als Schreckmittel für schwache Seelen zu belächeln; allein Bresciani hielt an seinen Aussagen fest, gab seine Quellen an und erklärte in einer der folgenden Auflagen seinen Lesern rundweg: „wenn mich Gott antreibt, den Völkern und den Gewaltigen der Erde laut zuzurufen: Es gibt keine Macht hienieden, die im Stande wäre, euch vor dem Verderben der geheimen Gesellschaften zu erretten, — s o w e i ß i c h, w a s i c h s a g e, und ich bitte und beschwöre euch,

keine andere Zuflucht und nirgend anderswo Heil zu suchen, als im Glauben und bei der Kirche; ihr gehorchet, sie ehret, an ihr haltet fest; unterstützet, fördert diese Kirche, die allein noch im Stande ist, die Menschheit, die Familien, die Gemeinden, die Völker, die Staaten auf bessere Bahnen zu führen und dem Ideale näher zu bringen."

So begegnen wir auch in dem vorliegenden Romane Verschwörern und Geheimbündlern der verschiedensten Sorte: gemeinen Handlangern und blinden Werkzeugen der Revolution, aber auch vornehmen Leitern und Mitwissern der eigentlichen Pläne. Die Charaktere sind scharf abgegrenzt und schwimmen keineswegs in einander. Der abgehauste alte Graf, der von dem Gelingen der revolutionären Anschläge zumeist die Verhinderung des eigenen finanziellen Ruins erwartet; der junge Wüstling, sein Sohn, dem schließlich die Garibaldi'schen Unternehmungen zur Befriedigung teuflischer Rachegelüste dienen sollen; der fast ritterliche Caraffi, dem es hauptsächlich um Abenteuer zu thun ist; der mißleitete Kanzlist Abbate Vocatelli, welcher zu spät die eigentlichen Ziele der rothen Partei zu ahnen beginnt; der Trunkenbold und Maurer sammt dem saubern Gesellen, welcher mit ihm die Minen zur Serristori-Kaserne gräbt; die gemeinen Banditen, denen jegliches Menschenleben für Geld feil ist —: lauter lebensfrische, wenngleich nächtliche Gestalten. Daneben und zwischen sie gemischt, Lichtstreifen gleich, Silvio und seine Braut Lucia, Teresita, Dottore Vito, die edlen Zuaven, der heilige Vater u. s. w. Leider ist Caraffi, dieser in seiner Abenteuerlichkeit so anziehende Charakter, mit einer solchen Vorliebe behandelt, daß Silvio, der eigentliche Held des Romans, fast in den Hintergrund tritt. — Die Beschreibungen der verschiedenen Gefechte scheinen sich an detaillirte und authentische Berichte anzulehnen. Die Wärme und Lebhaftigkeit der Sprache versetzt uns gleichsam auf den Kampfplatz; wir marschieren mit; schon befinden wir uns mitten im Getümmel, — hier Rothhemden, dort päpstliche Uniformen, Losungsrufe, Kriegsgeschrei, Kommandoruf, Ächzen Verwundeter und Sterbender, Geschützesdonner, Trommelwirbel, — Alles mengt sich bunt durch einander.

Möge der wackere „Silvio" in recht viele, zumal jugendliche Herzen die Begeisterung für Pio nono und die Interessen der heiligen Kirche tragen oder die längst vorhandene mehren! Keinesfalls werden einzelne sprachliche Unebenheiten, und einige kleine Unwahrscheinlichkeiten die Verbreitung des spannenden Buches hemmen, welches sich als Weihnachtsgabe vortrefflich eignen könnte.

2. Fürwahr — Brentano verdient, wie kaum Einer, der Vergessenheit entrissen zu werden! Ein Mann, der so viel gerungen, um sein besseres Ich wieder zur Geltung zu bringen, der gegen die Mißgunst, welche ihm seine kirchliche Richtung zuzog, mit solcher Seelengröße angekämpft, der dabei rein und voller Adel, Dichter gleichsam von Natur, auch in Ansehung des bloß Technischen als vollendeter Meister gelten kann: ein solcher Mann, groß als Mensch, groß als katholischer Dichter, muß fortleben in der Erinnerung, seine Schöpfungen dürfen nicht unter den Schutt gerathen, welchen die Zeit rings um uns her anhäuft, — und wir sind Jenen sicherlich zum größten Danke verpflichtet, welche es sich angelegen sein lassen, dieselben wieder an das Tageslicht zu arbeiten und ihren Zeitgenossen in verjüngtem Gewande vorzuführen. Daß P. Diel nicht bloß der keineswegs leichten Aufgabe gewachsen war, sondern sie auch mit wärmster Liebe, ja mit wahrer Pietät unternahm und durchführte, geht fast aus jeder Zeile hervor, mit welcher er Brentano's „ausgewählte Schriften" einleitet oder begleitet. Und vorzüglich um dieser Pietät willen, welche den Reiz der edlen, tadellosen Sprache noch erhöht, freuen wir uns auch so sehr auf die verheißene größere Biographie Brentano's, die den dritten Band der „Ausgewählten Schriften" bilden soll.

Einer höchst belehrenden, gut geschriebenen „Einleitung“ folgen in drei Abtheilungen „Poesieen“ und zwar „geistliche Gedichte“, „weltliche Gedichte“, „Romanzen vom Rosenkranz“. Der zweite Band umfaßt „ausgewählte Prosa“: „Erzählungen“, darunter „aus der Chronika eines fahrenden Schülers“, und das berühmte Märchen von „Gockel, Hinkel und Gackeleia“, sodann „kleinere Schriften“, endlich „Briefe“. Zu sämmtlichen Stücken gibt P. Diel erläuternde Anmerkungen, welche zumeist auf die Entstehung Bezug haben, häufig aber auch das bessere Verständniß ermöglichen oder Übergänge vermitteln; auch sonst enthalten dieselben des Wissenswerthen und Schönen viel. Leider ist in einer dieser Anmerkungen (2. Bd. S. 605) ein Versehen stehen geblieben: Der Maler des berühmten Kölner Dombildes wird da „Wilhelm“ genannt; soll wohl Meister „Stephan“ heißen [1], wenn überhaupt ein Name angegeben werden will.

Eine überaus willkommene Beigabe sind die herrlichen Zeichnungen von Steinle in Albert'schem Lichtdruck, von denen zwei, nebst Clemens Brentano's Facsimile, den ersten, vier den zweiten Band schmücken: Marina, Meliore und Apone, der fahrende Schüler, Radlauf und Ameleya, Nymphenzug, Ameleya's Rückkehr. Steinle, noch jetzt ein König unter den Malern, katholischer Künstler durch und durch, wie Brentano katholischer Dichter, gehört übrigens durchaus zu Brentano; die beiden edlen Freunde durften auch hier nicht von einander getrennt werden, — sonst hätte sich wohl sicher derjenige beklagt, der einstmals schrieb („Zueignung“ der Legende von der heiligen Marina „an den Historienmaler Eduard Steinle“):

„Wie Sankt Marina's heilige Legende
So klar und rein, so ernst jungfräulich schön
Gebildet deiner Kunst unschuld'ge Hände,
Sah manches Aug' gerührt ich eingestehn.

Und als auch mir dein Werk das Herz bezwungen,
Das, stumm und hart, nur selten Kunst gerührt,
Hab' ich Marina's Lob für dich gesungen;
Der Heil'gen selbst ein höh'res Lied gebührt,

Ein neues Lied, das unter Harfenchören
Dem Lamme Gottes, das auf Sion steht,
Die Jungfrau'n singen und allein nur hören,
Die rein dem Lamm gefolgt, wohin es geht.

Nimm du fürlieb; was Liebe mußte dichten,
Dies Lied, von deiner zücht'gen Kunst bewegt,
Sei schüchtern dir — die Liebe kann nicht richten,
Nur dulden, schonen, — an das Herz gelegt.“

Noch ein anderer Freund und Verehrer Brentano's hat zur Entstehung der vorliegenden Sammlung ein Erhebliches beigetragen: Prof. Dr. Janssen, der unermüdliche Historiker, der geistreiche Biograph Böhmers, mit welchem er sich gar oft in einsamen Stunden an Brentano's Muse labte. Der Güte Janssen's verdankt P. Diel so manchen werthvollen Beitrag, namentlich an Notizen, aus dem Nachlasse J. Fr. Böhmers. Wie sehr aber Letzterer selbst das Genie Brentano's bewunderte, geht aus einer Äußerung hervor, die wir

[1] Siehe „Künstlerlexikon“ von Prof. Fr. Müller, 3. Band, S. 600.

in einem Briefe an Schulz finden: „Ich kann ihn (Brentano) Euch nicht beschreiben, aber ich meine, er wäre der größte Dichter von allen Lebenden.“ Und anderswo: „Mir ist Clemens der dichterischste Geist, der mir vorgekommen, Göthe scheint gegen ihn ein guter ökonomischer Mann zu sein, Clemens aber einer, der immer wegwirft und immer hat.“ „Eine Summe von Poesie, wie sie Andern, die sie haushälterisch pflegen und auf Zinsen legen, für's Leben genügt und ihnen noch jenseits desselben einen Sitz auf dem Parnaß sichert, warf er täglich mit vollen Händen hinweg und war darum am folgenden Tage doch nicht ärmer, als am vorhergehenden. Sein und Leben wurden ihm zur Poesie, nicht zu seinem Glück.“ — Möchte doch diese Ausgabe Brentano'scher Werke sich demnächst auf dem Weihnachtstische recht vieler gebildeter Familien vorfinden und von hier ihren Weg nehmen in die Privatbibliotheken namentlich junger Leute, welche da glauben, ihren „classischen Sinn“ schon genug dadurch zu bekunden, daß auf ihrem Büchergestelle Schiller, Göthe, Lessing, Wieland, Heine u. s. w. in strahlenden Einbänden prunken!

Ad. v. Doß S. J.

Neue Gedichte und kleine Dramen von Emilie Ringseis. Freiburg, Herder 1873. 8°. XVI u. 392 SS.

Einer Empfehlung von unserer Seite bedürfen die vorliegenden Gedichte nicht, denn die Verfasserin hat sich bereits einen so ehrenvollen Platz in der neueren katholischen Literatur erobert, daß ihr Name allein für jedes ihrer neueren Werke die beste Empfehlung bildet. Die vorliegende Sammlung unterscheidet sich aber in so mancher Beziehung von den früheren Arbeiten der Dichterin, daß wir dieselben dennoch einer kurzen Besprechung unterziehen möchten. Die bereits oft gerühmten Eigenschaften, durch welche sich die Dichtungen der Fräulein Ringseis auszeichnen, nämlich ihre markige prägnante Kürze, die Kraft der Gedanken, mit einem Worte, der männlich-ernste Ton, treten in diesem Bändchen noch weit schärfer zu Tage. Es kommt dieß zum Theil daher, weil eine große Anzahl der Gedichte sich auf polemischem und zeitgeschichtlichem Gebiete bewegen. Wir sind, offen gestanden, sonst kein Freund von dieser Art Poesie; jedoch in einer Zeit, in welcher der Kampf der Geister so mächtig und das Heiligste bewegend hin und her wogt, lassen wir uns gern diese zahmen wie scharfen Xenien gefallen. Zudem soll ja vor Allem der Dichter die vielfachen Strömungen der Zeit auf sich einwirken lassen, um sie dann mit scharfer Satire zu geißeln oder mit heiterem Humor zu belächeln. Dieses hat die Verfasserin gethan. Vorerst bietet sie uns „ein Büschelchen confessioneller Polemik“, wie „Gelegenheit, zufällig Wörtlein“ eingegeben. Die Dichterin sagt in den Einleitungszeilen:

„Wo Irrthum wurde laut, arglos und seelenzart,
Da stunden Rede wir, auch wir arglos von Art.
Doch, findet unter uns sich gröber manch' ein Keil,
Grund gab es auch hiefür; jedwedem nun sein Theil.“

Der Inhalt der nun folgenden Gedichte ist größtentheils gegen die landläufigen Vorurtheile des Protestantismus gerichtet; die Form ist meist eine dialogische. Manche dieser Xenien haben eine scharfe und überraschende Spitze; doch möchten andere durch die Kürze des Ausdruckes an der Klarheit des Gedankens gelitten haben und schwerer zu verstehen sein. Zu einem der schönsten rechnen wir das Gedicht „Zwischenstufen“.

An die confessionelle Polemik schließt sich eine Reihe von Gedichten, zu denen die Streitfragen der Gegenwart den Stoff liefern. Da stehen denn die „deutsche Wissenschaft“, die „Infallibilität“ nicht an letzter Stelle, und

manches scharfe Wort läuft unter. Aber nicht mit Unrecht bittet die Dichterin:

„Nichts für ungut, werthe Freunde,
Fällt ein schroffes Wort mitunter,
Eurer Mancher ja mich kränkt,
Der vielleicht es nimmer denkt,
Streitend geht's wohl drüber, drunter.
Mög's nur Jeder ehrlich meinen,
Mög' aus dieses Lebens Wirren
Gott uns einst bei sich vereinen,
Seiner wahren Kirche Kind
Und die unfreiwillig irren,
Daß wir singen: Gott die Ehre
Und den Menschen Fried' auf Erden,
So da guten Willens sind."

Übereinstimmend mit dieser Gesinnung geißelt die Verfasserin daher auch hauptsächlich nur die freiwillig und hochmüthig Irrenden und zwar meist in recht packender Weise. So fragt sie einen, der aus der Kirche treten wollte:

„Sag' mir, Hans, zu welchem Zweck
Übertreten? Übertreten
Kannst Du gleich gut hüben, drüben,
Im Nichtfasten, im Nichtbeten
Gleiches üben
Drüben, hüben,
Hüben, drüben — bist ein Geck."

Ebenso treffend ist das Gedicht an die „kleinen Luziferchen".

„Gefallen ist der hohe Morgenstern
Und viel der kleinern Sterne riß er mit.
O weh, gefallen!
Seither geschah kein Fall von solcher Macht;
Doch seh'n wir jährlich noch Sternschnuppen fahren,
Sie dünken sich in ihrem Fall was Rechtes,
Denn wer sie sieht, ruft mit Lebhaftigkeit:
„Habt ihr gesehen? ein Stern hat sich geschneuzt!"
Und dann? Vergessen.
O weh, vergessen!"

Fräulein Ringseis ist, wie sie selber sagt und wie zur Genüge bekannt, eine Ultramontane und kann sich daher weder mit den Altkatholiken, noch auch mit den Geburten des Liberalismus auf politischem Gebiete befreunden. Unrecht wird eben niemals zum Rechte — so denkt die Verfasserin, wie aus ihren „Zeitgedichten" hervorgeht. Als ächte Bayerin fühlt sie den Bann, der auf dem engeren Vaterlande lastet, und zu gleicher Zeit vermag sie, obgleich oder vielmehr weil eine feste deutsche Patriotin, die Thaten nicht zu billigen, aus denen Deutschlands Einheit allmählig hervorgegangen. Darum fleht sie zu Maria um Hilfe für ihr Bayerland:

„**Patrona du Bavariae**, wann sendet
Uns Trost dein leuchtend Aug', der Freude Quell?
Du siehst des Volkes, siehst der Kirche Rettung.
Auf, Bayernherrin, auf! bring Hilfe, Rettung."

Darum auch klagt sie in einer stürmischen Nacht, während draußen der Krieg durch das Land fegt:

„Wenn heute Nacht das Herz einer Mutter im Leib gefriert,
Sie weiß den Sohn im Felde, hört wie der Wind tourniert, —
Die Frage zischt gewaltsam empor im grimmigen Spott:
Wer trägt die Schuld am Kriege, wer trägt die Schuld vor Gott?
Jahreszahlen flammen blutig im düst'ren Dämmerlicht
Voll Neid, Verrath und Schwäche, sie nennen will ich nicht.
Es kennt sie jedes ächte, getreue deutsche Herz;
Sie sind ihm eingeätzet im blutig heißen Schmerz;
Da fährt's wie Fluchestoben mir wild im Busen auf,
Setz' ich auch gleich erschrocken ein „Gott verzeih' mir" drauf;
Dann schüttelt mich ein Grauen, ich murmle sonder Spott:
„Weh', die den Fluch verschuldet, vergeb' es ihnen Gott!"

Darum endlich kennzeichnet sie unverholen in dem Gedichte „deutsche Jahrgänge" die Sünden einer gewissen Partei, welche für die deutsche Einheit schwärmte, aber für jene Einheit, die mit Österreichs Erniedrigung verknüpft war. Sie erinnert an 1859, 1863 und fährt dann fort:

„Im Jahre 66, da kam es an den Tag,
Österreich hinausgeworfen, das war ein Meisterschlag!
Was kümmern euch die Ströme von Thränen, Schweiß und Blut?
Österreich hinausgeworfen, das thut der Einheit gut.
Und nun im Jahre 70, da tönet hell Geschrei:
„Straßburg und Elsaß müssen und Lothringen herbei,
Sie sind so schön und groß nicht, wie der verlorene Ost,
Doch uns um so viel theurer, als es mehr Blutes kost.
Es ward schon viel vergossen, groß Östreich abzuhau'n;
Klein Elsaß zu gewinnen, muß sich weit mehr noch stau'n.
Es quillt und schwillt noch täglich von gutem deutschen Blut,
Wer weiß, wer weiß, wie lang noch — das ist zur Einheit gut."

Die Dichterin hat wohl recht, wenn sie derselben Gattung deutscher Patrioten nach dem Kriege 70/71 zuruft:

„Schämt ihr euch nicht der Gemeinheit, den besiegten Feind zu schmäh'n?
Kam aus ächten Adlers Hals je solch' ruhmredig Hahnenkräh'n?
War der Sieg so wunderherrlich, gebt auch Ehre dann dem Feind,
War der Feind so ganz unwürdig, laßt es, euch so aufzubläh'n.

Gerade diese Zeitgedichte haben uns durch die tiefe Gluth der Empfindung, die sich in ihnen ausspricht, besonders angesprochen, und wir zählen das oben mitgetheilte Gedicht „In einer stürmischen Nacht" zu den schönsten der ganzen Sammlung.

In den Abtheilungen: Heilandbilder — Eucharistisches — Maria und die Heiligen, hat uns die Dichterin Blüthen einer tief-ernsten, gedankenreichen und betrachtenden Lyrik geboten. Leichtere Weisen, frische Liederstrophen, die fast unbewußt aus der Seele strömen, suchen wir bei ihr vergebens. Ihr

Gemüth neigt sich ganz der gehaltvollen Spruch- und Gedankendichtung hin. Aber auf diesem Gebiete leistet sie Vorzügliches. Wir machen nur auf die schönen Gedichte: Palmsonntag — Charwoche — Communion zur Weihnachtszeit — Speise und Wirth — Verwandtschaft — Erlöserfreude — Die kleine Erde — aufmerksam.

Es sei uns gestattet, ein Gedicht aus dieser Zahl ganz wieder zu geben; es trägt den Titel „Himmels-Eingang".

„Ich war wohl immer gläubig,
Recht für den Glauben warm,
Allein an tief'rer Andacht
Blieb meist der Busen arm.

Nun sprach zu mir das Leben
Mit seinem trüben Ernst:
Es ist wohl Zeit, o Seele,
Daß Du zu beten lernst.

Wie lern' ich recht zu beten,
Wo wird mir Liebesgluth?
Herr Jesu, lehre Du mich,
Weil mild Du bist und gut.

So tret' ich in die Kirche,
Knie' vor dem Sacrament,
Und fühle, wie von Andacht
Mein ganzes Herz entbrennt.

Nun komm ich immer wieder
Und wieder, hier zu knie'n,
Hier an des Himmels Eingang
Wird Andacht mir verlieh'n."

Der Charakter, welchen die Lyrik unserer Dichterin an sich trägt, nämlich die Gedankenfülle und das Spruchartige in der kurzgedrängten Form, ist für die dramatische Dichtung ein großer Vorzug. Das tritt in allen ihren Dramen recht augenscheinlich zu Tage; das Drama ist ihr eigentliches Feld. Mit lebhaftem Interesse lasen wir auch wieder die kleineren Dramen, welche der vorliegende Band enthält. Das erste, „der Königsmann", zeichnet sich aus durch seine ruhige Würde; wir finden zumal die Person des göttlichen Erlösers in kurzen Worten herrlich dargestellt. Wie die Dichterin es versteht, auch das Kindlich-Einfache treu wiederzugeben, davon zeugt der erste Auftritt des vorliegenden Stückes. Schöner indessen noch dünkt uns das Märchenspiel vom „Schneewitchen". Da weht frischer Waldeshauch, und die kindliche Einfalt und Unschuld des treuherzigen Märchens muthet die Seele erquickend und kräftigend an. Weil nichts hinzugedichtet ist, und kein falsches Wortgepränge unsere Phantasie verwirrt, gerade deßhalb ist dieses Stück so rührend und schön. Wie lieblich tönt z. B. das Gebet der verstorbenen Königin für ihr Kind. Der Jäger, welcher Schneewitchen morden sollte, hat, von den Bitten des Kindes gerührt, die Kleine entfliehen lassen. Nun ist sie einsam im Walde und Niemand erbarmt sich ihrer. Aber der Geist der Mutter wacht und fleht:

„Herrscher dort Oben, Himmelsgesind,
Hütet mein Töchterchen, hütet mein Kind,

Wenn's hineilet in Angst und Pein
Mutterseelen- im Wald allein!
Läublein an Zweigen, dunkeles Moos,
Berget Schneewitchen in Waldes-Schooß!
Thiere des Waldes, reißend wild,
Schonet, o schonet Schneewitchen mild!
Ritz' ihm den Fuß nicht, Felsengestein,
Dämmerung, hüll' es in Schrecken nicht ein,
Leite mit säuselndem Kosen, o Wind,
Glückliche Pfade mein trautes Kind!
Führ's über Berge, thalein, thalaus,
Hin zu der Zwerge waldheimlichem Haus."

Das sind wunderliebliche Zeilen. Nicht weniger schön sind die Scenen, in welchen die Zwerge auftreten; auch die Person der bösen Stiefmutter ist prächtig gezeichnet; wir sehen ihren „giftigen Blick" und es braucht der Worte kaum: „Pah, wenn der Blick, wenn der Blick es thäte...." Und welch' ein Heimweh liegt in dem Liede, das Schneewitchen am Spinnrad singt, ein Heimweh, welches zu ihrem zeitweiligen Untergange führt. Das ganze Märchen besitzt überhaupt eine tiefe symbolische Bedeutung. Wie manches Menschenkind ist nicht auch in die Hände der bösen Stiefmutter „Welt" gerathen, die es zu tödten. um Schönheit und Alles zu bringen sucht! Aber eine höhere Mutter wacht, wenn auch das Kind selber, gleich wie Schneewitchen im Märchen, in falscher Sehnsucht befangen Verderbliches begehrt. Das Heimwehlied Schneewitchens ist so recht ein Heimwehlied solch' eines armen Menschenkindes, das nicht weiß, was ihm zum Heile ist.

„Tanze, tanze, kleine Spindel,
Tanz' und dreh' dich um geschwind!
Ach, ich wollte wohl und weiß nicht
Was ich will, ich armes Kind!"

Dieses Märchen, auf der Bühne aufgeführt, müßte, wie uns bedünken will, großen Eindruck machen. Mutterliebe und Kindesgefahren spiegeln sich darin, und als süßer Trost und ernste Mahnung tönen die lieblichen Schlußworte von Schneewitchens Mutter:

„Schneewitchen, meine Tochter,
Mein eigen Fleisch und Blut,
Gott Dank, du bist geborgen
In treuer Liebeshut!

Ich aber will umschweben,
So Gott mir Urlaub gibt,
Noch manch' ein armes Kindlein,
Verlassen, ungeliebt;

Und will an manchem Busen
Mit flüsternd leisem Hauch
Um Lieb' und Mitleid betteln:
Erbarme du dich auch!

O wer für solch' ein Kleines
Sein Scherflein bringen mag,

Es wird ihn nicht gereuen
Dereinst am jüngsten Tag!"

Möchte die edle Dichterin uns noch viele der alten schönen Märchen in solcher Weise neu entgegenbringen.

Wir halten es nicht für nothwendig, Einzelheiten in Sprache und Versbau zu benergeln; die Verfasserin hat hie und da Wortbildungen, die uns wenig behagen, wenn sie z. B. die Mutter Gottes „Gotttriefend" nennt. Das beurtheile Jeder, wie er will. Eins nur möchten wir wünschen, daß nämlich die Kürze des Ausdruckes der Klarheit des Gedankens keinen Eintrag brächte.

In einem Gedichte rechtfertigt sich die Verfasserin gewissen Leuten gegenüber, die bald ihre Wahl des Stoffes, bald die Behandlung desselben, von denen mit einem Wort der eine dieß, der andere jenes bei der Dichterin zu tadeln findet. Fräulein Ringseis schließt indessen ihre Rechtfertigung mit den Worten:

„Ich aber bin auch fernerhin gewillt,
Zu dichten, wie's mir aus der Seele quillt,
Zu spielen, wie und wann sich's günstig fügt;
Gelingt mir dieses, ist mein Herz begnügt,
So treib' ich es, will's Gott, in Seinem Namen,
Zu gutem Ende füg' Er Alles — Amen."

Diesem Vorsatz der edlen Dichterin stimmen wir bei und rufen ihr ermuthigend zu: Glückauf!

J. B. Diel S. J.

Sammlung historischer Bildnisse. Zweite Serie. Freiburg. Herder 1873. 8°.

I. Bdchn. **Daniel O'Connell.** Von **Reinhold Baumstark.** Mit dem Bildniß O'Connells. 232 S.

II. Bdchn. **Charitas Pirkheimer,** Äbtissin von St. Clara zu Nürnberg. Von **Franz Binder.**

1. Es gehört in das Reich liberaler Hallucinationen, den Protestantismus als die Mutter der Freiheit ꝛc. und England als das mustergültige Ideal derselben zu betrachten. Wäre keine andere Geschichte da, als die des armen, zertretenen, ausgehungerten Irland, mit seinem Jahrhunderte alten Elend, sie würde genügen, die freiheitsmörderische Schuld Englands zu schildern, die immer noch ungesühnt und ungetilgt auf seinem Gewissen lastet und um Rache gen Himmel schreit. Alles hat man den Söhnen Erins geraubt, ihre Freiheit, ihren Besitz, Grund und Boden, eine menschenwürdige Existenz, jedes bürgerliche Recht, man hat das ganze irische Volk in's tiefste Helotenthum heruntergedrückt, und zu allem dem gesellt sich der vornehm-bornirte Stolz des protestantischen Engländers, der selten ohne empörende Verachtung über „die zerlumpten und verkommenen irischen Paddys" sprechen kann, während er schamroth werden sollte, so oft er den Namen Irlands über seine Lippen bringt. Eine Hoffnung indessen und ein Trost ist den unglücklichen Iren geblieben, die ihnen der Verfolger mit aller Grausamkeit nicht rauben konnte, die katholische Religion und ein unerschütterlicher Glaube.

In kurzen, aber kräftigen Zügen schildert der Verfasser vorstehender Schrift diese Nationalschuld Englands gegen Irland und des letztern grenzen-

loses Elend. Es war nöthig, eine solche Schilderung voraus zu senden, um sowohl O'Connells, dessen Bild er uns zeichnen wollte, große Bedeutung für das unglückliche Land, als auch die Liebe und Begeisterung zu verstehen, welche ihm Millionen entgegen getragen. Nicht umsonst macht Baumstark darauf aufmerksam, es sei nicht blinder Zufall, daß gerade in unsern Tagen und namentlich im deutschen Reich die Erinnerung an O'Connell wieder allgemeiner und lebhafter werde. Ist ja das Streben der Herren von der Kelle darauf gerichtet, vierzehn Millionen Katholiken dasselbe Joch aufzuhalsen, unter welchem Irland seit Jahrhunderten seufzt, und zwar dieses im Namen des Staatsgedankens und zum Frommen einer verlogenen Freiheit. Wir sind darum überzeugt, daß die Katholiken Deutschlands das frisch und warm geschriebene Büchlein Baumstarks nicht nur mit Vergnügen, sondern auch mit Nutzen lesen werden. Wie lebendig stellt er uns den Mann vor Augen, der schon als neunjähriger Knabe seinen künftigen Beruf mit den Worten kund gab: „Ich will noch einmal einen Rumor in der Welt anfangen!" Diesen „Rumor" hat er getreulich aufgeführt, indem er sein langes, vielbewegtes Leben der Verwirklichung zweier Gedanken widmete, der Emancipation der Katholiken und dem Widerruf der im Jahre 1800 aufgezwungenen Union Irlands mit England. Leider war ihm nur die Erreichung des ersten Zieles vergönnt, während die Erfüllung des zweiten jetzt noch auf sich warten läßt; indessen auch so hat O'Connell vollauf den Namen „Befreier Irlands" verdient. Neben ihm zeichnet uns der Verfasser mit wenigen, aber treffenden Zügen Georg III., einen zwar „rechtlich gesinnten, aber geistig beschränkten" König, der durch seine fixe Idee vom persönlichen Königthum namenlosen Jammer über das Volk brachte und entsetzliches Unrecht an Irland übte.

Sehr lehrreich ist es, zu sehen, mit welch' geringen Mitteln, mit wie schwacher Hoffnung O'Connell seine Agitationen begann; aber eben so interessant ist es auch, wie sein Plan mit den Jahren an Gediegenheit und Klarheit gewann, wie er die bescheidenen Anfänge der katholischen Versammlungen zu einem das ganze katholische Volk umfassenden Verein organisirte, wie er der pfiffigen und spitzfindigen englischen Juristerei die Spitze abbrach, wie er niemals zu einem ungesetzlichen Schritte weder von Freund noch Feind sich drängen ließ, wie er endlich mit einem Worte der Vater seines Volkes war, aber auch das ganze Herz dieses Volkes eroberte. Unerschütterlich war seine Loyalität, bisweilen vielleicht sogar überschwänglich, wie damals, als er im Jahre 1821 dem neuen König Georg IV., der in betrunkenem Zustande den Irländern sich vorstellte, einen Lorbeerkranz überreichte; wenige Jahre später bekam er dafür auch aus dem königlichen Munde die Worte zu hören: „Dort ist O'Connell. Gott verdamm den Schurken!" Bald jedoch lernten die Irländer glücklicherweise, daß Jubelfeste, Adressen, Petitionen und Lorbeerkränze nicht das Mittel seien, um von einem „durchaus verlogenen und nichtswürdigen Manne" Recht zu erlangen; das Recht muß nicht erbeten, sondern in langem hartem Kampfe errungen werden.

Nichts vielleicht kennzeichnet neben dem unbedingten Gehorsam, welchen Versammlungen von Hunderttausenden dem großen Agitator leisteten, seine Zauberkraft über sein Volk so klar und deutlich, als die ungeheuren Summen, welche das arme Irland seinem „König Daniel" zur Verfügung stellte, und nichts zeigt mehr, wie die Sache Gottes bei der ganzen Agitation in den Vordergrund gestellt wurde, als daß alljährlich aus den gesammelten Geldern 5000 Pf. Sterl. zur Heranbildung katholischer Priester — auch für die Iren in Amerika — und eine gleiche Summe für die Erziehung armer katholischer Kinder ausgeworfen wurden. Ein solcher Verein mit solchen Mitteln schien aber der Regierung bald staatsgefährlich zu sein und der König hielt es nicht unter seiner Würde, ihn in der Thronrede von 1825 als solchen zu bezeichnen. Sofort wurde die Parlamentsmaschine des „freien Englands" in Bewegung gesetzt

und eine Bill durchgedrückt, welche diesen Verein auf zwei Jahre suspendirte. O'Connell jedoch war seinen Gegnern auf juristischem Felde gewachsen; er löste den alten Verein auf und gründete einen neuen, der nach Organisation und Zweck dem Buchstaben des Gesetzes nicht erreichbar war. Aber nochmals donnerte eine Thronrede am 5. Februar 1829 gegen die neuen Associationen, wiederum ertönte das Geschrei, „der Staat und die Verfassung sind in Gefahr, die katholische Kirche ist staatsgefährlich, nach der Emancipation wird der Papst der eigentliche König von Irland sein, die Protestanten werden in einer neuen Bartholomäusnacht zusammengeschlachtet werden, der unfehlbare Papst wird seine Gläubigen von jeder Verpflichtung vollends gegen Ketzer entbinden" u. s. w. u. s. w. Nochmals gelang es dem Parlamente, sich in künstliche Furcht zu versetzen, und ein neues Gesetz vom 10. Februar verordnete, „es solle in der Macht des Landstatthalters liegen, jede mißliebige Versammlung aufzulösen."

Die Hauptwürfel im großen Kampfe waren indessen schon gefallen. O'Connell hatte sich im Juli 1828 in der Grafschaft Clare in das Parlament wählen lassen, entschlossen, den gottlosen Testeid zu verweigern und dadurch die Regierung zu nöthigen, entweder durch ihr Festhalten an demselben vor ganz Europa sich zu prostituiren, oder durch die Emancipation den Katholiken ihr Recht werden zu lassen. Es war der Herzog von Wellington selbst, der in der Debatte darüber im Oberhaus erklärte: er hätte ohne katholisches Blut und katholische Tapferkeit den Sieg bei Waterloo nicht erringen können. Hätte er in Berlin so gesprochen, so würde der stenographische Bericht „schallendes Gelächter" der Nationalliberalen vermerkt haben, aber er sprach in London und errang auf der Tribüne einen nicht weniger glänzenden Sieg, als auf dem Schlachtfelde von Waterloo, denn die Emancipationsbill ging am 10. April 1829 durch, und König Georg IV. unterzeichnete dieselbe heulend und fluchend am 13. April.

Der Verfasser hat es verstanden, das Interesse des Lesers bis zum Schlusse des schönen Lebens des großen Agitators in Anspruch zu nehmen, wozu der Stoff sowohl, wie die lebendige Darstellungsweise das Ihrige beigetragen haben. Wir hätten indessen doch gewünscht, daß das praktische Element der großen Repealversammlungen schärfer und klarer hervorgehoben worden wäre. Der Leser wünschte zu vernehmen, was auf jenen Versammlungen gethan wurde, auf welche Weise der Repeal durch dieselben bewerkstelligt werden sollte, und welches das jedesmalige nächste Ziel derselben war. — Ebenso halten wir die Bemerkungen des Verfassers über den Grundsatz: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen," für unzeitig. Denn wenn es auch wahr ist, daß die Schwarmgeister diesen Satz mißbraucht haben, so kann im gegenwärtigen Kampfe von einem solchen Mißbrauche keine Rede sein, da den Katholiken die Befehle Gottes nicht durch subjektive Träume, sondern durch ein von Christus eingesetztes, auch staatlich anerkanntes Organ, durch die Kirche kund werden. Zu einer Zeit aber, in welcher die Staatsgewalt geradezu die Theorie ausspricht, daß Alles, was sie verordne, schon deßwegen recht und sittlich sei, und daß keine andere Rechtsquelle, als eben nur ihr Wille existire, ist die Entgegenhaltung obigen Grundsatzes nichts weniger als unpraktisch. — Deßgleichen wäre es wohl nöthig gewesen, der scharfen Verurtheilung „der so beliebten Schwärmerei für Decentralisation" wenigstens einige Beschränkung beizufügen. Daß für Parteibestrebungen, also auch für die katholische Partei, einheitliche Organisation, Centralisation nothwendig ist, leugnet Niemand. Wenn aber die Mißbilligung der „Decentralisation" sich auch auf die ständische Verfassung, auf den Föderalismus, auf die Kantonalität erstrecken sollte, so möchten wir wenigstens dem Verfasser hierin nicht folgen. Für eine andere Decentralisation aber ist uns keine Schwärmerei bekannt.

Diese wenigen Ausstellungen wollen aber dem Werthe der höchst zeit=

gemäßen und interessanten Schrift keinen Eintrag thun; im Gegentheil wünschen wir ihr die weiteste Verbreitung und empfehlen sie allen unsern Lesern auf's dringendste.

2. Ein ebenso gemüthliches wie belehrendes Lebensbild aus dem sechszehnten Jahrhundert gewährt uns diese zweite Schrift, welche dem Andenken der Charitas Pirkheimer (1466—1532), Äbtissin des Clarissenklosters zu Nürnberg, gewidmet ist. Man kann das Büchlein füglich in zwei fast gleiche Abschnitte theilen, deren erster bis zur Reformation reicht, der zweite aber die Kämpfe, Leiden und Verfolgungen der Nonnen dieses Klosters während jener Unglücksperiode bis zum Lebensende der berühmten und standhaften Äbtissin schildert.

Das Kloster St. Clara stand bei den Nürnbergern in hohem Ansehen, so lange sie katholisch waren, und die Töchter der Patriciergeschlechter der Stadt liebten es, in diesem Kloster den Schleier zu nehmen, so daß es den Charakter einer wahren Zufluchtsstätte für die Familien Nürnbergs erhielt. Deßwegen konnten die Nonnen in der von Wilibald Pirkheimer 1529 ververfaßten Schutzschrift an den Rath mit Wahrheit sagen: „Wir sind doch keine Fremden, sondern alle Töchter eurer Mitbürger, in dieser Stadt geboren und erzogen, und großentheils durch Bande des Blutes und der Verwandtschaft mit euch verbunden.“ Der Verfasser hat sich viele Mühe gegeben, die Verwandtschaften zahlreicher Nonnen unter einander und mit den städtischen Familien, namentlich der Pirkheimer, zu erläutern. Wer von der Unwissenheit der mittelalterlichen Menschen fest überzeugt ist, wird sich wundern, hier einem ganzen Kloster zu begegnen, worin Kenntnisse und Bildung allen Nonnen gemein waren, wurden ja doch bei Tisch lateinische Bücher vorgelesen. Namentlich aber war Charitas selbst, einer gelehrten Familie entsprossen, eine hochgebildete Frau, die in häufigem Briefwechsel mit den gelehrtesten und berühmtesten Männern damaliger Zeit stand. Der Verfasser nimmt daraus Veranlassung, Auszüge aus vielen Briefen der Humanisten an Charitas, und dieser hinwieder an jene zu bringen. Man gewinnt damit ein ziemlich klares Bild des Verhältnisses jenes Nonnenklosters zur Außenwelt, was für den Forscher und für denjenigen seinen Werth hat, der sich um die charakteristische Signatur jener Zeiten interessirt. Indessen möchten wir bezweifeln, daß dieser erste Theil dem populären Zwecke, den die „Sammlung historischer Bildnisse“ sich setzen muß, genügend entspreche. Das Populäre hascht immer nach Handlung und nach Dramatischem; das aber gerade fehlt beinahe gänzlich für diese erste Lebensperiode der Charitas.

Um so reichlichere Entschädigung bietet dafür der zweite Theil. Wir begegnen hier einer einfachen Nonne, die mit bewundernswerther Festigkeit, Klarheit und Sicherheit des Blickes jahrelang den ganzen Anprall der Nürnberger Reformation aushielt, allen Lockungen, Drohungen und Einschüchterungen unerschütterliche Geduld entgegensetzte. Verschieden von ihrem berühmten Bruder Wilibald, der anfänglich den Reformationslärm mit Sympathie begrüßte, hatte Charitas mit Mißtrauen und großem Schmerze denselben wahrgenommen, und somit die lange Erfahrung wieder bestätigt, daß in religiösen und politischen Umwälzungen der einfache katholische Sinn es viel schneller und sicherer herausfühlt, als die Diplomatie, hohe Wissenschaftlichkeit und Paragraphenkunde, ob dieselben geeignet sind, vorhandene Übelstände, wie es immer vorgegeben wird, zu beseitigen, oder neues und unheilbares Wirrwar zu erzeugen. So hat das katholische Volk Frankreichs dem Grafen von Chambord entgegengejubelt, aber die „katholisch-liberalen“ Windbeutel glaubten es viel besser zu verstehen, wenn sie etwas von ihren konstitutionellen Pülverchen beimischten, und so ist es ihrer Weisheit gelungen, den Karren in die Sackgasse zu führen. — In Nürnberg hatten besonders zwei Männer: Spengler, „ein stolzer

(Raths-) Schreiber ohne alle Ehrbarkeit", und Osiander, „ein hochfärtiger Pfaffe ohne alle Erfahrenheit", die Stadt in die religiöse Umwälzung hineingetrieben; dabei leistete, wie es bei den Liberalen aller Zeiten Gebrauch war, ist und sein wird, viel Geschwätz über Freiheit, Gleichheit und öffentliches Wohl. seine Dienste.

Welcher Art diese Freiheit war, konnten die guten Nonnen im Kloster St. Clara alsbald verkosten. Zuerst kamen die Stadtweiber und verkündeten den Nonnen unter Schelten und Schimpfen, wie sie jetzt von der Kanzel gehört, daß ihr Stand ein „verdammlicher" sei, darinnen man nicht selig werden könne, die Nonnen „wären alle des Teufels". Im zweiten Aufzuge erschien der Rath 1524 mit dem Ansinnen, ihre altgewohnten Beichtväter, die Barfüßer, aufzugeben und unter die geistliche Aufsicht von Männern sich zu stellen, die dem Rathe genehm wären; es gab also damals schon ein Stück Maigesetze. Den Schwestern half es nichts, zu erklären, daß sie keine Lust verspürten, „aus dem ordentlichen Regiment der Väter und unter die Gewalt der wilden Pfaffen und ausgeloffen Mönch" zu gerathen; es half nichts, daß einige Nonnen, die ihre neuerungssüchtigen Väter oder Verwandten in der Stadt hatten, die beweglichsten und rührendsten Briefe an dieselben richteten. Charitas selbst schrieb ihrem Bruder, der damals schon von der Reformpartei sich losgemacht, in so lebhaftem Tone, daß sie darüber sich selbst entschuldigt: „Verzeih mir um Gotteswillen mein ungeschickt Schreiben. Du kennst mich wohl, ich bin eine grobe Baierin, darum habe ich eben geschrieben, wie es mir ums Herz ist." — Der Rath jedoch fand solche Bitten der Nonnen mit der „evangelischen Freiheit" unvereinbar, und nachdem er 1525 die unvermeidliche Komödie eines Religionsdisputes hatte aufführen lassen, wurde die alte Religion abdecretirt, den Nonnen ihre bisherigen Beichtväter genommen.

Der hochweise Rath hatte aber in „väterlicher Gunst-Sorge" noch andere Dinge für die Nonnen ausgedacht, indem er ihnen „einen hochgelehrten und köstlichen Prediger" in Herrn Poliander aus Würzburg aufzwang, damit sie auch wie die Stadt durch die Gnade des Evangeliums erleuchtet würden. Die Nonnen aber meinten, solche Apostaten „würden sie nichts lehren, als was sie selbst thun: daß wie dieselben Weiber, so sie Männer nehmen. Gott behüt uns!" Ein ehrenfester Rath läßt sich aber nichts einreden. Am 21. März 1525 predigten die Barfüßer zum letztenmal, lasen noch die heilige Messe und theilten die letzte Communion aus, denn von jetzt an mußten die Nonnen ohne Sakramente leben und ohne Wegzehrung sterben. Die „evangelische Freiheit" war groß in's Kraut geschossen. Tags darauf war Poliander da, doch nicht lange, denn bald wechselten ausgesprungene Karthäuser, der tobende Osiander u. A. mit einander ab, um die Nonnen mit Schreien, Fluchen und Wüthen anzupredigen und die Massen gegen sie aufzuregen, „daß man das gottlose Volk ganz austilgen, die Klöster zerreißen und die Nonnen mit Gewalt daraus zerren sollte, denn sie seien in einem verdammlichen Stand, Ketzer, Abgötter, Gotteslästerer und müßten ewig des Teufels sein." Wehe aber den Nonnen, welche nicht pünktlich bei der Predigt erschienen, denn Aufpasser waren bestellt mit dem Auftrag, zu sehen, ob dieselben nicht etwa Wolle in die Ohren stopften. Leider fehlt noch ein entsprechender Paragraph in den Kirchengesetzen des Reiches der Gottesfurcht und frommen Sitte, doch läßt sich hoffen, daß diesem dringenden Bedürfniß bald Abhülfe geleistet und ein neuer Stand von Ohrenguckern aufgestellt werde.

Zu all' dem bittern Leiden der Klosterfrauen trugen die bösen, von Osiander aufgeregten Weiber, darunter sogar Mütter einzelner Nonnen nicht das Wenigste bei durch häßliche Reden und Drohungen. Von ihnen schreibt Charitas, sie seien: „also bös und spitzig, daß sie gedacht, wenn sonst keine Pein in der Höll wär, denn solch böse Weiber, es sollt sich eins vor Sünden hüten, daß es nit zu ihnen käme; und wären die Weiber und die Prediger

nit, so wär ihre Sache nit so arg." — Der erfinderische Rath, der gerade um jene Zeit viel Muße gehabt zu haben scheint, weßhalb er sich so viele Mühe um die Klosterfrauen gab, schickte am 7. Juni wieder neue Beweise seiner väterlichen Fürsorge in das Kloster. Die Nonnen, hieß es, sollten zunächst ein Verzeichniß ihrer Einkünfte einreichen, dann müsse eine freiere Regel eingeführt werden, die Ordenstracht sei auch nicht in der Ordnung, sie müsse abgeschafft werden, dann tauge das vergitterte Redefenster nichts, es müsse ein Fenster sein, daß Jedermann die Nonnen ohne Zeugen sprechen könne, natürlich im Interesse der Herstellung einer besseren Ordenszucht; endlich meinte der hochweise Rath, jeder Nonne soll der Austritt gestattet und ein solcher Schritt mit „ziemlichem Leibgeding" bezahlt werden. Die muthige Charitas gab nach in allen Punkten, worin sie weichen zu dürfen glaubte, leistete aber entschlossenen Widerstand gegen die Zumuthung, das Kloster in ein offenes zu verwandeln.

Unerklärlich beinahe bleibt ein brutaler Zug der „bösen Weiber", wenn man nicht wüßte, bis zu welchem Grade die Reformation damals die Köpfe fanatisirte. Aus der früheren Darstellung ergibt sich, daß das Kloster bis vor kurzer Zeit auf freundschaftlichem, sogar sehr vertraulichem Fuß mit den meisten Familien Nürnbergs stand, namentlich mit jenen, aus welchen Töchter oder Verwandte daselbst eingetreten waren. Trotz dieses bisherigen Verhältnisses kamen am 11. Juni 1525 mit Erlaubniß des Rathes und mit obrigkeitlicher Begleitung drei Mütter an, um ihre Töchter mit roher Gewalt aus dem Kloster heraus zu reißen. Alles Bitten, Weinen und Jammern der armen Opfer war umsonst, wie „grimmige Wölfinnen" fielen die Frauen über ihre Töchter her, rissen ihnen die Ordenstracht vom Leibe und vier Personen mußten je eine davon schleppen, ja eine der Mütter schlug ihre Tochter, da sie des Wehklagens nicht satt wurde, mit solcher Gewalt auf den Mund, daß diese den ganzen Weg entlang blutete.

Über alle diese Verfolgungen hinein mußten die Nonnen vom Rathe noch den Vorwurf hören, sie hegten aufrührerische, vaterlandsverrätherische Pläne und ständen mit den revolutionären Bauern in Verbindung. Im Jahre 1873 jedoch setzt uns die Abgeschmacktheit dieser Anklage nicht in Erstaunen. Trotzdem hatte der Rath die freche Stirne, durch seine Deputirten dem Kaiser in's Antlitz zu läugnen, daß er die Katholiken verfolge. Auch diese Lüge ist 1873 für uns nicht neu. Dem Kloster von St. Clara aber gereicht es zu unvergänglichem Ruhme, daß unter diesen schweren und jahrelangen Verfolgungen eine einzige Nonne unter 52 schwach wurde und zum Austritte aus demselben sich verleiten ließ.

Wir können unsere Übersicht über das interessante Lebensbild der Charitas Pirkheimer nicht schließen, ohne eines freudigen Tages zu erwähnen, der an Weihnachten 1528 den vielgeprüften Nonnen zu Theil ward. An diesem Tage waren es 25 Jahre, seitdem Charitas Äbtissin geworden war, ein Ereigniß, welches das Kloster seit Menschengedenken mit keiner andern Äbtissin erfahren hatte. Das erheischte ein frohes Familienfest. Man kann nicht leicht etwas Naiveres und Gemüthlicheres finden, als die Beschreibung dieses Festes, worin eine der Nonnen, Katharina, die Nichte der Charitas, ihrem Vater Wilibald Pirkheimer von demselben Nachricht gibt. Schon längst hatten die Schwestern auf diesen Tag sich gefreut, der eine rechte „Hochzeit" werden sollte. Die Verwandten waren auch geladen; nur der alte „herzliebe" Vater Wilibald fehlte, weil er kränkelte, aber er hatte sein Silbergeschirr geschickt und ein Fäßlein Wein, denn vinum laetificat cor hominis. Zur Erhöhung des Festes hatte die Äbtissin für jede Schwester ganz heimlich ein Ringlein machen lassen, wofür sie viel Jahre Pfennig und Groschen zusammen gesammelt. „Herzlieber Vater, es war eine solche Freud unter uns, daß ichs nit kann ...en. Eine jegliche konnt kaum erwarten, bis es an sie kam, wir hätten

die Mutter schier erdrückt.“ Als es dann zu Tische ging, „ist kein sparer Wirt da gewest. Aber du hast ja das Best mit deinem guten Wein gethan. Die Mutter ließ einer jeglichen Schwester eine genugsame Pfründ einschenken, und über das ließ sie zu zweienmalen zugeben, daß eine jegliche möcht trinken, als viel sie wollt. Es ward zuletzt, da wir gessen hatten, ein Tanz daraus. Es tanzten die Alten sowohl als die Jungen. Apollonia Tucherin ist 57 Jahr in dem Kloster gewest, die zog mich auf, daß ich mit ihr mußt tanzen, und die Braut (Charitas) schlug auf einem Hackbrett. Es war der Tanz so groß, daß sie sprach: Lieben Kind, schont mir nur meine Tisch!“

Die Schwestern hatten diesen frohen Tag vollauf verdient, denn Vieles hatten sie ausgestanden, und Drückenderes noch stand bevor. Der städtische Rath hatte das Kloster auf den Aussterbeetat gesetzt; deßhalb sahen die Nonnen langsam zwar, aber sicher mit jedem Tag ihren Untergang näher rücken. Drei Äbtissinnen noch folgten der Charitas Pirkheimer nach; als endlich die dritte 1590 starb, hatte die letzte Stunde des Klosters geschlagen und eine der schönsten Zierden Nürnbergs verschwand unter den rohen Händen jener liberalen Partei, die zu allen Zeiten nur niederzureißen, niemals aufzubauen verstand. — Möge die „Sammlung historischer Bildnisse“ noch viele so zeitgemäße, belehrende und unterhaltende Nachfolger liefern, wie die beiden vorliegenden Schriften.

R. Bauer S. J.

Columbus, von **Reinhold Baumstark**, Kreisgerichtsrath in Constanz. Münster. Ad. Russell, 1873. 8⁰. 55 S.

Gott sei Dank sind die Zeiten nicht mehr, in denen „die Katholiken es vernachlässigten, die Ihrigen, und gerade die Besten unter den Ihrigen, sorgfältig kennen zu lernen, und die erkannte Wahrheit dem Gegner mit lautem und hellem Siegesruf in's Ohr zu donnern.“ (S. 2.) Einen Beweis dafür liefert vorliegende Lebensskizze des großen Entdeckers Christoph Columbus. Denn in wahrhaft gelungenen Zügen zeichnet uns der rühmlichst bekannte Verfasser den Sohn der „stolzen Genua“, so daß wir sogleich in ihm einen der Unserigen erkennen, einen Katholiken, den „die übernatürliche Macht des katholischen Glaubens befähigte, unter allen Stürmen eines drangsalvollen Lebens aufrecht zu bleiben, als ein ganzer Mann, im schönsten Sinne des Wortes.“ (S. 4.) Es war nicht die Absicht Baumstark's, uns Columbus' großartiges und anziehendes Lebensbild ganz bis in die kleinsten Theile hinein zu enthüllen; vielmehr wollte er nur zur Ermuthigung der hartbedrängten Katholiken unserer Tage den Helden des 15. Jahrhunderts als einen ächten, treuen und würdigen Sohn der katholischen Kirche darstellen.

Und in der That, der Verfasser hat es verstanden, die reichen Tugendblüthen, welche dem tiefgläubigen Sinne des Columbus entsproßten, zu einem Ehrenkranze zu winden, der mehr als alles Andere den großen Entdecker schätzen und lieben lehrt.

Kaum tritt Columbus aus der Dunkelheit seiner „Lehr- und Wanderjahre“ mit seinem kühnen Plane hervor, als wir auch schon sogleich mit der Haupttriebfeder desselben bekannt gemacht werden. Christoph hat sich keine andere Aufgabe vorgesteckt, als: „durch Entdeckung eines westlichen Seeweges nach der Ostküste des asiatischen Indiens die Ausbreitung der römisch-katholischen Kirche zu den Heiden in Asien, und mittelbar die Wiedereroberung des hl. Grabes zu ermöglichen.“ (S. 6.) Es stellen sich dem Unternehmen gewaltige Hindernisse entgegen; und „wieder ist es die Kirche, unter deren schützenden Fittigen Verdienst, Geistesgröße und Wissenschaft eine Zuflucht fand.“ (S. 9.) „Denn ein bescheidener Mönch“ des spanischen

Klosters Santa Maria de Rabida „war der Erste, der einen richtigen Blick in die Seele des Columbus that; er war auch in der Folge derjenige, durch dessen unermüdliche Thatkraft und Zähigkeit das beinahe aufgegebene Unternehmen mit all' seinem Ruhm, all' seinen Folgen, all' seinem Segen und Fluch der Krone Spanien vorbehalten ward." (S. 8 u. 9.)

In raschem Fluge eilt der Verfasser über die vier amerikanischen Reisen des Entdeckers weg und hebt „nur die Züge hervor, welche entscheidend sind für die Auffassung seines geistigen Wesens." (S. 14.) Wir sehen Columbus im Verkehr mit den Eingebornen, aber „keine Handlung schnöder Habsucht oder unnöthiger Grausamkeit befleckt seinen persönlichen Verkehr mit den armen Eingebornen." (S. 16.) Indessen scheut es unser Autor keineswegs, die Fehler zu berühren, von welchen leider auch Columbus nicht frei war. Er war ja ein Kind seiner Zeit und daher auch befangen in manchen verkehrten Rechtsanschauungen, besonders in Betreff der Sklaverei. Wie so viele Männer seiner Zeit, hielt er die „in Spanien namentlich im Gefolge der langjährigen Maurenkriege allgemein aufgekommene Sklaverei und den damit naturnothwendig verbundenen Sklavenhandel für eine sittlich und rechtlich zuläßige Sache; er wollte die Menschenfresser der Antillen zwar mild und christlich behandelt wissen, aber Sklaven sollten sie sein zum Heile ihrer eigenen Seelen." (S. 23.)

Auch wir beklagen sehr, daß Columbus „diesen schweren Irrthum seiner Zeit" theilte, möchten aber außer den von Baumstark angeführten Rechtfertigungsgründen hier auf das Urtheil Las Casas' aufmerksam machen, der in seiner Historia de las Indias fragt, wie man bei einem rauhen Seemanne und Krieger Klarheit suche in einem Punkte, über den selbst die größten Gelehrten seiner Zeit unklar waren. Ebenso wenig leugnet der Verfasser, daß sich in Columbus ein „gieriges Suchen und Jagen nach Gold" offenbare, bemerkt aber dabei treffend: „Das war das wahrhaft tragische Schicksal dieses Mannes, daß die gemeinen Eigenschaften und Beweggründe der Menschen ihn aus seiner idealen Höhe immer zu sich herunterzwangen." (S. 17.)

Nachdem wir uns kurz den Triumph seiner ersten Entdeckungsreise mitangesehen, führt uns der Verfasser in jene Periode, in welcher den großen Entdecker „bis zum Grabe fast ununterbrochen ein widriges Geschick verfolgt, oder vielmehr Gott ihm Trübsale in reichem Maße sendet, um ihn zu läutern und vorzubereiten für die ewige Glorie." (S. 20.) Die Trägheit und rohe Genußsucht seiner Untergebenen bereiten ihm tausend Schwierigkeiten. Von Seiten der Krone wird ihm Mißtrauen und Kälte zu Theil; eiserne Ketten sind der schließliche Lohn all seiner Anstrengungen. Doch Columbus ist Katholik, und als solcher versteht er die Widerwärtigkeiten zu tragen. „Seine fromme Seele beugte sich vor Gott, der ihm durch das Werkzeug der Souveräne diese Prüfung sandte; es war keine revolutionäre Ader in dem ganzen Manne." (S. 33.)

Und diese glaubensstarke Seele leuchtet uns auch aus dem dunkeln Lebensabende des Admirals entgegen. Die vierte und letzte Entdeckungsreise bietet wohl die ergreifendsten Züge. Kurz, aber wirklich rührend entwirft uns der Verfasser dieselben mit den Worten: „Es ist ein wehmüthig ergreifender Anblick, wie dieser schon am Rande des Grabes stehende Mann nochmals die reichen Kräfte seines Geistes zusammenfaßt, um vor seinem Tode sich der Menschheit noch so viel als möglich werthvoll und nützlich zu machen... Doch nur Drangsal und Enttäuschung sollten ihm auch auf dieser letzten Seefahrt, und zwar in reichster Fülle zu Theil werden." (S. 40.)

Allein nicht bloß dulden und schweigen kann Columbus, nein, er weiß auch zu seiner Zeit fest für die ihm verbürgten Rechte einzustehen. Beweis dafür der beharrliche Kampf, den er mit dem kalten und neidischen Ferdinand bis zum letzten Athemzuge führte, um die ihm so unwürdig und rück-

sichtslos entrissene Statthalterschaft von Indien seinem Sohne und Erben zu sichern.

Der Rückblick, worin der Verfasser in gedrängter Kürze das erhebende Bild des **katholischen** Columbus noch einmal vorführt, erscheint uns wirklich meisterhaft. Mit Recht ruft er am Schlusse dieses Rückblickes auf die ganze irdische Laufbahn des vielgeprüften See- und Glaubenshelden mit vollster Überzeugung aus:

„Er war ein ganzer Mann, weil er ein frommer Katholik war." (S. 55.)

Diese kurze Würdigung möge darthun, daß Baumstark's Columbus das Lob verdient, welches er allenthalben geerntet.

Nur auf Weniges möchten wir zum Schlusse aufmerksam machen. Baumstark ist der Ansicht, das Columbus' Verbindung mit Beatrice Enriquez von Cordova illegitim war. Diese Ansicht dürfte aber aus mehreren Gründen stark angezweifelt werden. Um nur einen dieser Gründe zu berühren, weisen wir auf Herrera hin, welcher (I, 1. 7.) dieses Verhältniß bespricht und einfachhin erklärt: Columbus habe sich vermählt.

Außerdem hätten wir es gerne gesehen, wenn der Verfasser mehr Stellen aus Columbus' Briefen, besonders aus der letera rarissima mitgetheilt hätte, die so rührend die Leiden des Helden und seine Geduld schildern. Die Broschüre wäre nicht zu stark geworden. Doch wird uns hierüber gewiß recht bald jener „namhafte katholische Gelehrte", der mit einem größern Werke über Columbus beschäftigt ist, viel Schätzenswerthes liefern. Unterdessen sei dem katholischen Volke dieß Schriftchen recht warm empfohlen, auf daß es sich in den Bedrängnissen unserer Zeit an dem Beispiele dieses echt katholischen Helden ermuthige und von ihm lerne, bis zum letzten Lebenshauche im engen Bunde mit der Kirche wacker sein Ziel zu erkämpfen.

W. P.

Miscellen.

Zur Schulfrage. Am 27. August d. J. wurde in der St. Josephs-Kathedrale von Columbus (Oh.) die zweite Diözesansynode dieses noch jungen Bisthums gefeiert. Zur Beantwortung mehrerer Fragen waren verschiedene Commissionen errichtet, deren Referate jüngst in dem in englischer Sprache erschienenen Berichte über die Synode mitgetheilt sind. Die vierte Frage bezog sich auf die confessionslosen Schulen und lautete: Sollen katholische Eltern, die ihre Kinder nicht in katholische Schulen schicken wollen, zu den heiligen Sacramenten der Buße und des Altars zugelassen werden? Die betreffende Commission antwortete: „Der heilige Stuhl und das Ordinariat der Diözese habe diese Frage entschieden verneint und nur jene Missionspfarreien auf dem Lande ausgenommen, in welchen die Errichtung einer katholischen Schule unmöglich sei; über diese Unmöglichkeit aber stehe die Entscheidung beim Ordinariat der Diözese und beim Pfarrer der betreffenden Gemeinde."

Zu dieser Antwort fügte aber die Commission noch eine Reihe von Erklärungen, die vom hochwürdigsten Bischof Sylv. Horton Rosencrans in allen Theilen bestätigt und approbirt wurden. Es sind folgende:

1. An jenen Orten, an welchen eine katholische Schule besteht, können katholische Eltern nicht mit gutem Gewissen ihre Kinder in nicht-katholische Schulen schicken.

2. Wo Schwestern die Mädchen unterrichten, kann man sich nicht damit entschuldigen, daß die Schule ungenügend sei. Die Erfahrung lehrt, daß junge Mädchen, die nicht unter der Leitung von Schwestern stehen, gegenwärtig zu sehr indifferenten Katholiken heranwachsen. In Betreff der Knaben von 15 bis 16 Jahren, welche wirklich den ihrer gesellschaftlichen Stellung entsprechenden höhern Grad der Bildung in den ihnen zu Gebote stehenden katholischen Schulen nicht sollten erreichen können, schlägt die Commission vor, denselben die Erlaubniß zum Besuch einer nicht antikatholischen Schule (d. h. einer solchen, in welcher sie nicht zum Lesen der [protestantischen] Bibel, zum Singen sectirerischer Lieder u. s. w. gezwungen werden) unter folgenden Bedingungen zu ertheilen:

a. Ihre Eltern sollen sie nicht eher in solche Schulen schicken, als bis sie in einer Prüfung vor dem Lehrer und dem Pfarrer dargethan haben, daß sie wirklich weiter vorangeschritten sind als ihre Mitschüler, und daß sie nicht in ihrer bisherigen Schule Fortschritte machen können, ohne die Zeit des Lehrers zum großen Nachtheile der anderen, zahlreicheren, weniger vorangeschrittenen Schüler ungebührlich in Anspruch zu nehmen.

b. Jeden Sonntag müssen diese Schüler dann, damit sie sich nicht ganz der Controle der Kirche entziehen, entweder im Katechismus, oder in einem für Kinder ihres Alters bestehenden katholischen Vereine erscheinen, so lange sie die akatholische Schule besuchen.

Unter diesen beiden Bedingungen kann es gestattet werden, daß solche Knaben eine nicht katholische Schule besuchen, bis etwa der Seelsorger eine höhere Schule errichtet hat; in diesem Falle gibt es keine Entschuldigung mehr.

3. Wo katholische Schulen bestehen — jeder Pfarrer muß aber dahin streben, eine solche in seiner Gemeinde zu haben — kann kein Kind zur ersten heiligen Communion zugelassen werden, wenn es nicht von frühester Jugend oder wenigstens von der Zeit der Publication dieses Diözesansynodalbeschlusses an die katholische Schule besucht hat. Doch gibt es von dieser Regel folgende Ausnahmen:

a. Wenn die Entfernung so groß ist, daß mit Rücksicht auf das Alter und die Gesundheit des Kindes der Besuch zur Unmöglichkeit wird;

b. wenn der Vater des Kindes Nichtkatholik ist und unter Androhung der Ehescheidung fordert, daß sein Kind die Staatsschule besuche; — in diesem Falle müssen wir das geringere Übel dulden und den Mißbrauch der väterlichen Gewalt zulassen, um das größere Übel der Trennung von Mann und Frau zu vermeiden. Die Mutter jedoch wird nicht zu den heiligen Sacramenten zugelassen, wenn sie nicht alle ihr zu Gebote stehenden Mittel anwendet, um ihr Kind in die katholische Schule zu bringen, und ihrem Seelsorger auf ihr Gewissen versichert, daß sie nur der Gewalt weiche. Die Aufrichtigkeit der Mutter wird erprobt durch die Treue, mit der sie ihr Kind in den Katechismusunterricht schickt, und durch das Interesse, das sie an der katholischen Schule an den Tag legt.

4. Weil der Besuch der katholischen Schule einen Theil der katholischen Erziehung ausmacht, so muß allen Jenen, welche eine Ehe mit Nichtkatholiken eingehen, eingeschärft werden, zu den Bedingungen für die Gestattung einer solchen Ehe gehöre

vor Allem, daß die aus diesen Ehen entsprossenden Kinder als Katholiken und in katholischen Schulen erzogen werden.

5. Solche Kinder, welche mit den katholischen Schulen unzufrieden sind, weil dieselben nicht vornehm oder gut genug für sie seien, sollen zu den heiligen Sacramenten nicht zugelassen werden, bis sie sich bessern.

In Europa dürfte es wohl Manche sogar unter den Katholiken geben, welche, wenn sie solche Bestimmungen lesen, über Priestertyrannei und hierarchische Herrschsucht u. dgl. schreien. Die amerikanischen Bischöfe und Priester haben keine Polizeigewalt zur Verfügung, um diese Beschlüsse in's Leben einzuführen; sie wissen, daß sich manche ihrer Pfarrkinder diesen Beschlüssen durch ihren Austritt aus der katholischen Kirche entziehen werden. Nicht Herrschsucht also kann das Motiv zu denselben sein, sondern nur die tiefinnerste Überzeugung von der Verderblichkeit und Schädlichkeit der confessionslosen Schule, wie sie in Amerika besteht und wie man sie in Deutschland einführen will.

Daß aber die Klage der Katholiken in den Vereinigten Staaten über Mangel an höheren Schulen nicht gegründet ist, geht daraus hervor, daß nach einer Notiz des Globus (1872. XXI. S. 96) von den „Colleges" oder höheren Lehranstalten je 40 den Methodisten und Baptisten, 35 den Presbyterianern, 15 den Congregationalisten, 14 den Episcopalen und 12 den Lutheranern gehören, dagegen die meisten, nämlich 53, in den Händen der Katholiken sind. Was aber die Töchterschulen betrifft, so ist die Diözesansynode noch mehr im Recht, wenn sie darauf dringt, daß die Mädchen von Schwestern unterrichtet und erzogen werden sollen; denn es grenzt geradezu an's Unglaubliche, welche Experimente in den nichtkatholischen Töchterschulen gemacht werden. Man denke nur, welche Bildung die Lehrerinnen selbst durchmachen müssen. In der Normalschule von Philadelphia, — und dasselbe ist in den andern Normalschulen des Landes der Fall — haben sechszehn bis achtzehnjährige Mädchen, die sich zum Lehrfach heranbilden, in jeder Woche 19, sage n e u n z e h n, Gegenstände nebeneinander zu studiren. Der Merkwürdigkeit wegen wollen wir sie anführen: Politische Geographie, physikalische Geographie, Grammatik, Rhetorik, Deklamation, Etymologie, Arithmetik, Algebra, Geometrie, praktische Meßkunst, Physik, Chemie, alte Geschichte, neue Geschichte, Verfassung der Vereinigten Staaten, Schönschreiben, Zeichnen, Pädagogik und die Praxis des Lehrfaches. Als ob diese aber noch nicht Gelegenheit genug hätten, verrückt zu werden, haben die „einflußreichsten Männer" von Boston im Januar 1872 eine Versammlung gehalten und beschlossen, die zukünftigen Lehrerinnen hätten nach Erwerbung guter Elementarkenntnisse noch folgende o b l i g a t o r i s c h e Lehrgänge durchzumachen: „1) Zeichnen, Geschichte, Grundlehren der Astronomie, Physiologie, Anatomie, Geschichte der englischen Literatur, eine oder zwei fremde Sprachen, nämlich Französisch und Deutsch. 2) Botanik, Zoologie, Chemie, Geographie, Grundzüge der Staatswissenschaft, Geschichte der fremden Sprachen, Latein, Italienisch, Spanisch. 3) Allgemeine Linguistik, Griechisch, einige orientalische Sprachen, Archäologie, Psychologie, speculative Philosophie, höhere Mathematik und ihr Verhältniß zu den physi-

kalischen Wissenschaften." Das ist wohl des Unsinns mehr als genug und läßt den Abscheu der Diözesansynode vor nichtkatholischen Töchterschulen, in denen derartig gebildete Monstra dociren, mehr als begründet erscheinen.

N. C.

Die Freimaurerei in Amerika. Am 25., 26. und 27. September d. J. hat die Großloge des nordamerikanischen Freistaates Pennsylvanien in Gegenwart von, wie man sagt, hunderttausend maurerischen Gästen ihren prachtvollen neuerbauten Tempel eingeweiht. Bereits im Jahre 1732 soll die erste Loge in Philadelphia gegründet worden und Benjamin Franklin der erste Meister vom Stuhl gewesen sein; nirgendwo aber hat der geheime Bund so große Fortschritte gemacht, als in der großen nordamerikanischen Republik. In den Vereinigten Staaten gibt es heute über 30 Großlogen und mehr Logen und Freimaurer, als auf der ganzen übrigen Erde; nirgendwo auch lassen es sich die Brüder so viel kosten, prachtvolle Logen und Tempel zu besitzen, als gerade in Amerika. Alle bisherigen Prachtbauten der Maurerei werden aber in Schatten gestellt durch den neuen Freimaurertempel in Philadelphia. Derselbe ist im Renaissancestil erbaut; durch den prachtvollen Thorweg gelangt man in die in dorischem Stil erbaute Haupthalle, welche 100 Fuß breit, aber 250 Fuß lang ist. Die Bibliothek, 30 Fuß hoch, 45 Fuß breit und 65 Fuß lang, wird von einer doppelten Säulenreihe geschmückt; die Bankethalle ebenso hoch und breit, aber fast doppelt so lang, zeigt mit Blumen, Früchten und Vögeln bemalte Wände und wird von 15 monumentalen Candelabern erleuchtet. Die große Logenhalle ist in korinthischem Stil ausgeführt, prachtvoll über alle Beschreibung; den Schmuck bilden die symbolischen Figuren der Freimaurerei. Außerdem finden sich noch in diesem großartigen Gebäude ein Kapitelzimmer in italienischem Renaissancestil, eine ägyptische Halle, nach Art der alten ägyptischen Tempel eingerichtet und verziert, eine normannische, eine jonische Halle, ein Saal der templerischen Comthure in gothischem Stil u. s. w. Über das ganze Gebäude ragt empor ein Thurm von 250 Fuß Höhe. Feuerfeste Gewölbe im Erdgeschoß verwahren die Archive und Kleinodien des Ordens. — Welche finanzielle Mittel der Freimaurerei zu Gebote stehen, mag man daraus ersehen, daß die Großloge von Pennsylvanien diesen Prachtbau in drei bis vier Jahren vollenden konnte, obgleich er nicht weniger als 1,400,000 Dollars, d. h. zwei Millionen Thaler, gekostet hat! (Nach der Illustr. Zeit. 27. Sept. 1873.)



